



3 100 142 887 R



DER QUERSCHNITT

Band 6/1

1926

KRAUS REPRINT

Nendeln / Liechtenstein

1970

3x
il
0643

DER
QUERSCHNITT

Band 6/1
1956

Reprinted by permission of Verlag Ullstein GmbH., Berlin
by

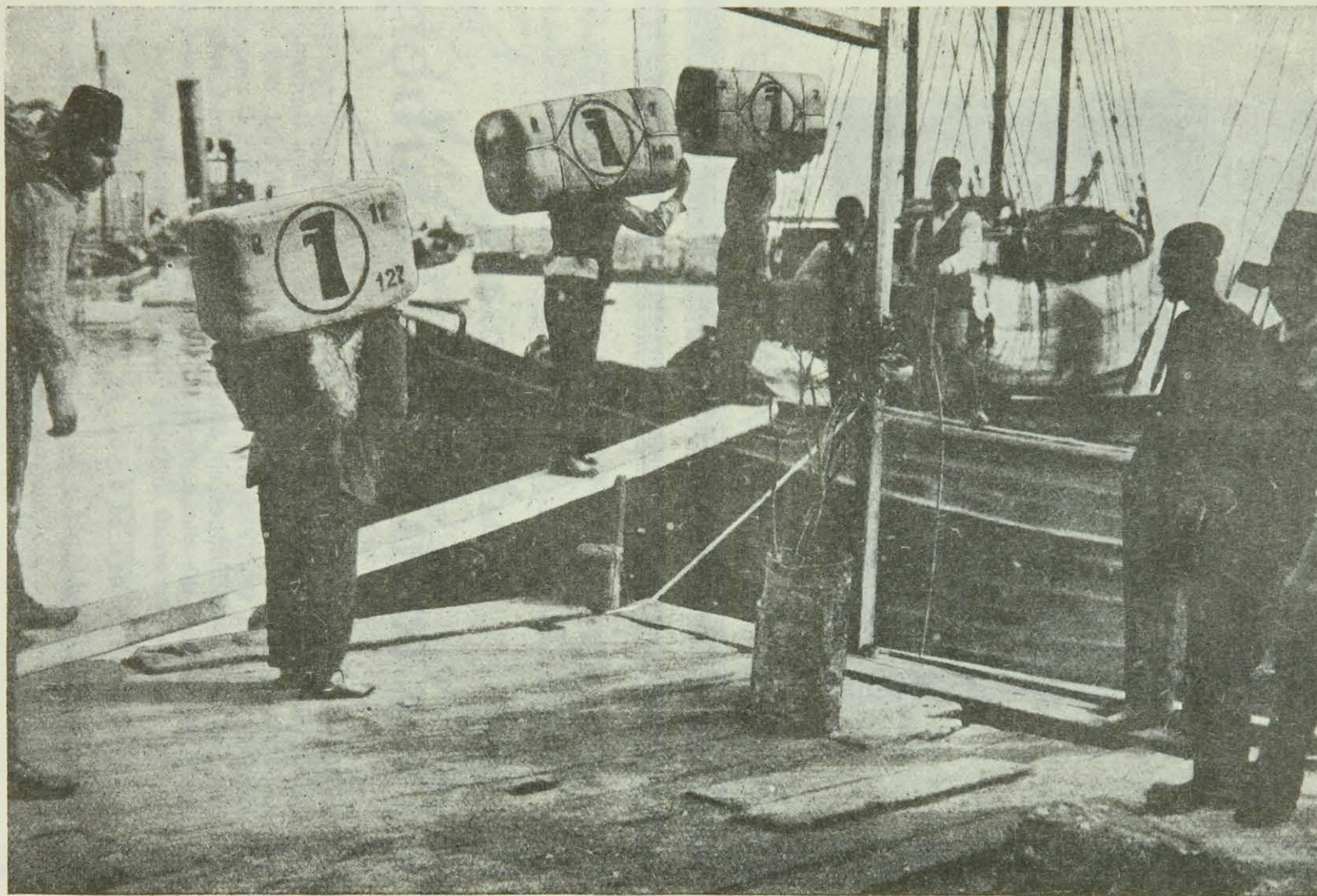
KRAUS REPRINT

A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED

Nendeln/Liechtenstein

1970

Printed in Germany

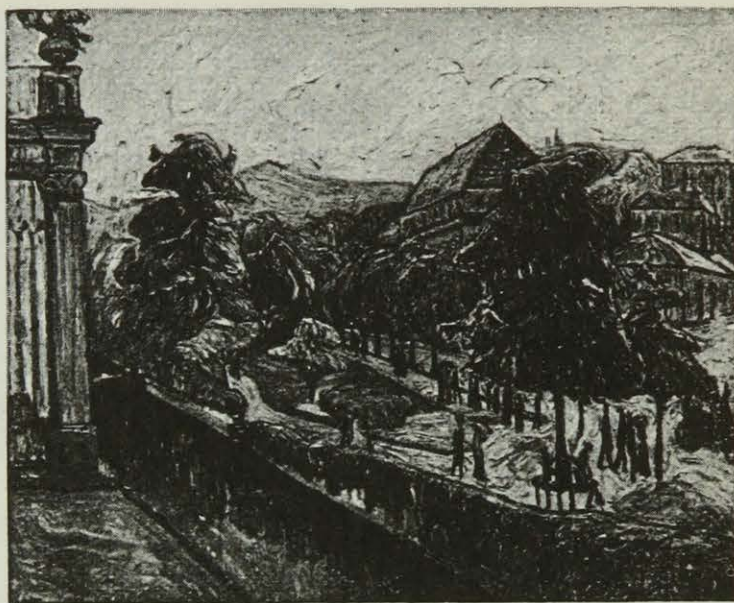


Verladung von Tabakballen für die REEMTSMA-CIGARETTEN

Die REEMTSMA A. G. ist die größte europäische Herstellerin von Qualitäts-Cigaretten. Sie kauft ihre hochwertigen Tabake unter Ausschluß des Zwischenhandels im Orient direkt von den Bauern und manipuliert sie in eigenen Depots.

GALERIE FERDINAND MÖLLER

POTSDAM • WOLLNERSTR. 14 • TELEFON: 3590



ZEITGENÖSSISCHE MALEREI • GRAPHIK • PLASTIK

WERKE VON TH. VON BROCKHUSEN †

DIE BUCHAUSGABE SOEBEN ERSCHIENEN!

Karl Zuckmayer

Der fröhliche Weinberg

Paul Fechter in seinem Gutachten: „Ich fühle mich verpflichtet, gerade dieses Stück und diesen Autor herauszuheben . . . In dem Ganzen steckt soviel saftige, lebendige und fröhliche Wirklichkeit, daß ich die Komödie . . . als Verheißung empfinde . . . In diesem Drama erlebt man mit kräftigem Behagen ein Stück der deutschen Welt und freut sich, daß dieses gerade die rheinische Welt ist, die hier einmal unromantisch und unliterarisch aus ihrer Wirklichkeit gestaltet ist.“

Broschiert M 2.50, in Halbleinen M 3.50

Aufführungen in Berlin, Leipzig, Frankfurt a. M., Düsseldorf, Mannheim,
Gera, Braunschweig

DER PROPYLÄEN-VERLAG / BERLIN

Der phantasievollste Erzähler

GAUTIER GESAMMELTE WERKE

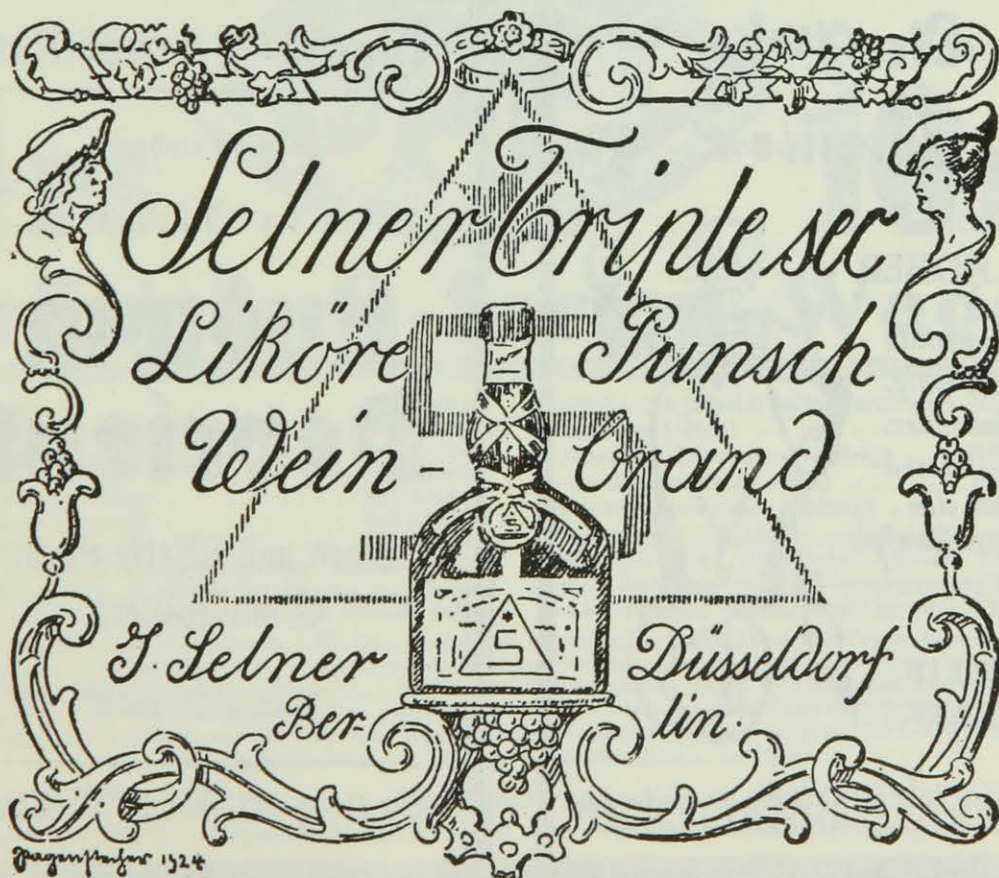
In einer köstlichen Taschenausgabe / Illustriert von Karl M. Schultheiß

Jeder Band
kartoniert 4.50 M, Leinen 6.50 M, Leder 13.- M

*Wer sich von der Unruhe unserer Tage befreien will, greife zu den
Werken dieses Meisters. Literatur.*

Das richtige Geschenk zum Wünschen und Geben. Der Querschnitt.

AVALUN-VERLAG / HELLERAU BEI DRESDEN



DIE
EINBANDDECKE
FÜR DEN
QUERSCHNITT
JAHRGANG 1925

IST

FERTIGGESTELLT
UND DURCH
JEDE BUCHHANDLUNG
ODER AUCH VOM VERLAG
ZU BEZIEHEN!



Ist doch kinderleicht!

1000 Worte Italienisch

Alle 14 Tage eine Lieferung für 30 Pfennig
Überall zu haben

*Die große
Nummer*

VON
A.H. KOBER

*Spannende
Schicksale,
Abenteuer,
Anekdoten
aus der
internationalen
Artistenwelt*

PREIS
2 MARK



ÜBERALL ERHÄLTlich!

Deutsche Lebensbilder

In Kürze erscheint

Georg Altman

**Ludwig
Devrient**

Leben und Werke eines
Schauspielers

Mit 8 Tafeln

Verlag Ullstein / Berlin

DAS KLASSISCHE BUCH ÜBER ITALIEN

Soeben erschien:

FERDINAND GREGOROVIVS

WANDERJAHRE IN ITALIEN

Mit 60 Bildtafeln nach zeitgenössischen Stichen

Neue, vollständ. u. ergänzte Ausgabe. Herausgeg. von Fritz Schillmann.
1200 S. in Dünndruck. In 1 Bande. In Gzlein. 20 M. In Gzpergam. 30 M.

★

Thomas Mann: Als Geschenk empfiehlt sich noch besonders die schöne Dünnpapierausgabe der »Wanderjahre in Italien«, die der Verlag Wolfgang Jess in Dresden soeben herausgebracht hat.

Hermann Hesse: Dies große Werk ist ein Meisterstück der Gelehrsamkeit und Darstellungskunde in der Blütezeit deutscher Wissenschaft.

Druck von Jakob Hegner in Hellerau

VERLAG VON WOLFGANG JESS / DRESDEN-A.1



4 PS 10 PS

Präzisions-Serien-Wagen

Zweisitzer	RM 3 600.—	Stadt-Coupé (5fache Ballonbereifung)	RM 7 950.—
Zweisitzer (Luxusausführung)	RM 3 700.—	Fünfsitzer (offen)	RM 7 950.—
Dreisitzer	RM 4 200.—	Innensteuer-Limousine (4 türig)	RM 9 000.—
Viersitzer	RM 4 300.—	Sechs-Siebensitzer (offen)	RM 8 450.—
Limousine (3 sitzig)	RM 4 800.—	Pullmann-Limousine (6 sitzig)	RM 9 600.—
Limousine (4 sitzig)	RM 4 950.—	Vierradbremse, 6 Stahlräder, sechsfache Ballonbereifung, Elektrisches Licht, Elektrische Anlasser, Elektrisches Signal, Stoßdämpfer, Scheibenwischer, Gepäckbrücke.	
Lieferwagen	RM 3 900.—	1 t-Lieferwagen-Gestell (fünff. bereift)	RM 5 950.—

Mehr als 20000 Besitzer sind mit ihren 4-PS-Opelwagen restl. zufrieden. Die Handhabung des Wagens ist so einf., daß fast 98% der Besitzer Selbstfahrer sind. Von der hervorr. Leistungsfähigkeit, Zuverlässigkeit u. Qualitätsarbeit geben zahlr. Anerkennungsschreib. Zeugnis, die tägl. einlauf. 54000, 68000, 74000 km haben unzähl. 4 PS hinter sich ohne nennenswerte Störung. Weit über 1000 Erstlingswagen der vorgeseh. Hunderttausendserie sind bereits im Verkehr. In den tägl. einlauf. zahlr. Zuschriften der Besitzer kommt die höchste Anerkennung u. Zufriedenheit über den neuen 10-PS-Typ zum Ausdruck.

Die Preise verstehen sich ab Werk Rüsselsheim am Main.

Adam Opel, Fahrräder- u. Motorwagen-Fabrik, Rüsselsheim a. M

Vertreter an allen Plätzen! — Lassen Sie, bitte, sich ausführl. Angebot u. Beschr. von dem nächsten Opelvertreter geben!

Galerien Flechtheim

DÜSSELDORF
KÖNIGSALLEE 34

BERLIN W 10
LÜTZOWUFER 13

IMPRESSIONISTEN

und Werke von

*de Fiori / George Grosz / Hofer
Levy / Nauen / Renée Sintenis*

von

*Braque / Chagall / Clarenbach / Derain
Edzard / Gris / Haller / Laurencin / Leger
Maillol / Matisse / Moll / Pascin / Picasso
Pinner / Purrmann / Rouault / Sterne
de Togores / Utrillo / de Vlaminck / Weiss
u. a.*

AUSSTELLUNGEN IM JANUAR

BERLIN: Henri Rousseau
DÜSSELDORF: E. R. Weiss

Flechtheim & Kahnweiler
FRANKFURT AM MAIN, Oberlindau 1

Richmodishaus
KÖLN, Richmodstraße 4

Galerie Simon
29, bis Rue d'Astorg PARIS VIII

Galerie Würthle
WIEN I, Weihburggasse 9

DER QUERSCHNITT

VI. Jahrgang

Heft 1

INHALTS - VERZEICHNIS

Eveline Pohl	<i>Flohtheater</i>
Benito Mussolini	<i>Die Duse</i>
Hermann Reich	<i>Urdrama – Urmimus – Weltmimus</i>
Franz Blei	<i>Bemerkungen zum Theater</i>
Egon Friedell	<i>Wie ich Regisseur war</i>
Siegfried Loewy	<i>Alfred Ritter von Sonnenthal</i>
Oskar Fischel	<i>2000 Jahre Einheit des Theaters</i>
Gabriele d'Annunzio	<i>Der Göttlichen Eleonora Duse</i>
Antoine	<i>Von Lessing bis Pinthus</i>
Otto Ernst Hesse	<i>Kritiken von Lessing bis Pinthus</i>
Xaver Terofal	<i>Prominente</i>
Arthur Sakheim	<i>Siebenunddreißigstes Stück meiner ungeschriebenen Dramaturgie</i>
Alfred Holzbock	<i>Die Galaoper</i>
Matheo Quinz	<i>Meerschweinchen-Theater</i>
Paul Hoffmann	<i>Max Reinhardts Beleuchtungskunst</i>
Franz Rapp	<i>Hundert Jahre deutsches Theater</i>
Alfred Flechtheim	<i>Gladiatoren</i>
Max Osborn	<i>Marionetten</i>
Guido Thielscher	<i>Der Preßkohlenmann</i>
Wilhelm Bernhard	<i>Der Untergang des Abendstückes oder das kommende Theater</i>

Bücher-Querschnitt / Marginalien

*Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln*

*

Das Titelbild gibt ein zeitgenössisches Bildnis Shakespeares wieder

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. – Verantwortlich für
die Anzeigen: Hans Scheffler, Biesenthal i. d. Mark

In Österreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich:
Ludwig Klinenberger, Wien

BÜCHER FÜR THEATERFREUNDE

Molière, Sämtliche Werke

Mit einer Einführung von Wilhelm Friedmann
Herausgegeben von Eugen Neresheimer

Auch verwöhnteste Ansprüche befriedigt diese Ausgabe von Molières Werken. Daß dieser deutsche Molière eine buchtechnisch hervorragende Leistung ist, steht fest. Das Werk erschien in einem schönen handlichen Oktavformat, der Druck erfolgte in einer eigens für diese Ausgabe gegossenen Didot-Antiqua.
Rheinisch-Westfälische Zeitung

6 BÄNDE

- I. Biograph. Einleitung, Die Eifersucht des Angeschmierten, Der fliegende Arzt, Die Laune des Verliebten, Die lächerlichen Preziösen, Der eingebildete Hahnrei.
- II. Don Garcia von Navarra, Die Mannerschule, Die Lästigen, Die Frauenschule, Die Kritik der Frauenschule.
- III. Die erzwungene Heirat, Die Fürstin von Elis, Tartuffe, Don Juan, Der Verliebte als Arzt.
- IV. Der Misanthrop, Der Arzt wider Willen, Melicerte, Das Komische Pastorale, Der Sizilianer, Amphitryo.
- V. Der Geizhals, Der Herr von Pourceaugnac, Die vornehmen Liebhaber, Der bürgerliche Edelmann.
- VI. Psyche, Scapins, Schelmenstreiche, Comtesse d'Escarbagnas, Die gelehrten Frauen, Der eingebildete Kranke.

6 Bände mit vielen Tafeln nach zeitgenössischen Stichen
In Halbleder M 72.—

Meisterlustspiele der Spanier

In freier deutscher Übertragung von Ludwig Fulda

Kleinode der Komödie, entzückende Schöpfungen aus der Glanzzeit der altspanischen Theaterdichtung bietet Ludwig Fulda in wundervoll geschliffener Fassung. In der Einleitung entwirft er ein farbiges Bild von der Blütezeit der spanischen Lustspieldramatik.

2 BÄNDE

- I. Lope de Vega, Die Liebesheuchler. Tirso de Molina, Die Rivalin ihrer selbst, Alarcon, Das Ehemänner-Examen.
- II. Calderon, Das Versteckspiel. Rojas, Die vertauschten Rollen. Moreto, Der Unwiderstehliche.

2 Bände mit 2 Bildnissen in Leinen M 20.—

DER PROPYLÄEN-VERLAG
BERLIN



Ernst Aufseeser

FLOHTHEATER

Von

EVELINE POHL

Im Restaurant Mut in Berlin, an der Ecke Neue Königstraße und Watzeckstraße, befindet sich die Börse einer der wichtigsten deutschen Kunstorganisationen: des Schaubudenbesitzer-Verbandes. Hier lernte ich Fräulein Eveline Pohl kennen, den bedeutendsten Flohimpresario und Flohlehrmeister der Welt. Namentlich ist Fräulein Pohl in der internationalen Kunstwelt als Schöpferin der weltbekannten Szene „La bascule“ — nach dem Gemälde von Hofmaler Fragonard aus dem Louvre-museum in Paris — bekannt, die seit einigen Jahren als Clou in sämtlichen prominenten Flohtheatern gespielt wird. Auch die übrigen von Fräulein Pohl geschaffenen Szenen, die sie ihren kleinen Schülern einübt, um sie damit in alle Weltteile auf Karriere zu schicken, beherrschen den Spielplan der bedeutendsten Theater. Auch hat Fräulein Pohl das Kostümwesen des Flohtheaters reformiert, sie ist, alles in allem gesagt, die Bahnbrecherin für den neuen Aufstieg dieser einzigartigen theatralischen Darbietungen. Ich lasse Fräulein Pohl selbst sprechen:

Ich bin die einzige Tochter Pollinis, des weltbekannten Cirque Pollini, der jahrelang unter der künstlerischen Leitung meines Vaters die Welt bereiste. Wie alle wahren Artisten stammt mein Vater aus Zwickau, ich selbst bin im Jahre 1885 auf der Dresdner Vogelwiese geboren. Meine Jugend verbrachte ich auf der Wanderschaft von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, und seit meinem dritten Jahr durfte ich meinem Vater bei der Ernährung unserer kleinen Künstler helfen. Damals schenkte mir mein Vater einen eigenen Floh, den ich großgezogen habe. Sie können sich also denken, daß ich von früh an mit Flöhen vertraut bin. Mein Vater starb,

als ich fünfzehn Jahr alt war, während eines Gastspiels in Palermo. Da sich meine Mutter meistens nur mit den Kassengeschäften befaßt hatte — selbstverständlich setzte auch sie, wie jeder in unserem Etablissement Beschäftigte, täglich einige unserer Künstler an —, fiel mir von da an die schwere Aufgabe der artistischen Leitung unseres Unternehmens zu. Damals war alles noch sehr primitiv; doch ich will Ihnen zuerst näheres über unsere kleinen Künstler selbst erzählen. Es ist ein Irrtum, wenn man annimmt, daß Hunde- oder Katzenflöhe zur Dressur geeignet sind. In Frage kommt nur ein wirklich echter, unverdorbenen Menschenfloh, der nach Möglichkeit von der Geburt an mit Menschenblut genährt in der Watteschachtel aufwächst. Auch ist es ein Irrtum, anzunehmen, daß künstlerisch erzogene Flöhe sich auf fremde Personen stürzen. Sie bleiben ihrem Regisseur treu ergeben. Uns beißt keiner. Bald erkennen unsere kleinen Künstler in uns ihren Freund und Erzieher. Ein regelmäßig genährter Floh will außerhalb der gewährten Mahlzeit nichts zu essen haben (alle drei Stunden, also achtmal am Tage). Die übrige Zeit hält er Ruhe und konzentriert sich nur auf seine künstlerische Produktion. Auch sind gut und regelmäßig genährte Flöhe nicht hüpfifreudig und bleiben gern im Engagement, was ja auch für ihre zweibeinigen Kollegen zutrifft. Nicht jeder Floh ist für die Öffentlichkeit geeignet. So gibt es zum Beispiel kleine Künstler, die, sobald sie das Rampenlicht betreten, Lampenfieber bekommen, indem sie sich einfach steif hinlegen; ohne das grelle Licht sind sie die begabtesten Künstler. Ist ein Floh zum Theater geboren, so wird er sofort spielfreudig, wenn man ihn auf die Bühne setzt, sofort beginnt er mit den Requisiten zu spielen und versucht einen Kollegen, den er gerade dort antrifft, zu verdrängen. Der Ehrgeiz unserer kleinen Künstler ist ein immenser. So hatte ich einmal einen Floh, Othello mit Namen, der keinen anderen an seine Bombenrolle heranließ. Wir hatten damals ein kleines Bettchen bauen lassen, in dem Othello die treulose Desdemona mit dem Liebhaber überrascht. Die Aufgabe Othellos war es, das kleine seidene Deckchen mit elegantem Sprung von den Liebenden wegzuziehen und dann mit einem kleinen Strohschwert den Liebhaber zu vertreiben und Desdemona zu töten. Mit der Zeit wurde Othello etwas schwerfällig, und der Sprung nach dem Deckbett gelang ihm erst beim zweiten oder dritten Anlauf. Dadurch wäre die Szene lächerlich und Othello zum älteren impotenten Ehemann umgefälscht worden. Ich war also gezwungen, die Rolle mit einer jüngeren Kraft zu besetzen. In der Schachtel wühlte sich Othello durch die Watte hindurch zu seinem Nachfolger und brachte ihn um. In der nächsten Vorstellung war ich gezwungen, den greisen Künstler selbst noch einmal auftreten zu lassen. Vergebens versuchte er seine Kräfte anzuspannen. Einige Tage später ersetzte ich ihn durch eine jüngere Kraft: Othello II. Unser alter Othello starb einige Tage später.

Ich besuche sehr oft das richtige Theater. Es gibt doch immer wieder Anregungen für meine Regietätigkeit; namentlich die farbenprächtige Inszenierung Reinhardts vom „Kreidekreis“ hat mich stark beeindruckt.

Ich arbeite jetzt daran, eine kleine chinesische Szene auszudenken. Von einem Schauspieler wie Curt Bois werde ich immer wieder auf neue Ideen gebracht. Die modernen Dramen von Brecht, Bronnen usw. sagen mir nicht zu. Inzest ist kein Problem für meine Flöhe und in der dramatischen Wirkung absolut uninteressant.

Ein besonderer Faktor, den jeder Einüber von Kunstdarbietungen ernsthaft erwägen müßte, ist, ob die physischen Kräfte für die zugemutete Leistung ausreichen. Ein Floh hebt oder zieht ohne Mühe das Achtzigfache seines Gewichtes und wird, wenn man ihm mehr zumutet, absolut versagen, dies trifft auch bei Schauspielern zu, und selbst kräftige Leute, wie z. B. Heinrich George, können über dieses physische Gesetz nicht hinüber. Nur mein Floh Herkules IV. machte einmal eine Ausnahme. Man kann von ihm geradezu sagen, daß er Karriere gemacht hat; ich verkaufte ihn an Miß Broydowski, die ihn lange Zeit gemanagt hat. Einmal entwischte er ihr doch bei einer Produktion, und sie sah sich gezwungen, die Polizei zu Hilfe zu rufen, damit keiner der Besucher untersucht mit Herkules das Zelt verlassen könne; trotzdem blieb Herkules verschwunden, und Miß Broydowski trauert ihm noch heute nach. Es war ihre beste Kraft, ihr erster Held.

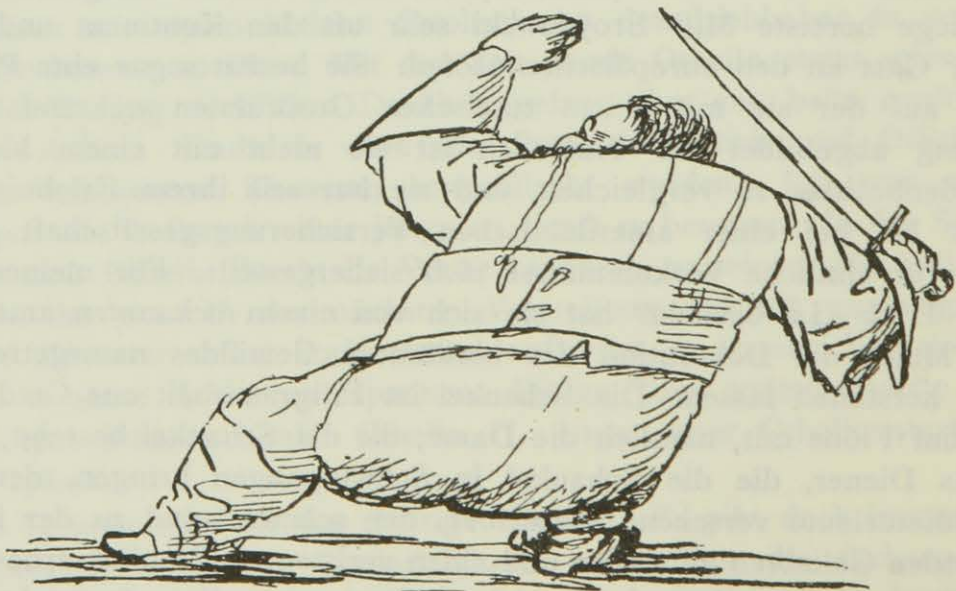
Früher bestanden die Kostüme nur aus kleinen Fetzen verschiedenfarbigen Kreppapiers. Auch wir sind mehr zur Ausstattung übergegangen, kleine Seidenkostüme, kunstvolle Wägelchen und zierlich gemalte Dekorationen prunken heute auf unsern kleinen weißen Bühnen. Wenn James Klein einen Vorhang aus echtem Chinchilla anpreist, wenn Eric Charell in seiner Revue Gedichte aus Federn und Schmuck ausdenkt, so ist das noch gar nichts gegen Miß Broydowski, die in ihrem Theater Karossen aus echtem Gold verwendet und den oben erwähnten Herkules IV. sich mit einer echten Perle produzieren ließ. Ihr Unternehmen hat denn auch berechtigterweise Weltruf, sie hat sich mit größtem Erfolg vor hohen und höchsten Herrschaften produziert und wurde nicht umsonst von der Artistenakademie in Toronto (Kanada) mit dem Professortitel geehrt. Vor dem Kriege bereiste Miß Broydowski sehr oft den Kontinent und war ständiger Gast an den europäischen Höfen. Sie besitzt sogar eine Photographie, auf der sie mit einem russischen Großfürsten während einer Vorstellung abgebildet ist. Natürlich ist sie nicht mit einem kleinen Schaubudenbesitzer zu vergleichen, und sie hat seit ihrem Erlebnis mit Herkules IV. bei einer amerikanischen Versicherungsgesellschaft hohe Summen für ähnliche Vorkommnisse sich sichergestellt. Für meinen berühmten Trick „La bascule“ hat sie sich von einem bekannten amerikanischen Maler die Dekoration des berühmten Gemäldes naturgetreu in Miniatur herstellen lassen. Die Schaukel ist Filigranarbeit aus Gold. Es wirken fünf Flöhe mit, nämlich die Dame, die die Schaukel besteigt, zwei Flöhe als Diener, die die Schaukel in Schwingungen bringen, der mit einer Miniaturlaute versehene Liebhaber, der schmeichelnd zu der hochschaukelnden Geliebten aufschaut und einen verbotenen Einblick erhaschen will, und ein Pierrot, der wie rasend im Kreise um diese Szene herum-

tollt. Hierzu lasse ich eine leichte Mozartsche Musik spielen und habe die erklärenden Worte in Verse bringen lassen.

Es ist nicht wahr, daß die Flöhe zur Dressur in kleine, feine Drahtgestelle eingespannt werden, es ist vielmehr nötig — und das ist die Kunst der Flohregie —, die Individualität des einzelnen richtig zu erkennen und auszunützen und unbegabte rechtzeitig auszumerzen. Für jeden begabten Floh gibt es immer eine Rolle, die ihm besonders liegt. Wird ihm die richtige Rolle zugeteilt und mit Geduld einstudiert, so ist kein Zweifel mehr am Erfolg.

Die Wichtigkeit meiner kleinen Künstler dokumentiert am besten die Tatsache, daß Baron Rothschild in Frankfurt sich eine Flohsammlung angelegt hat, für die er sogar eigene Expeditionen ausgerüstet hat. Diese Sammlung umfaßt Tausende von Arten. Von Schauspielern kann man freilich auch durch Grammophonplatten einzelnes aufbewahren, aber wieviel interessanter sind die Variationen des Flohes.

Ich glaube, daß wir mit einem großen Aufschwung des Flohtheaters zu rechnen haben, um so mehr als wir nicht von Bühnenaufbauern abhängig sind und unsere Wirkung mehr durch eine sketchartige Folge von amüsanten Bildern erzielen. Wir haben also eigentlich das Genre der Revue geschaffen, zu dem das Theater mehr und mehr hinneigt. Problemlos wollen wir nur Kunst bieten. Es hängt einzig davon ab, daß sich große Optiker endlich einmal unserer Sache annehmen. Sobald wir die richtigen Operngucker haben, die unser Miniaturbild genügend vergrößern, werden wir alles am Theater bisher Dagewesene schlagen und dem Flohtheater den Platz erzwingen, der ihm in der Reihe der Kunstdarbietungen gebührt. Der Fortschritt ist unverkennbar. Es wird dann auch die Möglichkeit einer Kombination zwischen Sprechbühne und Flohtheater zu erwägen sein, indem wir die Sprechpartien durch prominente Künstler hersagen lassen. Allerdings ließen sich auch diese durch Grammophonplatten ersetzen. Nur unser kleiner Künstler, der Floh, bleibt unersetzlich.



Devrient als Falstaff

D I E D U S E

Von

BENITO MUSSOLINI

Seit Rossi und Salvini hatte sich die große Schauspielkunst verflüchtigt, und nur Epigonen blieben auf dem Plan, die durch Gesten das zu ersetzen suchten, was ehemals auf der Bühne Leben und Wahrheit war. Einzig und allein der Duse war es beschieden, die große Tradition wieder aufleben zu lassen, die Duse, deren Kunst als Tradition weiterleben wird, obwohl die Schauspielkunst nur durch lebendige Präsenz dokumentiert werden kann.

Mit der Macht des Elementaren erschütterte die Duse auch die Gefühllosesten und Sprödesten. Sie war das wohlgestimmte Instrument, durch das die Liebe und das Leid der Welt erklang. Durch ihre Darstellung wurde alle Erscheinung gedrängter, intensiver, eindeutiger. Sie gab uns eine Poesie, deren Formen aufs Leben zurückwirkten. In ihr war die melodische Süße und Melancholie unseres Volkes und unserer landschaftlichen Natur verkörpert. Sie war ein reiner und hehrer Ausdruck des italischen Wesens.

An der Erkenntnis der Tragik leidend, die allem Geschehen vorausgeht und folgt, läuterte sie das große Weltenleid durch Kunst. Dort, wo die Pause der Verzweiflung wie ein offener Abgrund droht, fand sie noch erlösende Worte. So schwer hat sie am Leid getragen, daß sie uns allen ertragen half. Ihre Kunst bändigte den wilden Schmerz und die Verzweiflung. Ihr gebührt Bewunderung und Dankbarkeit.

Wer wird heute ihr Vermächtnis aufnehmen? Auch die Kunst verlangt Hingabe bis aufs Letzte, liebende Hingabe und Opferung.

Die Duse hat sich der Kunst sakral geopfert. Sie hat uns viel Trost gespendet, sie hat unser Leid gelindert. Durch ihre Kunst wurde unser heiliges Land wieder geheiligt. Durch ihre Kunst ist Italien schöner und größer geworden. Der Tod hat sie uns entrissen. Aber in unseren Herzen lebt sie unsterblich weiter.

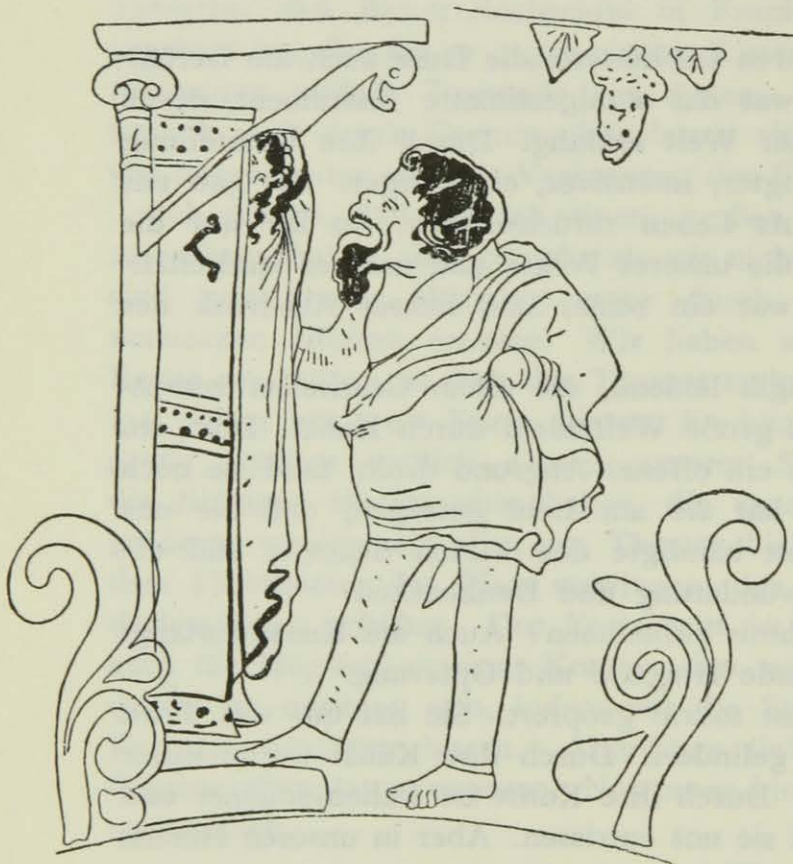
URDRAMA — URMIMUS — WELTMIMUS

Von

HERMANN REICH

Kein Geringerer als Aristoteles, dessen ästhetische Auffassungen noch für unseren Lessing den Wert von Gesetzen hatten, führte zuerst den Mimus in die Betrachtungen der antiken Poetik und Ästhetik ein, während in der modernen der Mimus bis auf unsere Tage verschollen und vergessen blieb. Des Aristoteles Schüler Theophrast gab dann die erste Definition des Mimus als einer Mimesis, d. h. Nachahmung des Lebens, und zwar mit allen seinen Flecken. Vor Aristoteles und Theophrast steht Plato. Er verbrannte seine Tragödien, die er als Jüngling gedichtet, und

wandte sich zu Sokrates und zum Mimus. Aus Kräften des Mimus hat er das eindringlich-lebensvolle Bild des Sokrates gestaltet. Sein Dialog „Euthydem“ ist ein lachender, elementarer Mimus, ein philosophisches Kasperlespiel. Sein „Symposion“ dagegen, das mimische Gespräch über die Liebe, steigt vom Mimus zum Mysterium auf. Plato, der Prophet, empfand vorausschauend, daß nach dem hellenischen Weltkriege ein neues Weltgefühl und eine neue Weltära heraufkam — die Ära Alexanders des Großen und der römischen Cäsaren. Für sie schuf er seine Politeia, seinen Zukunftsstaat, aus dem er das klassische Drama, besonders die



Mimische Liebesszene vor der Haustüre
Aus Plautus, Komödien (Propyläen-Verlag)

Tragödie, verbannte und an deren Stelle den Mimus setzte, allerdings den philosophischen. Plato hat recht behalten; die neue Weltära gehörte wirklich dem Mimus, aber nicht dem Urmimus, nicht den kleinen mimischen Szenen eines Sophron, die noch Platos Vorbild sind, sondern dem großen Bühnenmimus des griechisch-römischen Weltreiches und seinem Klassiker Philistion, dem Shakespeare der Antike, dem die Weltstädte zujauchzten von Babylon, Alexandria und Byzanz bis Rom, Paris und London, dem Gesandten des Dionysos, der die arme Welt mit dem Jubel und Lachen seiner Mimen und Clowns erlösen sollte.

Dieser Bühnenmimus ist in allem der Gegensatz zum

klassischen Drama. Er hat weder Kothurn noch Maske. Der Mime zeigt das moderne wechselnde Mienenspiel und die Kleidung des Alltags, nur der Clown trägt den bunten, aus hundert Flickern zusammengesetzten Harlekinsrock, den Centunculus. Neben dem Mimen steht die Mimin, neben dem Archimimus die Archimima, während die Tragödie nur männliche Schauspieler kannte. Es ist keine Rede mehr von den klassischen drei Einheiten. Schnell wechselt Raum und Zeit. Es gibt keine rationelle Fabel. In bunten Szenen rauscht das Leben vorüber. Oft sehr irrational, phantastisch, romantisch, immer grotesk; dazu Couplets, Musik und Tanz und Liebe und Liebesraserei trotz Giftmischerei, Mord und Totschlag, Räuberwesen, Gericht und Hochgericht und Kreuzigung, der Jubel der Clowns und

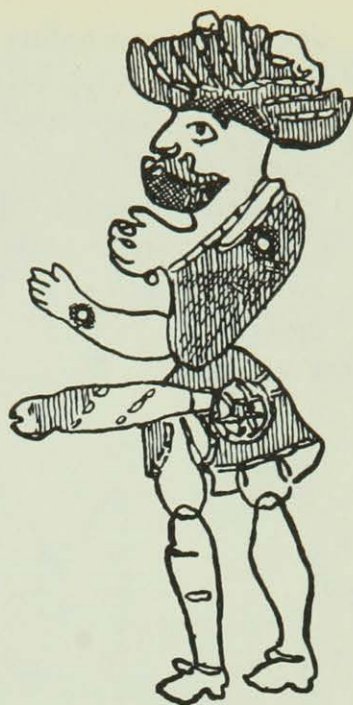
der Hanswürste. Dazu philosophische Weisheit und siegreich jubelnde Weltüberwindung, der Narr als der einzig Weise.

Neue Weltära beginnt auch heute wieder, nach dem europäischen Weltkrieg, da auch ohne äußere Weltrevolution die ganze Welt revolutioniert ist. Wer aber deutet die Zeichen der Zeit und der Zukunft? Wer gibt die neuen Bilder der Welt? Soll das wieder der Mimus tun wie damals? Der neue Mimus? Der Mimus des Propheten Dionysos? Die viele Jahrhunderte währende Renaissance des klassischen Dramas der Antike ist abgeschlossen und abgetan, heute leben wir theatergeschichtlich, aber auch weltgeschichtlich gesehen in der Zeit der Renaissance des Mimus.

Die Neuentdeckung des antiken Mimus ist begründet in meinem Werke „Der Mimus“, dessen I. und II. Band vor 23 Jahren bei Weidmann in Berlin 1902 herauskam, und in den zahlreich sich anschließenden Büchern, Abhandlungen, Besprechungen und Diskussionen

vieler Gelehrten von Genie und Ruf, von Wilhelm Wundt, dem verstorbenen Leipziger Philosophen, bis Georg Brandes und Benedetto Croce. Was ist es nun mit dem Mimus, seiner Art und Wirkung und seiner vieltausendjährigen Geschichte? Das von Grund auf zu begreifen, müssen wir einkehren in die Urzeit und Urreligion der Menschheit und zu ihrem heiligen Geheimnis.

Denn die mimischen Uranfänge liegen weit vor Homer, weit vor der Existenz der hehren, olympischen Götter. Von den ewig heiteren Höhen des Olymp müssen wir hinabsteigen in die Niederung. Auf Waldwiesen und öden Halden, im Ährenfeld, in Busch und Kluft hausen die Elementargeister, die niederen Dämonen, unter ihnen die Geister des Wachstums und der Fülle ewig neugebärender Natur, die Dämonen der Vegetation, die Urgötter des hellenischen Bauerntums wie des Bauerntums der ganzen Erde. Auf alten korinthischen Vasen tauchen sie zuerst vor uns auf, sie tragen den dicken Bauch und den breiten Podex als Zeichen der Fülle und



Karagöz, der Mime im türkischen Schattenspiel



Sëmar, die lustige Person im javanischen Puppenspiel

den riesigen Phallus als Symbol der männlichen, lebensschaffenden Kraft. Dieses Symbol trägt aber auch der Schauspieler im Mimus und vor allem der mimische Clown. Er trug es auch im Theatermimus der römischen Kaiserzeit und selbst noch auf der mittelalterlichen Bühne von Byzanz; selbst heute noch trägt es der türkische Clown Karagöz als Nachkomme des griechisch-byzantinischen Mimus und ebenso der javanische Narr Semar.

Der griechische Mime ist eben uranfänglich ein Elementargeist wie die gleichfalls phallischen Satyrn und Silene im Gefolge des Dionysos, seine Vettern und Verwandten. Ursprünglich war Dionysos selber nur einer



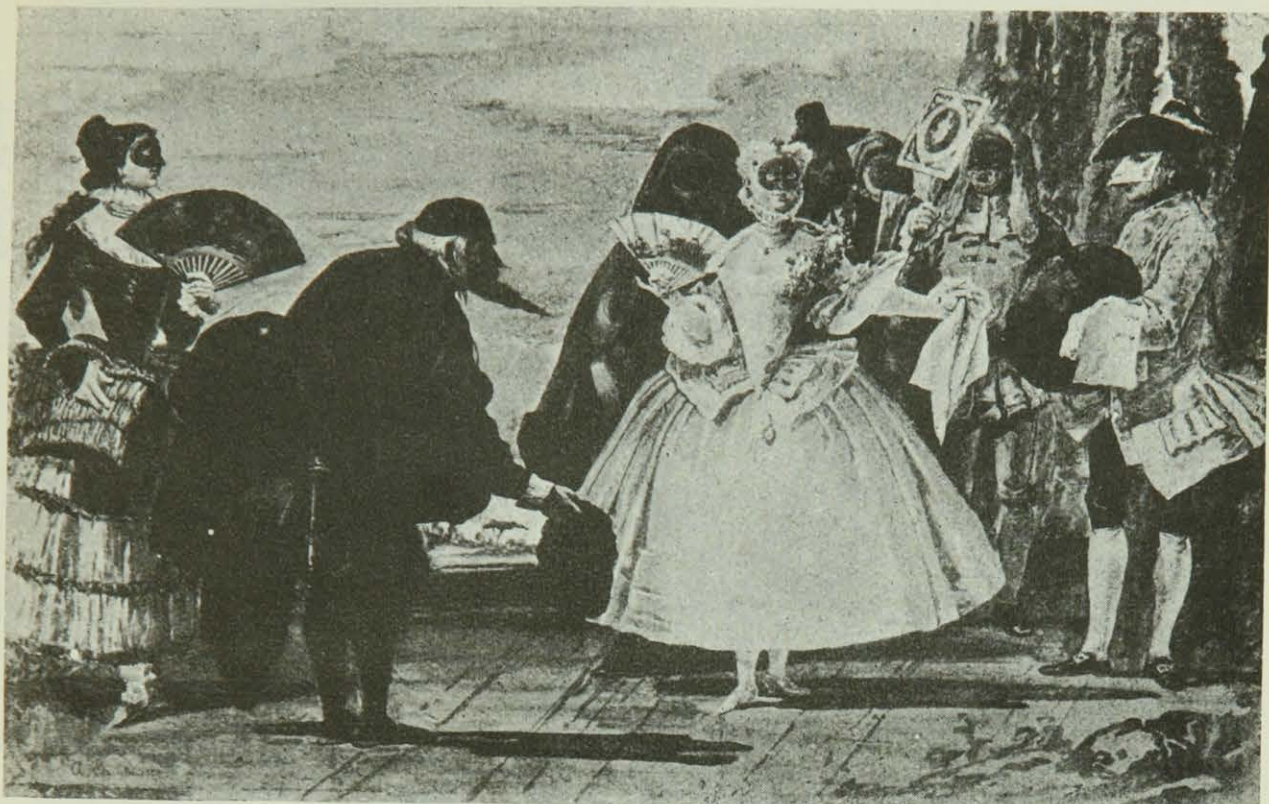
Clown aus dem italischen Mimus, dem Phlyax

aus der Schar dieser Fruchtbarkeitsdämonen, Dionysos, der Stier. Erst im Laufe der Jahrhunderte erhöht er sich zum großen idealen Gotte, zum Führer der Geister und der Seelen, zum Herrn aller Prophetie, Mystik und Magie und aller okkulten Kräfte, auch zum Herrn des Dramas und des Theaters. Wenn der Mimograph und der dramatische Dichter sowie der Mime oder Clown es wagt, auf dem Theater ein Bild des Lebens und der Welt zu gestalten, so liegt auch hierin dionysische Magie und Zauberkunst und Kraft uraltester Mysterienreligion, Urreligion, die zu Weltreligion wurde, wie der Mimus zum Weltmimus ward.

Die Clowns des Mimus haben das lebensfrohe, antike Wesen, haben ihren Herrn Dionysos gegen das andrängende asketische Christentum bis zuletzt tapfer verteidigt. Aber die Kirche verstand keinen Spaß. Sie stieß Dionysos, den Herrn des Mimus, hinunter in die Hölle und ver-

teufelte den Clown. Und wenn später im mittelalterlichen Mysterium der mimische Narr den Teufel darstellte, spielte er ganz ungeniert sich selber und machte so den Teufel zum Hanswurst. Das Mittelalter kennt nur Mimus und Mysterium. Mit der Renaissance wird das verschollene klassische Drama wieder entdeckt. Aus Mimus und klassischem Drama schafft Shakespeare das neue romantische Drama. Goethe verschmilzt dann im „Faust“ klassisches Drama, Mimus und Mysterium und schafft so intuitiv die große Form des Dramas der Zukunft, in dem er dem alten dämonischen Narren aus dem Mimus im Clown Teufel, Mephisto, einen Ehrenplatz anweist.

Heute aber leben wir schon mitten in der Renaissance des Mimus. Die große Revolution auf allen Theatern der Welt ist in Bewegung. Aber



Vicenza, Villa Valmarana
Tiepolo, Freskogemälde. Italienische Komödie des 18. Jahrhunderts



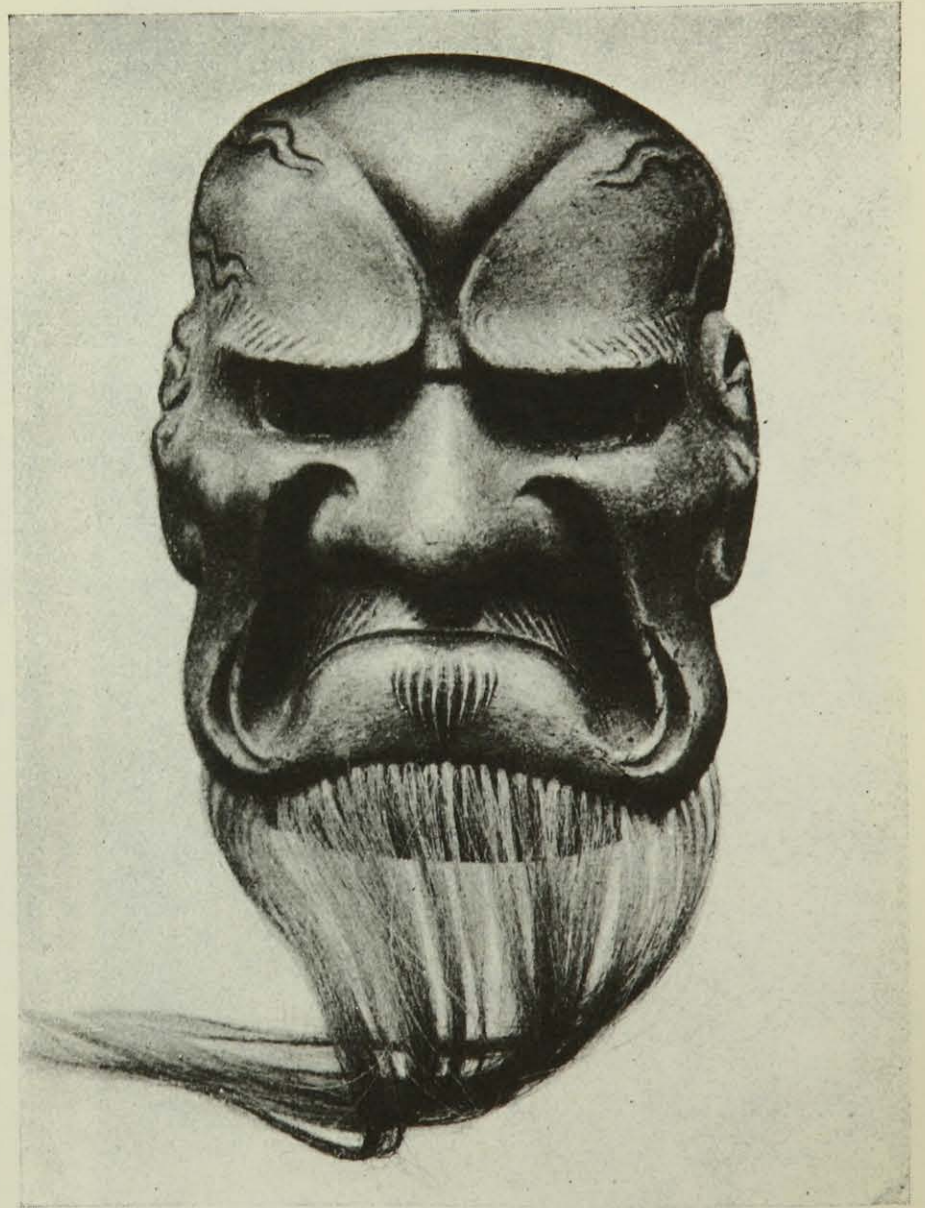
Der Dichter Menander mit seinen Masken und der Muse

Rom, Lateran

Japanische No-Masken



Shishiguchi-(Löwenmaul-)Maske von Shakuruzu



Beshimi akujo (dämonischer böser Alter)-Maske

Nach Fr. Perzynski, Japanische Masken (Verlag de Gruyter, Berlin)



Mario Delli Colli, der jüngste Schauspieler des Bragaglia-Theaters in Rom



Eleonore Duse als „Francesca da Rimini“



Der chinesische Komiker Li-pai-sui (rechts). Theater in Peking

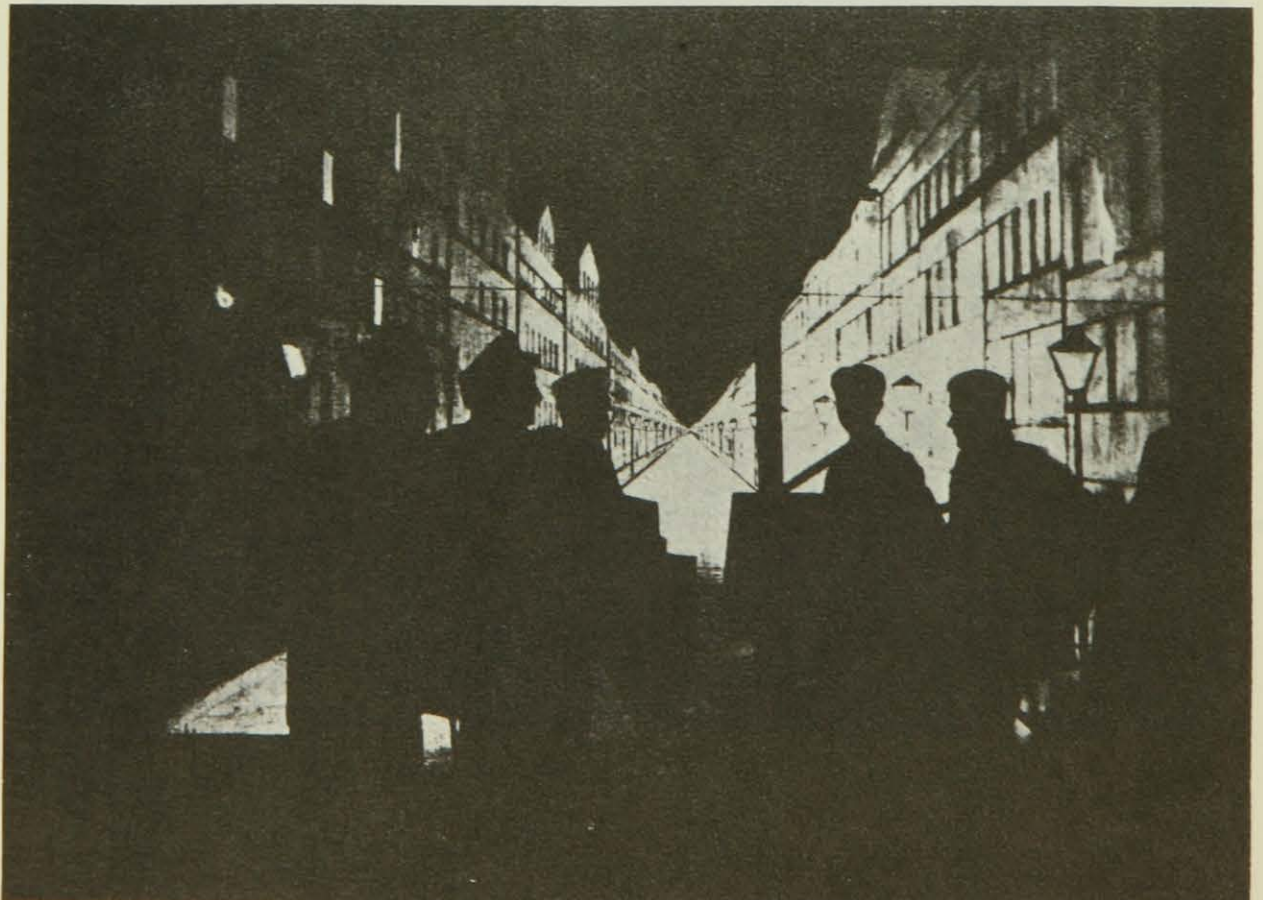


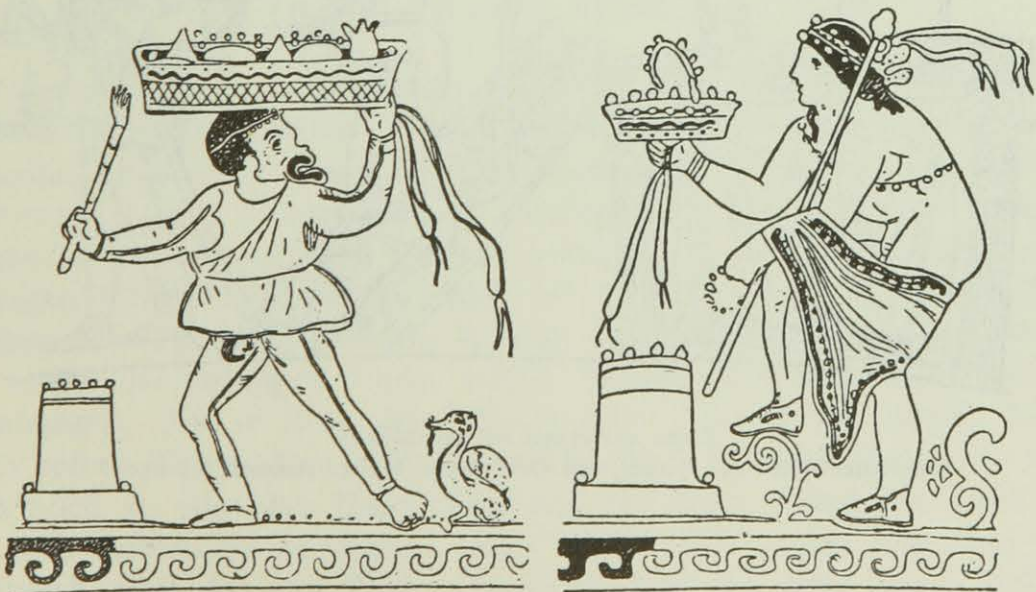
Photo Graudenz

„Die Straße“ aus der Aufführung von Ernst Tollers „Hinkemann“ im Berliner Residenztheater.



Circe und Odysseus.
Daneben Webstuhl und Gefährte des Odysseus zum Schwein verzaubert

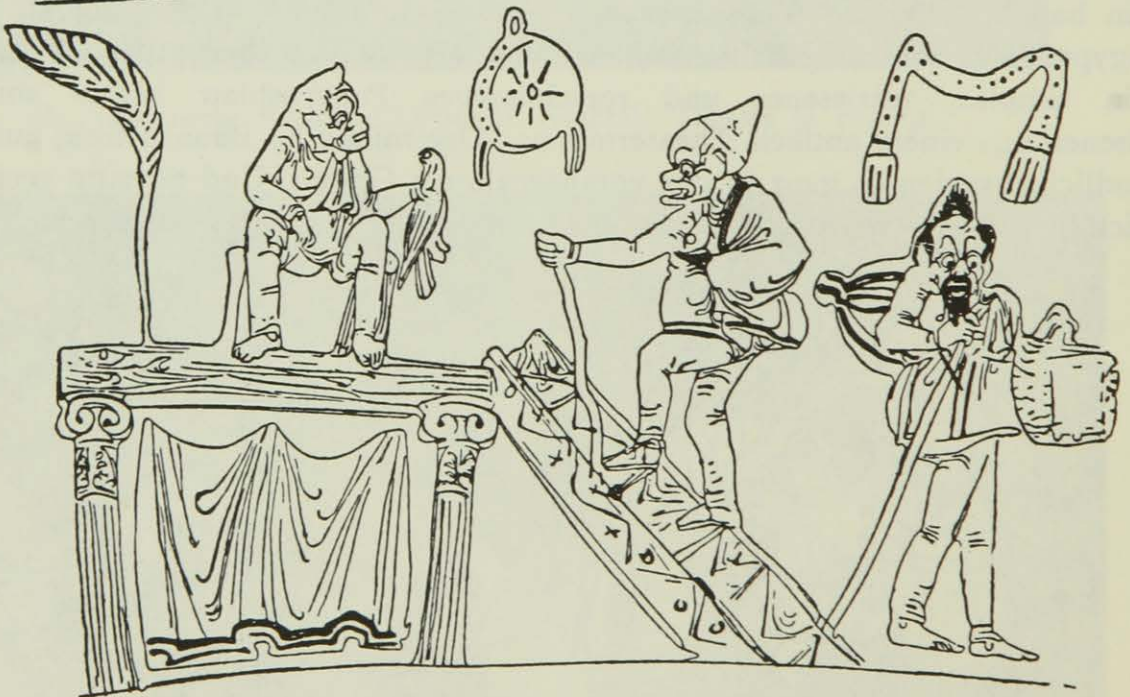
alle Dichter, Dramatiker, Schauspieler, Regisseure, Theaterleiter, Dramaturgen, Ästhetiker, Philosophen, Philologen, die auf dem neuen Mimuswege gehen und der Welt den neuen Mimus schaffen wollen, stützen sich dabei nur auf meine in der mühsamen, kritischen und synthetischen Arbeit eines Jahrzehnts gewonnene Rekonstruktion des antiken Bühnenmimus. Doch das war ja nur ein buntes Mosaik, zusammengesetzt aus tausend Fragmenten, kleinen und kleinsten Splittern nach antiken Inschriften, Bildwerken, Wandgemälden, Vasenbildern, Bronzen, Terrakotten, Mosaiken, nur ein ferner, blasser Abglanz des einstigen, großen, bunten Seins. Kein Bühnenmimus war wirklich überliefert, gerettet vorhanden. Da gab ein halbes Jahr nach dem Erscheinen meines „Mimus“ das Wunderland Ägypten aus seinem geheimnisvollen, unerhörte Schätze bergenden Boden ein simples, zerrissenes und zerschlissenes Papyrusblatt heraus mit Szenen aus einem antiken Theatermimus. Das mimische Bühnenstück, nun endlich erschien es ganz in der vorausgeahnten Gestalt. Und es hatte auch sichtlich die für griechisches Gefühl ganz unerhörte shakespearische Form



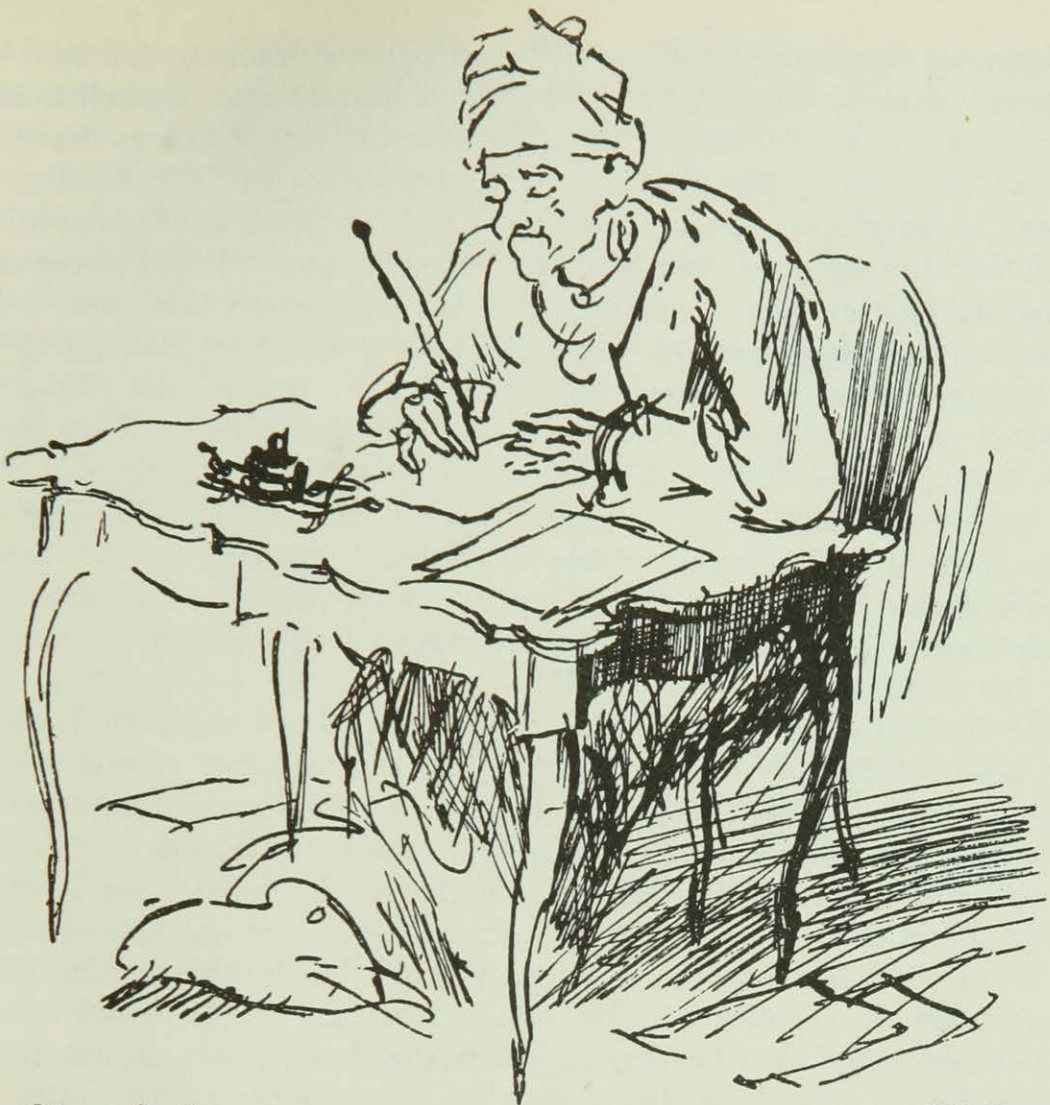
Dionysos (rechts) und Dämon (Urahn des Mimusclowns)

des Dramas: Prosa, Sprechvers, Couplets und den grotesk-komischen Clown. Wie es sich für ein großes Drama gehört, ist hier die Zahl der Schauspieler nicht etwa wie in der klassischen Tragödie und Komödie eine beschränkte, sondern sehr groß. Da ist die Heldin Charition, ihr Bedienter, der Clown, ferner ihr Bruder, dessen Steuermann, ein anderer Begleiter des Bruders, der indische König, dazu das Gefolge des Königs, indische Weiber, ferner Matrosen, Soldaten usw. Das Erstaunlichste aber, was ich allerdings gleichfalls vorausgesagt hatte, war, daß dieser Mimus sich sehr der Oper nähert. Häufig finden sich in und neben dem Text Zeichen, die auf die Musikbegleitung gehen.

Der Held in der Tragödie ist nur eine Metamorphose des idealen Dionysos, dessen Prunkgewand er auf der Bühne trägt; der Held im Mimus, im antiken wie modernen, ist der Clown, der Hanswurst, auch er wieder nur eine andere Metamorphose des Dionysos als des phallischen Elementargeistes. Einst hieß es, der große Pan ist tot; und alle Pedanten und alle Antidionysiker triumphierten; aber der große Pan kam längst wieder von den Toten zurück. Dem Dionysos wird aber der neue Weltmimus gehören, den er zum Mysterium steigern wird, wie die ganze neue Weltära, die aus magisch-dionysischen Kräften zu neuen, beglückenden Zielen bewegt wird.



Szene aus einem antiken Mimus
Komischer Alter mit Diener, das Orakel des Jupiter Ammon befragend



Ottomar Starke

Voltaire

BEMERKUNGEN ZUM THEATER

Von

FRANZ BLEI

Kurz und grob gesagt: nichts steht dem heutigen Menschen ferner als das heutige Theater. Die Defizite und Pleiten dieser sogenannten Kunstanstalten sind weder in der materiellen Verarmung noch in der Verteuerung der Schauspieler zu suchen, weder in den verschlungenen Wegen der Pachtung und Unterpachtung, noch in der Unbegabtheit der heutigen Theaterschriftsteller: dies sind nicht Ursachen, sondern teilweise Folgen der Tatsache, daß der heutige Mensch das Theater meidet, weil es weder der heutigen Form seines Lebens entspricht, noch den Anschauungen, die er über diese Form hat. Also weder seinen Inhalten noch seiner Kunst. Daran ändern auch alle Regisseure nichts, sie mögen sich noch so sehr das Haar ausraufen bei ihren Versuchen, alten Wein in neue Schläuche zu füllen. Man macht sich nichts aus dem neuen Schlauch, weil der alte Wein umgefallen und der neue schon Essig ist, bevor er auf Flaschen gezogen wurde.

Wenn ein heutiges Theater schon auf Grabbe kommt, das Idol der mittleren Gymnasialklassen von 1880, dann braucht man eigentlich nicht mehr auszuführen, daß es mit dem Theater für eine Weile zu Ende ist. Der Bildungsvorrat, zur Zeit der deutschen Klassiker mit Lessing begonnen, ist aufgezehrt. Nichts mehr ist davon übrig. Nur ein paar Mittelschullehrer präsentieren unentwegt die Kupons dieser längst entwerteten Aktien als Eintrittsbillett. „Nathan der Weise“, — ich habe seit dreißig Jahren keinen lebendigen Menschen getroffen, der Lust hatte, sich das im Theater anzuhören. Aber um es gleich zu sagen: der Fuhrmann Henschel war ihm ebenso wurst und nicht minder irgendwas von Brecht oder Bronnen oder Fulda. Ob eine ins „Menschliche“ gesteigerte Platitude schlesisch redete oder aufgeregte lyrisch mit Anleihen bei Rimbaud, ob sie von Piefkes gespielt wurde oder von Wegeners, — der heutige Mensch dachte und denkt nicht im entferntesten daran, das Opfer dreier Stunden eines kurzen, aber höchst interessanten Lebens zu bringen, um sich das anzuhören.

Überall gibt's Staatstheater, und alle arbeiten mit enormen Defiziten. Aber man zahlt sie, weil der „geistige Kulturbesitz einer Nation erhalten werden müsse“. Das stellen sich so Beamte und Regierungen unter Kulturbesitz vor, daß man längst gleichgültig gewordene Komödie spielt, — vor wem? Vor den Unglücklichen, denen es seit Jahrzehnten Gewohnheit ist, das Gespielte in der Presse zu kritisieren und dabei längst schon den Wald vor Bäumen nicht zu sehen. Vor den Freibillettbesitzern, die zuzuschauen, weil es sie nichts kostet: dieser Umstand ist ihr wirkliches und einziges Vergnügen. Vor Leuten, die einen Abend totzuschlagen haben. Vor Frauen, die ein neues Abendkleid nachher beim Souper zeigen wollen, und deren schlafenden Männern. Vor im übrigen leeren Sitzen. Davor geht nun die Schaustellung des „Kulturbesitzes“ vor sich: Wallenstein, als ob der völlig verloren wäre, wenn man ihn nicht spielte, oder Erich Mosse, als ob der gewonnen würde damit, daß man ihn spielt. Mit dem Kulturbesitz des Theaters ist's wie mit dem der Kunstakademien. In Österreich gab es in den letzten dreißig Jahren, sehr large eingestellt, drei Maler, die sich in Europa sehen lassen konnten und nicht nur im Wiener ersten Stadtbezirk. Aber die Wiener Akademie entläßt jedes Jahr zwanzig akademische Maler, also in diesen 30 Jahren 600 Stück! Notabene waren die genannten drei nie auf einer Akademie gewesen, sondern in einer Kunstgewerbeschule.

Das Theater ist ein glänzendes Geschäft für die Unternehmer gewesen. Es ist keines mehr. Es ist eine Sache des Prestiges von Hofhaltungen gewesen. Es gibt keine Hofhaltungen mehr. Aber man übernahm Prestige und Defizit.

Wenn ein Arbeiterverein eine Theaterraufführung veranstaltet, spielt er immer den „Raub der Sabinerinnen“. „Die Weber“, — das haben die Leute selber, und Geschmack genug, sich das nicht noch einmal von der geschminkten Bühne herunter vorspielen zu lassen. Ein bürgerlicher Theaterverein würde sich eine Operette mit der Massary vorspielen. Und

er täte recht so. Beides ist Theater: oberflächlich, absurd, spielerisch, unproblematisch, weltfern. Die Idee, daß einer in zweieinhalb Stunden theatralisch etwas durch die Schauspieler Tiefsinniges und Bedeutungsvolles mitteilen könne, das den heutigen Menschen ins Herz trifft, ist eine Idee von Pedanten oder von Gymnasiasten. In solcher Spanne Zeit und vor neunhundert irgendwie zusammengelaufenen, ein Publikum bildenden Leuten kann man nur unsinnigen Unsinn treiben, Spamponaden mit Musik, Tollheiten mit Akrobatik, Knockaboutism. Jeder naturalistische oder idealistische Realismus, der sich da eine Imitation des „so ist das Leben“ abschwitzt, ist blödsinnig, nicht unsinnig. Ein Theater wie das heutige, das solches immer wieder tut, ist kein „Kulturbesitz“, sondern eine Blödsinnigen-Anstalt.

Es wird dreißig und mehr Jahre brauchen, bis die ungeheure Umwertung unserer geistigen und sittlichen Welt sich in das Kleingeld des allgemeinen Verkehrs wird umgesetzt haben, das nötig ist, damit wieder ein Theater werde. Jeder Versuch, heutige Erkenntnisse heute auf die Bühne zu bringen, würde an der Unverständlichkeit scheitern, wie Musils Schwärmer, der erste und einzige Versuch, scheitern müßte. Und vor dem heutigen Menschen, der Einstein, Bergson, Scheler, Meyerson liest, der seine Zeit nicht in „Verhältnissen“ hinbringt, scheitert jedes Theater, das man heute spielt, weil er es von vorgestern findet. Er wird jeden Varietétrick, jedes Ballett „heutiger“ finden als diese heute hergestellten Drei- und Fünfkaker.

Das Theater ist in der liberalen Zeit des Bürgertums eine Mode geworden. Es ist eine Mode gewesen. Wir erlauben uns, ihr Kostüm auch dann als von ehemals zu erkennen, wenn es kniefrei ist. Das heute gespielte Theater drückt nichts mehr aus als seine eigene parodierende Grimasse. Weder unser Leben noch unsere Anschauungen, weder unsern Zustand noch unsere Erkenntnisse, weder unsere Gegenwart noch unsere Erwartungen, weder unsere Liebesaffären noch unsere Geschäfte. Das Theater tritt als künstlerischer Ausdruck in die letzte Reihe, wo es schon dunkel zu werden beginnt.

WIE ICH REGISSEUR WAR

Von

EGON FRIEDEL

Zuerst war ich von der Direktion des Wiener „Intimen Theaters“ als Literat engagiert worden. Weil ich aber doch nun einmal die Literatur nicht mag und es ja überhaupt mit der Literatur Essig ist, so machte ich mich zum Regisseur, um doch irgendwie meine Kraft nutzbringend zu verwenden. Ich war vollkōmmen damit einverstanden, denn ich hatte mir bisher unter einem Regisseur einen Menschen vorgestellt, der nichts zu tun hat, als daß er mit den Damen liebenswürdig und mit den Herren grob ist, und beides ist ja ein großes Vergnügen. Als ich aber einige Wochen diesen Beruf ausgeübt hatte, erschien der eine der

beiden Direktoren (es waren nämlich zwei vorhanden, mit getrennten Ressorts: der eine für das „Artistische“, das heißt für Verweigerung von Kostümen und Requisiten, und der andere für das „Administrative“, das heißt zur Verweigerung von Gagen und für Vereitelung von Pfändungen). Der „Artistische“ also kam und sagte: „Sie müssen einen Maeterlinck inszenieren.“ Wir gingen nun alle Stücke von Maeterlinck durch und berieten, welche etwa künstlerisch geeignet wären, das heißt, welche „geschützt“ sind und welche nicht, und einigten uns auf „Interieur“. Dann wurde der Theatermaler herbeigerufen, ein barscher Mensch, dessen Weltanschauung in dem Satz konzentriert war: alles ist aus flachem Pappendeckel; er war also hierin eine Art Fortsetzer der jonischen Naturphilosophen, nur daß sein Weltstoff nicht Wasser oder Luft war, sondern eben flacher Pappendeckel. Ich glaube nicht, daß es jemandem gelungen wäre, ihm nachzuweisen, daß irgendein wirkliches oder bloß vorgestelltes, konkretes oder abstraktes Ding in der ganzen Welt seit Adam jemals aus etwas anderem bestanden habe als aus flachem Pappendeckel. Er erklärte sich nach einigem Zögern bereit, vier flache Pappstreifen grün zu tünchen und damit listigerweise dem Publikum einen Wald vorzutäuschen, ferner in eine große Papplatte ein Viereck zu schneiden und dadurch in den Zuschauern die Sinnestäuschung wachzurufen, als sähen sie ein Haus mit Fenster. Nach ihm wurde der Beleuchter gerufen, ein schüchterner Mensch, der sich ohne weiteres bereit erklärte, eine große Glühlampe mit außerordentlicher Geschwindigkeit auf- und zuzudrehen, indem er versicherte, niemand im Zuschauerraum werde sich weigern, in dieser Lichterscheinung einen grellen Blitz zu erkennen.

Ferner erschienen noch der „Theatermeister“, welcher bereits einen Papiersack mitgebracht hatte, in den er blies (welches Geräusch dem Sturmwind durchaus nicht unähnlich war), der „Inspizient“, in dem ich ohne Mühe den Beleuchter wiedererkannte, und der „Requisiteur“, der wieder in seiner äußeren Erscheinung an den Theatermeister erinnerte. Alle diese versicherten, indem sie mich fortdauernd „Herr Oberregisseur“ nannten, daß sie es in der Täuschung und Irreführung des Publikums an nichts fehlen lassen würden.

Nun kamen die Proben, über deren Charakter man in Laienkreisen falsche Begriffe hat. Proben bestehen lediglich darin, daß einige Menschen aus Heften allerlei Reden ablesen, unter der Versicherung, diese Hefte seien nur ein provisorisches Hilfsmittel „für heute“, das „morgen“ bereits ohne praktischen Wert sei. Dieses „morgen“ hat offenbar den Charakter eines bloßen Grenzwerts, es hat nur die rein negative, einschränkende Bedeutung von „nicht heute“. Es ist wissenschaftlich nicht das geringste dagegen einzuwenden, denn die Mathematik und Mechanik, gerade die exaktesten Wissenschaften, arbeiten bekanntlich schon seit lange mit solchen Grenzwerten.

Nach mehreren Proben mußte ich jedoch erkennen, daß das Ganze von trostloser Langweile war; auch war der böhmische und ungarische Dialekt der Schauspieler nicht komisch genug, um über eine halbe Stunde

zu amüsieren. Indes, als ich gerade mit dem „Theatermeister“ über Regengeräusche verhandelte, kam mir eine jener genialen blitzartigen Erleuchtungen, die in meinem Leben nichts Seltenes sind. Er wollte mich gerade von der illudierenden Kraft trockener Erbsen in Trommeln überzeugen, als mir plötzlich einfiel, wie, wenn wir dem akustischen Sinnesreiz auch den optischen hinzufügten, mit einem Wort: wenn wir wirklich regneten, wirklich, richtig, mit echtem Wasser? Gesagt, getan, und schon bei der nächsten Probe prasselte unaufhörlicher, rauschender Regen hernieder, eine prächtige Naturerscheinung, die noch den Vorteil hatte, daß sie die Reden der Künstler völlig verschlang.

Nun kam die Generalprobe. Eine Generalprobe unterscheidet sich von den übrigen Proben in sehr wesentlicher Weise: bei diesen wird nur gebrüllt, aber bei einer Generalprobe wird gebrüllt und geohrfeigt. Als ich kam, ohrfeigten sich gerade die beiden Herren Direktoren, wobei der Kneifer des einen zerschellte und das rechte Ohr des andern zu bluten begann. Inzwischen war jedoch der Herr Kapellmeister mit vier Tonkünstlern erschienen, um eine Musikprobe abzuhalten, denn zur Einleitung sollte ein düsteres Tonstück gespielt werden. Er weigerte sich jedoch, diese Probe abzuhalten, es sei denn, man gebe ihm zehn Kronen Vorschuß. Daraufhin versöhnten sich sofort die beiden Herren Direktoren und ohrfeigten gemeinsam den Herrn Kapellmeister. Infolgedessen bekam eine Schauspielerin einen hysterischen Schreikrampf.

Man führte sie jedoch auf die Bühne, und unter der erfrischenden Wirkung des kühlen Regens beruhigte sie sich. Jetzt konnte die Probe beginnen, denn auch die beiden Herren Direktoren hatten sich inzwischen mit dem Kapellmeister versöhnt (ich weiß nicht, wen sie dann zu dritt ohrfeigten). Im übrigen wäre ich auch beinahe geprügelt worden, denn am Schlusse der Probe hielt ich an die Darsteller eine schöne Ansprache, in der ich ihnen dafür dankte, daß sie trotz der so ungünstigen Witterung so tapfer auf der Bühne ausgehalten hätten und die Hoffnung aussprach, daß am Abend alles vortrefflich gehen werde, woraufhin vier Menschen von der Bühne sprangen und mich tätlich bedrohten, weil das, was ich gesagt hatte, ein böses Omen sei. Zum Glück blieb ich beim Hinausgehen an einem Nagel hängen und zerriß mir meinen neuen Rock, was ein gutes Omen ist.

Und es ging auch abends wirklich vortrefflich. Als der Vorhang gefallen war, klatschte Peter Altenberg wie besessen, was sechs Hervorrufe zur Folge hatte. Auch die Kritik am nächsten Tage war im ganzen recht günstig. Die meisten erkannten an, daß es eine sehr gut und geschickt inszenierte Wasserpantomime gewesen sei. Einige andere freilich waren wiederum weniger freundlich. So schrieb einer, daß diese Meiningerien denn doch schön aus der Mode seien, und bloße Pracht der Inszenierung genüge noch lange nicht, und solch protzige Ausstattung sei unkünstlerisch.

Man sollte nun meinen, meine Regietätigkeit wäre damit erledigt gewesen. Aber nach einiger Zeit kam ein Journalist und sagte, dieser Regen

sei so natürlich gewesen, fast wie wirklich, und wie denn das gemacht werde, und er wolle darüber einen Artikel schreiben. Ich konnte ihm doch nun nicht sagen, daß ich bloß über einem durchlöcherten Blechstreifen einen Topf mit Wasser ausgeschüttet hatte und erwiderte daher: „Ja, die Sache ist ziemlich kompliziert, aber ich kann sie Ihnen verraten, denn ich habe bereits das Patent angemeldet. Also, Sie wissen doch, daß wir transversale Erdleitung haben, nicht wahr? Wenn also der Schaltstrom in das obere Relais eintritt, so geht er nicht, wie gewöhnlich, gleich in den Kommutator, sondern wird vorher über eine Primärspule geleitet. Hierdurch entsteht natürlich eine Stromscaleife. Das Ganze ist aber in Verbindung mit einem longitudinalen Gestänge, das aus neutralem Kupfer hergestellt ist und daher wie ein Rezeptor wirkt. In dem Augenblick nun, wo der Transmitter über den Trommelanker geht und den Empfängerdraht berührt, entsteht im Schließungskreis ein gleichgerichteter Polarisationsstrom, der Kollektor intermittiert — und es regnet. Haben Sie alles genau begriffen?“ — „O ja“, sagte der Journalist und verschwand. Er scheint aber doch nicht alles genau begriffen zu haben, denn am nächsten Tag stand in der Zeitung, daß im „Intimen Theater“ jetzt ein transversaler Regen mit Erdleitung erzeugt wird.

ADOLF RITTER VON SONNENTHAL

Von

SIEGFRIED LOEWY

Adolf Sonnenthal war nicht allein ein erlesener Künstler, dem einmütig das funkelnde Prädikat des ersten deutschen Schauspielers verliehen wurde, ein Kündler des Edlen und Wahren in der Kunst, er war zugleich die Verkörperung der Vornehmheit. Innerlich und äußerlich ein Adelsmensch, bildete er die repräsentativste Persönlichkeit in deutschen Theaterlanden. Die Vornehmheit, die von ihm ausströmte, war nicht an-erlernt, die war angeboren. Der erlesene Geschmack, nicht vom künstlerischen ist hier die Rede, den er in der Art, sich zu kleiden, sich zu bewegen, kurz, den er auch in allen Äußerlichkeiten zur Schau trug, war vorbildlich. Dank seinem Ingenium wurde der aus dürftigen Verhältnissen — Sonnenthal stammte bekanntlich aus einer armen jüdischen Budapester Familie und hatte das Schneiderhandwerk erlernt — hervorgegangene Schauspieler nicht allein der führende Mann des Burgtheaters, zu seinen Zeiten noch die erste deutsche Bühne, sondern auch der führende Mann in Sachen des Geschmackes, ja, durch Jahrzehnte ein Apostel der Mode. Das Burgtheater des Kaisers Franz Joseph war die längste Zeit hindurch das Schauspielhaus der Aristokraten, ein Salon, in dem man sich wie zu Hause fühlte und in dem sich die Schauspieler, allen voran Adolf Sonnenthal, mit aller Rücksicht auf die Verfeinerung der Formen bewegten. In den Konversationsstücken, denen von Laube bis Wilbrandt emsige Pflege zuteil wurde, spiegelte sich das Bild der vornehmen Gesellschaft getreulich wider. Wenn Sonnenthal, sei es als



Photo Binder
Erika Glässner



Theatermuseum, München
Josef Kainz



Komischer Chor. Griechisches Vasengemälde



Martha Abba, Primadonna von Pirandellos
„Teatro d'Arte“ in Rom



Buddhistische Maske aus Holz
Japan, 13. Jahrhundert. Sammlg. Yi Yuan, Haag

Photo Dr. W.ih

Marquis Villemer, sei es als Attaché, als Maximilian Odiot in der rührseligen Komödie „Ein verarmter Edelmann“, als Graf Waldemar, als Graf Thorane in „Königsleutnant“ oder als Graf Vardes in „Eine vornehme Ehe“, die Bühne betrat, war alles geblendet von der unüberbietbaren ungekünstelten Ritterlichkeit seines Auftretens, von der Vornehmheit, mit welcher er — Schein und Wirklichkeit flossen da unmerklich ineinander — den Typus des Aristokraten zeichnete. Ja, in den Stammlogen der Repräsentanten des altösterreichischen Geburtsadels saßen gar manche, die auch, was die Art, sich zu kleiden, einer Dame zu begegnen, sich zu verbeugen und die Honneurs zu machen, anbelangt, von Sonnenthal, der die Aristokraten nur spielte, in Wirklichkeit aber ein Vollblütiger zu sein schien, zu lernen vermocht hätten, was natürlich keiner von ihnen eingestand, obwohl er, wie oft hat sich das begeben, tags darauf sich bei seinem Schneider einen Anzug nach der Fassung, die er bei Sonnenthal gesehen, und beim Hutmacher einen Zylinder à la Sonnenthal bestellte. Sonnenthal kannte sein Handwerk aus dem Grunde, nicht allein das Handwerksmäßige des Schauspielers, sondern auch das, was er vom Schneiderhandwerk in sich aufgenommen hatte, und so schuf der große Elegant des Burgtheaters und zugleich der Wiener Salons, die sich ihm, wie keinem anderen Bühnenkünstler vor und nach ihm, sperrangelweit öffneten, die Herrenmode des Tages, der Saison. Er war der erste, der dem sozusagen überlebensgroßen Schlußbrock eine gefälligere Form gab, ihn, den man ängstlich zugeknöpft trug, mit einem breiten Ausschnitt versah und geöffnet ließ. Er brachte auch eine neue Art, Krawatten zu binden, in die Mode, ersann eine geschmackvollere Form des Beinkleides und auch die Bügelfalte wird ihm zugeschrieben. Einmal komponierte sich, wenn man so sagen darf, Sonnenthal eine Jagddreß, die in ihrer originellen Art, ihrer außerordentlichen Kleidsamkeit dem vornehmen Logen- und Parkettpublikum des Burgtheaters Worte der Bewunderung entlockte. Ganz besonders schien an diesem Premierenabend ein Gast des Kaisers der die Hofloge mit ihm teilte, den Träger dieses smarten Jagdkleides ins Auge zu fassen. Es war der Prinz von Wales, der nachmalige König Eduard. Man war in der Kanzlei des Burgtheaters nicht wenig überrascht, als am nächsten Vormittag der Kammerdiener des Prinzen, der als Gast des Kaisers in der Hofburg wohnte, erschien, um sich im Auftrage seines Herrn nach der Adresse des Schneiders zu erkundigen, der das gestern von Sonnenthal getragene Jagdkostüm gefertigt hatte. Eine Stunde später war bereits der Hofschneider Frank auf dem Wege zum Prinzen von Wales, der von der Sonnenthalschen Jagddreß gleich ein Vierteldutzend bestellte. Bei diesem Anlaß rühmte er den außerordentlichen Geschmack, mit welchem sich der von ihm seit vielen Jahren geschätzte Künstler immer zu kleiden verstehe. Die in Rede stehende Jagddreß scheint damals überhaupt revolutionierend gewirkt zu haben, denn als wenige Wochen später, nachdem er das so ganz aus der Art geschlagene Kleidungsstück produziert hatte, ein Hocharistokrat eine Jagdeinladung ergehen ließ, gab es fast durchwegs verkleidete Sonnenthals.

2000 JAHRE EINHEIT DES THEATERS

Von

OSKAR FISCHER

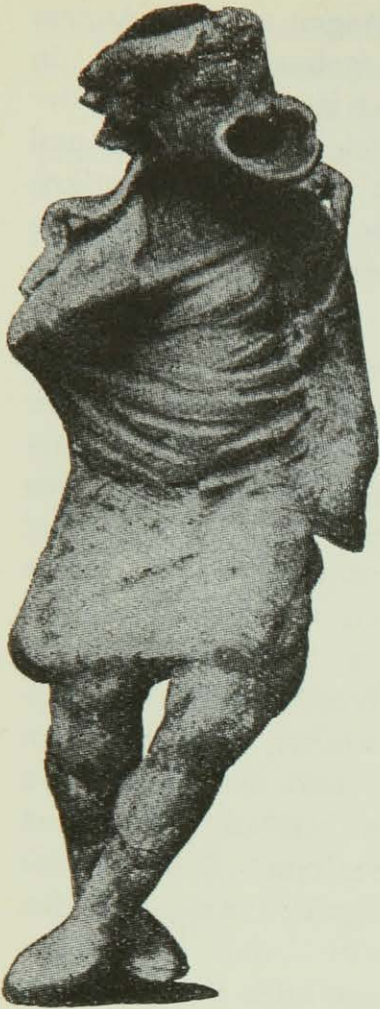
Am Anfang war das Theater das Schaubarmachen der Kräfte, die dem Menschen das Leben gaben und seine Existenz bestimmten. Der Tanz der Kobolde, Dämonen, Elementargeister tobte und tollte als Schauspiel vorüber. Das Spiel der Hüften und Beine erfüllte der schauenden Menge ihr festliches Sehnen nach Lösung vom Bann des Lebens, noch ehe der Abhang des Berges zum großen Muschelrund des Theaters geworden war. Der Gott selbst im wallenden Chiton war zwischen ihnen sichtbar geworden, inmitten des Gewoges von Tönen und Sprüngen, lange bevor der Tanzplatz um seinen Altar und der Bergabhang zur festen Form stilisiert war. Und als längst diese Theaterrunde verlassene Trümmer waren, lebt im festlichen Singen und Schreiten, im Ernst und Jubel die wallende und springende Gestalt, Gott und Heros, die sich herrschend und leidend zur Welt herablassen, und der Dämon oder Kobold, der in entfesselter Kraft dem chaotischen Urgrund entsteigt, um sein sprunghaftes Spiel in der Welt zu treiben.

Die Gestalt tanzt oder schreitet tönend zu Beginn allen Theaters auf den Plan. Ihr Wesen unalltätlich, unwirklich und vom Hauch des Jenseitigen berührt, bedeutet das Theater und damit die Welt — nicht die Bretter sind es, die die Welt bedeuten! Das Theater ist möglich ohne Bühne, ohne Ausstattung, ja ohne Sprache, aber die Szene ohne die Sprache der Gebärde ist ein Nichts; Recht und Pflicht zum Schauen der Gestalt muß dem Theater bleiben, davon heißt es!

Dies sind die ewigen Gesetze, nach denen die Gestalt auf dem Schauspielplatz „angetreten, so muß sie sein“. Ihrem Puls und Atem, ihrem Wesen und Rhythmus hatte von jeher alles sich zu fügen, was an leblosen Dingen sich dort um sie zusammenfand, sie zu rahmen, zu begleiten, zu unterstützen. Musik, Tanz, Baukunst, Malerei, Vers und Stimme sind dort vorn nur berechtigt, wenn sie sich mit der Gestalt einen, wie die Gestalt mit ihnen, um ihre Macht auf die Instinkte einer aufnahmefähigen Menge auszuüben.

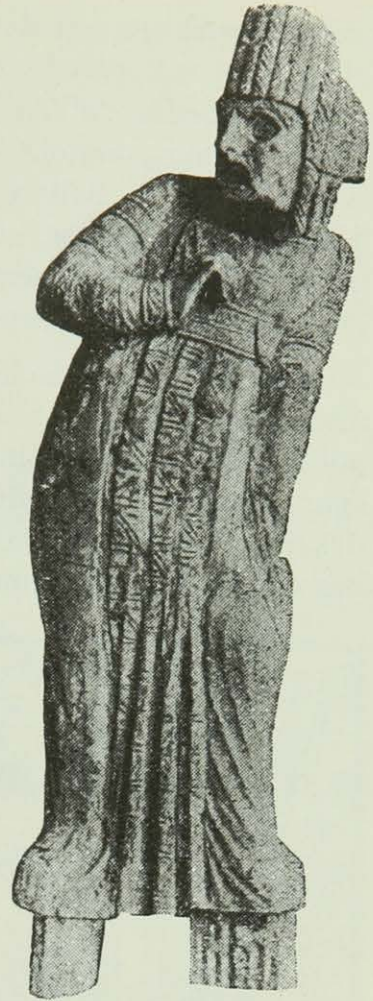
Denn das Empfangende schafft hier von jeher mit: wo es wirkliches Theater gab, da erzeugte sich zu allen Zeiten ein Fluidum, das vom Schauspielplatz zu den Rängen waltete und in dessen Spannung das Leben des Kunstwerks erst seine Form annahm. Vom kultischen Ursprung blieb diese zusammenschließende Wirkung mächtig über Künstler und Empfänger, die miteinander das tönende Schauspiel aus gemeinsamer Empfindung erstehen ließen. Noch immer wallte, im schleppenden Kleid des Protagonisten, der den Heros verkörperte, der Priester des Gottes, ja der Gott selbst unsichtbar nahe wirkend durch das Spiel.

Kaum sind dem Glaubenseifer der Kirchenväter diese alten Unsterblichen gewichen, so ersteht das große Weltsystem, das im Gegensatz ihrer



Antike Komödienfigur

Gestalten in der gegenseitigen Bauung ihrer Kräfte gravitiert, wieder auf. Das mittelalterliche Mysterium lebt von ihrem Gegensatz: die Gottheit thront im Paradies und schreitet durch das Spiel in Pontificalibus, die Geister, die verneinen, tollern mit Tiermasken als Ausdruck ihrer ungezügelter Leidenschaft, und vom Gefährlichen und Verwerflichen, Verächtlichen und Lächerlichen ist nur ein Schritt. Das Erhabene und Burleske begrenzen den Horizont dieser geistlichen Welt, in der sakraler Gesang und Rhythmus und feierliche Pracht der Weihe entsprechen, die von der Kirche dem Fest der neuen Andacht gegönnt wird.



Antike Tragödienfigur

Im weltlichen Theater seit der Renaissance erzeugte sich Hof und Volk ein neues Kunstwerk: die Aristokratie verlangt vom Helden die Würde und Größe, die ihr durch Gewöhnung und Anspruch im Leben unentbehrlich war. Mit welchem Anstand mußte ein Held der Bühne sich tragen, der vor einem Parterre und Logen voller Fürsten, Hofleute und Krieger zu spielen hatte!

Im Augenblick, da dieses große, klingende und bewegte Kunstwerk seinen Siegeszug von Italien über Europa antritt, da eine Märchenwelt an Bildern erscheint, bevölkert von niegesehenen Heldengeschlechtern, springt aus dem unverbildeten Urgefühl des Volks der unsterbliche Kobold, Satyr, Clown auf den Plan und schafft sich für seine Laune, den Mutterwitz der Allmutter Natur, den Ausdruck in der Volkskomödie. Entladung in Rhythmen von Gesang und Tanz, in beflügeltem Wortspiel und Prosa, ist ihr Inhalt; die Form der alte triebhafte Tanz, das Spiel mit dem Urinstinkt; und der alte Fruchtbarkeitskult befruchtet von neuem die Welt des Theaters.

Wieder ist die Tollheit neben dem Pathos lebendig; dem einherwallenden Heros gegenüber springt der Narr über die Bühne. Es gibt ein Theater ohne Literaten, eine Bühne ohne Dekoration: die ganze Würde dieser Kunst ist der tollenden Gestalt überantwortet; und sie weiß sie zu

wahren, weil sie von der Gottheit ihren Hauch empfangen und, im Augenblick der Schöpfung, auch ihre zeugenden Kräfte geboren wurden. In der Commedia dell'Arte, die das Volk sich selbst wie den Großen der Welt beschert, ersteht von neuem das alte Satyrspiel, die Komödie, und mit Oper und Ballett zusammen lebt das Wesen der großen antiken Theaterkunst wieder auf, die beide unsterblich, wie die Kräfte, die sie hervorbringen. Ihr gemeinsames Gesetz heißt Besessenheit; dies ist ihre Disziplin: ihr gehorcht der schleifende Mantel und der federnde Sprung.

Mit der französischen Revolution kam auch für dies goldene Zeitalter der Bühne das Ende. Zum letztenmal ließ es die große Einheit allen Theaters erscheinen: den Welthorizont, den der antike Mimus umspannt hatte, in Würde und Spott, in Rhythmen und Prosa, im Zeichen des Apoll und Dionysos, durchmißt damals Oper und Drama, der Prunk des musikalischen Kunstwerks und die ernsten und heiteren Erschütterungen des volkstümlichen



Holzchnitt aus Johann Passers „Spiel von Kinderzucht“ (1574)
Theater der Hans-Sachs-Zeit

Sarastro wallt in der Würde antikender Helden einher, und in Minostatoi und der Gluckschen Furie entlädt sich mit satyrhaftem Sprung der Urinstinkt, wie in den Teufeln und Marusketänzern des Mittelalters; auf Garricks Fingerspitzen bebt das Feuer wie die Erregung in seinem Nacken und seinen Knien. Die Leidenschaft der Dichtung, die nur geschrieben wurde, um sichtbar gemacht zu werden, die Seele des Worts, der Rhythmus des Verses, treibt den Körper auf der Bühne in Zügen um, die im Leben ihresgleichen nicht haben. Gespielter Vers und Ton ist damals alles; auf Generationen hin zum letztenmal ist das Bild der Bühne erfüllt vom großen Ornament, in dem die Rhythmen von Musik mit Szenerie und Menschengliedern zusammenklingen, von den Strahlen, mit denen die große dramatische, getragene oder überraschende Geste des Spielers den Raum bis in alle Winkel atembenehmend beherrscht.

Dann hat die neue Macht, der siegreiche bürgerliche Intellekt, mit Literatur, Bildung und Technik das Chaos des Unwesentlichen im Theater zur Herrschaft gebracht. Wer den Mut dazu hat, mag es in vollem Glanz an dem immer noch geltenden Stil der Wagner-Aufführungen studieren.

Der Ruf nach dem Regisseur, unter dessen Diktatur alles lebende und tote Inventar der Bühne stehen sollte, war wenigstens ein Zeichen der Einkehr; man hat mit ihm nur eine neue Technik gegen das Leben des

Kunstwerks gesetzt: Das Wort „theatralisch“ ist zum Tadel geworden, seit mit dem Impressionismus die Wirklichkeit auf die Bühne kam.

Noch immer schwingen die Mahnungen weiter, die vor mehr als dreißig Jahren beim Einbruch des Impressionismus Gordon Craig und Adolphe Appia dem Theater zuriefen: einem neuen Kunstwerk wollte der Engländer bildnerische Kräfte leihen; er erfüllte den Bühnenraum mit Bildern, deren Formen und Harmonien der Farben im Licht der stimmunggebenden Gestalt zu Hilfe kamen, und ahnte die weithin wirkende Gruppe. Ja, in ihm lebte wieder die dem Theater unentbehrliche Verspieltheit auf, der die Renaissance ihre Zauber zu danken hatte. Aber die Körper der Darsteller versagten sich ihm zum vollen Zusammenklang, selbst wenn die wenigen Theaterleiter ihm die Bühne anvertrauten. Appia träumte von einem Geschlecht, bei dem Körpergefühl und seelische Bildung im Einklang ständen; dann würde sie befähigt sein, mitschwingend das lebende Kunstwerk dort oben zu erleben, und er fand dafür ein rhythmisches Niveau, aus dem der Gestalt zugleich mit den Tönen das Gesetz für Spiel und Schreiten zuflösse. Aus der heutigen jüngeren Generation könnte er etwas wie Erfüllung aufsteigen sehen: von allen Seiten dringt die sinnliche Sprache der Körper hervor und erobert sich ihr Recht am Schauplatz zurück. Man wird es müde, das Theater in eine Grammophonplatte verwandelt zu



Holzschnitt zum „Eunuch“ von Terenz (Ulm 1486)

sehen, von der die Ideen des Autors und schlimmer noch die des Hörers aus Sprechautomaten herabzeternt. Die Minorität der Ehrlichen, die sich nicht mehr mit Geist langweilen lassen wollen, wächst zu beträchtlich an.

Die Experimente mit dem Spiel in Zirkus und Freilichtbühnen sind im Keim zum Scheitern verdammt, weil die menschliche Gestalt dafür nach falschen Prinzipien eingesetzt, versagen mußte. Der Schrei nach dem Dichter tönt immer wieder aus einer kleinen volksfremden Clique; er wird beantwortet durch die Leere der Theater, die Fülle der Kinos und der Sporthallen. Die Volksstimme ist auch hier die Gottesstimme. Nur vom Schauen her ist dem Theater Leben und Blut zuzuführen. Nur wo alle Organe sich angeregt fühlen, wo innerer und äußerer Rhythmus zusammenwirken, im Schauen, Hören und Mitschwingen kann sich die Einheit

wieder herstellen, in der alles Theater begann, in der die alte Tragödie und Komödie, der Mimus, das Mysterium, Oper, Ballett und volkstümliches Drama ihre tiefsten Wirkungen übten.

Dieser Zusammenklang zu einer neuen Welt gehobeneren Seins ist heute so möglich wie früher; nichts ist ihm feindlich als die Vielspaltigkeit. Wenn Regisseure und Orchester, Darsteller, Bühnenmaler und -beleuchter gegeneinander und aneinander vorbeiwirken, so braucht es nur eine Stockung der Maschinerie, eines Versagens der Beleuchtung, eines unvorhergesehenen Blicks in die Kulissen, um zu spüren: das eigentliche zauberhafte Element des Theaters, durch die Technik nur romantischer geworden, ist immer lebendig; es wird nur von humorlosen Gnomen gefesselt und der Bühne ferngehalten. Im Scheine der Reflektoren wird es nur immer unsichtbarer. Die Russen kennen sein Walten; denn sie haben in ewiger Berührung mit Asien ihre Instinkte frisch erhalten, und über aller raffinierten westlichen Kultur, die sie annahmen, waltet ihre eigene alte Sinnkraft. Im großen Drama, dem Volksstück, der Pantomime, dem Kabarett weht dies eine Beglückende: Gebärde, Ton, Farbe, Licht geleiten, verstärken, beflügeln einander. Wo hat man so hinreißende Wirkungen einer unserer großen Bühnen erlebt, wie in den kleinen Szenen vom Blauen Vogel, zur Trommel, zur Harmonika und zum Kosakenlied? Was darf man noch von ihnen erwarten, wenn ihr Volksinstinkt und ihre angeborene körperliche Hingabe für die Wunder dieser Welt erwacht und das Theater nun wahrhaft „entfesselt“ wird?



Held aus der Oper (18. Jahrh.)



Furie aus der Oper (Frankreich um 1770)

DER GÖTTLICHEN ELEONORA DUSE

Von
GABRIELE D'ANNUNZIO

*In jener Gruft, wo die Geschicke wohnen
— die Höhlen der Propheten waren so —
und dem geheimen Bronn des Seins gesellt,
vorm Himmel, den ein Michelangelo
mit Widerwind erfüllte; von Visionen
den ungeheuren Gliederbau geschwellt,
der Seher hier — dort der antike Held
— der lebt von Siegen, jener wohnt bei Bären —
dort wo das Heutige vorlängst entquollen
hält die Sybille die gewaltigen Rollen;
es hat den Held, den Seher zu verklären,
ihr Blick Gewalt; denn noch ist von Apoll,
dem Griechen, ihr erhab'ner Busen vo'l.*

*In meinem Innern steht dies Bild gegründet
der Herrlichen, und ihrer Rede Weihe
entflammt mein bestes Teil zu neuer Brunst.
Laß, Uermüdete, du uns verbündet
zum Gotte fleh'n: so jäh'n Trieb er leihe
wie grenzenlosen Hochmut unsrer Kunst;
auf daß hier diese Blätter wert der Gunst,
wert der Berührung durch so reine Hände,
die unter ewige Sterne sie versetze.
Sie ist der wahre Prüfstein unserer Schätze.
Sie spricht: mein Los und deins — dieselben Brände
verzehren sie, wenn überm Lärm der Massen
mich deine Geistesblitze strahlen lassen.*

*Sie legt auf meinen surrenden, den Bogen,
die neue Sehne, die sie selber wand
und schmeidigte zu schwirrendem Gesange.
Glutströme hat sie mir ins Herz gesandt:
den Goldpfeil habe ich hervorgezogen
allmorgendlich, daß er ans Ziel gelange.
Mich macht die schrille Lache nicht mehr bange
der Toren, nicht ihr abgeschmacktes Loben,
das niederregnend alles überschwemmt.
Mich kümmert's nicht. Von allem, was beklemmt,
was mich gemein macht, hat sie mich erhoben.
Mein Wollen, mein Verachten geh'n verschworen
dem Ziel entgegen, das ich mir erkoren.*

*Und eh' der Feind nicht weicht, kennt keinen Frieden
mein liebes Schwert. Ich bleibe in den Waffen,
und unter Stößen soll mein Panzer klingen.
Dem Purpur bist du, nicht dem Kranz geschaffen,
heldische Frau. Darum ist dir beschieden,
mit mir den Wald von Speeren zu durchdringen.
Süß ist, in Gärten, die uns Schatten bringen,
an eine sanfte Schwinge — unter Träumen —
an ein geschwätziges Nest den Blick zu hängen.
Doch näher betrifft den Mann die Flut, das Drängen,
Panik der Völkerscharen und das Schäumen,
der Ansturm des gewaltigen Pegasus,
das Bild der Gorgo und der tragische Entschluß.*

*Mein stolzes Lied, ich fordere in die Schranken
das falsche Lieben und das wilde Hassen,
und unter Lachen nehm' ich meine Rache.
Zu der, die meine Art vermocht zu fassen,
flieg du, vertrau ihr dies: ich, in Gedanken
erglühe von verschwieg'ner wahrer Sache.
Dein Bruder bittet; bei der Flamme wache,
die sich auf deines Herzens Gipfel breitet,
zu Neuem, Schönerem sich vorbereitet.*

UBERTRAGUNG VON WALTER BENJAMIN

VON LESSING BIS KURT PINTHUS

Von

ANTOINE

Zu des großen Gotthold Ephraim Zeiten gab es zwei Staatsgrundlagen der Kritik, eherne Schlagwortfundamente gleich „Locarno“ und „Pan-europa“, „Pazifismus“ und „Völkerbund“: die Poetik des Aristoteles war die eine, Winkelmann (oder: die Grenzen der Schönheit und Wahrheit) die andere.

Wenn sich in jenen Tagen bürgerliche Theaterbesucher über ihre Hingerissenheit oder Abgestoßenheit durch das Modestück Richard III. — nicht Shakespeares, sondern seines Klabunds Christian Felix Weiße — Aufschluß geben wollten, fragten sie: „Wat sacht denn nu Lessing?“

Damals schon stand der Kritiker an Seriosität turmhoch über dem dramatischen Gestalter. Dieser trieb seine blinden Spiele, jener hatte die Verantwortung; dieser brauchte bloß Autor zu sein, jener aber Autorität.

Autorität auszustrahlen, dazu bedarf es: eines Tones der Weltbekümmertheit und Unwiderruflichkeit, der Ausübung von Gesetzen und der unbedenklichen Anwendung des Wortes „Ich“.



Photo Transatlantic
Xaver Terofal

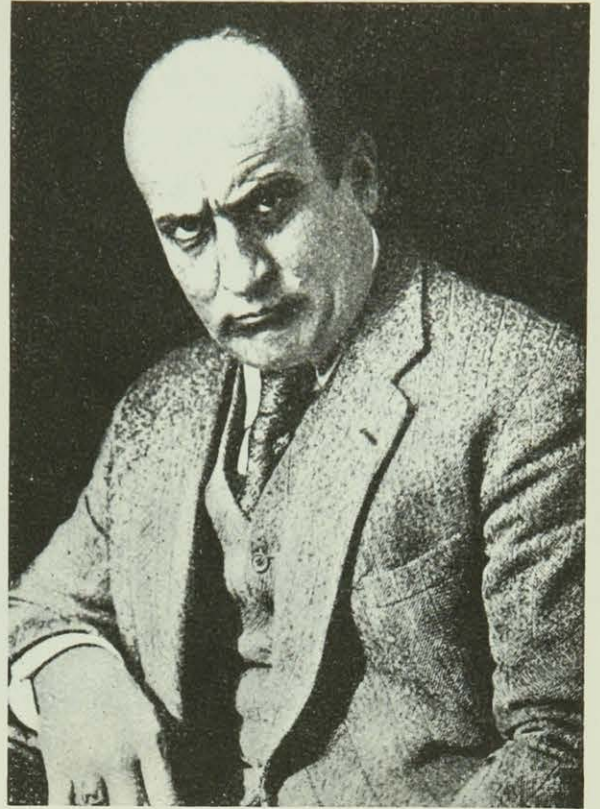


Photo Graudenz
Benito Mussolini

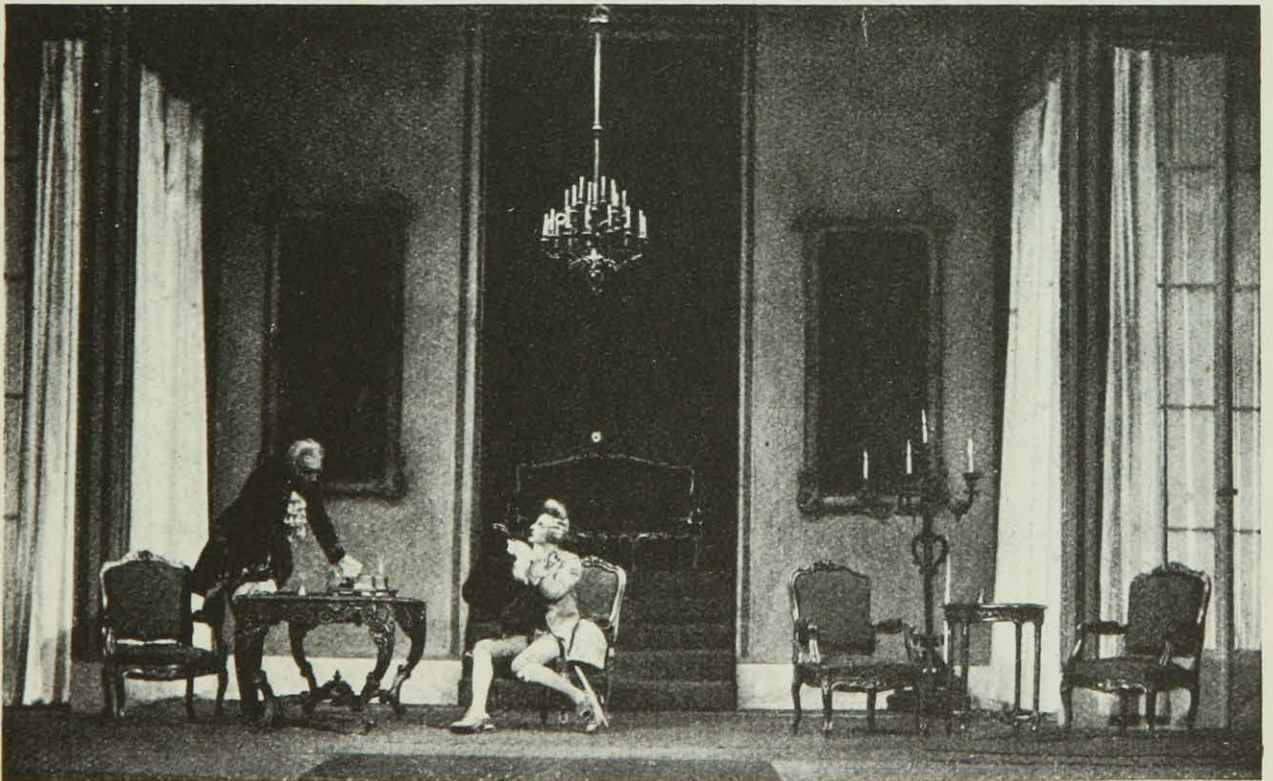


Photo Hehmke-Winterer
Schillers „Kabale und Liebe“ im Düsseldorfer Schauspielhaus 1925



Theatermuseum, München
Ernst Possart



Der japanische Schauspieler
Matsumoto Koshiro



Englische Komödienszene.
Garrick in einer Frauenrolle. Stich von Finlayson nach Zoffany 1768



Die Maenz

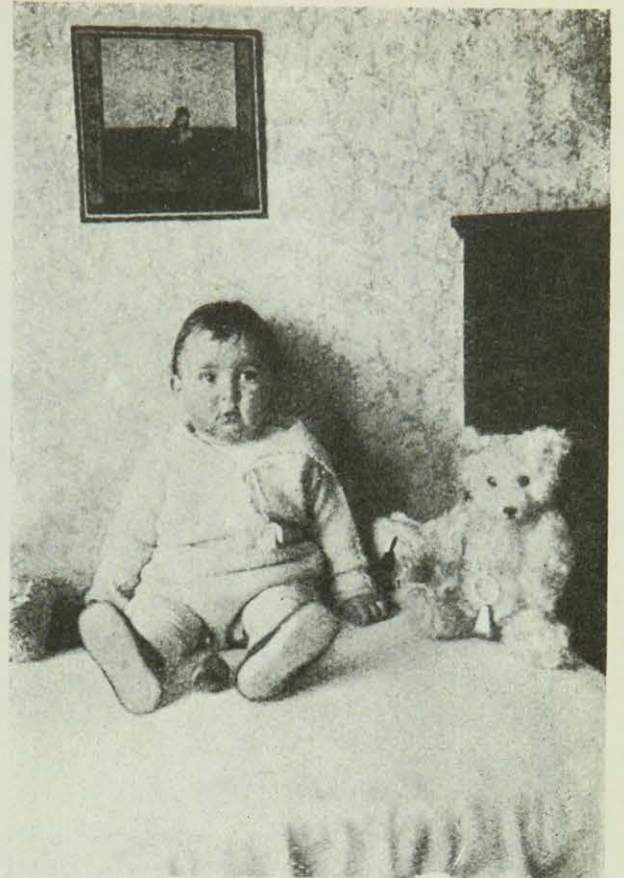
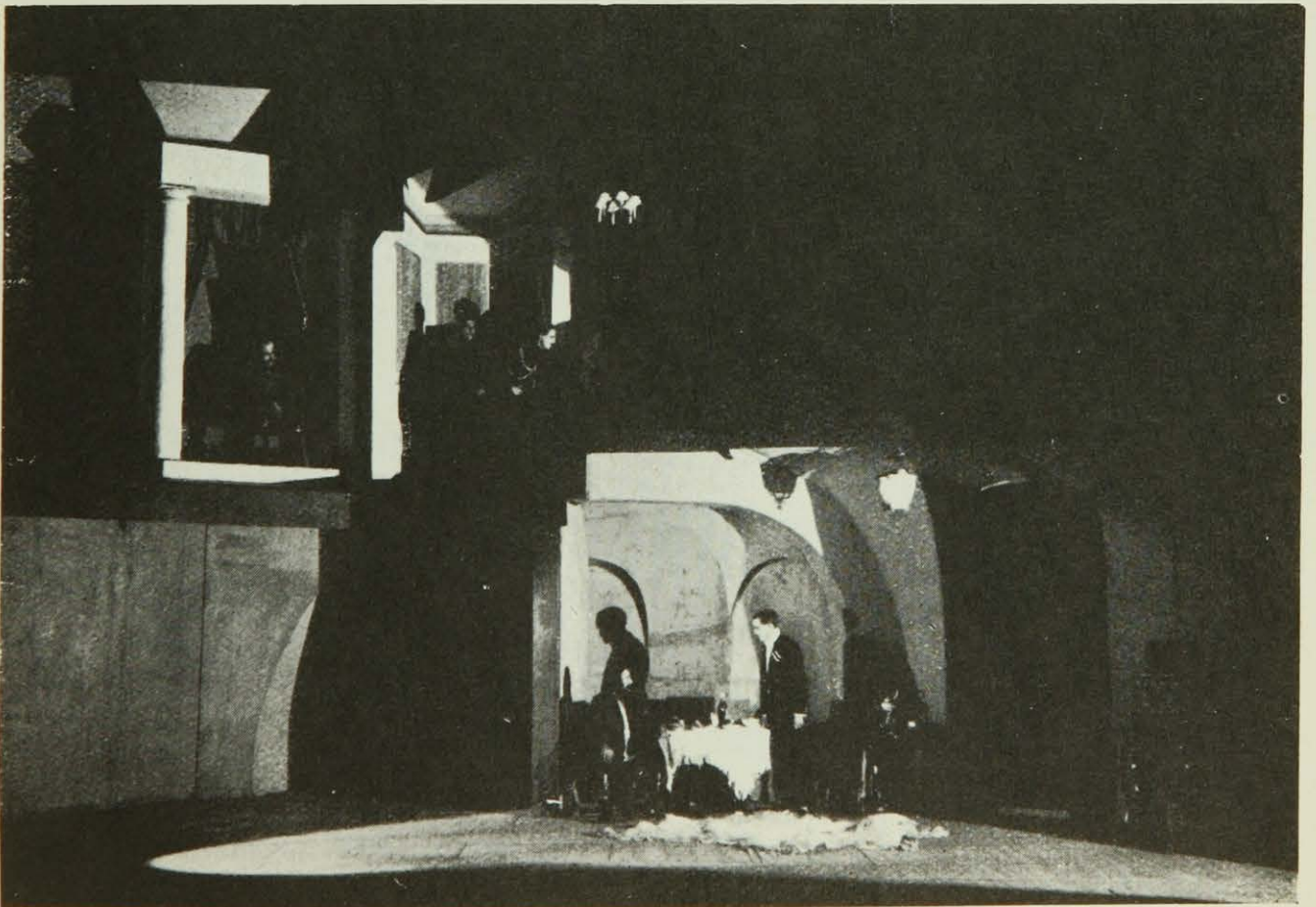
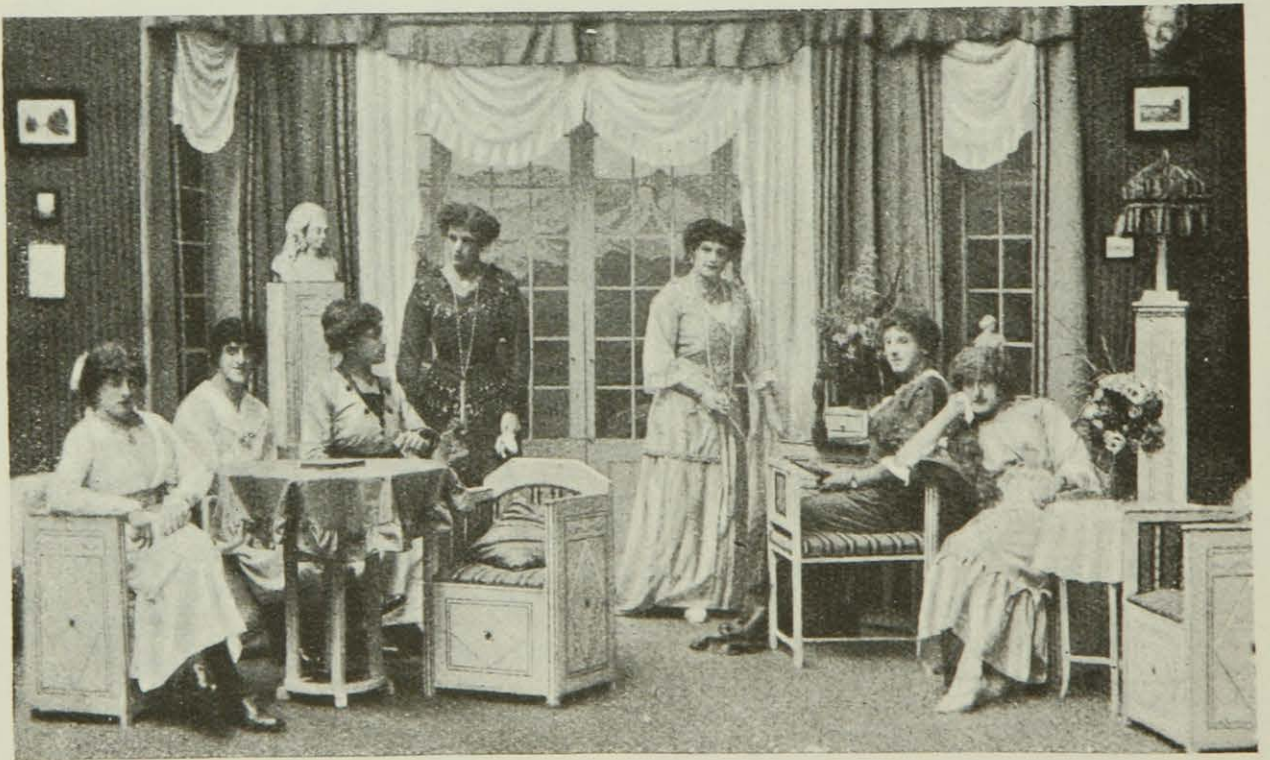


Photo Graudenz

Kortners Sohn Peter als „Richard III.“



„Die Verschwörung der Zarin“ von Alexey Tolstoi und Pawel Zschegolew.
Palais Jussupow, Vergiftungsszene, IV. Akt



Theater in einem englischen Gefangenenlager. Die gleichen Darsteller in Männer- und Frauenrollen

Lessing, dem Vorläufer und Verwandten Iherings, ging es um das Dynamische und den „ethischen Willen“.

Er wich nur in einem von ihm ab: Häßlichkeit, in den Schmerzenszügen der Straub vorgeführt, verwies er ins Bereich der Malerei.

Ansonsten waren seine Gutachten von hohen juristischen Leitpunkten getragen; er stattete dem Aristoteles jeden Zoll ab; und war gegen Voltaire und die Überfremdung des Spielplans.

Das Theater verdankt ihm jene mißtrauische Strenge, mit der Goethes und Schillers ersten Dichtungsversuchen begegnet wurde. Und nicht zuletzt das der Ibsenschen These: „Dichten heißt Gerichtstag halten“ weit vorausseilende Bewußtsein: „Dichtungen aufführen heißt Richter zu Gast laden.“

Die anderthalb Jahrhunderte, die darüber hinweggingen, haben dem deutschen Theater eine Reihe der besten Rezensentengestalten gegeben.

Versuchen wir sie hier der historischen Reihenfolge nach festzuhalten!

Börne: Klein. Schwerhörig. Impulsiv. Enthusiast mit goldenem Gemüt. Gegen Hausbackenheit. Für Suppenwärme, Shakespeare und die Henriette Sonntag. Erster (einziger?) Versther des „Hamlet“. Schrecken der Schauspieler, deren Namen die Nachwelt in der vorbildlichen Form behalten hat: Herr ***, Frau ***.

G. M. Saphir: Besser als sein Ruf. Epischer Nacherzähler der Stücke — jede Inhaltsangabe eine Humoreske. Narziß Rameau'scher Schmarotzer an reichen Judentischen. Ein Stück Börne gelaugt in Karl Kraus, Gottlieb, dividiert durch Moritz. Titel-Held des Verses: „Kerl werd ein Jud und rezensiere!“

Gustav Freytag: Bärtig. Gesinnt. Nicht eigentlich Rezensent. Erfand die erste, die zweite und dritte Stufe der steigenden resp. fallenden Handlung.

Speidel: Urschwabe. K. F. Meyer und Gottfried Keller-Blut. Warme Präganz. Samtige Exaktheit. Dichtbelaubter Asket. In summa: eine Kreuzung aus Makart und Burckhardt.

Fontane: Gütig, würzig, onkelig. Deutscher Harzgeruch. General i. P.

Kürnberger: Feuilletonist Schopenhauer.

Hermann Bahr: Bejager. Veitstänzer. Entdecker (Emerson, Klimt, Peter Zapfel). Zeitungs-Shaw. Übersetzer des französischen Fürworts „moi“ ins Deutsche. Erster Verwender des Ausrufungszeichens. Lieblingsworte: „Herrgott Kinder!“ und „und“.

Blumenthal: Siehe Saphir, weiter oben, Kerr, weiter unten. Schneidend wie ein sardonischer Landsberger. Sein Bereich: Schüttelreime und Wortspiele. Daher der Beiname: der „Blutige“.

Harden: Früher Schauspieler. Al-fresco-Psycholog. Bedeutender Botaniker, Geograph, Folklorist, Statistiker, Paläontolog, Numismatiker, Quellenforscher, Heraldiker, Romantist. Sprache: Talmud plus Tacitus. (Immerhin: bester politischer Schriftsteller Deutschlands.)

Jacobson: Klein wie Börne, Lehrknabe am Lessing-Schreibtisch. Vormals: Klassenprimus, Galerie-Enthusiast. Heute: dito.

Polgar (Wien): Auslagen-Schaumrolle. Staubsauger Peter Altenbergs. Rosa Teint. Impressionist mit Botanisierbüchse. Spießt Adjektiva auf die Nadel. Respektive: läßt Pointen wie kleine, schwarze Kaninchenkügelchen fallen und bindet sie zur Perlenkette. Innerlich nobel. Daher oft kongestioniert vor Schuldbewußtsein.

Kerr: Eindrucks-Schauspieler, Erfinder des Telefunktendeutsch. Tritt allabendlich in seinen Referaten auf. Ballt Bilder, die Ballen bilden. Schneuzt sich mit Interpunktionen. Imitiert Kerr. Weiß manchmal mit wenig Worten wenig zu sagen — und numeriert das Gesagte.

Liebstöckl (Wien): Macht weniger Nummern als Kerr.

Ihering: Hohe Schule. Bedeutender Durchschnittskopf. Unerbittlich, wenn Frl. Schulze schlecht ist. Unempfindlich gegen Gelobt- und Getadeltheit anderer. Panegyriker des bemühten Dilettantismus. Nimmt das Theater fast so wichtig wie sich.

Pinthus: Letzens. Endglied einer bedeutsamen Entwicklungskette. Frischer Dickschädel, Schüler in der ersten Kritiker-Bank. Zusammenfassung des Besten aus Kerr, Börne, Lessing, Ihering und Jacobsohn.

So sind wir auf lichtbezeichnetem Weg aus der Frühzeit des 18. Jahrhunderts zur Gegenwart gelangt.

Winkelmann und Aristoteles haben heute ausgespielt, aber die Kritik fußt noch immer auf unerschütterlichen Gesetzen. Sie heißen: „Tempo“ (mit einem „w“ am Ende auszusprechen, als „v. Tempow“), „Rhythmus“, der „sittliche Wille“, dann: die Einprägsamkeit, die Gesteiltheit, die Geramtheit, also kurz: die Möglichkeit, gegenüber einem Vorgang der Bühne den Sprachbizeps militaristisch aufzutreiben, endlich aber: das sogenannte „sichtbare Bemühen“. Dieses zuletzt Genannte ist am wichtigsten. Was der Richter unterscheiden will, ist nicht Schuld oder Unschuld, sondern Ergebenheit oder Hoffart; Einschmeichelung in seine Sprache oder freche Entrücktheit. Auch dem Bühnenrichter sind jene Angeklagten am liebsten, denen die Befleißigung vom Gesicht zu lesen ist, die irgendwo hinauswollen und an sich arbeiten. Sie sind die treuesten Untertanen seiner Autorität und werden immer mit der Elle zu messen sein, die er an sich selber legt.

Hinweg mit dem Vorurteil, als ob es in der Kritik um anderes als um diese Gesetze gehen könnte! Der Deutsche will wissen, ob er recht tut, sei es in der Politik, in der Literatur oder im Theater. Er will die Wahrung des Gesetzesernstes, mag Aristoteles oder Tairoff die Satzung sein. Da nichts im Umkreis seines Lebens für sich selbst bestehen darf, sondern nur in Hinsicht auf ein pflichtbedeutendes, dogmatisches „Außerdem“ — so entwickeln sich hieraus selbstherrlich Seriositäts-Regionen mit abgekarteten Sprüchen, Tonfällen und Gebärden, wo keines Spaßvogels Stimme mehr hindringt, mit denen sich aber der Bürger über den Kopf des Schönen und Wirklichen hinweg leicht verständigt.

Glaube keiner, daß er jenseits dieser Zwiesprache zwischen Leser und Referent sein Zelt aufschlagen kann! Der Kanon ist unerschütterlich und Kurt wie Gotthold Ephraim amtieren namens des gleichen Tonfalls.

KRITIKEN VON LESSING BIS PINTHUS

Eine nachdenkliche Blütenlese

Gotthold Ephraim Lessing.

Ich bin immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachteil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.

19. April 1768.

*

Über Goethes „Stella“.

. . . Das Ganze ist mit überspannten Empfindungen, mit Selbstgesprächen usw. nach Goethescher Manier treflich ausgestattet; bei dem allen aber ist es gleichwohl ein langweiliges Gewäsche, daß alle Kunst der Schauspieler bedarf, wenn es auf der Bühne einigermaßen gefallen soll. Der Charakter der Luzie ist der beste im ganzen Stücke. Von der Moral des Stückes wollen wir nichts sagen. Es ist schon bekannt genug, daß Herr Dr. Goethe sich über diese Kleinigkeit fast immer wegsetzte. Sein „Die Leiden des jungen Werther“ ist eine Schule des Selbstmordes; seine Stella ist eine Schule der Entführungen und der Vielweiberey. Trefliche Tugendschule!

Beytrag zum Reichs-Postreuter, Altona 8. Februar 1776.

*

Friedrich der Große über „Götz von Berlichingen“.

. . . On peut pardonner à Shakespear ces écarts bizarres; car la massance des arts n'est jamais le point de leur maturité. Mais voilà encore un Goetz de Berlichingen, qui paraît sur la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises, et le parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoutantes platitudes. Je sais, qu'il ne faut point disputer des goûts . . .

De la littérature allemande. 1780.

*

Über „Kabale und Liebe“.

In Wahrheit wieder einmal ein Produkt, was unsern Zeiten — Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann!

Karl Philipp Moritz in der „Vossischen Zeitung“ vom 20. Juli 1784.

*

Über „Iphigenie“.

Ich finde nicht, was man davon sagte! Seynsollnde griechische Simplität, die oft in Trivialität ausartet, sonderbare Wortfügung, seltsame

Wortschaffung und statt Erhabenheit oft solche Kälte, als die, womit die Ministerialrede beim Bergbau zu Ilmenau geschrieben ist.

August Wilhelm Iffland. Brief an Freiherrn von Dalberg v. 2. Okt. 1785.

*

Franz von Spaun über „Faust“.

. . . Es mögen wohl einige Intentionen im „Faust“ seyn; allein ein guter Dichter muß sie nicht hinkleksen; er muß die Kunst verstehen, sie richtig zu zeichnen und zu illuminieren. Ein reicherer Stoff für die Poesie ist nicht leicht zu finden, und man wird dem Dichter gram, daß er ihn so jämmerlich verhunzt hat . . .

Diese Diarrhoe von unverdauten Ideen rührt nicht von einem übermäßigen Andrang von gesunden Flüssigkeiten, sondern von einer Relaxation des Sphinkters des Verstandes her, und ist ein Beweis einer schwachen Constitution. Es gibt Leute, von denen schlechte Verse wie Wasser fließen, aber diese Incontinentia urinae poeticae, diese Diabetes mellitus fader Reimlereyen befällt nie einen guten Poeten . . .

Protestation gegen die Staelsche Apotheose des Goetheschen Faustes. 1821.

*

Heinrich Heine:

Auffenberg hab' ich nicht gelesen — ich denke: er ist ungefähr wie Arlincourt, den ich auch nicht gelesen habe.

Gedanken und Einfälle. 1845/56.

*

Otto Ludwig über Schiller.

Wenn Sophokles' Produktion einer schlanken Palme, Shakespeares einer knorrigen Eiche gleicht, ist Schillers Produktion ein Christbaum. Da hängen die Sentenzen lose, um leicht heruntergenommen zu werden, die Früchte wachsen nicht am Stiele ihrer realen Bedingungen, sondern hängen am Faden der Willkür; man kann da sie herunternehmen und dort an einen andern Zweig hängen, ohne weder dem Baume noch den Früchten zu schaden.

Um 1850.

*

Die Walküre in Bayreuth.

Für eine Flasche Wein in Eis hätten wir mit Vergnügen das ganze Göttergelichter verschenkt.

Karl Frenzel, August 1876.

*

Rheingold.

Dieser Gedanke wäre ein recht guter, wenn nicht die Nixen mehr badenden Demimondedamen als Gestalten des Volksmärchens glichen. Die wahren Nixen haben einen tiefersten, melancholischen, in der Liebe hingebenden Zug, sind nicht solche Schäkerinnen und Koketten wie die Waglaweia-Chansonetten.

Otto Henne-am-Rhyn, Frankfurter Zeitung. 1877.

Parzifal.

Und dafür begeistern sich die Leute! Das finden sie wunderbar! Darin erblicken sie die Offenbarungen des Weltgeistes! Um so etwas zu hören, reisen sie nach Bayreuth! Bei solcher Hitze! Wenn das nicht reine Thorheit ist, will ich selber noch in die Parzi-Fall gehen.

Franz Hille im „Wiener Sonn- und Feiertags-Courier“. 30. Juli 1882.

*

Dementi der Vossischen Zeitung gegen Schlenthers „Gespenster“-Kritik.

Wir haben unserm Herrn Referenten zur Beurteilung des Ibsenschen Stückes, dessen Aufführung als das sensationellste Ereignis dieser Theatersaison zu betrachten ist, gern das Wort gegeben, können uns seinem Urtheil jedoch nicht anschließen. In philosophischen Abhandlungen mag man die schwierigsten ethischen, sozialen und physiologischen Probleme lösen; für die Kunst, so verschieden ihre Richtungen sind, bleibt ein Gesetz unumstößlich: ein Kunstwerk soll uns Genuß, Freude, Erhebung bereiten, nicht Entsetzen, Qual und, was noch schlimmer ist, hoffnungslose Verzweiflung — auch dann nicht, wenn, was wir dem Ibsenschen Stück bestreiten, die Handlung auf Wahrheit beruht. Mit solchen Mitteln soziale und ethische Probleme lösen zu wollen, ist eine Verirrung der Kunst, selbst wenn eine so mächtige dramatische Schöpfungskraft ihnen Gestalt gibt wie die Ibsens.

10. Januar 1887.

*

Julius Stettenheim.

Der Elcho hat sein Gesicht verhüllt,
ist ganz erschrocken von dem Bild.
Er sagt: der Ibsen — o großer Jammer —
macht aus der Bühne die Schreckenskammer.

Ganz ähnlich seufzet der Blumenthal,
er sieht das Theater in einen Saal
der Anatomie verwandelt, wobei er
die Tränen wischt mit dem schwarzen Schleier.

Der Lindau findet das Stück genial,
das in der Novitäten Zahl
dasteht als wie ein tragischer Riese,
wünscht noch viel Bühnengespenster wie diese.

Der Schlenther ist himmelhoch entzückt,
Gott hat einen neuen Shakespeare geschickt.
Die Vossische Zeitung setzt ganz munter
ein offizielles Dementi darunter.

Wespen. Januar 1887.

Kerr über Brahm.

. . . Brahms Herrschaft geht zu Ende; man beseitigt ihn . . . Die tieferen Gründe ruhen in Brahms durchlöcherter Innerlichkeit. Es wäre unmöglich gewesen, ihn vor die Tür zu setzen, so kurzerhand, so achtungslos: wenn er eine größere moralische Kraft dargestellt hätte . . . Er war in der Macht ein halber Mann, ein ängstlicher Mann, ein kapitulierender Mann . . . Gegen Brahm spricht: sein Lavieren; sein Anbandeln; seine Übervorsicht . . .

1902.

. . . . Brahm (Otto) . . . er, dieser Einzelne, dieser Mann ist . . . die Freie Bühne . . . Er feiert das Gedenken . . . Als der deutsche Schöpfer eines europäischen Schauspiels. Als der tiefste Bahnbrecher seit hundert Jahren. Als welcher das Neue dem Publikum wie etwas Feindliches aufgezungen hat. Als welcher Ballungen des Bedeutenden gab und ein Riesenwerk im Kugelregen. Das einzig Ernste, Kühne, Zähne, Große seit Geschlechtern und Geschlechtern.

1909.

*

Herbert Ihering:

. . . Herr Klöpfer enttäuschte als Vater von Anton Wildgans ebenso wie als Schöpfer von Hans Müller. Er gefährdete die Szenen durch seine gedehnte, äußerliche, leere Sprechweise, die durch nichts motiviert war als durch die Vorgängerschaft von Bassermann. Es war eine Qual zu hören.

Berliner Börsen-Courier. 20. April 1919.

. . . Agnes Straub hatte als Marie in Kornfelds „Himmel und Hölle“ das Raumgefühl in der Sprechform, die Architektur der Szene im Wortrhythmus der Rolle.

Kampf um Theater. 1922.

. . . Kraus hypnotisiert wie ein Tierbändiger die Rolle. Dann wird er selbst von der Rolle hypnotisiert. Und zuletzt hypnotisiert er das Publikum.

Kampf ums Theater. 1922.

*

Kurt Pinthus in der Oxford-Hose.

Der eine saubere Trottel war Ulrich Bettac, der andere Hubert v. Meyerinck, der nicht nur mit pointierter Verve daherschwätzt, sondern auch das Verdienst hat, auf der Berliner Bühne die Oxford-Hose kreiern zu haben: jene Bauchbinde mit sackartigen weiten Beinröhren, die beim Niedersitzen emporgerafft werden wie ein Frauenrock.

8-Uhr Abendblatt. 19. Oktober 1925.

Verehrter Herr Schwanneke, wenn Sie allabendlich koketten Schritts durch das von Ihnen bewirtschaftete beliebte Weinlokal wandeln, so erblicken Sie an Ihren sauber gedeckten Tischen scharenweise Journalisten. Aber haben Sie schon mal einen so sehr im Stil des Mister Meschugge sich gebärden sehen, wie Sie ihn im Übereifer auf der Bühne herumzappeln lassen? Und hatten Sie es nötig, Ihre Humore so reichlich aus der, wenn auch noch so weitbauchigen, Oxford-Hose zu ziehen?

8-Uhr Abendblatt. 20. Oktober 1925.

P R O M I N E N T E

Berlin, 3. Dez. 25.

Geehrter Herr Redaktör!

Sö möcht'n gern mei' Meinung über die „Prominentengeschichte“, welche Sie für einen Unsinn halten, hören!

Die Ansichten san da verschieden, was i so ghört hab. Meine männlichen und weiblichen Mitspieler san meist scho mehr als a Jahrzehnt bei mir und grad dös aushalten bei oan und denselben Direktor macht sie alle miteinander „prominent“ aber net nur auf der Bühne, meine Spieler und Spielerinnen san a als Bauern und Bäuerinnen „prominent“, dö spielen dort, wo ihr Direktor will, probieren a überall und so lang i will nehmen eahner Geld, wenn der Direktor oans hat und san glückli und zufrieden.

Von der Prominenz alloa kennen's ja net leben und liaber is eahne a Stückl G'selchts und a guate Wurst obs nacha prominent is oder net — Alles Andere is eahna Wurst.

Bei solch *unprominenten* Zeiten wär nur das *Zusammenhalten* aller Faktoren für *Ille* „prominent“ und wenns wieder amal an Theaterdirektor mit an Theater, dös er a wirklich prominent leiten kann, geben wird, dann wär Alles „prominent“.

Nix für unguat für dees, was i da hab gsagt — liaber wars mir gwesen, ös hätts mi gar net gfragt — i bin vom Land, der die Gschicht net so genau kennt — hätt i mei Geld wieder was i hier verlorn hab — wär i aa „prominent“!

Ihr ergebener

Xaver Terofal.

SIEBENUNDNDREISSIGSTES STÜCK MEINER UNGESCHRIEBENEN DRAMATURGIE

Von

ARTHUR SAKHEIM

Es existiert eine stillere, gedämpfte Dramatik. Sie geht nicht von der wilden Melodie des gegenständlich Dramatischen aus, sondern von der überempfindlichen, reizbaren, undisziplinierten Erregbarkeit des Dichters. Autoren solcher Dramen erleben nur sich selbst. Die schwärmerische, üppige, strömende Vision ihres Ich. Sie ringen in Taumel und Hochspannung um ein Weltbild. In ihrer Lyrodramatik ist Gefühl und Wohlklang. Es leuchten ihnen geweihte, brennende Berge...

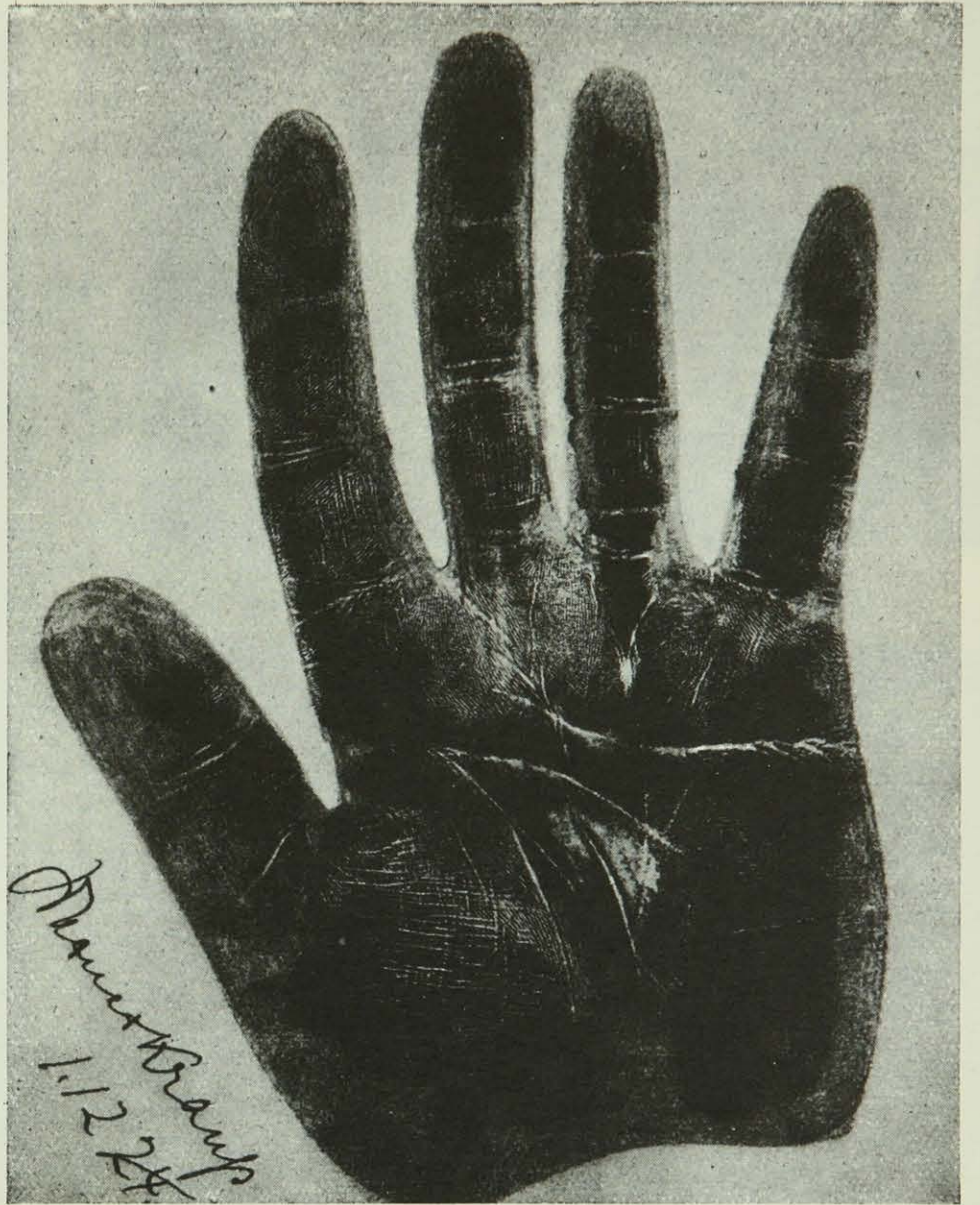
Jedennoch wurde das moderne Drama auf dem Markt geboren. Auf Plätzen und Jahrmärkten agierte man sozusagen Volksliteratur. Und der eigentliche Dramengestalter handhabt gesteigerte Leidenschaft und kalte Leidenschaftslosigkeit, beherrscht das Maschinenwerk der spannenden Begeisterung und vermag sie mit raffinierter Kunst und Klugheit zu spielen.

Die deutschen Dramatiker kennen zwei wesentliche Wege der Annäherung an die Ausdrucksformen der Bühne. Der eine führt von Lenz über Kleist, Grabbe, Hebbel, Büchner zu einer mehr geistigen oder rhetorisch-dialektischen als realen Besitzergreifung. Der andere führt zu Kotzebue. Und zwar gehen auch wirkliche Dichter so merkwürdige Pfade: zarte Lyriker, die sich, etwas sprunghaft oder durch zähe Nachhaltigkeit, zu packenden Theatralikern entwickeln möchten. Das Ergebnis ist fast immer unerheblich; zerdehnte und zerfetzte Lyrik, unumschränkte Rederei, dramatisch strebsamer Mörke oder Hanns Heinz Ewers. Von der Peripherie her, nicht aus der Mitte gestaltet. Langweilige, mittelmäßig vertheaterte, schablonisierte, dennoch unplastische Poetasterei. Skizze, aus der vielleicht mehr hätte werden können. Gewühl ohne Gewalt, begabte Details, die keine Architektonik bindet. Zumeist drückt so ein krasser Lyriker oder Romanzier sein angeborenes oder erarbeitetes Niveau um etliche Grade herunter, um abgefemt und dramatisch zu wirken. Die Frenssens werden zu Birch-Pfeifferlein. Äußerst gebildete und kasuistische Essayisten verbinden sich mit dem hochbetagten Erdgeist der Kulissen und zeugen Mondscheinpasteten. Man ringt darum, sich täglichen Bedürfnissen der Szene, technischen Geschicklichkeiten des Tages anzupassen. Man verniedlicht, veropert, veräußerlicht welthistorische Probleme. Das kommt davon, daß man sich auf ein fremdes Gebiet gewagt hat. Die Kleists, die irdischen Platzhalter und Oberpriester Apollons, sind selten — und den Kotzebues stellt der heutige Tag ganz andere Anforderungen als noch die Zeit vor zwanzig, geschweige denn vor hundert Jahren.

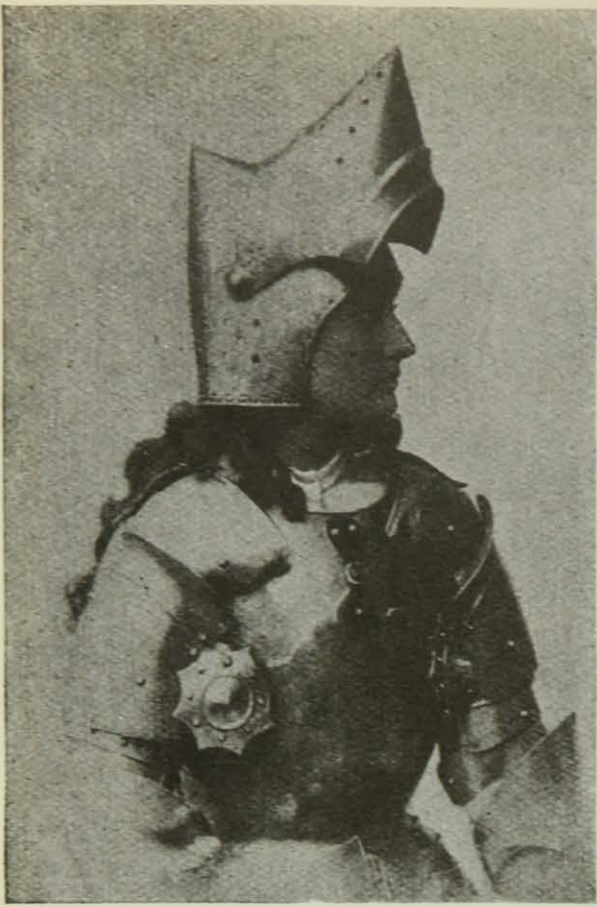
Was ist ein Kotzebue? — Es bleibt für jenen fruchtbaren und gewandten August von K. . . ., für seine Manier und Wandlungsfähigkeit bezeichnend, daß drei Beherrscher aller Reußen an ihm in Wahrheit Gefallen fanden: Katharina II. (berechnend, hinreißend), die ja auch für den Exstürmer Friedrich Maximilian Klünger ein menschliches Rühren verspürte; Paul (verkümmert), der Kotzebue nach Sibirien deportieren und bald zurück importieren ließ; und Alexander I. (überspannt), der ihn als Spion in Deutschland und Frankreich benutzte. Ein vielgeschäftiger, dreimal übler Geselle ohne Zweifel, aber ein Talent. Trotz Goethe und der deutschen Romantik, die ja den mißliebigen Menschen und Pamphletisten eher verdammt als den schlagfertigen Theaterschriftsteller. Ohne Zweifel findet sich in den dreihundert Stücken Kotzebues unbeirrbarer Theaterinstinkt, technische Behendigkeit, grelle Laune, freiwillige und unfreiwillige Situationskomik. Jene spezifische Begabung des Bühnendichters, die so intensiv in goldenen Epochen des Theaters leuchtet — bei Shakespeare und seinen Rivalen, bei Lope und anderen spanischen Meisterdramatikern, bei Gozzi und Goldoni, — sie spukt auch noch in Kotzebues längst veralteten Stücken — in den „Deutschen Kleinstädtern“, in den „Beiden Klingsbergs“, aber auch in „Menschenhaß und Reue“, im „Grafen Benjowski“, in der „Sonnenjungfrau“, in den „Negersklaven“ und sogar in der „Jungfrau Johanna von Montfaucon“. Wo sich auch immer der brillante, aber stillose, unerschöpfliche, aber völlig unkünstlerische Macher



Tilla Durieux als „Salome“



Die Hand von Werner Krauß
Aus M. Raschig „Geheimnisse der offenen Hand“ (Verlag Trowitzsch & Sohn)



Theatermuseum, München
Amanda Lindner als Jungfrau von Orleans

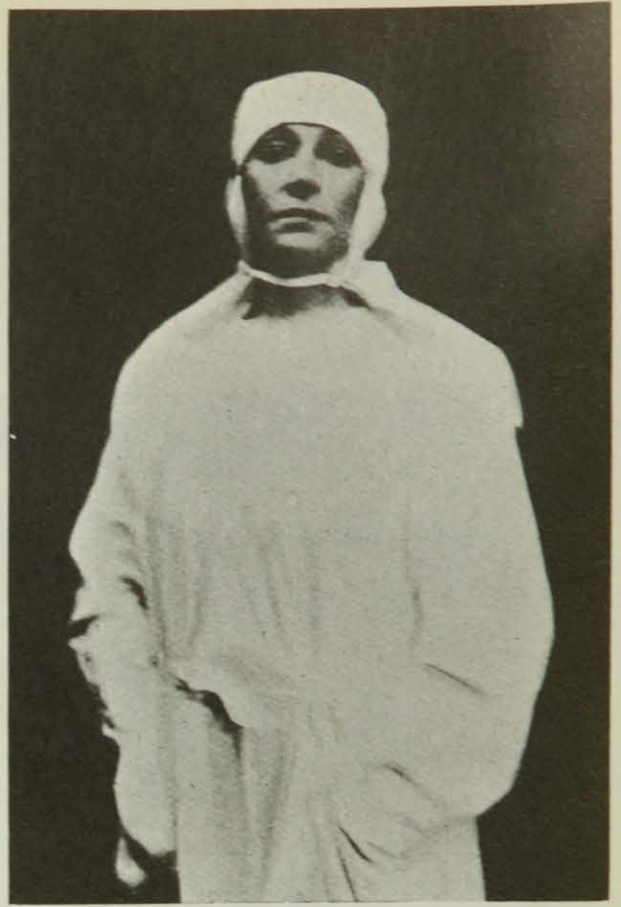


Photo Graudenz
Ida Roland in Hans Kaltheckers
„Schwestern“



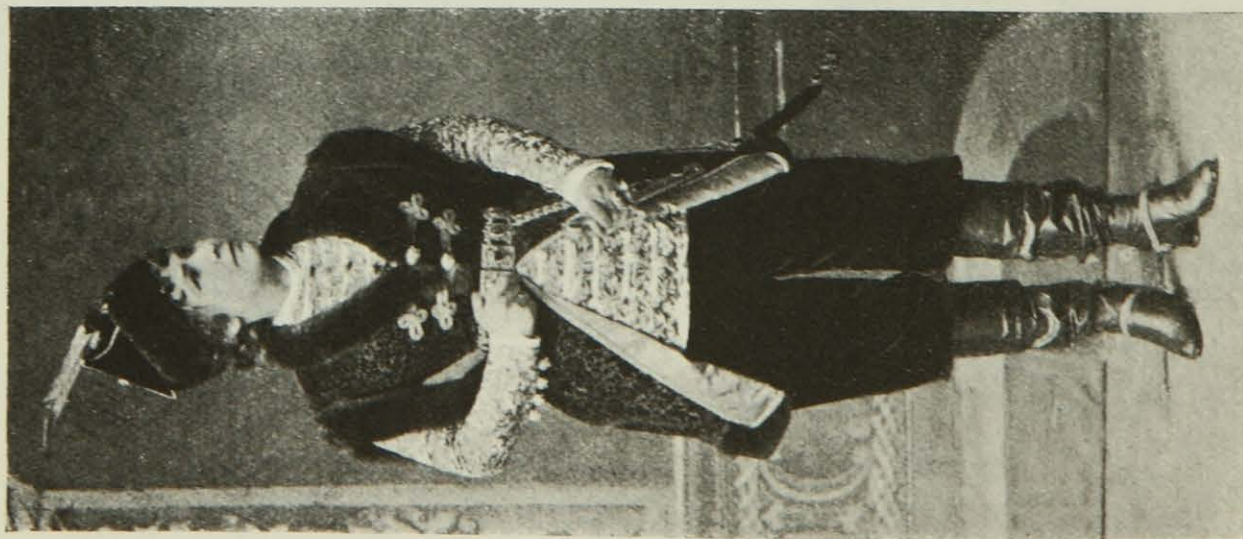
Sarah Bernhardt in „Ardienne Lecouvreur“



Theatermuseum, München
Clara Ziegler als Penthesilea



Theatermuseum, München
Lewinsky als Franz Moor



Theatermuseum, München
Marie Geistinge



Photo Manael
Harlekin-Kostüm von Touchagues



Sacha Guitry in Chantecler

ansiedelt — im Schwank und im pathetischen Sittengemälde, im exotischen Trauerspiel, auf Kamtschatka oder in Peru —, überall und immer ist er der Leibkutscher seiner Majestät des p. t. Publikums. Fabriziert er vorempfundene Scribe, Dumas, Sudermann.

Drama ist aber doch eine Art künstlerischer Erfassung des Lebens, persönliches, überpersönliches Bekenntnis, hohe, allerhöchste Kunst. Die Großkönige des Dramas in Griechenland, Spanien, Frankreich, England und Deutschland waren keine bloßen Macher. Und Tolstoi, Ibsen, Maeterlinck, Strindberg, Wilde, Shaw sind es auch nicht. Indessen orientierte sich das deutsche Publikumsstück der Vorkriegsjahrzehnte auf ganz anderen Bahnen — auf den ausgetretenen Landstraßen Kotzebues, Sardous, Blumenthals und Lindaus, und erreichte in Sudermann einen Höhepunkt. Wer kennt ihn nicht — den Gedankenregenten entlegener Provinzbühnen, den gewandten Nebenbuhler für die reifere Jugend zurechtgestutzter Klassik, den seichten Überlister des Fin-de-siècle, den übersinnlichen, sinnlichen Freier des wilhelminisch gefügigen Publikums?! — Aber auch das literarische Drama kam nur selten ohne den Pakt mit niederen Mächten, ohne den ominösen Einschlag Sudermann aus. Die dichtende Konkurrenz perhorreszierte diesen unkanonischen Bühnenmeister mit Harden, Kerr und Jacobsohn, ließ aber doch hie und da ahnen, daß man auch könnte, wenn man den Pferdefuß nur herausstecken wollte. Und hatte eigentlich nur Erfolg, wenn man so oder anders herum dem Teufel einen Finger gab. Keineswegs mit inniger Phantastik, süßmelancholischer Drachentöterei, intellektuellen Ekstasen, sublimierter, filtrierter Wählerischeit, milder Reife, schöner Versifikation, zärtlicher Bewegtheit, silberner Latinität, kultivierter, subtilisierter lyrischer Dekadenz und „ganz vergessener Völker Müdigkeiten“, Gralsmythen und dramatisiertem Jean Paul. Als Beherrscher des nachrevolutionären Repertoires taten sich von Deutschen zunächst Wedekind und der Schnitzler des „Reigen“ auf; dieweil der Stern des passivvegetativen Gerhart Hauptmann immer mehr verblaßte und althergebracht anmutete. Des ferneren wurde der „deutsche Molière“ Sternheim viel gespielt. Hier, in der spitzfindigen geistigen Kelter, im bluffenden Telegrammstil, in der ausgekochten Meßkunst und Dialektik fehlte hinwiederum jener (weltklug veredelte) sudermanneske Einschlag mit nichten. Eine Zeitlang galt Hasenclever als eine souveräne Hoffnung. Er machte mit der unpreußischen Maxime „Alles was ist, ist unvernünftig“ so lange Ernst, als man ihm glaubte; und ging dann mit fliegenden Fahnen zu den wetteifernden Musen, zum Okkultismus und zum Kino über. Immerhin war es den dramatischen Schriftstellern jener Zeit gewiß mit der Engelsreinheit des Geistes, mit Kommunismus und Pazifismus Ernst. Nur hatten sich diese mehr als ehrenwerten Ideen nicht in den jeweilig inspirierten Dichtern geboren, sondern lagen eigenmächtig in der Luft. Georg Kaiser verstand es, Elastizität, Revolution, erträumten Selbstmord des Kapitalismus mit Kolportage, Artistik, Mache zu verbinden, und ward der vollendete Über-Sardou des letzten Jahrfünfts.

Während sympathischere Naturen, wie Toller, in puncto puncti, nämlich in der wehrhaften, gepanzerten Theatralik, sich doch als schwächer erwiesen.

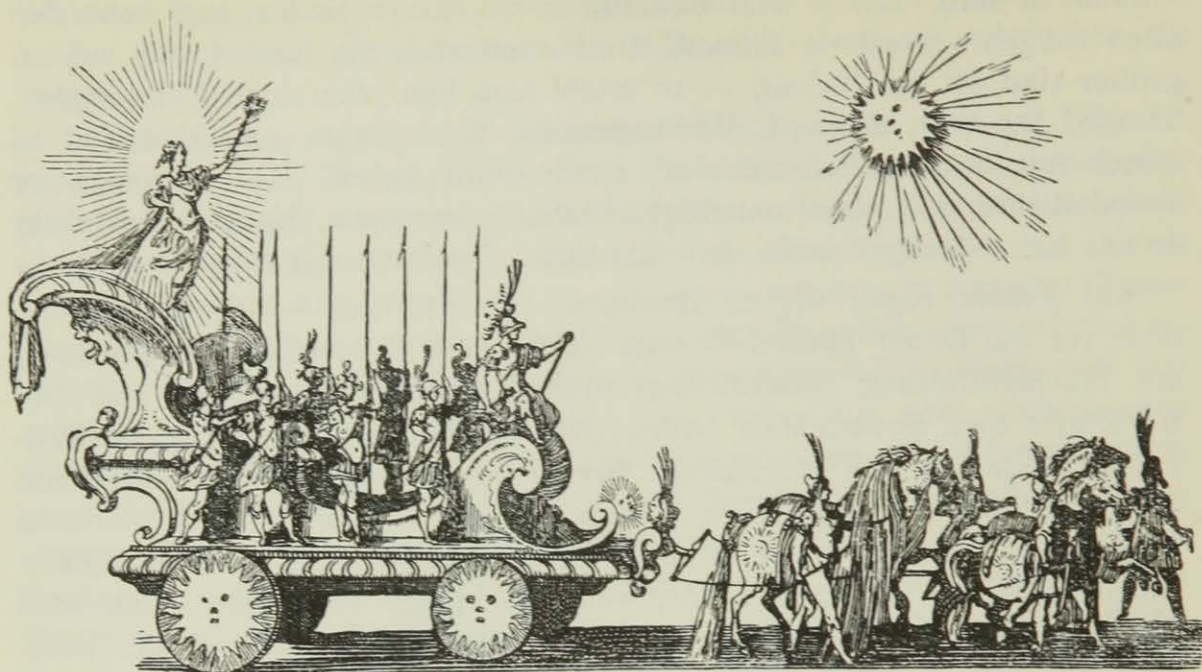
Die literarische Maske, der leidenschaftlich bewegte oder auf Rigorismus gestellte Stil, das herbe Streben, hinderten nicht den Einbruch des Kitsches. Mitunter wurde es ein Überkitsch; oftmals aber war es einer ohne jede privilegierte Beschönigung. Bewußte Rückkehr zur Norm Kotzebue kam in Kreisen vor, die ansonsten ostentativ und vornehm Wedekind, Sternheim und Georg Kaiser imitierten. Daneben, dazwischen produzierte der deutsche Studienrat expressionistische Römerstücke und Ur-Enkeltexte Hebbelscher Quasiurtexte. Es wimmelte von dialogisierter Essayistik, Diskussion mit wehendem dramatischen Mäntelchen, abgeschwächter Eulenbergerei, zu Sardou und Subordination bekehrtem Futurismus. Von Stücken um Wegener, die Durieux, Moissi, Kortner und die Bergner; Szenarien für Reinhardt, Jessner und Martin. Von romantischem Quatsch, verhebbeltem Meyerbeer und verfilmtem Balzac. Von Theatermystik ohne das letzte und vorletzte. Ein Stück fing gut an, und interessierte von der zweiten Szene ab nicht mehr. Ernst Barlach blieb ein Fremdling, eine erstaunliche Ausnahme. Der eine beackerte ein Gütchen zwischen Maeterlinck und Wilhelm von Scholz. Der andere wirkte poetisch, frisch, jung, aber auch verkrampft und niemals unverwechselbar. Sturm im Wasserglase gab es, und recht vielen Drang. Ein Autor hatte die angespannte dramatische Phantasie, um Urahne, Enkel, Vater, Mutter und Kind mit dem Sohn und dessen Freund zu verkuppeln, und für einen Knecht, der an seiner Stute Ungebührliches verübte, Interesse zu beanspruchen; aber dieser Dramatiker blieb nur ein verschrobener Ausbauer und, gelinde gesagt, hyperbarock. Es lenzte, kleistete, grabbete, grillparzerte und (richard) wagnerte. Fritz von Unruh war von Kleist hergekommen. Sein preußisches Ethos zerbrach, und er kam zu Folgerungen, die man spätestens vor zweitausend Jahren hätte ziehen sollen. Unruh entdeckte für sich Jerusalem, Florenz, Athen und Paris. Aber seine Kunst versagte und versiegte angesichts dieser Entdeckungen.

So mußten sie denn kommen — die Bronnen und die Brecht. Der ethische, danteske, schriftgelehrte und prophetische Weg war mühsam und beschwerlich. Gar nicht zu begehen für Leute, die auf Buddha und den Talmud, auf Jehova und Dionysos, auf Koran und Kabbala pfeifen und nichts wollen als Erfolg, Erfolg und zum drittenmal Erfolg.

Brecht und Bronnen glauben nicht einmal an Beelzebub. Aber der Fliegengott ist stark in ihnen. Kaum schwächer als in Sudermann samt Kotzebue. Der Dichter Bronnen ist roh, brutal, wüst, aber dramatisch. Öffnet aller Theatralik von heute Tür und Tor. Benimmt sich mitunter als ein Feuilletonsadist, aber nicht angestrindbergt. Ein Casanova in der Westentasche, aber keiner von Schnitzler. Sein Geblüffe ist Handelspolitik erster Güte und kein Bockmist. Er steht oftmals jenseits von Gut und Böse; aber man kann ihm nicht den Vorwurf machen, ein schwächerer

Molnar zu sein. Er ist kein Sudermann im Babyröckchen und tanzt den alten Reigen auf eigene Fassung. Und wenn auch die Rosinen bei weitem größer sind als das Talent, — so erlebt man hier eben doch Extravaganz, Tirade, Unnatur, Krampf, Vermessenheit, Spekulation auf Aktualität in seiner Art, die als reinlich und zweifelsohne gelten darf. Bronnen ist Pseudodichtung, dreimal unheiliger Bluff, Talentersatz, Marke 1925. Aber er hat keine Margarine in den Knochen. Das muß ich schon sagen.

Ein Fehler zügelt diesen Bronnen und wird ihm — fürchte ich — doch für die Dauer hinderlich sein. Nicht, daß er leer und kaltschnäuzig auf Machtentfaltung bedacht ist; sondern, daß er es bewußt tut. Die Kotzebues und Sudermanns halten sich für Dichter, für Kollegen Kalidasas, Calderons und Hölderlins. Brecht auch. Brecht hat die zweckvoll schmissige Artistik eines neuen Naturalismus und wollüstige dichterische Ambitionen. Sicherlich ist er nicht zahm; und es freut sich um seinetwillen nicht die blühende Linde, wenn der junge Wein gärt. Ihm wird auch das rheinische Mädchen bei rheinischem Wein nicht als der wohlfeile Himmel auf Erden gelten. Er dichtet keine bolschewistische „Emilia Galotti“ und gleicht weder einem forschen Fortsetzer Hartlebens, noch einem wildgewordenen Iffland. Er verspürt in der Tat die Neigung zum Abenteuerlichen und unternimmt Handels- und Jagdzüge den Red River und den Missouri der Dramographie hinauf. Bis in das Felsengebirge Marlowes. Und wer weiß, was alles noch im Zeitenschoße schlummert. Er ist mit Recht zum Kapitän der deutschen Literatur avanciert, und gewißlich ein tüchtiger Freischärler und Pflanze Baals. Er verwertet das Erlebnis der Revolution auf besondere Art und gestaltet das Leben in den Wäldern Münchens und in den Prärien Berlins auf nicht dutzendhafte Weise. Ein dramatischer Skalpjäger wie wenige. Ein Quarterone aus den Lenden der Mestizen Kotzebue und Dumas père und der Europäer Sudermann und Kasimir Edschmid. Georg Kaiser, O'Neill und die Herren Regisseure nicht zu vergessen. Ein veritabler Häuptling, keineswegs ohne Kopf. Anziehend; weil die „Legende vom toten Soldaten“ sympathischer ist als eine lorbeerbekränzte Nachtmütze. Vom Reflex des Selbsterlebten nicht minder unwittert als der Kotzebue der sibirischen Reise; in den Farben lebhafter und bei weitem unbürgerlicher als der katastrophalste Sudermann. Im Jahr der „Trommeln in der Nacht“ erkundigte sich sein Leningrader (damals noch Petrograder) Übersetzer bei mir nach der Bedeutung des Fetisches Zibebe. Ich halte es für möglich, daß Brecht heute schon ins Persische übersetzt ist. Al Hafis jauchzt und jubelt. Eine deutsche Gesamtausgabe seiner Werke wird 1974 bis 1977 in dreiunddreißig Bänden bei Cotta erscheinen. Fuldas Enkel wird sich freuen. Bert Brecht ist, trotz Marlowe und Monte Christo, ein selbständiger und eigentümlicher Nachfolger Kotzebues, Sardous, Sudermanns, Georg Kaisers, denen er an Schöpferkraft, Einsicht in die Falten und Geheimnisse des Menschenherzens, Vielseitigkeit und Phantasie kaum nachsteht.



I. Callot in.

2

Jacques Callot

DIE GALAOPER

Von

ALFRED HOLZBOCK

Der Beginn der Galaoper war auf 8 Uhr festgesetzt, sie war wohl das prunkvollste Ereignis, das sich bisher in unserem Königlichen Opernhaus abgespielt hat. All der fürstliche Glanz, der sich an dieser Kunststätte bei Galaopern zu entfalten pflegt, erhielt gestern (Freitag) eine faszinierende Steigerung. Von der Einfahrt draußen bis hinauf zum hohen Olymp leuchtet alles in Blumenpracht. Vom Torbogen wehen an hohen Masten die schwarz-weiß-roten und blau-gelben Fahnen. Lorbeer- und Myrtengewinde sind die sichtbaren Zeichen, die auf das Fest hindeuten.

Eine Stunde vor Beginn erfolgte bereits der Einzug der Gäste, füllte sich das Parkett mit den Trägern aller Uniformen und Staatsfracks, in den Rängen nahm die Hofgesellschaft Platz, und gar mancher Stern des Hofes mußte vom zweiten Rang herableuchten. Wie ein großartiges Mosaikgebilde setzte sich das Bild im Zuschauerraum zusammen, und welch ein Rahmen umgab dieses Bild! Tausende und aber Tausende von roten und weißen Nelken umschlingen die weißen Rangbrüstungen mit ihren feinen Goldornamenten, sie fallen in Girlanden und Sträußen hernieder und geben allen einen wundervollen hochzeitlichen Festrahmen. Die große Hofloge ist erweitert worden. Die Nebenlogen müssen eine große Zahl der Fürstlichkeiten aufnehmen, und der purpurne Baldachin ist bis zum zweiten Rang emporgerafft.

Immer größer, immer glänzender wird der Gäste Schar. Die Aufmerksamkeit gehört der Botschafterloge, die als erster Monsieur Cambon, der Vertreter Frankreichs, betritt. Einige Minuten später erscheinen die Botschafter Englands und Rußlands, ein Zufall hat die Tripleentente hier vereint; auch der italienische Botschafter nimmt hier Platz. Der Reichskanzler in der Dragoneruniform mit Generalsabzeichen sitzt in der kleinen Nebenloge, an seiner Seite der österreichische Botschafter, mit dem er sich lebhaft unterhält. Der spanische Botschafter und Fürst Lichnowsky, unser Vertreter in England, gesellen sich zu ihnen. In den gegenüberliegenden Logen die Generalität, in den unteren Logen die Minister und Staatssekretäre, im ersten Rang, galant hinter den Damen, die Bundesratsbevollmächtigten und die überseeischen Botschafter und Gesandten, die Japaner, Chinesen, Perser und Türken. Die Träger goldener Amtsketten, die Rektoren und Bürgermeister füllen die letzten Parkettreihen. Hier hat auch Hofprediger Exzellenz von Dryander, der dem Brautpaar den Segen spenden wird, seinen Platz. Hier leuchtet inmitten schwarzer Fracks einsam orangegeb heraus der in eine Schärpe auslaufende breite Kragen von Geheimrat Prof. Harnack, Präsident der Kaiser-Wilhelm-Akademie.

Die laute ungezwungene Unterhaltung wird leiser, als die ersten Fürstlichkeiten erscheinen, an der Spitze die Prinzen August Wilhelm und Waldemar, sie flankieren die erweiterten Fürstenlogen, die für die Prinzen unseres Kaiserhauses und die anderen prinzlichen Gäste reserviert sind. Immer neue Fürstlichkeiten treten ein; ein Kammerherr, mit einer Liste in der Hand, führt sie zu ihrem Platz. Die leise Unterhaltung verhallt, unser Generalintendant klopft dreimal mit dem Kammerherrnstab auf. Alles erhebt sich, das prunkvollste Schauspiel, das je in einem Theater bewundert werden konnte, erlebt seinen Höhepunkt. Das Brautpaar hält seinen Einzug, geleitet von Kaisern und Königen. Prinzeß Viktoria Luise, deren jugendlich anmutige Gestalt ein mattrosa Kostüm umhüllt und auf deren Haupt ein Brillantdiadem glänzt, betritt mit ihrem Bräutigam, dem Prinzen Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, der die Uniform der Rathenower Husaren trägt, zuerst die Hofloge. Sie verbeugen sich dreimal, dann folgen der Kaiser mit der Königin von England, der König von England mit der Kaiserin, der Zar mit der Herzogin von Cumberland und der Großherzog von Baden mit der Kronprinzessin. Der Kaiser, die Kaiserin, der König von England und der Zar grüßen durch Verbeugungen und empfangen die lautlosen, ehrerbietigen Huldigungen. Das Bewußtsein, daß sich hier die Mächtigsten der Erde um ein glückliches Paar geschart haben, der Gedanke, hier Kaiser und Könige in friedlicher Harmonie vereint zu sehen, beherrschte alle, und gab dem hinreißenden Glanz innerliche Bedeutung. Die Kaiserin trug eine fliederfarbige, die Herzogin von Cumberland eine silberdurchwirkte Toilette. Prinzeß Viktoria Luise hatte sich mit den ihr als Hochzeitsgabe überbrachten Juwelen geschmückt, mit dem Brillantdiadem des Herzogtums Braunschweig, mit dem Brillantkollier des Herzogs von Cumberland,

mit dem Brillantarmband, das ihr der Kaiser von Österreich dargebracht hatte, und mit der Perlenkette, die die Stadt Hannover verehrt hatte. Nach Eintritt des Hofes entstand eine kleine Pause, es schien, als wollte man den Gästen Gelegenheit geben, dieses in seiner Art einzige Schauspiel zu bewundern, und es blieb nicht unbemerkt, daß der Zar mit dem benachbarten Prinzen Waldemar eine anscheinend sehr fröhliche Unterhaltung pflegte.

Man gab unter Leitung von Leo Blech den ersten Akt Lohengrin in neuer Inszenierung. Auf der Bühne breitet sich eine freie Landschaft aus, ein reizvoller Kontrast zu dem Schauspiel im Zuschauerraum. Mit Frau Hafgreen-Waag (Elsa), die im Anfang eine leichte Indisposition zu überwinden hatte, mit Rudolf Berger (Lohengrin), der glänzend bei Stimme war, und Frau Arndt-Ober als Ortrud war das Ensemble vortrefflich. Als am Schlusse das Volk die Liebenden, als es Lohengrin und Elsa mit frischen Tannenreisern schmückt und umjubelt, da war es, als ob aus der Welt des Scheins ein Gruß emportönte zu dem bräutlichen Paar, das thronte inmitten der Kaiser und Könige.

Um 1/210 hatte die Festvorstellung, an die sich in dem mit einer leuchtenden Fontäne, mit Rosen und Myrten geschmückten Foyer ein Cercle anschloß, ihr Ende erreicht, zerflatterte das herrlichste und feierlichste, von königlichem und historischem Glanz durchwehte Schauspiel, ein Schauspiel, wie es sich nur im Zeichen deutscher Kaisermacht entfalten kann.

Berliner Lokalanzeiger, 24. Mai 1913.



Ottomar Starke

MEERSCHWEINCHEN - THEATER

Von

MATHEO QUINZ

Die kleinen Provinzstädte bis zu 3000 Einwohnern werden von den Meerschweinchentheatern mit Kunst versorgt. Es sind dies die Bühnen, die hinter den kleinsten Stadttheatern rangieren und meistens nicht länger als eine Woche in demselben Ort residieren. Viele Direktionen existieren schon seit über 100 Jahren und haben sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Erste Pflicht des jungen Schauspielers oder der jungen Schauspielerin ist es also, möglichst schnell mit dem Kronprinzen oder der Kronprinzessin dieser Theaterdynastien in innige Beziehungen zu kommen, um auf diese Art durch Erbschaft oder Abzweigung einer Nebenlinie Anrecht auf den Beruf eines Talentpächters, wie der Schmierendirektor im Jargon heißt, zu bekommen. Die Direktoren selbst spielen das Fach der guten Rollen vom Romeo bis zum Mephisto. Die Frau Direktor hat die Kasse und spielt die Naive, der Sohn spielt alle anderen guten Rollen.

Die meisten dieser Theater spielen auf Teilung, jedoch werden vorweg für den Direktor abgezogen:

- I Saalteil für Miete des Lokals,
- I Direktionsteil für die Leitung,
- I Spielteil für die eigene Kunstleistung,
- I Bibliotheksteil, dieser aber nur, wenn der Direktor ein Reclamheft des betreffenden Stückes besitzt.

Das Engagement geschieht durch die beiden Fachblätter der Schmierenschauspieler, den von Nordau herausgegebenen „Bühnen-Boten“ und den „Bühnencourier“, dessen Herausgeber der Stiefvater des Intendanten Gustav Hartung ist. In diesen Zeitschriften befinden sich wöchentlich 100 Inserate ungefähr so:

Solide Direktion, Stadttheater, sucht ersten Helden. Gage 60 M. Klein, aber goldsicher.

Schreibt der Schauspieler auf eines dieser Inserate, so bekommt er nach einigen Tagen eine Postkarte des Inhalts:

„Engagieren Sie als jgdl. Komiker, Geck und Dümmling nach Mutzchen bei Trebsen i. Sachsen. Betrachten Sie diese Karte als Vertrag.“

Andere Verträge gibt es nicht.

Die Reise erfolgt als „Brustbild“, d. h. vierter Klasse. Die Bezeichnung stammt daher, daß die Waggonfenster der vierten Klasse höher sind und man beim Herausschauen die Figur als Brustbild sieht.

An Garderobe braucht der gute Schmierenschauspieler folgendes:

Einen Anzug, eine weiße und eine schwarze Hose, einen Frack und Ritterstiefel. Die Frackweste wird von zwei aneinandergeknöpften Manschetten dargestellt, die, mit einer Schnur vor den Bauch gebunden, einen unerhört eleganten Eindruck machen. Der Schauspieler ist verpflichtet,

die Ritterstiefel der Direktion leihweise für Massenszenen zur Verfügung zu stellen. Die Stiefel werden dann hinter die Kulissen gestellt, in gegebenen Momenten dem Publikum sichtbar aus der Dekoration herausgeschoben und, wenn die Volksmenge abgeht, zurückgezogen. Hierdurch werden die lächerlichen Gesten ungeschickter Komparsen vollständig vermieden. Kommt ein Schauspieler mit mehr als einem Anzug ins Engagement, so gibt dies dem Direktor Anlaß, sofort ein großes Ausstattungsstück darzustellen, das er mit einer pompösen Reklame anzeigt.

Der ständige Kampf zwischen Schauspieler und Direktor geht darum, wer an der Kasse sitzen soll, da es eine bekannte Tatsache ist, daß jede Theaterdirektorin mogelt und die Kasse allabendlich um Beträge, sogar bis zu 50 Pf., betrügt. Die vererbten Direktionen spielen nach wie vor ihre guten alten Stücke und haben gerade damit die größten Erfolge. Nur manchmal lassen sie einen der jungen Stürmer und Dränger wie Sudermann oder Halbe zu Wort kommen. Sonst spielen sie zu ihrer eigenen Freude und zu der des Publikums:

„Genoveva und die Hirschkuh“, „Barbara Urbich, die eingemauerte Nonne“, „Karl Stöbner, der schöne Wildschütz“, „Die 14 Nothelfer in Gottläuba“, „Domi, der amerikanische Affe“, „Goldliesel oder die Mühle im Wiesengrund“.

Natürlich spielt der Talentpächter auch die großen Berliner Schlager, allerdings nicht mit dem lächerlichen Personalaufwand wie in Berlin. Als Wedekinds „Frühlingserwachen“ seinen großen Erfolg hatte, machte der Direktor Oschkerkeit mit dem Stück eine große Tournee, die einen sensationellen Erfolg hatte; um nicht das von Wedekind vorgeschriebene lächerlich große Personal engagieren zu müssen, spielte er aber einfach unter dem Titel „Frühlingserwachen“ „Jugend“ von Halbe. Für das Publikum war es dasselbe. Ein anderer Direktor hat ein eigenes Stück geschrieben und hat nur dieses Stück am Repertoire. Er spielt es in jedem Ort zehnmal, jedesmal unter einem anderen Titel, bis sämtliche Einwohner im Theater waren, und löst somit schlagend das von Jhering und Kerr gestellte Problem des wechselnden Repertoires. Die Gagenzahlung erfolgt täglich, und zwar begibt sich die Frau Direktor mit der Zigarrenkiste unter dem Arm nach Schluß der Vorstellung auf die Bühne und kippt die Kiste um.

Eine der bekanntesten Direktionen ist die Direktion Zahn in Sachsen; es gibt drei Direktionen Zahn, nämlich Julius Zahn, Robert Zahn und Theodor Zahn, welche unter dem Sammelnamen „Das Gebiß“ in Sachsen weltberühmt sind. Der Älteste ist der Direktor Julius Zahn, sein Lieblingsstück ist „Genoveva oder die Hirschkuh“, wozu er sich eine eigene Hirschkuh, die an Drähten beweglich ist und von hinten angezündet wird, konstruiert hat. Die Mechanik der Hirschkuh bedient Herr Direktor Zahn persönlich. Am wichtigsten sind bei ihm weniger die schauspielerischen Effekte als das Flämmchen. Jeder Akt endet durch Abbrennen eines kleinen bengalischen Rotlichtes, dann fällt der Vorhang. Die Wirkung ist unübertrefflich. Hat Direktor Zahn nur wenig Publikum im



Dr. Otto Brahm



Alexander Girardi und Frl. Glossy
in „Bauer als Millionär“



Eve Lavallière



Nakamura Tozo als Niki Dansho



Curt Bois (als achtjähriger im Thalia-
theater)



Coquelin als „Scarron“



Theatermuseum, München
Adolf Sonnenthal als „Fabrizius“



Hubert v. Meyerinck als „Nebukadnezar“
in Georg Kaisers „Jüdische Witwe“



Guido Thielscher als „Oberhofmeister“



John Barrymore als „Romeo“

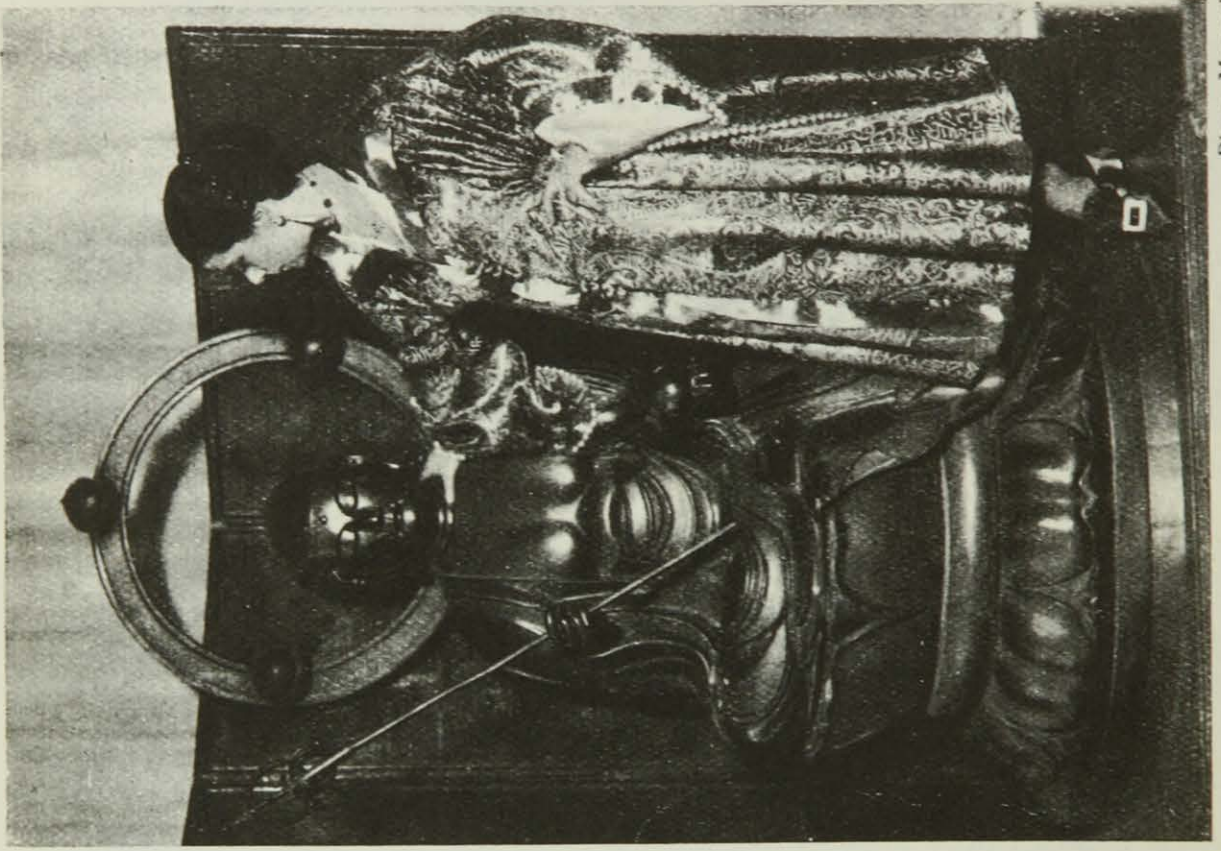


Photo Manuel

Mme. Spinelly



Ida Orloff als „Pippa“

Hause, so spielt er nur den ersten und vierten Akt von „Genoveva“ und läßt dann seine Mitglieder im Kostüm zu „Genoveva“ den schönen Chor aus der „Regimentstochter“ singen. Wenn an diesen Tagen nur das Flämmchen richtig funktioniert, so ist der Erfolg ein unbestrittener.

Direktor Moritz Richter, der „Mann mit der Hasenscharte“ genannt, legt besonderen Wert darauf, daß seine Mitglieder im Zoppen ausgebildet sind. Zoppen heißt mit dem Teller absammeln. Man muß immer mit dem Zoppen bei den rückwärtigen Reihen anfangen, da sonst die hinteren Gäste ausrücken. Er hat dies von einem großen Konkurrenten gelernt, von Bonart Assora, dem größten Seiltänzer der Welt, mit dem er öfters unliebsam zusammentraf. Bonart Assora war einmal in Zürich vom Seil gestürzt und hatte sich dabei die Beine gebrochen. Von dem Ergebnis der Kollekte, die die Kollegen für den Verunglückten machten, kaufte er sich einen Wohnwagen und zieht von Ort zu Ort. Trifft er irgendwo auf Moritz Richter, den Mann mit der Hasenscharte, so leiht dieser dem Seiltänzer seinen jugendlichen Liebhaber, den Bonart Assora als Hauptattraktion über das Seil trägt, während die anderen Schauspieler zoppen müssen. Diese Methode der Vereinigung von Varieté und Theater wurde zum ersten Male in Nerchau a. d. Mulde mit großem Erfolg ausprobiert.

Herr Direktor Treibisch, ein früherer Rittmeister, der eine Tochter der Dynastie Treibisch geheiratet hat, spielt meistens an der Waterkant. Sein Name ist „der Gevattersmann“, da er jede Vorstellung mit der Aufforderung an einen Schauspieler eröffnet, „Gevatterleute, zelebriert euer Stückchen.“ Ein evtl. Defizit deckt er durch Skatspiel mit den Bauern und Schiffern. Er kann kein trauriges Stück spielen, in dem nicht eine lustige Figur für ihn selbst vorkommt. Seine Lieblingsrolle ist das Dienstmädchen in Sudermanns „Heimat“, das er als komischer Diener spielt. Wenn Magda dem Regierungsrat von Keller ihre wildeste Verachtung ins Gesicht geschleudert hat und mit dreimaligem Hach zusammenbricht, dann steckt der Gevattersmann seinen komisch geschminkten Kopf mit roter Perücke heraus und sagt erstaunt: „Oi, oi, oi.“ Dasselbe wiederholt er sofort nach dem Tod des alten Schwartz. Der Erfolg ist haftend. Als der Komiker Lachmann, der heute in Berlin ist, eine ernste Rolle nicht zur Zufriedenheit des Gevattersmanns spielte, sprang dieser auf die Bühne und spielte, die Kasse unterm Arm, die Rolle virtuos zu Ende.

Beim Meerschweinchen-Theater gelten die Programme gleichzeitig als Eintrittskarten. Zu den letzten Vorstellungen werden immer sämtliche Programme der Saison verkauft, so daß es vorkommt, daß das Publikum in ein und derselben Vorstellung zehn verschiedene Stücke zu sehen glaubt. Jedoch fällt dieses nicht weiter auf. Die Wohnungsfrage für die herumziehenden Schauspieler ist oft schwer zu lösen, da nicht jeder Wirt Schauspieler ins Quartier nehmen will. Der vortreffliche Bonvivant Neuhoff schläft am liebsten in einer mit Liebigbildern tapezierten Eierkiste auf der Bühne. Er verläßt dieselbe nicht eher, als bis ihm der Direktor sein Abendhonorar ausgezahlt hat; da die Vorstellung nicht beginnen kann,

bevor Neuhoff sein Schlafzimmer verlassen hat, ist er der einzige, der immer sein Geld bekommt.

Direktor Konrad Nick in Exin in Posen spielt am liebsten den Schlafwagenkontrolleur, für den er sich eine amüsante Schlußnuance zurechtgelegt hat. Nach Vorschrift des Stückes hat er sich mit einem feuchten Taschentuch die Schläfen zu kühlen, hierzu läßt sich Herr Direktor Nick ein großes Waschfaß auf die Bühne bringen, das ihm mit dem ganzen Inhalt über den Kopf gestülpt wird. Hierbei fällt der Vorhang. Bei ihm waren auch zwei Schwestern Österreich engagiert, die nur mit ihrem Vater, einem pensionierten Postschaffner, reisten. Der Stolz des Postschaffners war sein weißer Bart. Als der Postschaffner einmal aushelfen und infolge seiner kleinen Figur den Tellknaben spielen mußte, wurde ihm der schöne weiße Bart abgenommen. Er wird seither im Fundus der Direktion mitgeführt, wo er immer wieder Verwendung findet.

Einer der bekanntesten und elegantesten Schauspieler ist Otto von Streesen. Leider zwingt ihn seine Position zu Geldausgaben, die seine Verhältnisse übersteigen, so daß ihn nach Schluß der Vorstellung in jedem Ort, in dem er schon einmal war, Waschfrauen und andere Quälgeister erwarten. Otto von Streesen verläßt daher das Theater nur in irgendeiner Maske, als Droschkenkutscher mit einem langen Bart, als vornehmer Engländer, als Dienstmann. Er schminkt sich so gut, daß er nur selten erkannt wird. Auf der Bühne schminkt er sich prinzipiell nicht. Er war noch nie länger als acht Tage in demselben Engagement.

Ein berühmter Souffleur war der alte Haack. Er kannte alle Stücke auswendig, nur einmal versagte er; mitten im zweiten Akt schlief er im Souffleurkasten ein. Auch am nächsten Abend saß Haack zwar gleich zu Anfang der Vorstellung im Souffleurkasten und schlief. Da er als einziger im Theater das Stück konnte, mußte die Vorstellung abgebrochen werden, man versuchte Haack zu wecken, er war schon ganz steif, denn er war am Abend vorher während des zweiten Aktes gestorben.

Das berühmteste Stück der Meerschweinchen-theater heißt: „Domi, der amerikanische Affe.“

Als Heinrich Laube Direktor des Wiener Stadttheaters war, kam zu ihm ein Schauspieler namens Klischnick. Klischnick bat um Engagement. Er schlug ihm das Stück vor, Laube lehnte aber ungnädig ab und verbat sich die Störung. Betrübt hob Klischnick sein linkes Bein und kratzte sich damit hinter dem rechten Ohr. Laube hat das Stück mit Klischnick sechzigmal vor ausverkauftem Hause gespielt. Die Darsteller des Domi heißen noch heute die Klischnicker, der bekannteste ist der Affen-Müller.

Wenn alle Stricke reißen, dieses wunderbare Stück schlägt immer ein. Es wäre auch die Rettung für die Berliner Theater, aber gibt es denn noch wahre Affendarsteller? Wo sind die Prominenten, die sich stehend mit dem Bein hinter dem Ohr kratzen können, die mit dem Kind am Arm auf die Palme klettern und imstande sind, beim Todesschuß mit Aufschrei vom Baum herunter platt auf den Bauch zu fallen. Hier versagen sie alle. — Es gibt keine wirklichen Schauspieler mehr.

MAX REINHARDTS BELEUCHTUNGSKUNST

Von

Oberbeleuchter PAUL HOFFMANN, Reinhardtübungen

Auf diesem Gebiete, dessen Wichtigkeit für die dekorativen Wirkungen der heutigen Bühne wohl nur dem Fachmann im vollen Umfange bewußt werden kann, war es die eine große Tat Max Reinhardts, ein neues Beleuchtungssystem zu schaffen, die andere, dieses neue System in einer neuen Art zur Anwendung zu bringen.

Dieses System gliedert sich in mehrere Gruppen, die, jede für sich zur Anwendung gebracht, einander nicht störend, gleichzeitig verwendet einen harmonischen farbigen Zusammenklang ergeben.

Für seine Existenzberechtigung spricht der Umstand, daß es sowohl für große wie kleine und kleinste Bühnen in vollem Ausmaße verwendet werden kann.

Die langgestreckten Beleuchtungslampen der früheren Beleuchtung, die von oben und von den Seiten die Dekorationsleinwand stark beleuchteten, den Hohlraum bis zur Spielfläche dagegen nicht genügend, sind umgestaltet und zur Gruppe 1 des neuen Beleuchtungssystems gemacht worden. Die Rampen haben statt der mit Lack gefärbten Glühlampen Lampen aus farbigem Glas bekommen oder stehen hinter farbigen Glas-scheiben. Bei dieser Anordnung wird erreicht, daß die Lichtstimmung immer gleich bleibt, während sie sich sonst schon nach kurzer Zeit veränderte.

Der Hohlraum mit allem, was sich in ihm befindet, einschließlich der Schauspieler, ist mit zwei Gruppen des neuen Beleuchtungssystems ausgestattet worden.

Gruppe 2 hat die Aufgabe, die Dekorationen im allgemeinen zu beleuchten, ob sie sich nun auf der Spielfläche befinden oder in der Luft hängen. Das Licht dieser Gruppe ist daher ein sehr breit ausstrahlendes. Ihre Konstruktion ist allerverschiedenster Art, ebenso ihre Lichtstärke und der Aufstellungsort. Für die Lichtstimmung kommen auch hier, wie bei allen anderen Beleuchtungskörpern des neuen Beleuchtungssystems, fast nur farbige Gläser zur Anwendung, um keine Veränderung der Stimmung eintreten zu lassen.

Die fest eingebauten Apparate sind mit farbigen Gläsern versehen, die von einer Zentralstelle verändert werden, die transportablen Apparate dagegen bekommen von Fall zu Fall andere Gläser.

Gruppe 3 wird ausschließlich nur für die Spielfläche verwendet. Das Licht dieser Gruppe holt bestimmte Stellen des Bühnenbildes extra stark heraus, um auf diese Weise die Aufmerksamkeit des Publikums dorthin zu lenken.

Das Licht dieser Gruppe leuchtet nur auf bestimmte Stellen und läßt alles andere im Dunkeln. Die Apparate sind für einen bestimmten Bereich

der Spielfläche fest eingebaut. Die farbigen Gläser werden in diesem Falle von derselben Zentralstelle verändert wie die der Gruppe 2. Die Apparate dagegen, die transportabel sind, sind für punktförmigen bis allergrößten Lichtbereich regulierbar eingerichtet. Ihre Gläser werden nach Bedarf eingestellt. Die Farbenskala dieser Gläser reicht von weiß bis zu den unsichtbaren violetten Strahlen.

Die Konstruktion der Gruppe 3 ist nicht so verschiedener Art wie die der Gruppe 2, das Licht dagegen reicht bis zu vielen tausend Kerzen.

Ein Teil der Apparate der Gruppen 2 und 3 sind oberhalb der Bühnenöffnung untergebracht. Daher kann der Spieler ganz nach vorn gehen und bekommt doch noch Licht.

Gruppe 4 ist ausschließlich für den Horizont eingerichtet. In Bezug auf Lichtstärke und Ausmaß ist es die umfangreichste Gruppe. Der weiße Horizont wird durch farbige Lichtquellen von oben her beleuchtet. Von unten herauf leuchten ebenfalls starke farbige Lichtquellen, um das Morgengrauen oder den Sonnenuntergang in den buntesten Farben erstrahlen zu lassen. Ferner sind in den Horizont kleine Glühlämpchen als Sterne eingesetzt. Ein Wolkenapparat sorgt für weitere Belebung des Horizontes. Auch sonst werden durch besondere Apparate auf die weiße Fläche des Horizontes Bilder verschiedenster Art geworfen, wie Blitze, Regenbogen, Landschaften, als Fortsetzung und Ergänzung der Dekoration.

Diese vier Gruppen nun bilden das neue Beleuchtungssystem, und jede dieser vier Gruppen ist bis ins einzelne ausgestaltet.

Wozu dient Herrn Professor Max Reinhardt nun diese ganze Einrichtung? Stets ist es seine größte Sorge, ob der Schauspieler genügend beleuchtet ist, ob es nun Sonnen- oder Mondschein ist. So manche schöne Stimmung mußte fallen, nur um den Schauspieler hell genug zu bekommen.

Auch modern kann die Beleuchtung sein, denn bei kubistischer Dekoration wird auch die Beleuchtung kubistisch auf den Horizont geworfen.

Mit kleinen bunten Glühlämpchen feiert Herr Professor Max Reinhardt Gartenfeste, Büschel von Glühwürmern läßt er in der Walpurgisnacht und im Sommernachtstraum schwirren, eine Stadt läßt er in 1000 Lichtern mit kleinen Glühlämpchen erstrahlen, ein Feuermännchen sprüht glühende Funken durch den Raum und Sternschnuppen fallen vom Himmel. Um die Speichen eines Spinnrades blitzen bunte Strahlen, das Wasser läuft aus dem Hahn und blitzt schneeweiß auf, der Homunkulus zieht seine Bahn und glüht und blitzt, eine 8 m hohe Flammenbildung des Erdgeistes wird von oben herunter mit einem Apparat der Gruppe 3 rot angeleuchtet, und noch jeder hat geglaubt, daß das Licht von unten kam. Tausende solcher Wunder ließen sich anführen.

So läßt Professor Max Reinhardt seine Belechtungskunst zwischen Wirklichkeit und Märchen, zwischen hellstem Sonnenschein und tiefster Dunkelheit hin und her spielen, immer, wie es das Spiel auf dem Theater erfordert.

HUNDERT JAHRE DEUTSCHES THEATER

Zusammengestellt von
DR. FRANZ RAPP

Hochwohlgebohrner Herr Geheimerath!

Ob Sie sich meiner noch erinnern wie ich mich Ihrer, daran zweifle wohl freilich, allein wissen werden Sie wohl fileicht noch das eine gewisse Unzelmann in Carlsbad war, die von Figur zwar sehr klein, doch mit einer großen Empfänglichkeit für alles Schöne und Große gebohren wurde — —

N. S. Der dicke Musch, der Mopshund nehmlich von Ihnen Onix genannt lebt noch und freut sich mit mir des Glücks Sie zu sehen.

(Friederike Unzelmann an Goethe. 1798.)

*

. . . . was soll einen halten in Weimar, keine großen Gagen gibt es nicht, gesellschaftlich sind die Menschen auch nicht, Armuth auf allen Ecken, wo man hin kuckt, ein Enthusiasmus ist auch nicht da, wie selten wird man trotz aller Anstrengungen nur im geringsten dafür gedankt, und was hat der Schauspieler sonst, das bischen Gage geht an Kleider und nothdürftiges Essen und Trinken drauf, ach Gott es ist ein erbärmliches Leben.

(Regisseur Becker an Kirms. 1804.)

*

. . . Der junge Herr Genast, von dem der Papa so eingenommen ist, spielte wie eine Latte, hatte sich aber ein paar Waden ausgestopft, wegen dem dicken Koch seine nur Pfeifenstiele sind; überhaupt scheint das Ausstopfen und das monoton sein die Haupteigenschaft der Schauspieler von Weimar zu sein. Madame Wolff hielt zu Ehren der Großfürstin ein Rede, im Klingelton, und hatte bei einem ganz reichen Kleide keinen Fächer in der Hand; das ist akurat, als wenn ein Mann bei einer solchen Gelegenheit ohne Hut erscheinen wollte. Überhaupt wissen alle nicht was sich schickt.

(Bericht über Weimar von Friederike Unzelmann-Bethmann. 1815.)

*

. . . Es sollte deswegen bei dieser Gelegenheit sehr deutlich ausgesprochen werden, daß ein Akteur, der seine Frau prügelt, von Commissionswegen sogleich auf die Hauptwache geführt wird.

(Goethe. 1809.)

*

Im Jahre 1837 spielte ich in der Posse: „Eulenspiegel“ von Nestroy den Nazl. Bei dieser Gelegenheit drückte ich in einem eingelegten Couplet den Wunsch aus nach einem Volkstheater, wo es mir mehr Freude machte in solchen Possen zu wirken, als in dem prächtigen Hoftheater. Mit dem größten Beifall wurde diese Strophe vom Publikum aufgenommen. Den folgenden Tag wurde dieselbe Posse, am Fastnachts-Dienstag, Morgens

10 Uhr wiederholt. Vor dem Anfang erhielt ich jedoch von dem Intendanten Herrn von Küster den Befehl, kein Wort mehr zu sprechen oder zu singen, außer was in meiner Rolle steht. Ich versprach es, sang nur die Strophen der Rolle und trat ab. Das Publikum rief mich unter stürmischem Beifall drei Mal hervor, und wollte ich sollte weiter singen. Ich zeigte mit der Hand vor dem Munde an, daß ich nicht dürfe.

Nun ging es erst recht los.

Ich erschien abermals, und da ich nicht sprechen durfte, holte ich das Papagenoschloß aus meiner Tasche und steckte es an den Mund. Nun gab es einen solchen Sturm im Publikum, daß mir selbst angst und bang wurde, und ich in die Coullisse eilte. Den folgenden Tag wurde mir eine Strafe dictiert: „Achtzig Gulden bezahlen, oder zweimal 24 Stunden Arrest“. Ich zog natürlich das Letztere vor, und begab mich in den früheren Neuen Thurm, wo ich aber zu meiner großen Überraschung einen meiner besten Freunde antraf, einen wallachischen Prinzen, welcher wegen 30,000 fl. Schulden so lange in Haft gehalten wurde, bis sein Vater ihn wieder ausgelöst hat. Wir umarmten uns, und er bot Alles auf, mir den kurzen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Ich unterhielt mich so vortrefflich, daß ich den Intendanten schriftlich um 8 Tage Verlängerung bat, welche er mir aber nicht gewährte.

(Aus Ferdinand Langs Tagebuch.)

*

Ihre Leistung hat mich nicht überrascht, Sie bleiben immer Sie selbst — aber — nachdem ich Sie zehn Jahre nicht auf der Bühne gesehen — Ihre Erscheinung, die jünger u. frischer ist als damals — die mir ein ewiges Rätsel bleibt — in der Männerwelt mir ohne Beispiel — die Frauen allein — Ninon de l'Enclos u. die Mars mögen sich Ihnen vergleichen! Gute Nacht, Hexenmeister! — Sie haben mich heute auch wieder jung gemacht (leider nur inwendig!) u. ich denke der Elisabethzeit, wo mich mein Lester — stecken bleiben machte! Könnte mir heut' noch geschehen! —

(Charlotte Birch-Pfeiffer an Emil Devrient. 1856.)

*

In Hamburg, wo ich zehn Vorstellungen gab, debutierte ich als „Gisela“.

Dem Sohn des Direktors Maurice, einem begabten Dichter und leicht begeisterungsfähigen jungen Mann, gefiel ich derart, daß er mir in überschwänglich poetischer Form seine Bewunderung zum Ausdruck bringen wollte.

Er war nach Berlin gereist, um Meister Meyerbeer, der wenige Tage vorher gestorben war und von da nach Paris überführt wurde, das letzte Geleit zu geben.

Der junge Dichter hatte auf dem Grabe des großen Meisters einen Blumenstrauß gepflückt, hatte ihn für mich gepreßt und nach Hamburg gebracht.

Im letzten Akt der „Gisela“, da die Protagonistin verschwindet und in das Grab steigt, warf er mir jene Blumen zu, und ich, der deren Vorgeschichte unbekannt war, hielt die zerdrückten und welken Blumen für einen schlechten Scherz und war sehr beleidigt. Nach dem Ballet, in dem ich zum zweitenmale einen glänzenden Erfolg errungen hatte, kehrte ich ganz glücklich in mein Hotel zurück, und während ich mit großem Appetit ein vorzügliches Beefsteak verzehrte, näherte sich mir plötzlich der junge Dichter, blieb aber beim Anblick dieses prosaischen Fleischgerichtes, das meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, erstaunt stehen . . . Er stieß ein lautes „Ah“ aus, . . . grüßte mich eilig und verschwand, enttäuscht über die romantische Gisela, die er kurz vorher noch an Liebesgram sterben gesehen und von der er sich wahrscheinlich vorgestellt hatte, daß sie bloß von Rosenblättern lebe.

Oh, diese Poeten!

Tags darauf machte er mir abermals einen Besuch, und da erklärte er mir das Rätsel der welken Blumen, die er auf das Grab der Gisela geworfen, während ich den Blicken der sterblichen . . . Zuschauer entschwand.

(Erinnerungen der Claudine Cucchi. 1864.)

*

„Als ich geboren wurde, zitterte die Erde!“ sagt Owen Glandower in Shakespeares „Heinrich IV.“ — — bei mir aber nicht.

(Friedrich Haase.)

*

. . . König Ludwig I., damals schon durch die Lola-Montez-Affaire deposiderter Regent, war trotzdem fast populärer als sein Sohn, der regierende König Maximilian II. Unaufhörlich die Straßen und Plätze Münchens durchwandernd in oft unglaublichen Kostümen, sprach er mich einst vor der Statue des langverstorbenen Königs Maximilian I. an. Mit seiner hohen, stark lispelnden Stimme fragte er mich:

„Wie heißen Sie?“

„Haase, Majestät.“

„O — — Haase — der Schauspieler Haase?! O — auf der Bühne immer alter Herr, — im Leben noch ganz jung — o! — Guten Morgen! —“

Ich war geweiht! Die Sonne Königlicher Gnade hatte mich bestrahlt! Ludwig I., der Gründer von Münchens Größe, hatte mit mir gesprochen — „Guten Morgen“ hatte er gesagt. — Am Abend dieses „guten Morgen“ trank ich mit Christen mehr Bier als gewöhnlich, und wir gelobten uns, immer „gut und edel“ zu sein. — — —

(Haase.)

*

. . . Vor zwei Jahren habe ich hier den jetzt wohl schon berühmten Schauspieler Haase als Mephistopheles gesehen und bin sehr befriedigt gewesen: er war durch und durch in Verruchtheit getränkt und ein gewisses „air de reprobation“ verließ ihn nie. — — —

(Schopenhauer. 1860.)

Obwohl das Publikum in der liebenswürdigen Täuschung förmlich zu schwelgen scheint, daß uns die goldenen Früchte, ohne etwas thun zu müssen, in den Schoß fallen und wir eigentlich viel zu hoch honoriert würden. Denn wir spielen ja doch nur Theater. Hiebei fällt mir die Antwort ein, die eine berühmte italienische Sängerin Maria Theresia gab, als diese sich mit den Worten „Soviel bekommt ja nicht mein Minister“ über das Honorar beklagte. „Dann lassen sich Euer Majestät von Ihrem Minister etwas vorsingen.“

(Clara Ziegler.)

*

Diese „Jungfrau“ ist übrigens noch immer das alte Bataillenpferd. Wir nahmen bei schönstem Maiwetter auf sie 228 Taler ein. Das Stück hatte sich von 6 Uhr abends bis $\frac{3}{4}$ auf 11 Uhr geschleppt. Also nahm ich die Pucelle und schnitt hinweg: a) aus dem Vorspiel die langen Erzählungen Bertrands; b) aus dem dritten Akte das langweilige Veröhnungsgequängel zwischen Burgund, dem König und Du Chatel — ferner den schwarzen Ritter; c) aus dem vierten Akte die langweilige Schwesterszene; d) aus dem fünften Akte die Köhler- und Gefangenehmungsszene. Nach diesem Haupt- und Kaiserschnitt wird hoffentlich das heilige Mädchen bei einer Repetition Punkt 10 Uhr unter ihrer Fahne liegen.

Karl Immermann.

GLADIATOREN

Von

ALFRED FLECHTHEIM

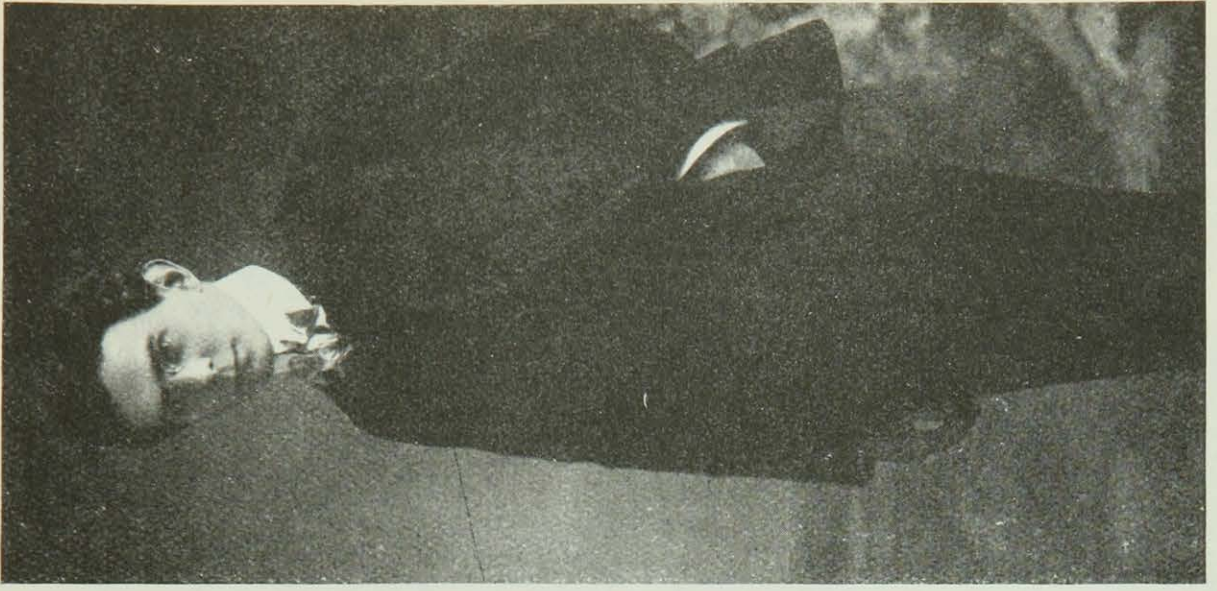
„Mehr Licht!“

Obwohl über jede Berliner Premiere die Spalten der Tagespresse von hinten bis vorn gefüllt sind, sind die Theater leer. —

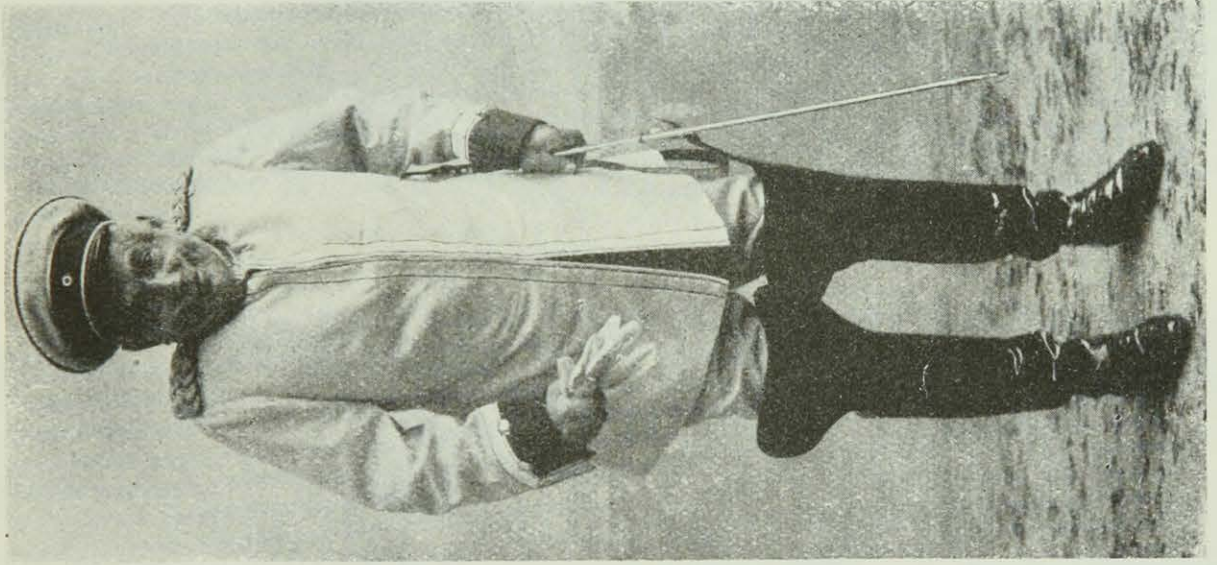
Nur die Pelzmäntelorgie des Herrn Max Reinhardt in der Komödie und die Revuen haben, dank der Kritik, volle Häuser. Georg Kaisers „Jüdische Witwe“ mußte abgesetzt werden. Hier hat die Kritik voll kommen versagt. Allerdings hätte Kaiser sein Stück französisch schreiben und von Julius Elias verdeutschen lassen sollen. —

Zum Kampf Hans Breitensträters mit Pablo Uzcudun waren acht Tage vorher die 15 000 Plätze des Sportpalastes restlos ausverkauft.

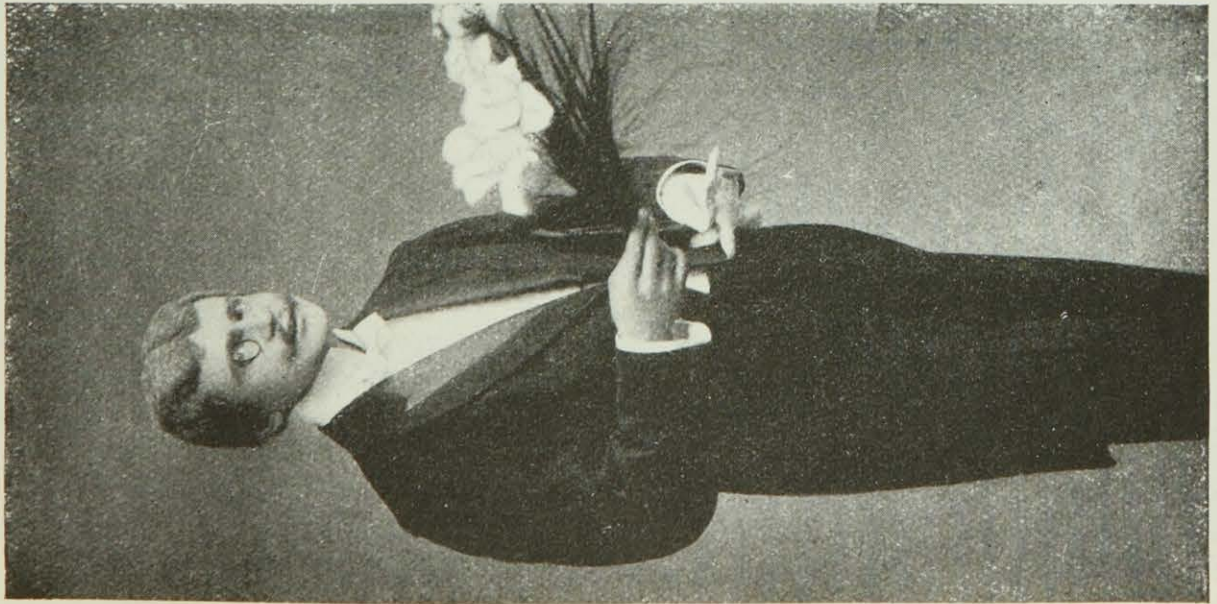
Weil das Publikum immer mehr und mehr spürt, daß das Theater viel „Klüngel“ ist. Ebenso der Kampf van der Veer mit Breitensträter angeblich gewesen sein soll. Denn das Publikum des Sportpalastes rekrutiert sich nicht allein aus Bierkutschern und Chauffeuren; — die ganze gute berlinische Gesellschaft ist da, Prinzen und Prinzessinnen, Maler und Bildhauer, Literatur und Haute Banque und alle an diesem Abend beschäftigungslosen Schauspieler. — Warum das?



Wilhelm Bendow



Emil Thomas



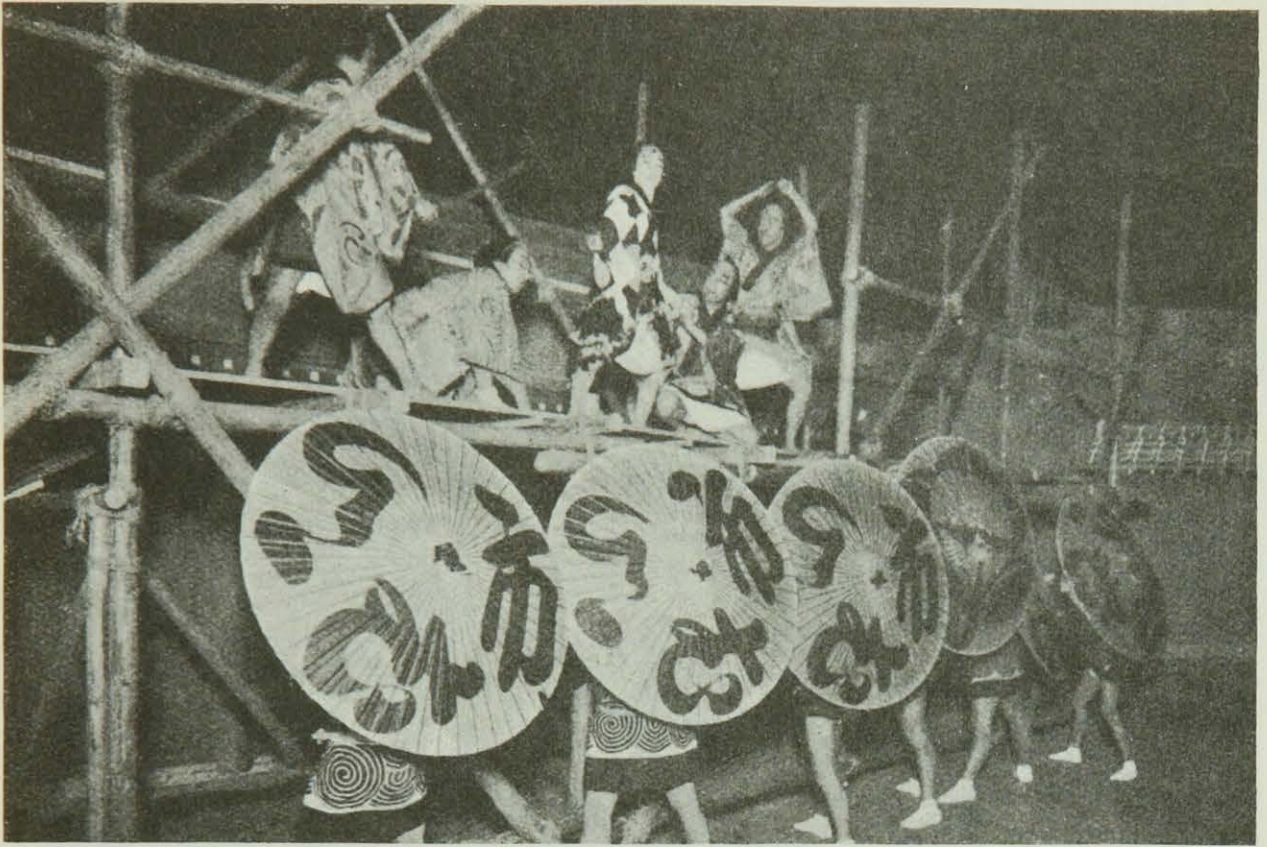
Theaterdirektor Hans Oberreich



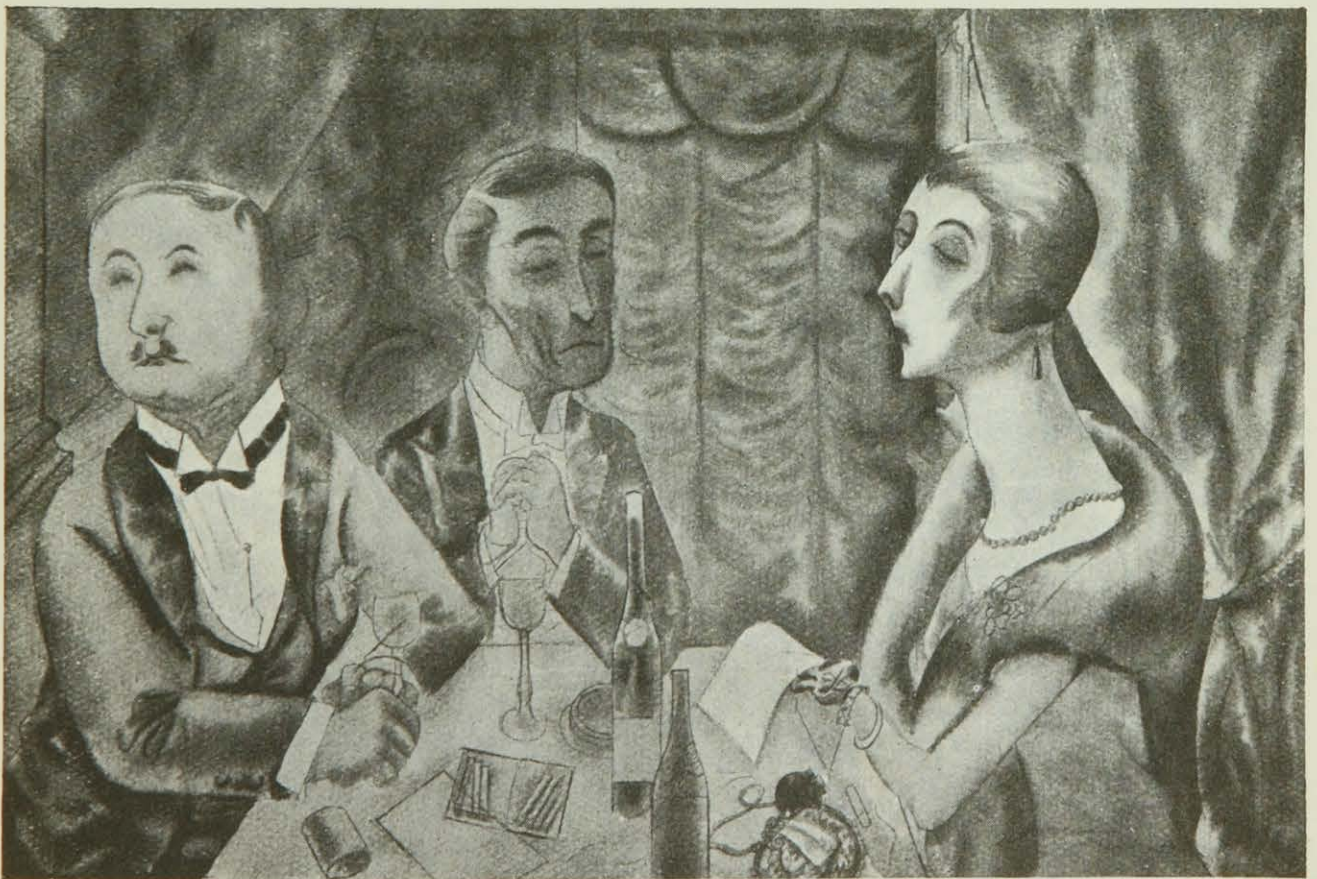
Garrick als Hamlet.
Schabkunstblatt von Mc Ardell 1754



Adolf Sonnenthal
und der französische Komiker Edmond Got

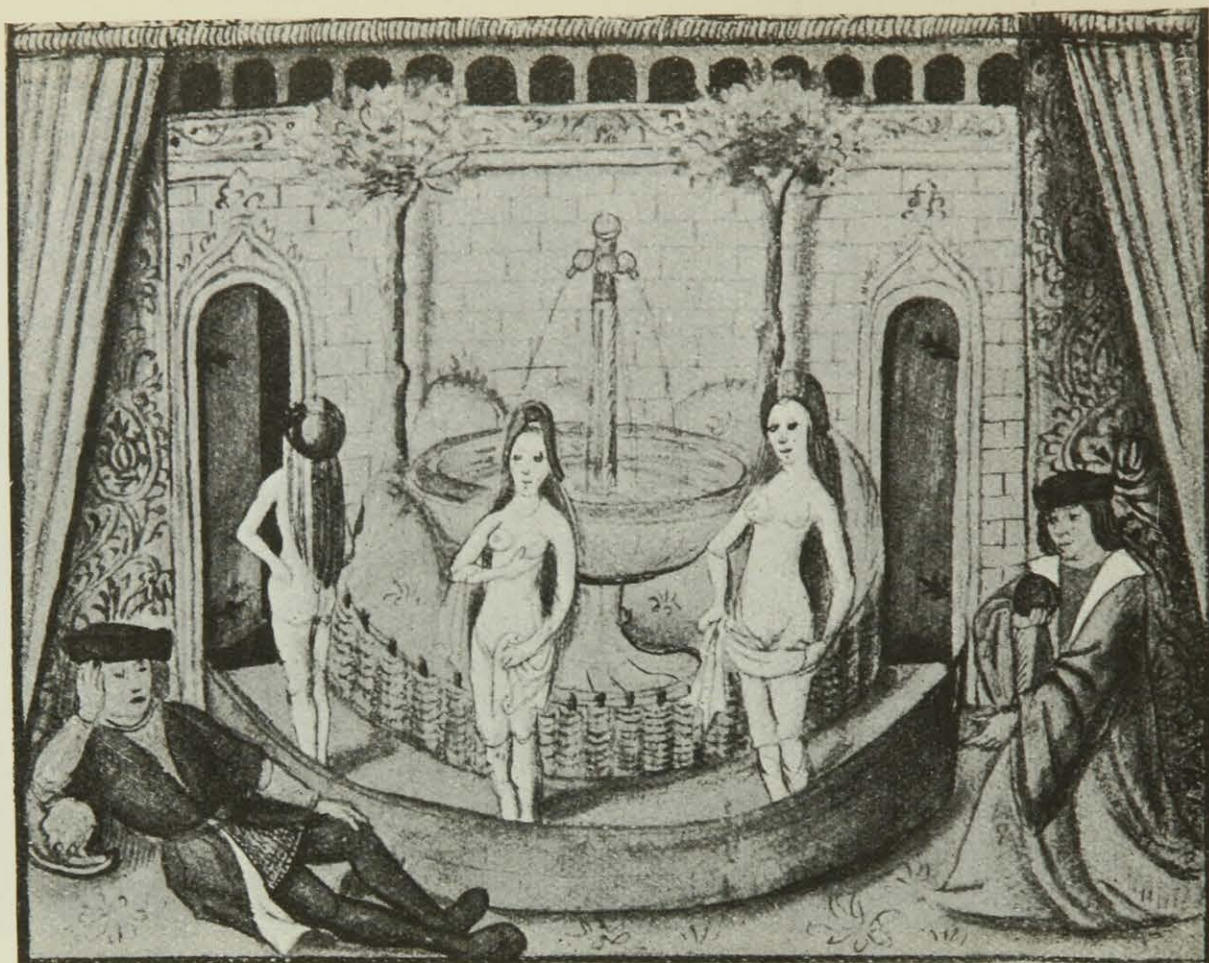


Dammariszene am Kabukiza in Tokyo. Oben in der Mitte der berühmte
Ichimura Uzaemon

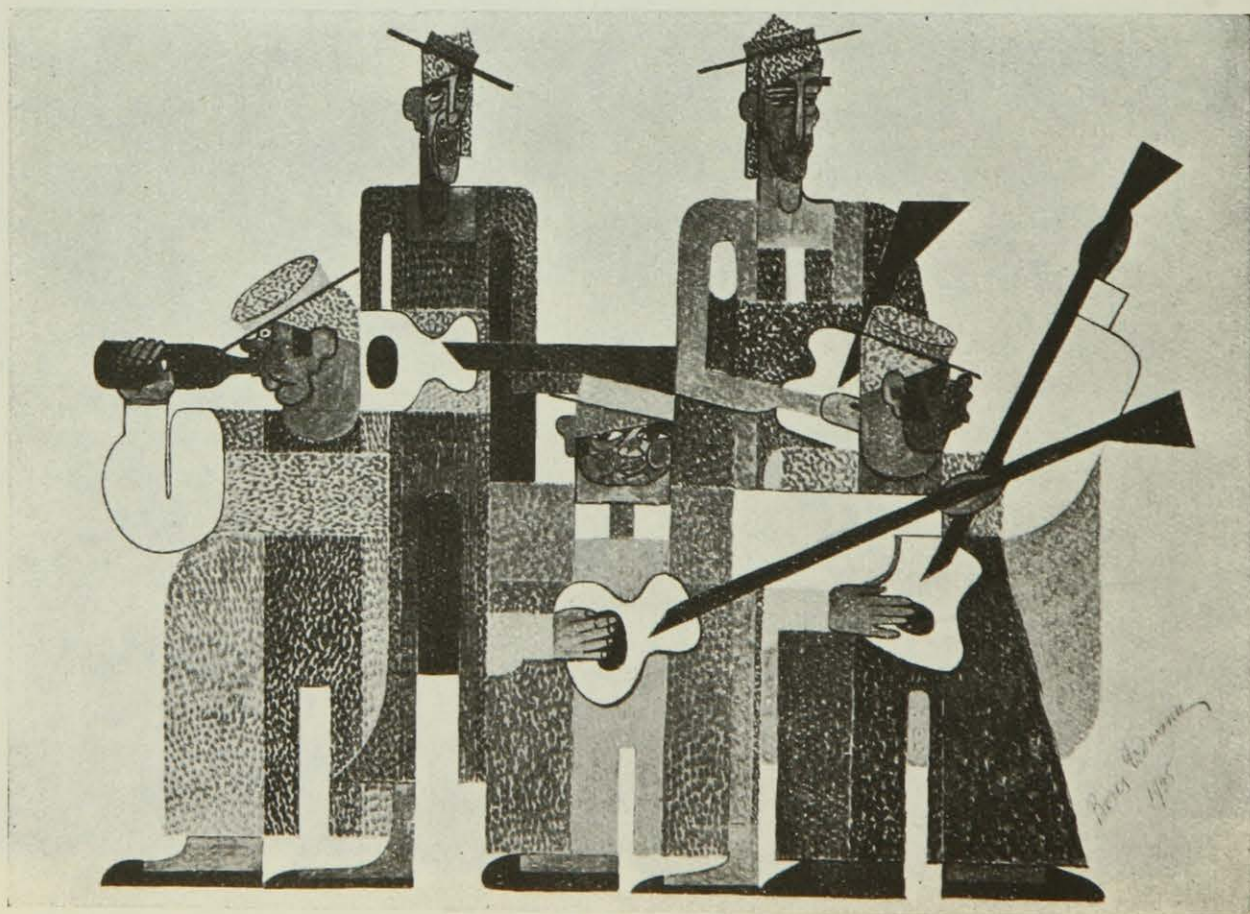


Ausgestellt bei Sigm. Salz, Köln

George Grosz, In der Loge. Aquarell



Lebendes Bild zum Einzug der Erzherzogin Johanna in Brüssel 1496.
Gleichzeitige Miniatur



Boris Erdmann, Kostümentwurf zu dem Ballett „Lola“

Weil das Publikum fühlt, daß das, was da in dem Ring vorgeht, ein wirkliches Drama ist und keine mißverständene Heilige Johanna. Was sich da in dem Ring, inmitten der 15 000 aufgeregten Menschen abspielt, in einer halben Stunde, ist wirkliches Drama, ist keinem Theater vergleichbar.

In einem großen Boxkampf ist keine Schiebung möglich, weil die Natur des Boxsportes in seiner äußersten Spannung gar keine vorherige Abmachungen erträgt. Boxen ist Energie in höchster Potenz. Die großen Boxer geben ihr Letztes hin. Monatelang vorbereitet treten sie auf, und die Spannung, die in dem Ring herrscht, überträgt sich auch auf das Publikum, überträgt sich auf Max Slevogt, ebenso wie auf den Droschkenkutscher, auf Tilla Durieux wie auf den Gelbster von Gerson.

Der Kampf des Deutschen mit dem Spanier war ein unerhörtes Ereignis. Ihre Arbeit war vergleichbar mit der von Generalstäblern. — Daß Breitensträter den Kampf verlor, ist keine Schande. Seine Niederlage war ehrenvoll. Er kämpfte wie Hektor nach dem Abschied von Andromache, er kämpfte gegen Paolino und gegen Carpentier, also einer gegen zwei. Paolino hatte sich als Trainingspartner den europäischen Boxerkönig kommen lassen, der ihn auch im Kampfe sekundierte; und wie sekundierte, wie ein General seine Truppen, wie ein elektrisch gesteuertes Boot vom Ufer aus! Sein Manager Descamps (er erinnert an Poiret und an Vollard) hat diesen baskischen Bullen vorbereiten lassen, wie es sich vorerst ein deutscher Boxer noch nicht leisten kann. — Paolino, stark wie ein Toro bravo der Witwe Miura, war 10 Kilo schwerer als Breitensträter. Dieser Gewichtsunterschied gab ihm von vornherein ein Übergewicht, hierzu kam der Gedanke, daß er durch diesen Kampf nur verlieren konnte. Gewann Breitensträter, waren Paolinos Chancen, Europameister zu werden, vorläufig mal Essig. Denn daß er Spalla schlagen wird, daran zweifelt kein Mensch. Der Deutsche hatte nichts zu verlieren. Hätte er gewonnen, würde er mit dem Italiener in den Ring getreten sein, wäre sicher Europameister geworden, und Deutschland hätte einen Mann großen Kalibers mehr. Und das wäre für Deutschland von großem Wert gewesen, denn wir haben in Deutschland nur wenige Menschen großer internationaler Klasse, wir hätten einen neuen Mann neben Bode, neben den Einsteins, neben Richard Strauß.

Über die Einzelheiten des Kampfes hier zu schreiben, hieße Eulen nach Berlin tragen. Die Querschnittler wissen, was ein Boxkampf ist und haben in der „B. Z.“ und im „Acht-Uhr-Abendblatt“ alle Phasen dieses großen Ereignisses miterlebt.

Aber daß dieser Kampf, in dem Kraft, Geist und Erfahrung vereint siegten, eine künstlerische Angelegenheit war, künstlerischer als alle Berliner Theateraufführungen, ist allen denen bewußt geworden, die das große Glück hatten, diesem unerhörten Schauspiel beizuwohnen.

Ich beglückwünsche Breitensträter zu diesem Kampf. Der Versuch war ein kokoschaesker. Er ist ihm diesmal mißglückt. — Ein anderes Mal!

MARIONETTEN

Von

MAX OSBORN

In dem Augenblick, da die Herrschaft des dramatischen Naturalismus ins Wanken geriet und die Bühne wieder ein Schauplatz der Illusionen und Deutungen wurde, hob das Volk der Marionetten neuerdings seine geschnitzten Köpfe aus den Kisten, in denen es geschlafen.

Wenn ich nicht mehr Schicksale von Individualitäten, sondern ein Gegeneinander von Typen darstellen will, kann der lebendige Schauspieler fatal werden. Gleichnishafte Handlung aber kann durch Akteure, die selbst Gleichnisse sind, ihren Sinn unterstreichen. Maeterlinks symbolische Dramolets retteten sich in präziöser Abwendung von jeglicher Alltagsbanalität zum Puppenspiel. Damit war eine Parole ausgegeben.

Andere folgen. Von der entgegengesetzten Ecke her meldete sich Arthur Schnitzler, leicht, frei, melodisch, wienerisch und gar nicht mystisch! Es war die Zeit der Theaterexperimente, die alle Höhen und Tiefen der Bühnenmöglichkeiten ableuchten wollte.

Mit hölzernen Mimen kann ich tausend Dinge treiben, bei denen die aus Fleisch und Blut elend versagen. Sie können durch die Luft fliegen, daß es eine Art hat, können sich in Stücke schlagen, ohne ihre Aktionsfähigkeit zu verlieren, können mit abgehacktem Kopf fidel herumhüpfen, können sich nach Belieben verrenken, können, wenn gewünscht, eine Stunde lang auf den Händen laufen. Körperliche Hindernisse sind nicht vorhanden. Die Verkleinerung der Gestalten ergibt eine Abstraktion, die sofort die Phantasie in Schwingung setzt. Verkleinerung, die erlaubt, auseinanderlaufende Erscheinungen übersichtlich zusammenzudrängen, ist immer ein Reiz; darum eben unterhält, abgesehen von der anderen Abstraktion auf Schwarz-Weiß, jede Photographie. So werden in doppelter Spiegelung beim Marionettentheater die Rätsel und Geheimnisse, die hinter allem menschlichen oder menschenähnlichen Gehabe lauern, reflektorisch erhellt.

Was damals an Wünschen und Plänen in der Luft schwirrte, sammelte Paul Brann in seinem Münchener Theaterchen, sehr literarisch, sehr planmäßig-bewußt, wenn auch mit Geschmack und Feingefühl. Der ganze Münchener kunstgewerblich-dekorative Ernst und Schnickschnack wurde aufgeboten. Branns Vorhängchen, „von Herrn X. Y. gemalt“, rollte sich auf, und man sah, wie der kleine Tintagiles starb, wie der tapfere Cassian renommierte, wie, zwischen Möbelchen aus Nymphenburger Porzellan, Pergoleses *Serva padrona* sich singend ihren Rokoko-Hagestolz kaperte, wie der Erzzauberer Faust zur Hölle fuhr, wie Poccis Kasperle sich jeder Sachlage gewachsen zeigte.

Wunderhübsch. Aber sehr „künstlich“, wie Hauptmanns Jau sagt. Das Verfahren hatte seinen „Vorgang“. Auch im Sturm- und Drang-Weimar ergötzte sich Literatur, die wider das Regulbuch rebellierte, an solcher Kindlichkeit; 1779 meldet Wieland an Merck, die Herzogin mache sich

„eine große Fête mit Goethes Puppenspiel“. Man darf jedoch annehmen, daß das, was der kleine Sohn des Herrn Rat auf den Frankfurter Jahrmärkten gesehen, einfacher und schlagkräftiger gewesen.

Denn der ganze Zauber von Puppen- und Marionettenspiel, bei den von unten mit der Hand oder den von oben mit Faden und Draht regierten Figuren, blüht nur auf, wo die Ursprünglichkeit der volksmäßigen Kunstübungen unangetastet blieb. Reste davon findet man noch in italienischen Buden. Fand man noch in Papa Schmidts älterem Münchener Theatersälchen, wo die Pocci-Tradition unbefangen gepflegt wurde. Fand man einst beim selig entschlafenen Kölner Hännische. Findet man noch jetzt an einer wenig beachteten Stelle: in dem „Antwerpsche poesjellen-kelder“, einst vom ehrenwerten Leopold Pasmans, dann von dessen Schwiegersohn L. Deschamps geführt, dem köstlichen Überbleibsel alter Marionettenherrlichkeit.

Wenn man vom Antwerpener Markt zum Hafen wandert, durch winklige Gassen, an geschwärzten, bröckligen Häusern und übelsten Matrosenkneipen vorüber, öffnet sich, gegenüber dem spätgotischen Geschnörkel des „Vleeschhuis“, ein breites Kellerloch, ohne Inschrift. Dafür gibt es unten in dem uralten, niedrigen Gewölbe allerlei liebe Inschriften. Besser Warnungstafeln. „Niet vloeken!“ ruft die eine. „Niet werpen!“ die andere. Aber der Herr Direktor haben nicht nur auf das laute Fluchen und das Werfen mit harten Gegenständen zu achten: „Wir vecht, vliegt buiten!“ bestimmt die dritte Tafel — —. „Wer prügelt, fliegt 'raus!“ Woraus sich freundliche Rückschlüsse auf das Stammpublikum ziehen lassen.

Vor flämischen Schuljungen, die weder in der Schelde noch sonstwo jemals gebadet hatten, künftigen Schiffern, Fischern, Hafenarbeitern mit verwegenen Mützen auf den eckigen Schädeln, die teilweise schon spucken konnten wie die Alten, sah ich dort „De Leeuw van Vlaanderen“ spielen, ein nationales Kriegs- und Heldendrama, das seinesgleichen nicht hat. Was für ein Gelichter diese Holzpuppen! Mit ein paar Schnitten aus dem Klotz gesäbelt, in jahrzehntelanger Übung derartig verprügelt, daß sie die wildesten Deformationen annahmen. Manche grinsen schon aztekisch. Aus den Köpfen und Händen wachsen handfeste Ösen auf, an denen die Herrschaften mit dicken Eisenstangen, Feuerhaken ähnlich, bewegt werden. Die Hände der menschlichen Spieler oben sind durchaus nicht ängstlich verdeckt; man sieht sie in ihrer ganzen Schönheit und Gepflegtheit herumwirtschaften.

Die menschliche Einbildungskraft braucht wenig, um sich mit starken Bildern zu füllen, wenn die Art, in der man sie anpackt, Stil und Charakter hat. Der Löwe von Flandern, das ist Pieter de Coninc. Er sagt dem König von Frankreich seine Meinung, nicht zu knapp. Eine Prinzessin, deren süße Zartheit am Feuerhaken hereingeholt wird, fällt vor Schreck darüber sogar in Ohnmacht. Schon schallen Backpfeifen. Und die kegelartigen Keulen, die die Weber und Färber von Brügge an ihren Handgelenken baumeln haben, lassen mehr erhoffen.

Es geht weit über jede Erwartung. Denn nun naht die Sporenschlacht

von Courtrai. Und es beginnt eine Keilerei, neben der alles versinkt, was man je erlebte. Die welschen Ritter treten auf und hauen den Flamen eins über den Dötz, daß die Schwarte knackt. Aber was ein richtiger flämischer Schädel ist, hält viel aus. Die Brügger hauen wieder. Bums! Und Bums! Die Welschen sinken um. Neue Ritter kommen. Neue Tote fallen auf die ersten. Bis sich ein hochgetürmter Leichenhaufen bildet, ein richtiger Berg. Nie habe ich bei einer Shakespeare-Aufführung solche Schlacht bestaunt. Nie können Schauspieler so mausetot geschlagen werden, so sich zusammenwinden, wie diese mächtigen, einen Meter großen Puppen. Und jetzt: ein Ritter, der letzte, verwundet, krönt den Haufen, richtet sich noch einmal auf, hebt den Arm, läßt ihn sinken — und ist auch tot. Bengalisches Abendrot über dem Feld des Schreckens. Die flämischen Lausejungens jubeln. „Mich überläuft's.“

DER PRESSKOHLENMANN

Eine Episode aus dem Theater Alt-Berlins

Von

GUIDO THIELSCHER

Es kann Ende der siebziger Jahre gewesen sein. Emil Thomas gastierte mit seiner Gattin Betty Damhofer in der alten Posse „Pechschulze“ im seligen Belle-Alliance-Theater. Ich war daselbst engagiert und spielte neben ihm die jugendlich komische Rolle des Musketiers Schulze. Außerdem wurden für dieses Gastspiel einige Statisten gewonnen, u. a. ein gewisser August Zippel, welcher noch nebenbei hinter den Kulissen tätig war — als Abendarbeiter. Am Tage trug er Preßkohlen aus. Dieser Jüngling strotzte von Einfalt und dürfte wohl beschränkter gewesen sein, als es die hochwohllobliche Polizei zu damaliger Zeit überhaupt gestattete. Trotzdem verfügte er über ein verwegenes Mundwerk. Thomas nannte ihn „August mit dem Schleuderschnäuzchen“. Nun wäre uns ja besagter Zippel mit seinem Mikrocephalengehirn im höchsten Grade gleichgültig gewesen, wenn er uns nicht immer in neugieriger Weise auf den Leib gerückt wäre, auch in alles hineingeschwätzt hätte. Aus seinem Zahngehege kam ein unerträglicher Blödsinn. Thomas sagte eines Tages zu ihm: „Sie Unglücksmensch, seien Sie vorsichtig! Mit dem Kohl, den Sie zutage fördern, können Sie ja ganze Völkerstämme vernichten.“ — Zippel hielt diese Äußerung für ein großes Kompliment und freute sich unbändig darüber. — Auf die Klassiker reagierte Zippel — sauer. So kannte er sie nicht einmal dem Namen nach. Bloß von Schiller schien er einen schwachen Schimmer zu haben; denn als ich ihm eines Tages — im Übermut — sagte, Schiller sei im Theater, um sich „Pechschulze“ anzusehen, frug er mich: „Is det der, wat die Räuber gemacht hat?“ Als ich bejahte, äugte er umgehend durch den Vorhang. Ich zeigte auf einen Herrn in der dritten Reihe mit Glatze und Spitzbart. „Also so sieht der aus“,

meinte er und fuhr fort: „Ick kenne ihm weiter nich! Ick habe aber mal als Junge bei Mutter Jräberten — Witwe Gräbert war seinerzeit Besitzerin eines kleinen Vorstadttheaters am Weinbergsweg — für seine Räuber Eier geholt und bei de Jelegenheit det Räuberstück jesehen. Mir hat's gar nich jefallen. Der ‚jeschundene Raubritter‘ is mir lieber!“ (Ein im damaligen Luisentheater aufgeführter Schmarren.)

Zur weiteren Charakteristik dieses Preßkohlenmannes diene noch folgendes: Das bekannte alte Theaterstück „Preziosa“ nannte er hartnäckig „Prinz Josua“. Er mochte den richtigen Titel „Preziosa“ zufällig gehört, dann mangelhaft verdaut und später in eigene Regie genommen haben, und so war mit der Zeit „Prinz Josua“ daraus entstanden. Der einzige Mensch auf Gottes weiter Erde, den er in sein Herz geschlossen und dem er aufrichtige Bewunderung gezollt, war der urkomische Bendix, welcher zu damaliger Zeit seine Berliner Kalauer in selbstverfaßten Soloszenen vom Stapel ließ. Den hatte er einmal gesehen und war hingerissen. Bendix hatte es ihm angetan. Die heilige Flamme der Kunst fing an, in ihm zu lodern, er wollte und mußte um jeden Preis Schauspieler werden. Sein Nebenberuf als Statist war Mittel zum Zweck, sozusagen ein Übergang, ein Sprungbrett zur Ausführung dieses herrischen Entschlusses.

Im übrigen war der Theaterverein „Geselligkeit“ der Tummelplatz seiner Leidenschaften. Er schilderte uns seine Zukunftspläne ungefähr so: „Es dauert nich mehr lange, da bin ick ooch mang de Bretter, d. h. als richtiger Mimerich. Det Jeschäft is einträglicher und bequemer, als vier Treppen hoch Preßkohlen ruftragen. Da bin ick ville zu schade zu. Det haben sie mir in unsen Verein ooch schon jesagt. (Sich an Thomas wendend.) Dort könnten Sie mir eijentlich mal bewundern, Herr Thomas. Da würden Sie staunen. Wir jeben nächstens ooch „Pechschulze“. Ick spiele Ihre Rolle, womit ick weiter nischt jesagt haben will. Aber von de Jugend kann man manchmal noch wat lernen.“

Also sprach Schleuderschnäuzchen! Es war eine köstliche Enthüllung menschlicher Borniertheit. — Hier offenbarte sich ein Oberschaute ersten Ranges. Er stand sozusagen als lebendiger Scherzartikel (mit Gebrauchsanweisung) zur gefälligen, persönlichen Benutzung zu unserer Verfügung. Eine bessere Gelegenheit für restlose Verulkung würde sich wohl so leicht nicht finden lassen. Sie mußte ergriffen und ein toller Streich in Szene gesetzt werden.

Gesagt, getan!

Im Schweiß unseres Angesichtes unterzogen wir uns der Mühe, aus den ältesten Tragödien, Schauspielen und Possen einzelne Szenen oder Sätze wahllos aneinanderzureihen und aus diesem Simmelsammelsurium für Zippel eine umfangreiche Rolle zu destillieren. Wir redeten ihm ein, daß die Wiedergabe dieser Rolle „für seine Aufnahme in den Geheimbund der deutschen Schauspieler“ entscheidend sei. Sein Darstellungsstil müßte erst geprüft und klargestellt werden. Falls das Examen zu seinen Gunsten ausfallen sollte, würde sich demselben eine größere Zeremonie (der sogenannte Weiheakt) anschließen.

Dieser Hokuspokus schien ihm kolossal zu imponieren. Im Gefühl seiner starken, künstlerischen Persönlichkeit war er herablassend genug, sich mit allem einverstanden zu erklären.

Es wurden ihm nun acht Lerntage zugebilligt — dann kam die erste Probe. Das ganze Personal war auf der Bühne versammelt. Die Rolle begann mit einem langen Monolog. Aus den Fragmenten, die ich noch aufgefunden, sei hier einiges wiedergegeben. Zippel trat folgendermaßen in die Erscheinung:

„Ich lehne mich an einen Marmelstein,
Gelullt in veilchenblaue Seide,
Und schlag 'nen nagelneuen Nagel ein,
Doch tu' ich keinem Menschen was zu leide.
Ich esse Brot und trinke Gänsewein,
Bin kein Entdecker, kein Erfinder,
Ich bin ein Rindvieh, will es ewig sein,
Das schnitt' ich gern in alle Rinder.“

Dann hatte er fortzufahren:

„Da sitz' ich nun, ich armer Tor und bin so klug als wie zuvor, heiße Magister, heiße Doktor gar. Aber was tu' ich damit? Man sagt: Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen! Nu, wenn schon! Was will das sagen! Positus, ick setz' den Fall, es wäre achte! — — — Doch davon nach Neune! Ick putz' mir die Zähne, um elfe ist Feierabend. Was ich um zwölfe mache, ist noch unbestimmt. — Es gibt eben Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Doch darum keene Feindschaft nich! Wenn Vaterliebe zur Megäre wird, dann fange Feuer, männliche Gelassenheit, verwildere zum Tiger, sanftmütiges Lämmlein, weiß wie Schnee, und geh auf deine Weide!

Platzt sie, dann platzt sie!

Noch keinen sah ich tröstlich enden, auf dessen woll'ne Unterhemden die Götter ihre Garben streu'n.“ —

In dieser Tonart ging der göttliche Unfug weiter. Nach einer halben Stunde war unser Bedarf gedeckt. Wir konnten aber die Wiedergabe des Textes durch Zippels Interpretation als zwerchfellerschütternde Angelegenheit buchen.

Nachdem das Spiel beendet, hielt ihm Thomas eine urkomische Rede und beglückwünschte ihn zum Schluß als reife „Fruchtschale“, die uns in den Schoß gefallen wäre. Darauf gab er ihm den Weihekuß. Der Kapellmeister setzte sich ans Klavier und spielte den Chopinschen Trauermarsch. Dazwischen ertönten laute Tamtamschläge. Und nun kam für uns der Hauptjux: Der Regisseur trat in die Mitte der Bühne und rief: „Los die Schwerter!“ Zippel wurde umgebogen, die Hosen wurde ihm stramm gezogen, und jeder gab ihm einen herzhaften Schlag auf das Hinterkastell: als Symbol der Ausdauer und Selbstbeherrschung (wie der Regisseur belehrend hinzufügte).

Dann mußte er den Oberkörper entblößen. Seine Brust wurde mit Mastiz bestrichen und mit Bartwolle beklebt: als Symbol männlicher Kraft und Stärke (wie der Regisseur belehrend hinzufügte).

Darauf wurden ihm die Augen verbunden und zwei Schüsseln mit Mehlbrei hingestellt. Jeder klatschte ihm nun einen Löffel voll von dieser Pampe in und um den Mund „als Symbol der Treue und Verschwiegenheit“ (wie der Regisseur belehrend hinzufügte). — Abermals ertönte Tamtamschlag, und wir verließen — im Gänsemarsch — geräuschlos die Bühne. —

Am Abend war Zippel ganz kleinlaut. Er erzählte uns, daß die Bartwolle nicht von der Brust runterzukriegen wäre, und er möchte doch sehr bitten, nicht in unseren Bund aufgenommen zu werden. Er sagte wirklich: „Det Spielen uf'n Theater is ja det wenigste, det kann Lehmanns Kutscher ooch. Aber die Aufnahmeprüfung is hanebüchen, und der Mehlkleister nicht zu genießen. Der liegt mir im Magen wie 10 Pfund schwarze Seife. Ich hatte mir die Probe und den janzen Klimbim nich so schwer vorgestellt. Det hält ja keen Pferd aus. Nee, meine Herren, da bleibe ich lieber bei meine Preßkohlen.“

DER UNTERGANG DES ABENDSTÜCKES ODER DAS KOMMENDE THEATER

Von

WILHELM BERNHARD

Das kommende Theater wird, um existieren zu können, mit dem Konzernunsinn ganz von selber aufräumen, da der Direktor sich nicht mehr um den Leerlauf von Organisation, Reklame, Inszenierung, sensationelle Besetzung zu kümmern hat, sondern um das Stück. Der Erfolg hängt nicht mehr von der lärmenden Ausbreitung allerlei Nebendinge ab, vielmehr von der ruhigen Zusammenziehung auf das Wesentliche.

Es gibt wenig Stücke — es gibt viele Häuser.

Deswegen sind die Dinge mobil gemacht, die von Natur an zweiter und dritter Stelle stehen. Sie wuchsen sich zu Hauptkräften aus, da der wahren sacht, aber nunmehr äußerst spürbar der Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Haltsuchend, an den Rand sich klammernd, werden Erdstücke in eine immer tiefer werdende Grube gestrampelt. Die Nebenkraft, von leichtem Gewicht, tanzen am Rand, der immer schmaler wird.

Einmal die künstlerischen, denen die Nachwelt, es seien denn die grauslichen Theaterseminare oder die Jugenderinnerungen eines alten Mannes, keine Kränze flicht: der Regisseur, der Star, die Ausstatter.

Ferner erhebt, als Zeichen, wie gefährlich sie tanzen, Geschrei der Bildungskram. Weil wenige mehr von selbst die modernden Stätten besuchen, wurden Vereine gegründet mit Idealen (Volksbühnen, Volksbünde, Goethe-Lessing-Schiller-Körner-Bünde) oder ohne Ideale (Kunstgemeinde des Mittelstandes usw.) und durch Werbung einiger sich auf dem Holzweg der Kunst befindlichen Pedanten oder Konjunkturmacher die Häuser

mit armer Menschheit, die keine Zeit hat nachzudenken, gefüllt. Sie geht ja nur, die rührende, weil sie dem Zauber des Theaterspiels an sich noch verfallen zu sein vermeint und den nur mit zu großem Recht fehlenden eigenen Antrieß gedankenlos mit den Aufmunterungen der Organisation vertauscht.

Man muß sich um die Hauptsache kümmern. Den eigenen Antrieß wecken.

Die Hauptsache aber hat sich verändert.

Das Stück der Gesellschaft, der moralischen und sozialen Zustände der sagenhaften Zeit vor 1914, lebt nicht mehr. Es wird hin und wieder von den Nebenkräften mit schwankendem Erfolg galvanisiert. Außer Achtung verbindet uns nichts mehr mit ihm.

Seine Konstruktionsteile sind morsch geworden. Der Ehe, dem Absolutismus, dem Militarismus, der Gesellschaft als Kaste, der materialistischen und mechanistischen Wissenschaft ist der Begriff der Unantastbarkeit abhanden gekommen. Eine außereheliche Beziehung etwa schien eine Zeitlang, erscheint heute in keiner Weise mehr Vorwurf einer tragischen oder komischen Gestaltung, da das dramatische Hemmnis etwas so Unwichtiges wie bürgerliche Borniertheit ist. Nur als Unantastbarkeiten aber oder als nicht niederzureißende Barrikaden oder Türme waren diese Begriffe Konstruktionsteile; Konstruktionsteile massiver, drei- bis fünf-aktiger Architekturen. Die Probleme und damit die Formen des den gewaltigsten aller Oberlehrer, Aristoteles, anbetenden Lessing und seiner interessanten Erweiterer und Verwässerer Dumas und Ibsen sind erschöpft. Man kann, um es klar zu sagen, an die in der Gesamtgeschichte der Nationen höchst privat erscheinenden, höchst muffigen Vorstellungen menschlicher Reibungsmöglichkeiten nicht mehr glauben. Man soll sich auch daran erinnern, daß jene Künstler, die vor Aristoteles lebten, für Kunst und Technik einen Ausdruck hatten. Die Technik aber ist den heutigen „Dichtern“ unter den Händen weggelaufen und hat sich selbständig gemacht.

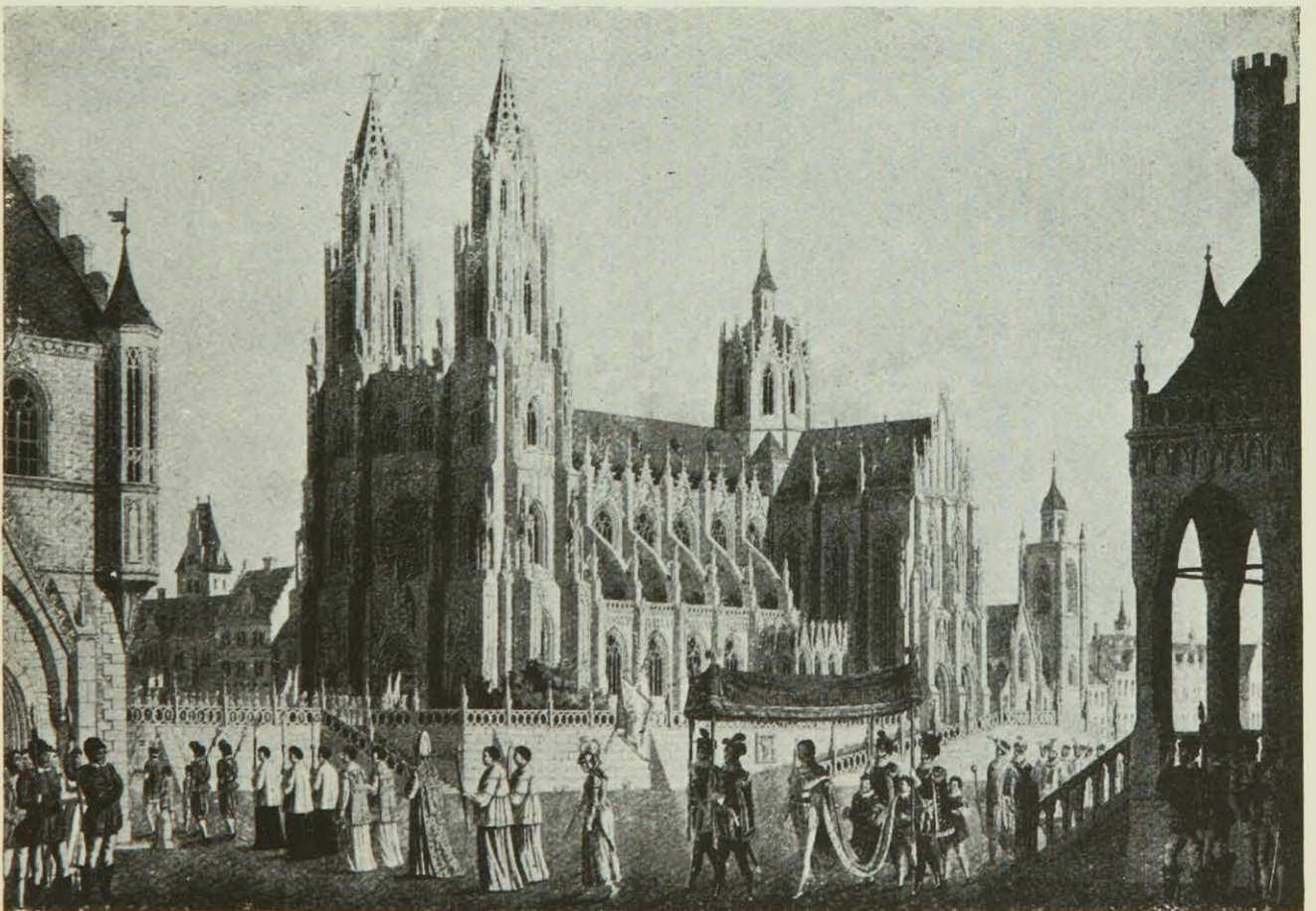
Die großen Zerreißer und sich Auflehrenden, Strindberg und Wedekind, sind immer unter der größten Achtung — ohne Interesse, weil das, was sie zerreißen wollten und wogegen sie sich auflehnten, in der Tat zerrissen ist. Ihre Sprünge haben eine mitunter unangenehme Drolligkeit bekommen. Strindberg vollends erscheint nur zu oft wie ein abgetakelter Knock-about, wie ein Hum-Drum der Vorstadt.

Das gleiche gilt vom Unterhaltungsstück. Selbst das französische Lustspiel der Nachkriegszeit ist in seinen Grundfesten erschüttert und taumelt haltlos zwischen den schwanken Seilen des Dialogs. Aus unseren Tagen geholte Typen erregen auf dem morschen Podium keine Wirkung, weil sie nicht fest und sicher auftreten können, ohne zu befürchten, im nächsten Augenblick durchgebrochen zu sein.

Talentierte Schauspieler berichten, wie ihnen der kalte Angstschweiß auf der Bühne ausbricht, wenn sie veranlaßt sind, eine Exposition umständlich und mit logischem und psychologischem Beiwerk zu entwickeln.



Kölsch Hännische Tiater



Die Kathedrale in Schillers Jungfrau von Orleans. Litho v. Beuthen

Theatermuseum, München



Photo Henri Manuel

Maud Loti



Theatermuseum, München

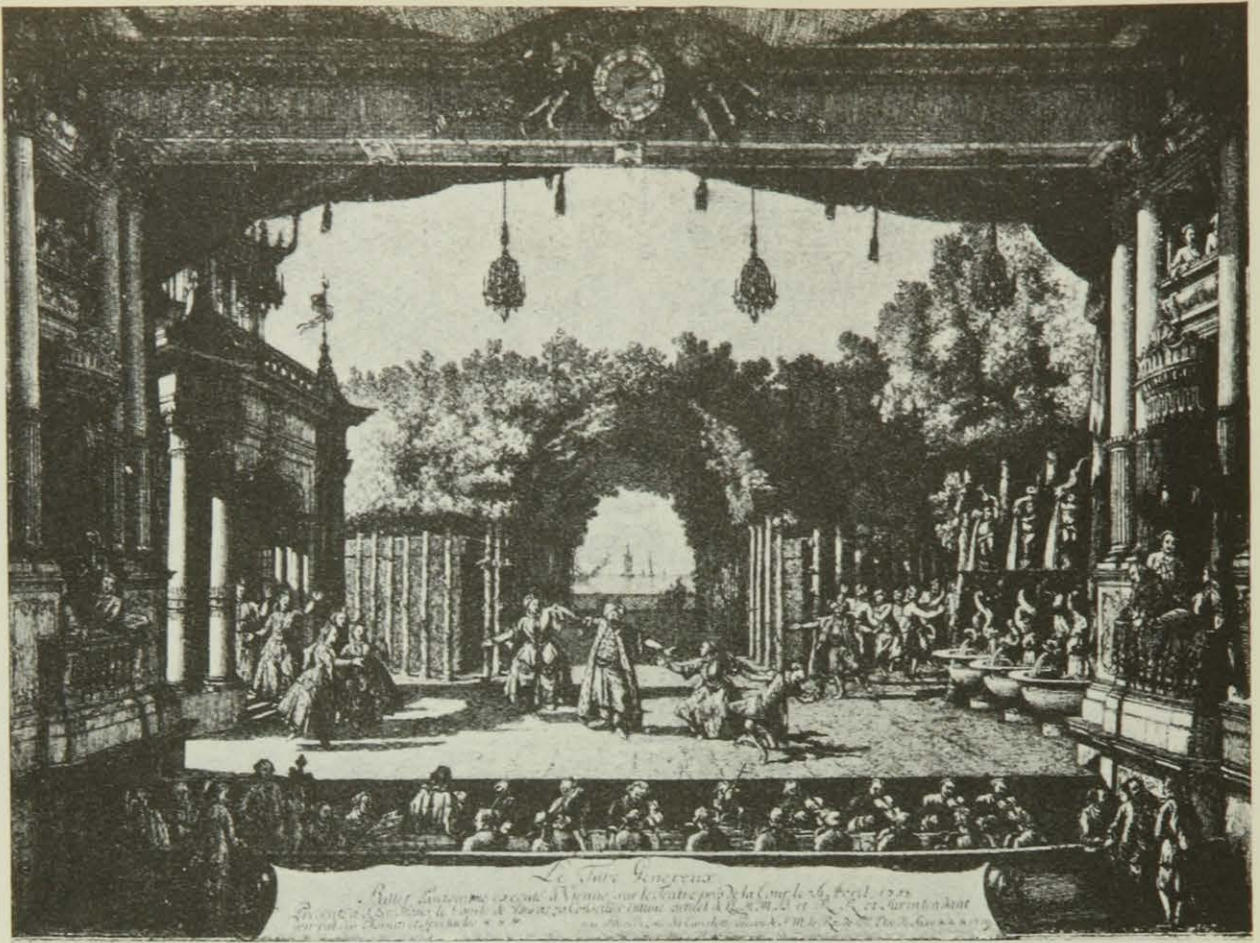
Barnay als „Marc Anton“



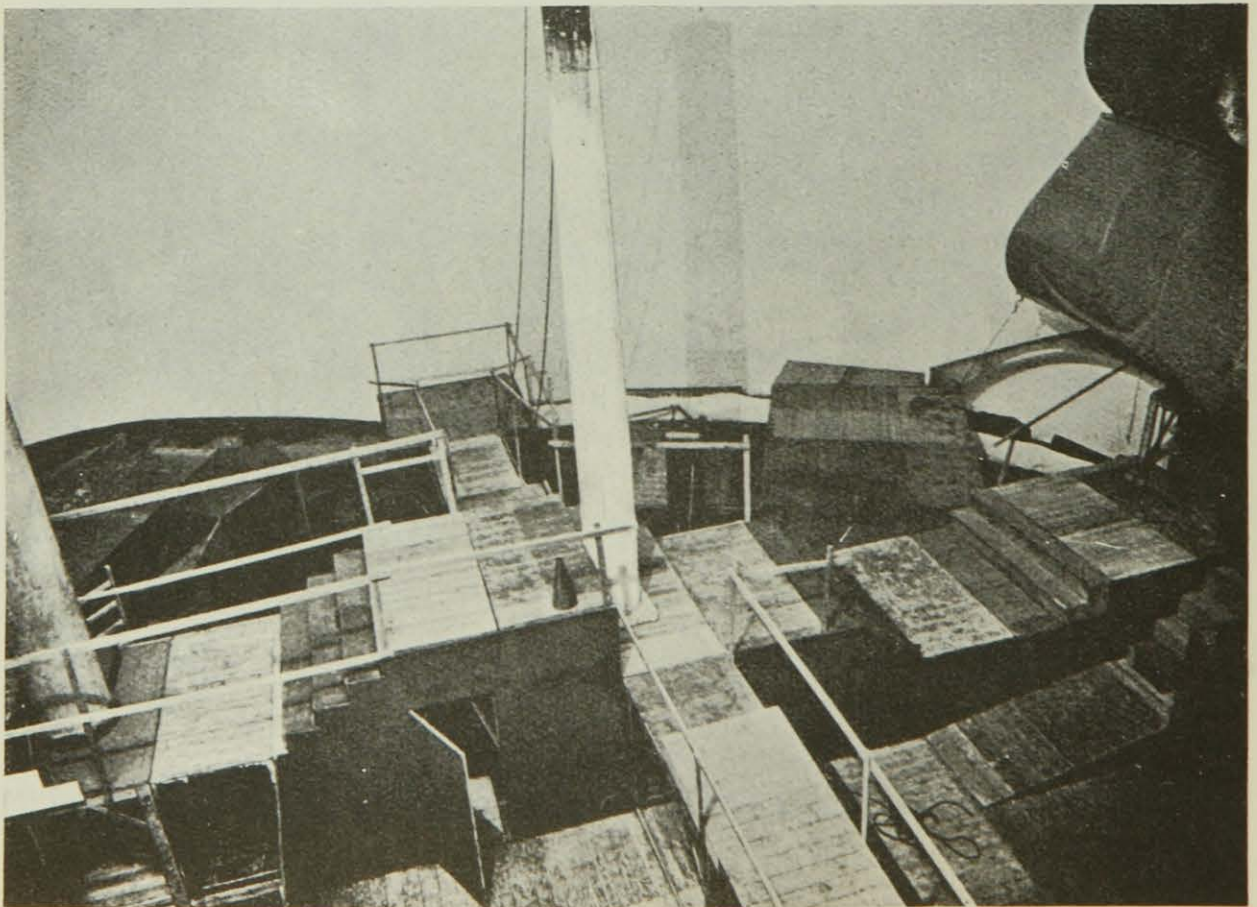
Sarah Bernhardt in „Die Schmierenkomödiantin“



Der Negerschauspieler Johnnie Hudgins



Szene aus einer Opernaufführung in Wien 1758. Stich von Bernardo Bellotto gen. Canaletto



Bühnenbild von Traugott Müller zu „Segel am Horizont“

Es hört niemand mehr zu!

Aber der Inhalt kann nicht verbessert oder erneuert werden, wenn sich die Form nicht ändert.

Die Instinkte des Volkes, dem die Zeit am ehesten und unmittelbarsten ihre Stempel auf den Pelz brennt, sind richtig. Daß täglich fünf- bis sechstausend Menschen in Berlin freiwillig ohne jede Organisation die Revuen besuchen, ist wichtig.

Es handelt sich darum, diese Instinkte zur Klarheit zu bringen, das heißt, sie mit der Kunst zu vereinigen.

Es handelt sich darum, fern allem Ausstattungsprunk, fern allen Chinchillavorhängen das Revuestück zu bilden, das Stück, in dem man von Anfang bis zu Ende zuhört, weil es uns angeht.

Die augenblicklichen Wirkungen des alten Theaters, Langeweile, Unbefriedigtheit, Nichtmehrverstehenkönnen, Fluchtergreifen, allenfalls Ergötzungen an den besagten Nebenkräften, haben ihren Grund in der latenten Erkenntnis, daß jede einheitliche Handlung, jede Konzentrierung auf ein immer zufälliges Einzelschicksal Vergewaltigungen des Lebens sind. Eine zweite Erkenntnis fügt sich leicht an: es gibt in Deutschland viele, ausgezeichnet interessante und einprägsame Typen, die auf der ganzen Welt bekannt sind, beliebt sind und verspottet werden. Unsere dramatischen „Dichter“ aber, befangen in vergangene Konstruktionsmethoden, die eine präzise Schilderung nicht zulassen, sehen sie nicht, formen sie nicht. Sie möchten schon etwas Neues, Zeitangeschlossenes machen, aber es entstehen nur pathetische entweder oder banale Lebensrezepte, sie erschöpfen ihr Gefühl für Neuheit in Utrierung des Alten, sie gefallen sich in Helden, die vor Genialitätstaumel auf ihren auch vor reichlich genossenem Alkohol schwankenden Füßen nicht stehen können, die Hände haben, die nicht greifen, es sei denn in das flache Gespenstertum des Expressionismus.

Dieses Revuestück hat keine durchlaufende Handlung mehr, die mühsam und voller Trugschlüsse ist und deren Ausgang, sei es Selbstmord, sei es Hochzeit des Helden, uns nicht interessiert. Sondern es hat viele wirkliche Kleinhandlungen, kongruent den Geschicken unserer Zeit, die die Kräfte kurz, schnell und intensiv in Anspruch nimmt. Diese Handlungen wollen sich nicht aufhalten bei Erzählungen von Vorgeschichten, Erläuterungen von Charakteren, die mit einem Satz lebendig sein können und Belauern von Lebenswegen mit Schlußmoralabsichten, sondern sichere und präzise Typen geraten jäh in eine wichtige Situation, die entweder mit ihnen oder sie mit ihr fertig werden, die elementar und zwingend komisch oder tragisch sind, obwohl sich über dieselben Typen unter denselben Voraussetzungen heute unter Lachen und morgen unter Rührung der Vorhang schließen mag. Durch die gleiche Einstellung, daß Leben nicht vergewaltigt werden darf, sind diese Handlungen untereinander verbunden.

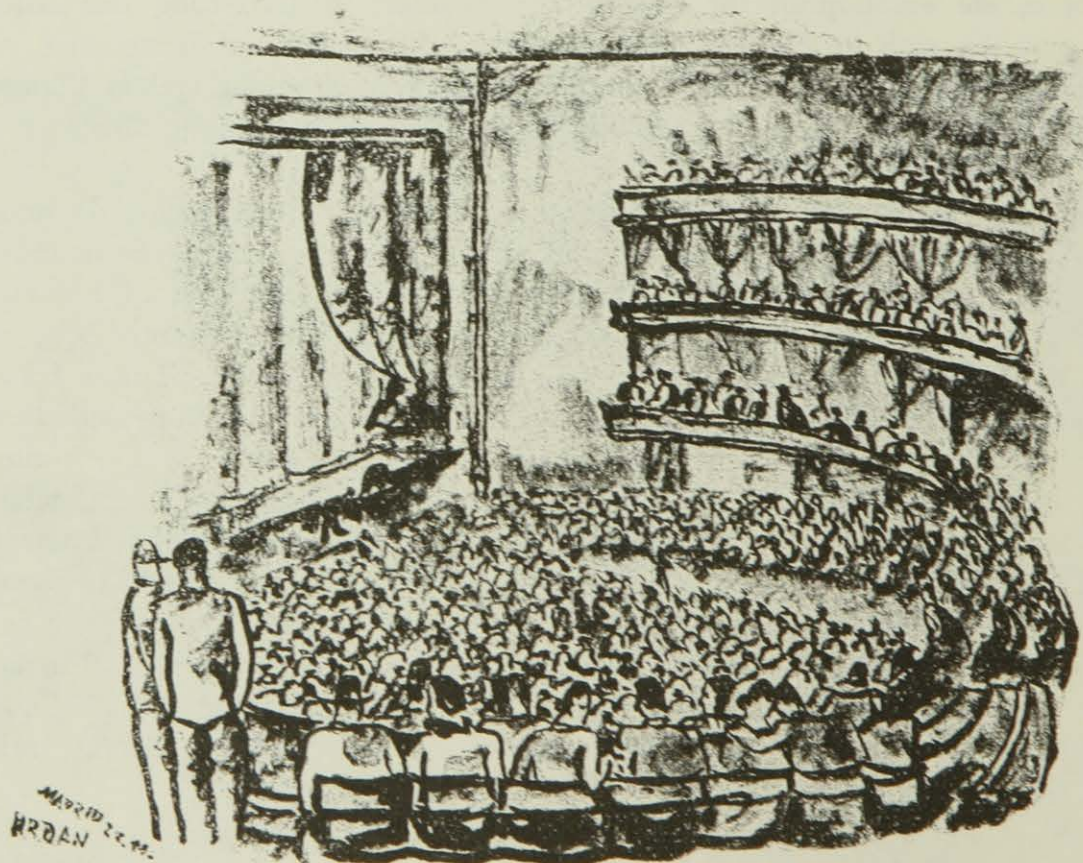
Ein Chor von Tänzern und Tänzerinnen, höchst diszipliniert, höchst sorgfältig gebildet, wird aufgeboten, der die Szenen zusammenhält, mit-

unter auch mitspielt, aber im wesentlichen das ausdrückt, was der antike Chor mit Worten verdeutlichte: die innere Anteilnahme der Zuschauenden. Der durch so viele Nebensächlichkeiten und Anmaßungen zerstörte Kontakt zwischen Bühne und Parkett muß wieder hergestellt werden.

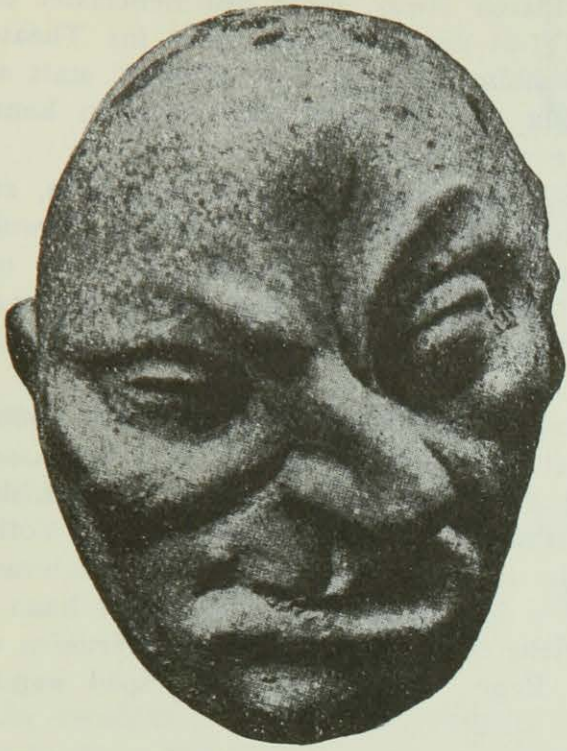
Im gleichen Sinne wird Musik verwendet. Sie ist in dieser Form des Theaters so notwendig, weil sie dieselben Auswege sucht, weil auch die Oper nach Erlösung drängt, weil Musik gleich wurzellos wie die Literatur ist. Weil auch sie wieder anfangen muß, sich einen Boden zu bereiten.

An Aktualität ist Aristophanes nicht nachzustehen. Täglich geschehen für unsere Zukunft die wichtigsten, die entscheidensten Dinge. Der Platz, wo sie scharf und schlagend zu erörtern sind, ist die Bühne. Nichts davon ist bisher auf ihr zu spüren. Aber Chinoiserien und der Herzog von Reichstadt werden beschworen. Es wird sehr bald wie ein Märchen klingen.

Nicht durch die Anmaßungen einzelner, sondern durch die Zusammenarbeit homogener Faktoren, von Autoren, Dekorateuren, Regisseuren, die über ein sicheres Urteil verfügen und in der Welt zu Hause sind, und von lebendigen Schauspielern, müssen Ensembles geschaffen werden, vor denen die am Theater verzweifelnde Gesellschaft sich ausruhen kann und ohne Anstrengung Anregung findet. Und vor allem: Nieder mit jeglicher Art von Literatur! Vor zur Gestaltung des Volksempfindens! Die Pflege der sagenhaften Stücke aber mag man den Staatstheatern überlassen, wo sie als museale Angelegenheiten den Zustrom aller Vereine und aller „Gebildeten“ finden werden.



Urban



Römische Terracotta-Maske



Emil Orlik

Leopold Jessner

MARGINALIEN

Können die Theater leben?

Von Kurt Pinthus.

Können die Theater leben? Ihr Unglück ist, daß sie nicht sterben können. Daß man sie nicht sterben läßt.

Jeder Mensch in Berlin weiß, daß es dort 50 Prozent an Theatern zuviel gibt, ein Angebot, dem Nachfrage nicht im entferntesten entspricht. Die 50 Prozent überzähliger Theater schädigen durch ihre Existenz die 50 Prozent existenzberechtigter, die also erst durch den Fortfall der überzähligen existenzfähig werden können.

Jede sachliche Kalkulation ergäbe, daß die Hälfte der Theater sich nicht halten kann. Aber sie halten sich — und werden gehalten. Die Theater, als einziges öffentliches und kaufmännisches Unternehmen, betteln um Mitleid. Und was kein anderes öffentliches oder kaufmännisches Unternehmen erreichen würde, — aus Mitleid läßt man sie leben. Die Behörden geben ihnen aus Mitleid Konzessionen, wie die Geldleute aus Mitleid Kapital. Billettbureaus kaufen aus Mitleid zu Schleuderpreisen die unverkäuflichen Karten auf, um sie zu mitleiderregenden Schleuderpreisen weiterzuverkaufen. Die Kritik urteilt aus Mitleid milde und konstatiert Erfolge, damit das Publikum aus Mitleid die Vorstellungen ansehe.

In Berlin gibt es etwa sechs große Warenhäuser. Gäbe es zwanzig, so würde die Hälfte alsbald mitleidslos pleite sein.

Betrachten wir klaren Auges und klaren Hirns, nicht historielastet und bildungsbehaftet, den Tatbestand. Ein Teil des Publikums geht ins Theater, weil es diesen Gang seiner Bildung schuldig ist (also aus „Schuld“ statt aus Neigung), weil es erhoben sein will (da es sich nicht selbst erheben kann), weil es sehen will, wie, nicht was gespielt wird.

Die Hauptmasse des Publikums will sich entspannen, sich vergnügen, sein von engbezügter Arbeits- und Lebensbetätigung nur dürftig gefülltes Bewußtsein erweitern durch Welt, von der es weiß, die es aber nicht kennt — und kennenlernen will. Dies Publikum ist vielfach zu Kino und Revue abgewandert, als zu reichhaltigeren, konzentrierteren, temporascheren Möglichkeiten dieser Bewußtseinsfüllung.

Wir haben keine (oder nur vereinzelte) deutschen Stücke, durch die das Publikum erregt, entspannt und vergnügt wird. Deshalb importiert man massenhaft Auslandsschlager. Die aber schlagen hierorts nicht an, weil sich sprachlich Wirksames nicht ebenso wirksam von einer Sprache in die des anderen Volkes übertragen läßt; weil eine Handlung, die am Broadway und an den Boulevards zündet, in Deutschland, mangels gleicher Voraussetzungen, kaltlassen kann... und weil wir diese Stücke gar nicht spielen können: wir belasten, vertiefen die Reißer (wie es jüngst Reinhardt mit „Regen“ tat), oder unser Spiel wandelt Graziöses und Duftiges in Plumpes und Übelriechendes.

Bleibt das ernste Schauspiel, die Tragödie. Und hier dringen wir, wenn wir ehrlich sind, zum Kern. Die klassischen Stücke, immer dieselben, seit Generationen, seit unserer frühesten Jugend gelesen, gesehen, sind uns dennoch oder vielleicht gerade deshalb fremd geworden. Eine „Tasso“-Aufführung wirkt heute beinahe komisch, Hebbel als herzlose, hilflose Hirnakrobatik, Ibsen wie Parodie. Diese Probleme sind nicht unsere Probleme, diese Menschen nicht Menschen unserer Zeit und Art.

Stücke aber von gewissermaßen ewiger Lebensdauer (weil ihre Motive in ihrer Einfachheit immer in der Menschheit latent bleiben: gehemmte Liebe, Eifersucht, Machtwahn) werden durch das Theater selbst umgebracht, weil die Regisseure aus dieser einfachen Wirklichkeit entweder pathetisches „Theater“ oder detaillistisches Ausstattungsstück machen. Lebensfähige Theaterstücke, ob klassische oder neue, werden durch die Todesbazillen des Theaters lebensunfähig gemacht.

Das Theater gibt sich selbst den Anschein, als lebe es nicht mehr, als lebe es nicht mit, als lebe es nicht weiter. Es gibt sich den Anschein, als spiele es in der Zeit von Goethes Weimarer Hofbühne oder in der Atmosphäre des Brahmschen Berlin oder mittels der Summation blendender Reinhardtscher Regieeinzelheiten. Als wisse er nichts von unseren Nerven, nichts vom Rhythmus unserer Arbeit und unserer Lebensbetätigung, nichts von der Aufnahmefähigkeit und Differenziertheit unserer Sinne. So: als hätte der reife Goethe vor Rokoko-leuten, oder als hätte Shakespeare vor Meistersingern gespielt.

Der freiere, schweifendere, unruhig-zukunftsblickende Mensch unserer Tage schleppt das Theater abgelaufener Epochen als Übel mit sich, das er für ein notwendiges zu halten gezwungen wird.

Aber das Theater ist schon tot. Es weiß das bloß selber nicht. Gerade der leidenschaftlichste Liebhaber des Theaters muß, weil er es liebt, bekennen, was er erkannt hat: Das Theater ist tot.

Ich ertrage es, zu hören, daß dies hier knapp, kraß und nüchtern Gesagte banale Selbstverständlichkeiten seien. Aber ich frage: wenn der Tatbestand



Ein Buch von Weltbedeutung

Zum 60. Geburtstag Romain Rollands erscheint im Januar

LIBER AMICORUM ROMAIN ROLLAND

Ein festlicher Band von rund 350 Seiten mit Beiträgen aus allen Erdteilen: Briefen — Erinnerungen — Aufsätzen — Zeichnungen

Ins Werk gesetzt von

**Maxim Gorki / Georges Duhamel
Stefan Zweig**

Drucklegung durch Emil Roniger, in
den Sprachen der Originalbeiträge

Weit über 100 Mitarbeiter, alles Namen von bestem Klang, wie z. B.:

Jane Addams / Hermann Bahr / Georges Brandes / Charles Baudouin
Ernst Robert Curtius / Albert Einstein / Waldo Frank / Mahatma
Gandhi / Verner von Heidenstam / Panait Istrati / Ellen Key
Anette Kolb / Ken yin yu / Selma Lagerlöf / Vernon Lee / Frans
Masereel / T. G. Masaryk / Kalidas Nag / Fridtjof Nansen / Arthur
Schnitzler / Upton Sinclair / Richard Strauß (Komposition) / Rabin-
dranath Tagore / Ernst Toller / Miguel de Unamuno / Fritz v. Unruh
Charles Vildrac / H. G. Wells / Sei-Ko Yoshimura / Israel Zangwill

Ein wahrhaft einzigartiges Werk

Auskunft erteilt Ihre Buchhandlung oder der Verlag

ROTAPFELVERLAG * ZÜRICH / LEIPZIG

selbstverständlich ist, warum gesteht man ihn dann nicht öffentlich ein? Warum handelt man nicht nach dieser Erkenntnis? Warum tun Publikum, Dichter, Kritik und das Theater selbst so, als lebe es noch?

Man hat für solcherlei Tatsachenerkenntnis das Wort: „Kulturpessimismus“ erfunden. Aber ist es nicht stärkste Bejahung der Kultur, wenn man von etwas, das nicht mehr lebt, sagt, daß es tot sei; wenn man Totes, dessen Verwesungskeime verderblich für Lebenskeime sind, forträumt, damit sich Lebendiges entfalten kann?

Die Theater können nicht leben, weil sie nicht sterben können.

Von Komödianten und Direktoren.

Felix Hollaender geht mit einer Dame im Hofe des Deutschen Theaters auf und ab. Vor dem Fenster der Telephonzentrale bleibt er stehn und gibt der Telephonistin, Frau Neumann, die Anweisung: „Frau Neumann, sehen Sie sich diese Dame genau an, wenn sie anruft, bin ich immer für sie zu sprechen.“

*

Matkowski, der große Komödiant, gastierte mit besonderer Vorliebe in kleinen Orten der Umgebung Berlins. Bei einer Vorstellung in Bernau hatte er aber so sehr dem Kognak zugesprochen, daß der Vorhang heruntergehen mußte. Die Bernauer tobten und schimpften. Matkowski trat vor den Vorhang und hielt folgende Ansprache: „Wenn ein Matkowski in Bernau gastiert, muß er wahnsinnig oder besoffen sein, ich habe das letztere vorgezogen.“

*

Nachdem Schwanneke seine Weinstube eröffnet hatte, schickten ihm phantasiebegabte Direktoren immer wieder Gastwirtsrollen ins Haus. Diese Art der künstlerischen Einschätzung wurde ihm bald zu bunt, und er sandte eine Rolle mit der Bemerkung zurück, sie wäre weniger für ihn geeignet, man möchte es doch einmal mit Kempinsky versuchen.

*

Der Dichter Schönherr führt zum Entsetzen der Schauspieler leidenschaftlich gern Regie. Einmal gibt er einem Anfänger Anweisungen. Willi Thaller mischt sich ins Gespräch: „Herr von Schönherr, dem dürfen Sie nichts vormachen, das ist ein Anfänger, der macht's nach.“

*

In einem Streit wird der Schauspieler Sußke in München handgreiflich und versetzt Possart eine Ohrfeige. Possart bewahrt seine Würde und fragt: „Herr Sußke, ist das Ernst oder Spaß?“

Sußke: „Ernst natürlich!“

Possart (mit Würde): „Dann ist es gut, solche Späße kann ich nämlich nicht vertragen.“

*

Bei Adalbert läutet das Telephon. Pallenberg ruft an: Hier Pallenberg, wer dort?

Adalbert: Hier ist der größte Komiker der Welt.

Pallenberg: Dann bin ich falsch verbunden.

*

Adele Sandrock fragt ihre Kollegin Ilka Grüning mit sanfter Stimme: „Sagen Sie, Liebste, wie schminkt man sich alt?“ Die Grüning antwortet ebenso sanft: „Liebste, nur den Puder leicht abwischen.“

*

Alle Zeitungen sind voll von überschwenglichen Kritiken über Rosa Valetti als Femme X. Namentlich ihr stummes Spiel im letzten Akt, in dem sie kaum zu sprechen hat, wird hervorgehoben. Die Sandrock hätte die Rolle auch zu gern gespielt. Man fragt sie: „Was sagen Sie zu diesem Erfolg der Valetti?“ Die Sandrock: „Ja, ich habe es gelesen. Am besten war sie, wenn sie schwieg.“

*

Vor kurzem wurde Heinz Saltenburg, der „Direktor des größten Theaterkonzerns Europas“, zum Professor einer sagenhaften Universität in Kiew, die ukrainische Emigranten in Wien gegründet haben, ernannt. Zwei Komiker vom Kurfürstendamm, auch Direktoren, sandten ihm folgendes Glückwunschtelegramm: „Herzliche Gratulation, zwei jüdische Ukrainer.“

*

Als es während der Revolution an allen Ecken und Enden knallte, trifft jemand Pallenberg, der sich sprungweise vor Schüssen rettet: „Wie geht es Ihnen, Pallenberg?“ ruft ihm ein Kollege zu. „Danke, ganz gut, aber den Krieg werde ich wochenlang nicht vergessen.“

*

Rosa Bertens ist durch ihre Dauertelephongespräche in den Theaterbureaus berühmt und gefürchtet. Der Direktionsstellvertreter Reinhardts, Kaindl, der jetzt in Schwannekes Weinstuben das Zepter schwingt, hat eine neue Methode entdeckt, mit Frau Bertens zu telefonieren. Wenn Frau Bertens anruft, legt er den Hörer leise neben den Apparat. Nach einer halben Stunde nimmt er

W. Matthias STÄDTE KUNST
LANDSCHAFTEN PYRAMIDEN
KREOLEN VOLKSWIRTSCHAFT
MESTIZEN DER ROMAN POLITIK
INDIANER EINER REISE
Ausflug nach Mexiko
PAPPE M.6.-LEINEN M.8.
VERLAG DIE SCHMIEDE BERLIN

ihn wieder auf und sagt: „Wem sagen Sie das, Frau Bertens?“ Es funktioniert immer. —

*

Probe zu „Nach Damaskus“ bei Barnowsky. Bei der Stelle: Was hast du in dem Käfig? . . . Einen Star.

Lina Lossen spricht aus: Einen Schar.

Der Regisseur Barnowsky: Äh, äh, liebe Lossen, man sagt: S—tar.

Lina Lossen: Sie irren sich, lieber Direktor, diesmal ist es nicht die Durieux, sondern ein Vogel.

*

Dem Professor Max Reinhardt werden kurz vor den Proben zum „Kreidekreis“ Photographien der chinesischen Schauspielerin Ling-Chien vorgelegt. Diese schöne Vollblutchinesin ist zufällig mit einem Herrn Thiemig verheiratet. Als Reinhardt den Namen Thiemig hört, sagt er begeistert: „Ja, diese Rasse ist und bleibt ausgezeichnet.“

*

Als Rosa Valetti einmal mit ihrem Kabarett „Größenwahn“ in Wien gastierte, trat sie zur Erleichterung der Zolsschwierigkeiten für Kostüme und Dekorationen der Internationalen Artistenloge bei. In der Aufnahmeliste, die in dem Fachorgan der Loge allmonatlich erscheint, hatten sich die Kolonnen etwas verschoben. Der erstaunte Leser fand: Raso Singer, gen. Rosa Valetti, Produktion: Kautschukakt.

*

Elisabeth Bergner ist sehr abergläubisch. Seit Jahren zieht sie zu jeder Premiere ein und dasselbe Hemd an, das sie wie ein Kleinod bewahrt. Nach der Premiere der „Kameliendame“ fand man die Bergner schluchzend vor dem Ofen knien. Sie verbrannte das heißgeliebte Premierenhemd, das offenbar versagt hatte.

*

Die Sandrock war empört über die allzu langen Proben, die ihr Direktor Robert zumutete. Eines Tages erklärte sie dem Direktor: „Ich muß heute um 2 Uhr zu Hause sein. Als ich gestern wieder zu spät zum Essen kam, drohte mir meine Schwester: Adele, wenn das noch einmal vorkommt, nehme ich dich vom Theater weg.“

*

Am Deutschen Theater in Prag gehört es zu den selbstverständlichen Pflichten der Mitglieder, die Frau Direktor Pepi Kramer-Glückner mit dem bewundernden Ruf zu begrüßen: „Jessas, die Fuasserln von der Frau Direktor.“

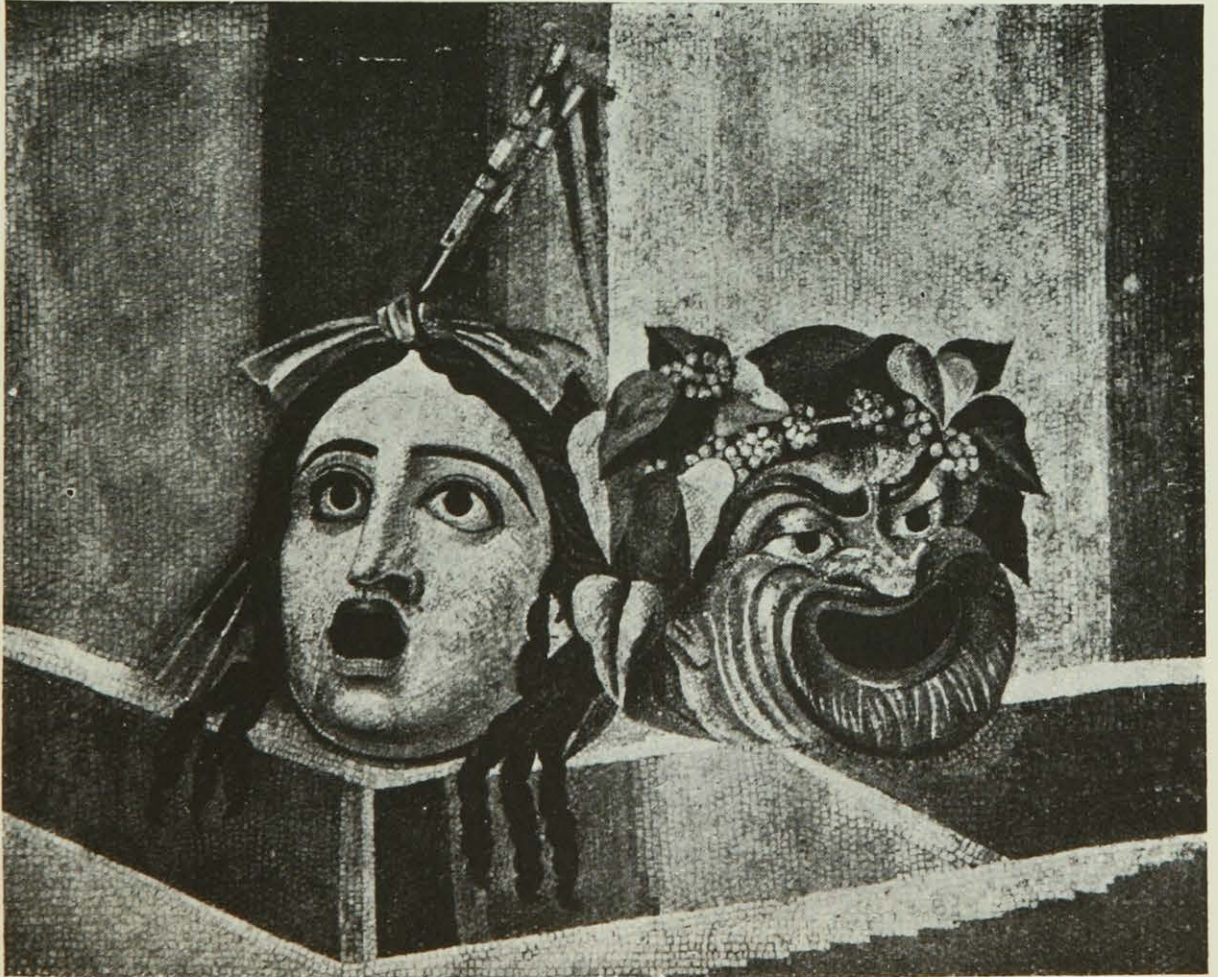
*

Bei dem Abendregisseur des Trianon-Theaters beschwert sich die Scheuerfrau, daß sie seit Anbeginn der Direktion Helmer noch niemals neue Putzlappen bekommen habe. Während der Vorstellung unterhalten sich die Mitglieder darüber, daß Rotters doch eigentlich das kleinere Übel gewesen wären. Da mischt sich die Scheuerfrau ins Gespräch: „Rotters? Da ist nischt dran zu tippen. Scheuerlappen — — — so 'ne Stöße.“

*



Szene aus dem chinesischen Drama „Wu Sung K'an tao Kuan“. Theater in Peking



Antike Masken. Mosaik im Kapitol



Photo Bragaglia
Ja Russkaja vom Bragaglia-Theater, Rom



Photo Zander & Labisch
Ilka Grüning



Johanna Maria
gegenüber dem Jule

gegenüber

SEIT

1709

SPERLING

R
X

ROMAIN ROLLAND

EIN SPIEL VON TOD UND LIEBE

Drama in 1 Akt aus dem
Theater der Revolution

Uebersetzt von ERWIN
RIEGER. Geheftet Mk. 3.20,
gebunden Mk. 4.—

*Das Revolutionsdrama
der laufenden Spielzeit*

DIE ZEIT WIRD KOMMEN

Drama in 3 Akten. Über-
setzt von STEFAN ZWEIG.
Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

*„Dieses Drama klagt nicht
eine einzelne europäische
Nation an, sondern Europa.
Ich widme es der Zivilisation.“
Romain Rollands Widmung*

ROTAPFEL-VERLAG
ZÜRICH / LEIPZIG

Barnowski sagte über Klöpfer: „Ich liebe ihn so, weil er die Stunde des Gebärens auf der Bühne hat.“

Barnowski ist mit der Bühnenmusik unzufrieden. Der Chor ist ihm zu dünn und zu langsam. Der Kapellmeister schlägt vor, den Chor vierstimmig singen zu lassen.

Barnowski: „Was, vierstimmig, ich danke schön, damit es noch länger dauert?“

*

In dem kleinsten Theater des Berliner Westens sitzt die Frau Direktor an der Kasse. Eines Abends tritt das Wunder ein. Eine Dame kauft zwei Karten, erste Reihe Parkett à 12 Mark. Noch hält die Dame das Geld in der Hand, und sie fragt: „Wird in dem Stück geschossen?“

Die Frau Direktor: „Aber selbstverständlich, gnädige Frau.“

Die Dame (zieht das Geld erschrocken zurück): „O Gott, das kann ich nicht vertragen.“

Die Frau Direktor: „Aber, bitte schön, gnädige Frau, dann lassen wir heute den Schuß weg.“

Die Deutsche Theater - Ausstellung Magdeburg 1926. Die Veranstaltung, als eine lange entbehrte Notwendigkeit hingestellt, verspricht als Unternehmen schon deshalb sehr interessant zu werden, weil man zu seiner Durchführung ganz neuartige Wege beschritten hat. Es ist das erstmal, daß überhaupt eine Ausstellung veranstaltet wird, die organisatorisch, konstruktiv, in Außen- und Innenarchitektur und auch propagandistisch von einer einzigen Faust geformt wird. Mit dieser Aufgabe ist der bekannte Berliner Werbefachmann Prof. Wilhelm Deffke betraut worden, dessen starke künstlerische Persönlichkeit die besten Voraussetzungen für das Gelingen des Gesamtwerkes verbürgt. Die bei dem äußeren Aufbau der

Ausstellung beobachtete einheitliche Linie wird auch innerhalb der Gebäude bis zum kleinsten Ausstellungsstand innegehalten. Im Rahmen dieser Gestaltung hofft die Deutsche Theaterausstellung Magdeburg ihrer Hauptaufgabe gerecht zu werden: wissenschaftliche und praktische Forderungen unter umfassenden künstlerischen Gesichtspunkten zu erfüllen, aus Kenntnis der Vergangenheit die Gegenwart zu verstehen und neue Wege zur Zukunft zu weisen.

Die Heroine am häuslichen Herd.
Luise Dumont-Lindemann hat ein hübsches Kochbuch geschrieben „Für Zwei in einem Topf“. Ihm entnehmen wir zwei Rezepte:

Ingwer-Pfannkuchen.

In 1/2 Stunde zu bereiten. Zutaten und Kosten für 2 Personen 0,70 M.

4 Eier	0,40
4—5 Löffel Mehl	} 0,05
1 Teelöffel gestoßener Ingwer	
Milch, Zucker	0,05
2 Eßlöffel Rum	0,05
Butter	0,10
Zitronensaft	0,05

Die Eigelb, Milch, Mehl, Ingwer, Zucker, Rum und Zitronensaft werden zu einem glatten Teig verrührt, die Eiweiß zu Schnee geschlagen, darunter gemischt und von dem Teig 4—5 mittelstarke Eierkuchen in Butter goldgelb gebacken.

Kräuter- oder Chesterkäsebrötchen.

Man reibt einen kleinen Kräuterkäse und 1/8 Pfd. Schweizer- oder Chesterkäse recht fein, vermischt ihn mit 1/4 Pfd. zu Sahne gerührter Butter und streicht die Masse ziemlich dick auf Weißbrotschnittchen.

(Man kann diese Schnittchen dann noch 6—7 Minuten im Ofen backen, um sie als warmes Käsegebäck zu Bouillon zu geben.)



ROMAIN ROLLAND

DER TRIUMPH DER VERNUNFT

Drama in 3 Akten aus dem Theater der Revolution

Übersetzt von S. D. STEINBERG und E. RIEGER.
Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—

Das Revolutionsdrama der kommenden Spielzeit

DAS THEATER DES VOLKES

Über die Neugestaltung des Theaters. — Das Theater der Vergangenheit. — Das neue Theater. — Über das Theater hinaus. — Gebund. Mk. 5.60

„Es gilt, ein Theater ins Leben zu rufen, das dem Volke vom Volke gewidmet ist. Es gilt, eine neue Kunst für eine neue Welt zu schaffen.“
Romain Rolland im Vorwort.

ROTAPFEL-VERLAG
ZÜRICH / LEIPZIG



Possartiana.

Von Noether.

Possart ist als junger Schauspieler auf einer Gastspielreise. Sie kommen u. a. auch nach Bayreuth, das damals noch nicht hehrer Pilgerplatz war. Die jungen Mimen suchen sich Quartier, Possart und ein Freund finden ein hübsches Zimmer in einem Bürgerhaus. Als sie schon gemietet, fragt die Hausfrau: „Was san Sö denn?“ Antwort: „Schauspieler.“ Darauf die Wirtin: „Dann macht's, daß ihr weiter kommt, so Leut' derfen bei mir net wohnen.“ Possarts Freund wendet sich fluchend zum Gehen und ersucht die Wirtin um die klassische Berührung aus dem „Götz“. Possart steigt hoheitsvoll hinter dem Freund die Treppe hinab. Unten wendet er sich zurück und sagt zu der obenstehenden Frau mit dem ganzen, unerhörten Pathos, das ihm zu eigen war: „Worum ich auch höflichst gebeten haben möchte!“ ...

*

Die Prinzessin Adalbert von Bayern war gestorben, Freitag sollte die Beisetzung sein. Mottl kommt außer sich zu Possart. „Die Beisetzung muß verschoben werden, Freitag haben wir als Festaufführung zum erstennal den „Fliegenden Holländer“ ohne Pause durchgespielt, ein musikalisches Ereignis, ausverkauftes Haus.“

Possart nimmt das Telephon zur Hand: „Bitte, verbinden Sie mich mit dem Geheimen Hofrat Dr. Ritter von Klug, danke schön.“ — „Mein lieber Ritter von Klug, bist du dort? Guten Morgen, Liebster. Denke dir, unser herrlicher Mottl ist hier bei mir und ringt die Hände. Die Beisetzung Ihrer Königlichen Hoheit muß verschoben werden, sie muß — wie sagst du, so — nein, ja dann danke ich dir, mein lieber Hofrat Ritter von Klug.“

Zu Mottl gewendet: „Ich muß die Kasse sofort anrufen.“ — „Bitte, den Herrn königlichen Hauptkassier.“ — „Ist dort der königliche Hauptkassier?“ „Hier ist der Generalintendant. Mein lieber Herr Hauptkassier, wir müssen die Vorstellung für Freitag leider, leider absagen, die Beisetzung Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Adalbert von Bayern läßt sich nicht hinausschieben, der Herr Geheime Hofrat Dr. Ritter von Klug meldet mir soebert, daß Ihre Königliche Hoheit sich nicht länger hält.“

*

Possart ist in einem Theaterskandalprozeß als Zeuge geladen. Er geht am Tag vor seiner Vernehmung mit einem jungen Rechtspraktikanten spazieren. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Schönheit der Natur fragt er: „Nun, mein Lieber, ich soll da morgen in diesem Prozeß deponieren. Einerseits möchte ich als öffentliche Persönlichkeit nichts aussagen, was die Allgemeinheit unangenehm empfinden würde, andererseits möchte ich mich nicht allzuweit von den — Ereignissen entfernen; wie, glauben Sie, soll ich meine Aussage gestalten?“ — Der Rechtspraktikant sagt: „Das ist nicht leicht, Herr Generalintendant, denn der Herr Vorsitzende ist sehr scharf und wird Ihre Aussage ganz genau vornehmen; wenn Sie sich da nicht ganz bestimmt ausdrücken, wird er Ihnen eventuell Unannehmlichkeiten bereiten.“ „Hm,“ sagt Possart, „wie herrlich blühen die Mandelbäume.“ Und ergeht sich eine weitere Viertelstunde im Preis der Natur. Dann plötzlich: „Wie, glauben Sie, kann mich dieses Luder hineinsausen lassen?“ —

*

*Warum
immer wieder
Ibach Pianos?*

WEIL

SIE TONSCHÖN, FORM-
VOLLENDET UND – VOR
ALLEM DAUERHAFT –
IHREN PREIS WERT SIND



MAN VERLANGE PREISLISTE UND KATALOG ,Q' AUCH ÜBER EINBAU-INSTRUMENTE VOM

STAMMHAUS
IBACH
BARMEN

COLN – BERLIN – DÜSSELDORF – LONDON

Zu Possart kommt bei einem russischen Gastspiel eine Deputation der Petersburger Studentenschaft, die ihm eine Dankadresse überreichen will. Der Sprecher bittet um Mitteilung, mit welchem Titel Possart auf dieser Adresse bedacht werden soll: „Ach,“ sagt der Gewaltige, „lassen Sie, meine lieben, jungen Freunde, doch allen höfischen Schnickschnack beiseite und nennen Sie mich ganz einfach: Geheimer Hofrat, Generalintendant Dr. Ernst Ritter von Possart.“

*

Possart war äußeren Ehrungen nicht abhold. Kurz nach seinem definitivsten und allerletzten Rücktritt kommt der König von Spanien nach München. Possart geht mit einem Vertrauten abends in der Ludwigstraße spazieren. Plötzlich bleibt er stehen, zieht die Uhr und sagt: „Jetzt ist es 1/29 Uhr und somit große Pause. In diesem Augenblick bekommt Speidel (sein Nachfolger) meinen Orden!“

*

Possart unterhält sich mit einem Mitarbeiter über einen neuen Kritiker, der ihm nicht immer ganz wohlwollend gegenübersteht. „Ich bemerke mit Bedauern, daß Herr X... mich nicht mehr so schätzt wie früher. Kann man an den Mann irgendwie herankommen?“ Der Mitarbeiter verneint die Frage. „Aber, Liebster, ich denke natürlich keineswegs an Bestechung, nein, das weise ich weit von mir. Nur dachte ich vielleicht Freikarten...?“

Der Mitarbeiter verneint auch dies und meint, der Kritiker urteile vielleicht so aus künstlerischer Überzeugung. „Künstlerische Überzeugung,“ wiederholt Possart schwärmerisch, „nun, dann kann er mich...“

Das im Dezember-Querschnittheft abgebildete Bild von **George Groß** „Bild des Dichters Max Hermann Neisse“, ist Eigentum der Kunsthalle in Mannheim.

Das Huren-Aquarium. Opernsänger Vogl, dessen Frau in der Oper „Rheingold“ die Partie einer der drei Rheingoldtöchter singt, hat gegen den Redakteur des Münchener „Vaterland“, welcher das in der ersten Szene dieser Oper vorkommende Innere des Rheins als Huren-Aquarium zu bezeichnen sich bemüht fand, Klage wegen Beleidigung seiner Frau erhoben.

Signale 1869.

Ein Verlag

der auf wissenschaftlichem Gebiete seit fast 150 Jahren führend ist, weltbekannte Werke verlegt, die schon geistige Richtung aber bisher kaum pflegte, will nun dieselbe großzügig ausbauen und er

sucht
deshalb für
mögl. bald

Autoren bzw. Manuskripte

oder aber auch eine erstklassige
Persönlichkeit
mit den notwend. Verbindungen
und den Fähigkeiten, eventuell
als Lektor fungieren zu können.

Gef. Anträge unter „Literatur an K. F. Koehler, K.-G., Leipzig 123“

Herbert Eulenberg feiert am 25. Januar seinen 50. Geburtstag. — Ihn zu feiern, hat sich ein Komitee gebildet mit Gerhart Hauptmann, Dr. Graf Arco, Pfitzner, Thomas Mann, Richard Strauß, Oberbürgermeister Dr. Lehr (Düsseldorf), Flechtheim und vielen Malern. — Mittags wird ihm die Stadt Düsseldorf ein offizielles Frühstück geben und abends die Düsseldorfer Bohème in der Altstadt, im „Goldenen Kessel“, in dem sich das einzige Heine-Denkmal der Stadt Düsseldorf befindet, ein Muschel-essen, mit Düsseldorfer Bier und Steinhäger; alle Theater des Rheins spielen seine Stücke.

Herbert Eulenberg hat seine Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner „Vieillesse verte“ freuen.

Als die **Söhne Auguste Renoirs**, die in Berlin ihren Film „Nana“ drehten, Alfred Flechtheim in seiner Galerie besuchen wollten, sagten sie zu Wilhelm: „Melden Sie die Söhne Renoirs.“ Darauf dieser: „Warum nicht Rembrandts Sohn Titus?!“



H. Nauen

Herbert Eulenberg

Als **Käte Wilczinsky** in Paris ankam und sie nicht wußte, wo sie wohnen sollte, ging sie klagend zu Rudolf Levy, daß sie gezwungen sei, unter dem Pont de Grenelle zu schlafen. Darauf dieser: „Warum nicht unter dem Pont des Arts, da ist es weniger zugig!“

Taschendiebe im Theater. In einer recht interessanten, 1600 unter dem Titel „Kemp's mine day's Wonder“ erschienenen Schrift erzählt man, daß Taschendiebe, die sich im Theater hatten erwischen lassen, auf die Bühne geführt und dort an einem Pfahl gebunden zur Schau gestellt wurden.

Kritik. Alexander von Humboldt sagte von dem Berliner Publikum: „Die Berliner sitzen im Theater, nicht um sich an dem Spiel der Schauspieler zu ergötzen, sondern als gelte es einen Mord zu richten.“ J. H.

A NZUGSTOFF DES ANSPRUCHSVOLLEN • FÜR
 STRASSE / REISE / SPORT UND GESELLSCHAFT • MUSTERSEN-
 DUNG KOSTENLOS • SAUER & WEICHMANN COTTBUS



„Der Großvater“.

Sàri Fédak erzählte uns:

Bevor ich zu meinem Berliner Gastspiel fuhr, hielt ich mich in Paris auf, um meinen Toilettenbestand zu komplementieren. Eines Abends war ich im Theater und sah: „Le monsieur de cinq heures“, das auch in Berlin unter dem Titel: „Die Bar auf Montmartre“ über die Bühne ging. Ich war von der ganzen Vorstellung, namentlich von den beiden Komikern Le Gallot und Brasseur, so begeistert, daß es mir undenkbar schien, den Abend im Hotel allein zu beschließen, und ich ging daher in das Café de la Paix, ließ mir eine Flasche Portwein geben und genoß allein die Nachfreuden über die ausgezeichneten künstlerischen Eindrücke, die ich im Theater empfangen hatte. Aber auch das Leben im Café de la Paix genügte meiner Stimmung nicht, und ich nahm ein Auto und fuhr zu Pigalls auf dem Montmartre. An einem kleinen Tisch nahm ich Platz und ließ mir eine Flasche Sekt bringen. Ich beobachtete mit stillem Vergnügen die taumelnde Sinnesfreude der tanzenden Paare. Plötzlich fiel mein Blick auf einen kleinen, alten, nichts weniger als schönen Herrn mit grauem, ungepflegtem Spitzbart, der einige Tische von mir auch einsam saß. Als unsere Blicke sich kreuzten, sah ich plötzlich, wie der andere sein Glas hob und mir zutrank. Ich erwiderte seinen stummen Gruß, und schon stand der Alte auf und kam zu meinem Tisch.

„Madame, ich sehe, Sie sind allein, auch ich bin allein, darf ich bei Ihnen Platz nehmen?“

„Warum nicht?“, erwiderte ich, „bitte, nehmen Sie Platz!“

„Ich beobachte Sie schon lange, Sie haben so ein zufriedenes, glückliches Gesicht, darf ich Sie nach dem Grund fragen?“

„Warum nicht? Ich war heute abend im Theater und sah eine Vorstellung, die mich sehr begeisterte. Dieses Glücksgefühl spiegelt sich wahrscheinlich auf meinem Gesicht wider.“

„Auch ich bin sehr glücklich“, bemerkte der Alte.

„Darf ich nach dem Grunde des Glücks fragen?“

„Ich bin heute Großvater geworden!“ erwiderte der kleine alte Herr, „und da hielt es mich nicht zu Hause, ich konnte mein Glück nicht allein ertragen!“

Gerührt ließ ich mir von dem Alten eine Stunde lang von seiner Tochter erzählen, die ihn an diesem Tage zum Großvater gemacht hatte. W. A.

„**Köllsch Krätzchen.**“ Eines Tages war das Kind von Frau Millowitsch erkrankt. Man rief den Arzt, und Frau Millowitsch sagte zu ihm: „Och, Herr Dokter, uns ärm Kind es krank, et hat auch Fieber.“ Der Arzt beginnt die Untersuchung und stellt die Temperatur fest. Er fragt: „Hat das Kind auch phantasiert?“ „Ja, Herr Dokter,“ antwortet Frau Millowitsch, „aber nur janz dünn.“

Spielleut, Ehebrecher, Notzüchter. Wer eines Mannes ehelich Weib öffentlich behuret, oder sonst ein Weib oder Magd notzöget, nimpt er sich darnach zur Ehe, eheliche Kinder gewinnet er nimmermehr bey ihr. Kempffer und ihre Kinder, Spielleut und alle die unehelich geboren sind, und die Dieberey und Raub sunen, oder auch wiedergeben, und des vor Gericht überwunden werden, oder die ihren Leib, oder Haut, und Haar, ledigen mit Gelde, die seynd alle Rechtloß.

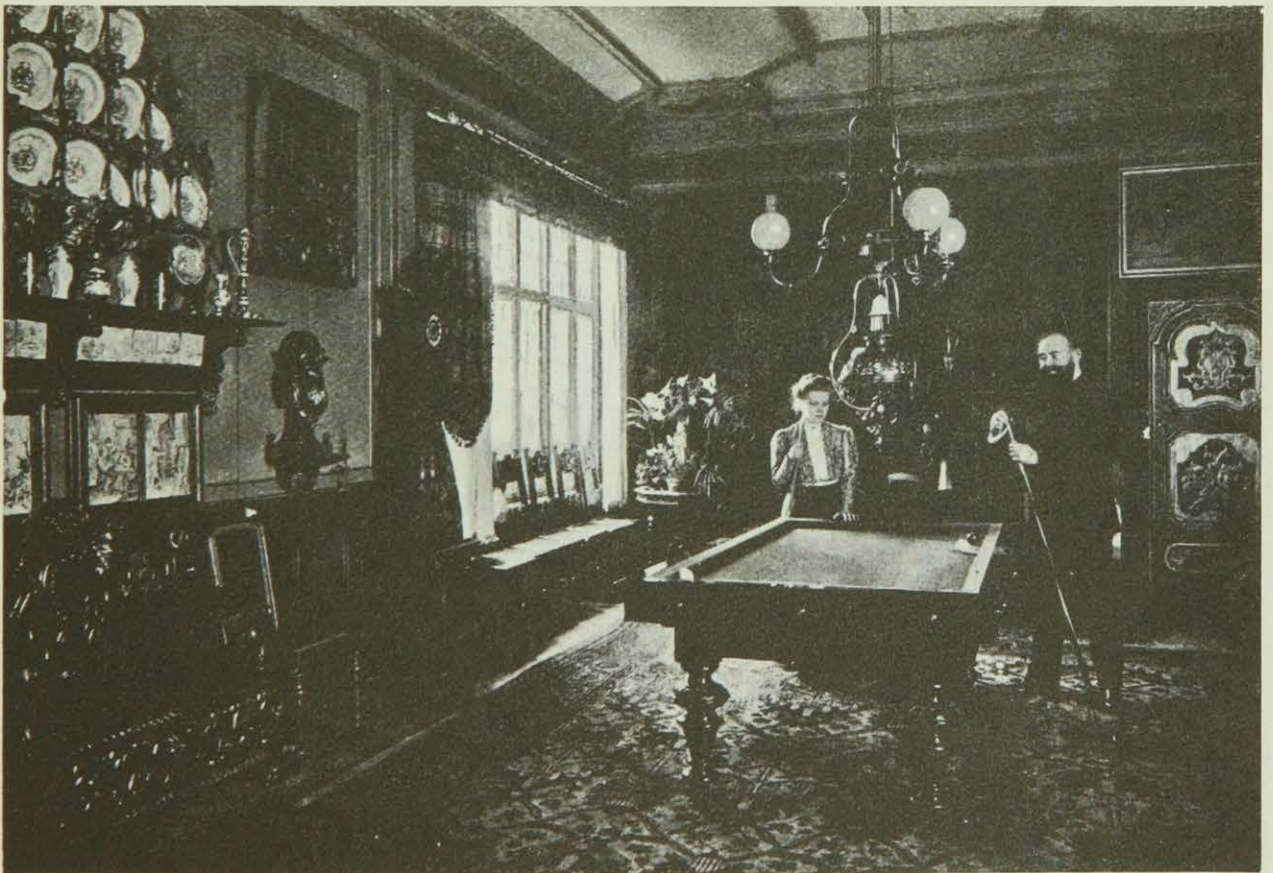
Artikel 37, Sachsenspiegel, 12. Jahrhundert.



Der javanische Tänzer Raden Alas Jodjana



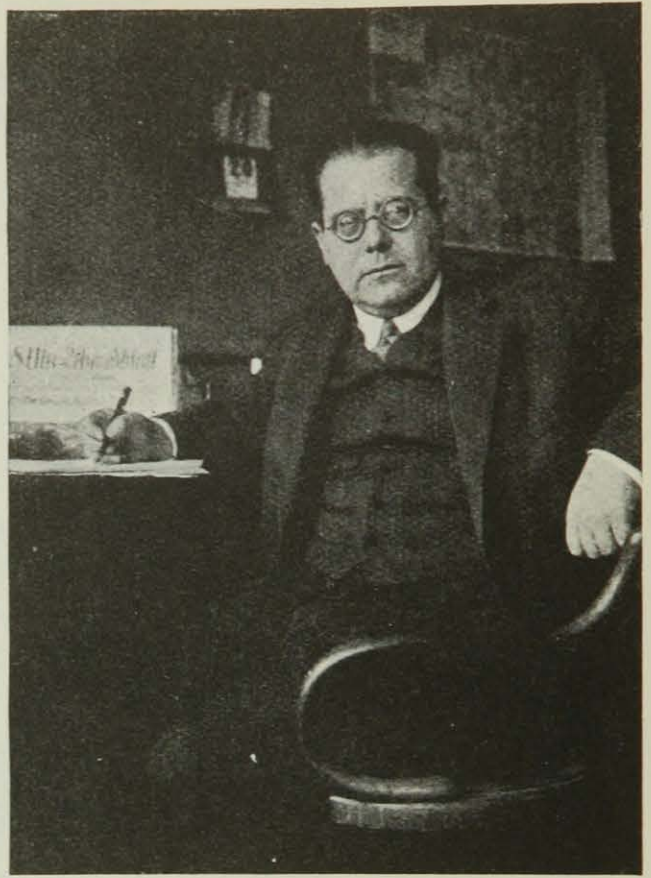
Loie Fuller



Hermann Sudermann in seinem Heim



Siegfried Jacobsohn



Kurt Pinthus



Herbert Ihering



Gemälde von Aug. v. Zitzewitz
Alfred Kerr

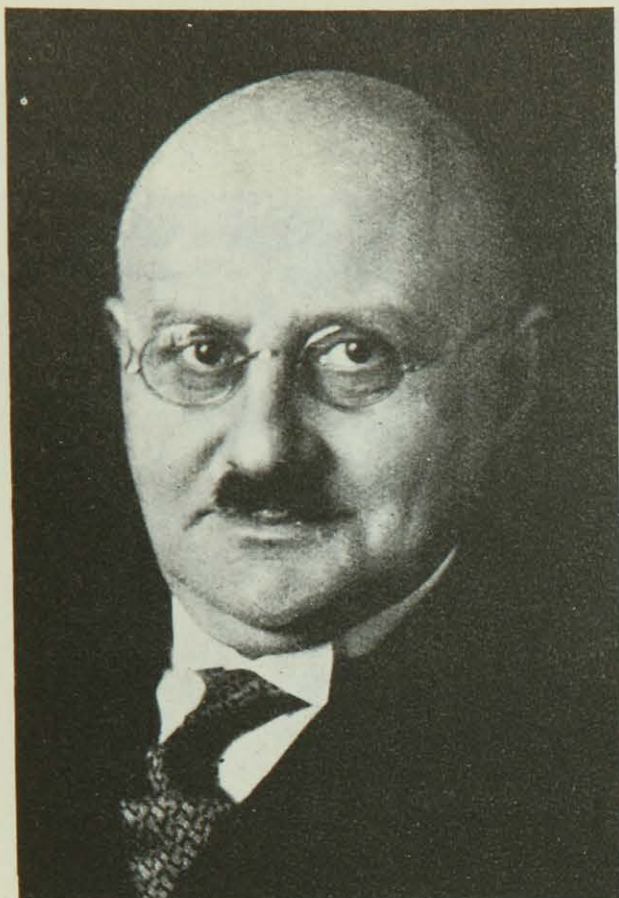


Photo Graudenz
Dr. Seelig, Referent für Theaterangelegenheiten im Kultusministerium



Generalmusikdirektor Kleiber
als Student



Photo Graudenz
Intendant von Schillings. Links Carl Wallauer, Präsident der Deutschen Bühnengenossenschaft, rechts Rechtsanwalt Arthur Wolff, Direktor des Bühnenvereins

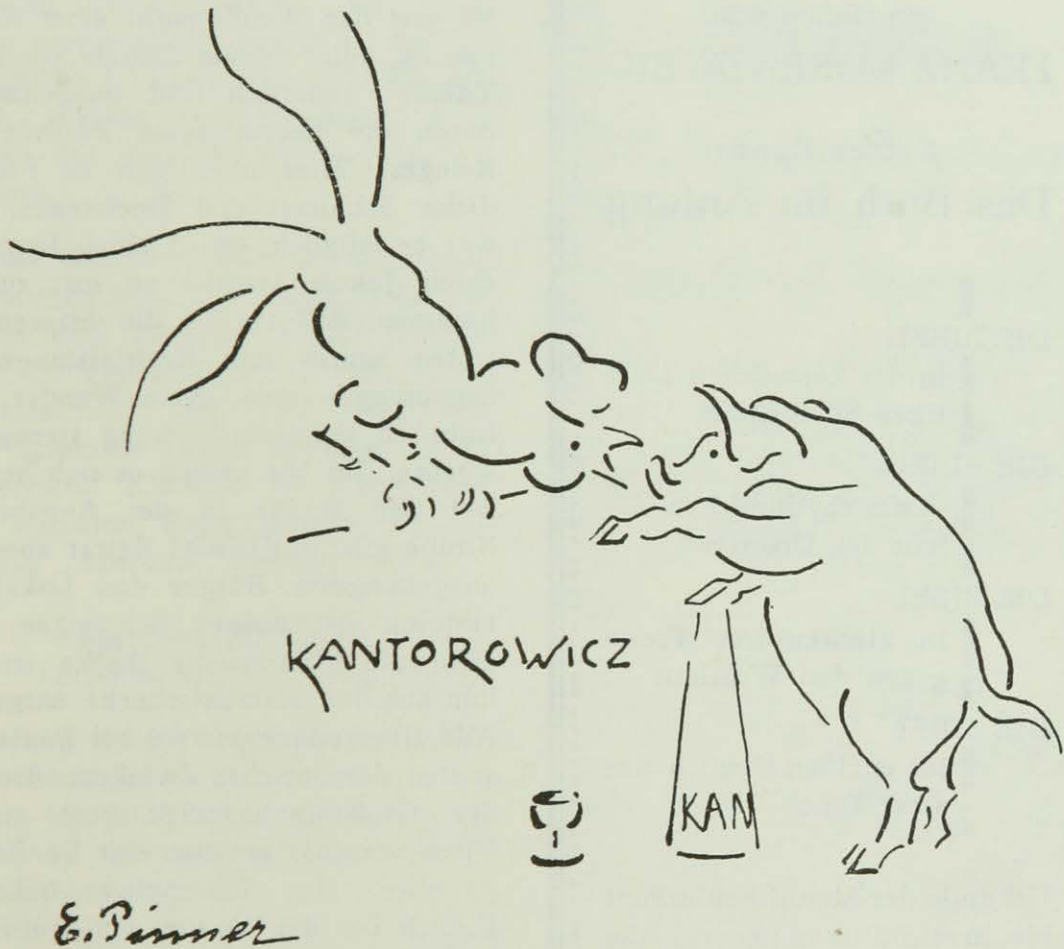


Aus einem Musikzimmer

Entwurf: Prof. E. Fahrenkamp, Düsseldorf

Ausführung: Bremer Holzkunstwerkstätten. Joh. Andresen, Bremen

Seinen fünfzigsten Geburtstag feierte **H. v. Wedderkop**, der Herausgeber des „Querschnitts“. Er hat seine Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner „vieillesse verte“ freuen! Die Redaktion des „Querschnitts“ — oder ehrlicher gesprochen: ein einziges Redaktionsmitglied — gratulierte Herrn v. Wedderkop mit einer Torte, die der Jubilar in seiner weltbekannten Bescheidenheit mit der Bemerkung in Empfang nahm: sie sei mehr wert als er selber!!!



Die Firma **H. Baruch u. Co.** hat sich hinter die Sittenpolizei geklemmt, um die Charellschen, Nelsonschen und Hallerschen Nuditäten verbieten zu lassen. Sie bestreitet dies zwar, weil sie die Bekleidung einer nackten Frau als geliefertes Kostüm stets fakturiert hat, und jetzt durch das neue Gesetz gezwungen ist, Stoffe anzuschaffen.

Da die **Tilla Durieuxschen** Katzen, deren Werden und Sein Tilla für den Querschnitt beschreiben wollte, bei Redaktionsschluß noch nicht geboren waren, wird ihr Aufsatz im Februarheft erscheinen, und die jungen Katzen werden dann zum erstenmal publiziert.

Die Schrift

Zu verdeutschen unternommen
von
MARTIN BUBER
gemeinsam mit
FRANZ ROSENZWEIG

Erfter Band:
Das Buch im Anfang

DIE BIBEL
in der kosmischen Tiefe
ihres Sinngehalts

DIE BIBEL
in der rhythmischen Ge-
stalt des Urtextes

DIE BIBEL
in elementarer Treue
gegen den Wortlaut

DIE BIBEL
im edelsten Deutsch un-
serer Tage

Urkunde der Menschheit erfleht
hier in erschütternd neuer Größe

Das Werk erscheint in zwanzig
Bänden. Satz und Druck auf
echtem englischen Alfapapier
durch Jacob Hegner in Hellerau.
Einbandentwurf von E. R. Weiß.

In Pappband Mark 4.-
In Ganzpergament Mark 10.-

Verlag
Lambert Schneider, Berlin

Die Maenz.

Jannings, Veidt, Abel, Pola Negri, alle hat sie Lubitsch für den Film entdeckt; seine Standardleistung ist und bleibt die Entdeckung der Maenz. Als der Meisterregisseur die Kneipe in der Joachimsthaler Straße zum erstenmal betrat, erkannte er mit seinem Künstlerblick sofort, daß er hier nicht einer gewöhnlichen Wirtin gegenüberstand. Es war der Wendepunkt einer Kunst-epoche, denn gerade damals kroch das Theater anämisch und ausgehungert durch die fleischloseste Periode des Krieges. Hier aber gab es Fleisch, dicke Schnitzel und Beefsteaks, hier war es möglich, selbst einen Jannings, einen Jakob Tiedtke so satt zu bekommen, daß sie für die differenziertesten Kunst- und Kraftleistungen in Stimmung kamen. Kein Wunder, daß Lubitsch seine Entdeckung streng bewachte. Im Nu sprach es sich herum: Bei der Maenz in der Augsburger Straße gibt es Fleisch! Betrat aber der ausgehungerte Bürger das Lokal, so empfing ihn eisiges Schweigen, und drohende glattrasierte Blicke stachen ihm aus der Stammtischecke entgegen. Alle Überredungskünste bei Paula versagten, dämonisches Zwinkern, drohender Großaufnahmeblick vom runden Tisch verschlossen ihm das Beefsteakparadies. Nur Schauspieler bekamen Fleisch bei der Maenz, und gutschreibende Kritiker wurden an die Schnitzel herangelassen. Mochten die andern verhungern; es ging um das Bestehen der Kunst.

So wurde die Maenz der einzige belebende Faktor, der die mimische Kunst in ihrer ganzen Schönheit über die Kriegsfährnisse hinwegrettete. Wie alle wahrhaft bedeutenden Menschen wuchs sie in ihre Mission hinein und wurde nicht nur geistig, sondern auch leiblich von Tag zu Tag monumentaler. So thront sie heute noch in ihrer weißen Bluse, ein Marmorstandbild Thaliens hinter der Theke, und übersieht mit

mildem Blick die Prominenten, die sie der Kunst erhalten hat und die sich jeden Abend in der undurchdringlichen Knasteratmosphäre ihres Lokals gegen alle Strömungen von außen imprägnieren.

Matheo Quinz.

Eine neue, sehr interessante und lehrreiche Broschüre „**Etwas über Blitzlicht-Photographie**“ hat die Agfa kürzlich herausgegeben. Die nette, leicht verständliche Schrift ist von dem bekannten Photochemiker **Dr. Heinrich Beck** verfaßt und behandelt in 40 Seiten das gestellte Thema sehr eingehend.

Am Sonntag, dem 6. Dezember, vormittags 11½ Uhr, fand in der Komödie eine **Morgenfeier für Klabund** statt, der gegenwärtig mit den Stücken „Kreidekreis“ und „Der junge Aar“ den Spielplan zweier Berliner Bühnen beherrscht. Klubund hat eigene Lyrik und Balladen, Eugen Klöpfer aus dem Roman „Moreau“ gelesen.

Sprechen Sie noch?

Locker der Stil, und die See geht hoch.
(Altes Volkslied.)

Schon wieder von Schierke zurück, Herr Doktor?

Ja, ich bin gestern gekommen, um mich zu überzeugen, daß ich hier nichts versäume.

Nichts ist zu viel gesagt; alles ist beim alten geblieben, und die Theater gehen immer noch schlecht.

Aber ich habe doch einen Aufsatz von Professor Epstein gelesen, daß die Theater gut gehen sollen.

Das ist aber seine persönliche Ansicht; denn wenn auch keiner die Karte bezahlt, die Garderobe, die er gepachtet hat, müssen ja die Leute ablegen.

So daß man also sagen könnte: die Garderobe geht gut.

Manche Stücke gehen aber immer noch lustig weiter. Sehen Sie doch mal z. B. „Tausend süße Beinchen“.



Japanische Masken

Nō und Kyōgen

Von

Friedrich Perzyński

Zwei Bände

I. Band: Quart. XII, 426 Seiten. Mit 122 ganzseitigen (zum Teil farbigen) Abbildungen. II. Band: Quart. VI, 235 Seiten. Mit farbigen Typenbildern und einer Stammtafel. In Ganzleinen gebunden Mark 80.—

Dieses Buch behandelt zum ersten Male das bisher unerschlossene Gebiet der japanischen Maskenschnitzerei. Fesselnd und interessant geschrieben wie wenige ausgesprochen wissenschaftliche Werke, führt es den Leser in die fremdartig-schöne Welt japanischer Theaterkunst. An Hand prachtv. alter Schnitzwerke enthüllt der Verfasser eines der schönsten und eigenartigsten Schaffensgebiete asiatischer Künstler

Ein ausführlicher illustr. Prospekt steht durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage kostenlos zur Verfügung

Walter de Gruyter & Co.

Berlin W 10



„Tausend süße Bonchen“ wäre da schon die richtigere Benennung.

Wie die Dinge aber auch liegen, der Bromme versteht's, und Kohlen scheinen immer noch ein besseres Geschäft zu sein als Eier.

Im Winter sogar sicher. Aber wie kommen Sie auf Eier?

Na, Hellmer ist doch mit Eiern finanziert worden. Man hat sich sehr richtig gesagt: wenn die Theater nicht gehen, werden eben die Eier teurer. Und nun geht Hellmer, und die Eier werden wieder billiger.

Er soll ja sehr unglücklich gewesen sein. Früher, als er in Frankfurt war, fuhr er nach Berlin, bevor er eine Inszenierung machte, um sich Tips zu holen. Wie er in Berlin war, ist er aus lauter Verzweiflung nach Frankfurt gefahren.

Aber der O'Neill war doch ein großer Erfolg?! Barnowsky hat ja von ihm die Fortsetzung von Gier unter Ulmen erworben.

Ich habe gehört davon. Eine Trilogie: Scham unter Palmen, Strafe unter Tannen, Fisch unter Wasser.

Mit den Operetten ist es eben immer noch ein besseres Geschäft: Sehen Sie sich Winterberg an, Anneliese von Dessau ist doch wirklich ein Schlager.

Vor allem durch den Dessauer Marsch! Winterberg soll bereits überzeugt davon sein, daß der auch von ihm ist.

Nach dem Fridericus der Dessauer, dann bei Haller Blüchers Übergang bei Caub — — —

Bei Saltenburg Napoleons Übergang über die Beresina — — —

Jetzt kommen gleich zwei Stücke mit der Königin Luise, was bleibt denn noch übrig?

Na, vielleicht ein Stück über Stresemann! Wenn er nicht selbst eines schreibt.

Zweie in der Familie wäre ja zuviel, nachdem er doch seinen Sohn hat komponieren lernen lassen. Außerdem wird ihn Lunatscharkis Ruhm schlafen lassen.

Leider! Übrigens ist er ja auch nicht Kultusminister!

Nein, das ist Herr Becker. Wenigstens solange er brav das macht, was der Doktor Selig will.

Der arme Schillings!

Na, von arm kann man da ja eigentlich nicht reden. Auf jeden Fall ist er jetzt besser dran als Jessner.

Na, der hat doch für alle Fälle seine Treppe.

Und den Bronnen, der ihn labt.

Übrigens, Bronnen ist sehr gemäßigt geworden: Geburt der Jugend, Ostpolfahrt: wie zart! Früher lag doch schon der Krach im Titel: Katalaunische Schlacht, Exzesse, Vaternord.

Ja, man wird eben alt!

Selbst Rickelt, von dem man's doch nicht erwartet hätte!

Halt ein Stürmer und Dränger! Geht es nicht mit Klein, muß es gegen Klein gehen!



Der schwerhörige und kurzsichtige Theaterfreund

Ist es wahr, daß James erster Vorsitzender des Verbandes der Varieté-theaterdirektoren ist?

Na, der Posten bleibt ihm wenigstens! Die anderen Posten stehen im Debet.

Sein Briefwechsel soll sogar zu Protest gehen! Dabei hat er doch wirklich der Konjunktur Rechnung getragen! So nackt wie bei ihm war's nirgends!

Mit der Nacktheit allein ist es nicht getan, das haben Sie ja an der „Jüdischen Witwe“ gesehen!

Na, die wurde doch nur abgesetzt, weil sich so viele betroffen fühlten!

Na, und „Potasch und Perlmutter“?

Da meinen sie immer, der Nebenmann wäre mit gemeint.

Ich glaube, daß auch die Presse schuld hat, daß die Theater so schlecht gehen.

Aber nein. Die sind doch direkt wohlwollend geworden. Kerr soll sich sogar mit der Absicht tragen, seine Kritiken künftig arabisch zu numerieren.

Weil wir gerade von numerieren sprechen: man hört gar nichts mehr von der Konvention?!

Sie wird wohl fallen, weil sie keiner halten kann. Moissi hat doch sein Ehrenwort gegeben, daß er keinen Vertrag während der Konventionsdauer unterschreibt; nun soll seine Frau für ihn einen Vertrag unterschrieben haben; wie er's gehört hat, hat er geweint.

Gott, wie peinlich! Da lobe ich mir die Dorsch! Sie hat zu ihrer Konventionsgage abgeschlossen.

Mit einer Jahressumme?

Ja, aber dafür spielt sie nicht das ganze Jahr!

Und wie wird es weiter gehen mit den Prominenten?

Lesen Sie die



Preis
20 Pf.
pro Heft

Photoblätter!

Sie finden darin immer neue Anregungen zum Photographieren; belehrende Aufsätze erster Fachleute, reiche Auswahl interessanter Amateur-Aufnahmen, Bilderkritik, Behandlung von Mißerfolgen und ihre Ursachen; kurz, Sie lernen daraus, wie man gute Bilder macht. Erscheinen: monatlich. Zu beziehen durch alle Photohandlungen oder durch die Post.

Probeheft gratis

von der

AGFA * Propaganda-Abtlg. * Berlin SO 36

Man fixt sie per Februar. Kein Wunder, wenn man nach den Erfahrungen à la baisse geht. „No, no, Nanette“ war ja auch nicht das Geschäft.

Wie Friedmann es angenommen hat, hat ihn ein Bekannter darauf aufmerksam gemacht. Aber er war sehr optimistisch: „Eine amerikanische Operette! No, no, na nett wird sie gehen!“ Aber dann, als er in die Kasse sah, hat sich die Betonung geändert: No? — No?? — na??? — Nett!

Die Lustbarkeitsteuer hat den Theatern ja auch sehr geschadet!

Jetzt schadet sie noch mehr; denn früher mußten Theater mit Unterbilanz nur 5 Prozent zahlen.

Da haben sicher alle nur 5 Prozent gezahlt?

Bis auf Haller: dem wollte man's unter keinen Umständen glauben.

Revue ist nicht immer ein Geschäft! Das haben Sie ja bei „An Alle“ gesehen! Schöne Pleitel!

Nur die Girls sind in der Masse geblieben zur Befriedigung der Gläubiger.

In der Inflation waren die Herren Direktoren besser dran!

Eine neue könnten wir gar nicht durchführen: Wenn man berechnet, wie unser Ministerverschleiß in der Inflation war, und wie er jetzt bei der Festmark gestiegen ist, können wir ausrechnen, daß wir gar nicht genug Minister für eine neue Inflation hätten!

Vielleicht wird es aber doch nun besser, wenn die Rotters wieder persönlich ihre Theater in die Hand nehmen!

Welcher von den beiden wird denn Professor?

Ich denke, man wird es erst, wenn man fünf Theater hat!

Aber nein, Herrfeld ist ja auch der Professortitel angeboten worden anlässlich der Uraufführung von „Stall Levy mit Y“, aber er hat gesagt, er pfeift auf Titel, er macht mit dem ganzen Kram Tombola rosa.

Soll nicht Reinhardt bei ihm etwas inszenieren?

Ich habe gestern von einer totsicheren Quelle gehört, daß Reinhardt — — —

Das Fräulein vom Amt (trennend): Sprechen Sie noch? P. N.

Eisenbahnfahrt.

Märkischer Kiefern drängende Hast,
Schwergoldnen Kornes wuchtende Last...

Schimmernder Birken zartschlanker Stamm,
Weit in der Ferne ein Eisenbahndamm...

Braundunkle Heide, sumpfig durchtränkt,
Saftgrüne Wiesen, wellig gesenkt...

Dürres Gestrüpp und sandiger Grund,
Abseits schlägt an ein kläffender Hund...

Ein, zwei Dörfchen, heimlich versteckt,
Dort eine Krähe, jählings erschreckt...

Drüben ein altes, adliges Gut,
Nun der Oder langsame Flut...

Fernhin wenige Wandersleut...
Hallendes Sonntagsglockengeläut...

Still eine Windmühl im Sonnenbrand —
O du geliebtes märkisches Land!

Herbert Jhering

Als der vortreffliche, seelengute Dr. H. L. das seiner Gemütsart durchaus widersprechende Schicksal hatte, bei **Sigmund Lautenburg** als Dramaturg in den Direktionsstab des Berliner Residenz-Theaters zu geraten, hatte er eines Abends ein erschütterndes Erlebnis. „Denken Sie nur,“ erzählte Dr. H. L., und die Erregung seines humanistischen Herzens zitterte noch nach im Klang seiner Stimme, „was ich als gebildeter Mensch erdulden muß. Gestern abend um $\frac{3}{4}7$ klingelt in meinem Bureau das Telephon. Die Stimme des Direktors. Lieber Doktor, dröhnte sie melodisch, der Herzog von Koburg-Gotha wird heute abend, wie er mir soeben mitgeteilt hat, in mein Theater kommen. Ziehen Sie sich schnell den Frack an, erwarten Sie Seine Hoheit um $\frac{1}{2}8$ am Eingang, begrüßen Sie den erlauchten Gast, entschuldigen Sie mich bei ihm, sagen Sie, ich sei leider, leider unabhkömmlich, geleiten Sie ihn in die Fremdenloge, die natürlich zu reservieren ist, und bekümmern Sie sich auch sonst in meinem Namen um ihn. Ich verlasse mich auf Sie, lieber Doktor. Adieu, adieu... Also ich rase nach Hause, werfe mich in wahnsinniger Eile in meinen Frack und komme noch gerade eine Minute vor $\frac{1}{2}8$ zurück. Ich warte am Eingang. Es ist kalt und zugig, und ich friere wie ein Schneider. Ich warte und warte weiter. Aber es kommt kein Herzog. Um $8\frac{1}{4}$ ziehe ich mich halb erstarrt in mein Zimmer zurück, stelle aber Wachen auf, damit ich sofort benachrichtigt werde, wenn der hohe Besucher in Sicht ist. Keine Katze kommt. Am nächsten Vormittag berichte ich dem Direktor pflichtgemäß. Lautenburg reckt sich zu majestätischer Haltung auf, tippt mit dem Zeigefinger auf seine Stirn und sagt: „Lieber dummer Kerl! Das habe ich doch nur so vor meinem Freunde Geh.-Rat X., bei dem ich zum Diner geladen war, telephonierte. Man muß Interesse für sein Theater zu wecken suchen. Wozu habe ich meine Leute!...“

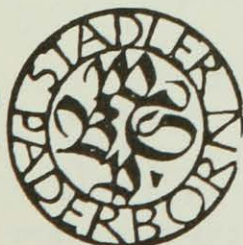
Theater-Wirkung. Johann Rothe erzählt in seiner Thüringischen Chronik, daß zu Ehren des auf der Wartburg bei Eisenach aus dem Kriege heimgekehrten Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange von den Klosterbrüdern zu St. Georg im nahen Eisenach „ein schön Spiel gegeben, von den zehen Jungfrauen, deren fünf weise und fünf thörichte waren; und da war Landgraf Friedrich gegenwärtig und sah und hörte, daß die fünf thörichten Jungfrauen mit Reue und Leid sämtlich aus dem ewigen Leben gestoßen wurden; und daß

Werkstätten

Bernard Stadler AG. Paderborn

Berlin / Bielefeld / Düsseldorf / Hamburg / Köln

Zusammen
Kaufmann, Künstler



arbeiten von
und Handwerker

Gesamt-Innenausstattung

Maria und alle Heiligen für sie beteten, ohne daß Gott sein Urteil wandeln wollte. Da geriet der Landgraf in Zorn über diesen Christenglauben, tobte fünf Tage, dann traf ihn der Schlag; drei Jahre lang lag er zu Bett. Da starb er den 16. November 1324. Das war die Wirkung des ersten deutschen Theaterstückes aus dem Jahre 1322.“

J. H.

Logenschließerinnen.

Magere, schwarz-huschende Kammerfrauen des Theaters, Leibzofen der Stimmung, die sich in die Ecken ducken gleich entthronten Königinnen — von welchen Höhen seid ihr herabgestiegen?



Daumier

Gähnende Leere

Ihr, in deren Gehaben sich die Ruhe der Anstandsorte mit dem Anstand der Ruheorte begegnet!? — —

Im alten Prager Landestheater, wo vor hundertvierzig Jahren Mozarts „Don Giovanni“ zum erstenmal aufgeführt wurde, waltet eine ihres Amtes, deren Devotion ist so adelig, daß sich der Fremde zudringlicher Fragen nicht enthalten kann.

„Was waren Sie?“

„Ich heiße Schikaneder.“

Die leibliche Urenkelin des Mannes, der den Text zur „Zauberflöte“ geschrieben hat.

Sie blieb auch im Haus, als tschechische Legionäre es besetzten. Was sollte sie anderswo mit ihrer unnachahmlichen Kunst beginnen, jemandem so flüsterzart und behutsam aus den Kleidern zu helfen, daß er sofort zum Edelmann avancierte?

Frau Schikaneder überlebte das europäische Theater.

Anton Kuh.

Isar-Vorstadt-Theater

in der Müllerstraße.

Eigenthümer und Direktor Max Schweiger.

Heute Montag den 29. Mai 1865:

Zum allerersten und schon oft verschobenen Male: Tristan und Isolde.

Dramatische Vertsein mit Worten ohne Melodie, gegenwärtige Parodie von einer Zukunfts-Oper in 3 Aufzügen, wo drüber viel losgezogen wird, und einem Vorspiel des Vorspielers, von Richard Wagnermeister hier und Stück-schreiber, sowie musikalischen Dramatiker. Satyrisch und in Scene gesetzt von Ferdinand Fränkl.
Musik von H. Rauchecker.

Tristan, Floßknecht von Ammerland und
Vetter des
Hopsendanks Mark, Bedient zu Berarich
Isolde, eine weisse Blätterkinder von Wolf-
rathhausein
Brangäne, über Geheiß in Mariage
und Schöps und schön

Hr. Eisenmann.
Hr. Perle.
Hr. Kummerer-Scholz.
Frä. Ehrenstein

Personen.

Kuhwenzel, ehemaliger Viehreiber, der sich
aber jetzt mit Tristan und Isolde treibt
Melotte, erster Mannknecht des Markbräu
Ein Schweinhirt und Schalmerebläser, bläst
wie nochmal ein Componist
Ein Steuermann, der paktische Opera über
Vord halten soll

Hr. Weber.
Hr. Eckerberg.
Hr. Der.
Hr. Bairndorf

Bräufreichte, Schiffsdoll, unabhige Kranzjungfern und nothige Hochzeitgäste

Die Handlung spielt in der Vorzeit und ist in der Gegenwart zu Allem reis, theils zu Wasser, theils zu Land weßhalb auch der Text bald zu schlüpferig und bald zu trocken ist. Textbücher werden keine ausgegeben, weil der Text doch nicht hier so recht verstanden wird.

Für dieses Stück sind nur 3 Vorstellungen angefezt, wenn es das Publikum auskalltet und die Schauspieler nicht umbringt, wird man schon sehen, was noch weiters geschieht, vor der Hand wurden einmal die Preise erhöht, damit das Stück mehr an Werth gewinnt.

Auswärtige Bestellungen auf Logen und Sperrsitze werden aus der alten und neuen Welt angenommen und bittet man den Betrag derselben in den landesüblichen Briefmarken franco einzusenden.

Alter Anfang ist schwer, mit dem Ende wird es leichter gehen.

Besonders zu bemerken ist noch, daß die 30 Sperrsitze in erster Reihe bleiben, die Frauenzimmer ohne Geröthßen hinein und auch wieder herausgehen können, der freie Eintritt aber für Alle, selbst für die Freunde des Verfassers aufgehoben ist, weil, was man umsonst kriegt, nicht viel werth ist.

Anfang Nachmittags 4 Uhr, Abends 8 Uhr.

Preise der Plätze:

Eine ganze Gallerie-Loge 6 fl., ein Logenplatz 30 fr. — Eine ganze Parterre-Loge 7 fl. und eine 6 fl., ein Logenplatz 36 fr. und 24 fr. Gallerie-Sperrsig 30 fr. Gallerie 18 fr. — Parterre-Sperrsig 14 fr. — Erstes Parterre 12 fr. — Zweites Parterre 6 fr.

Der freie Eintritt ist für Jedes ohne alle Ausnahme aufgehoben.

Alle Logen und Sperrsitze sind in meiner Wohnung, Frauenhoferstraße Nr. 4/a zu haben.

Max Schweiger, Director.

aus der Isar Vorstadt in München.

Shakespeares Theater.

... Auf einem sumpfigen Felde, nahe der Themse, erhob sich im 16. Jahrhundert das Globe-Theater in Gestalt eines breiten sechseckigen Turmes. Ein Graben mit stehendem, übelriechendem Wasser umgab es, und eine rote Fahne zierte sein Dach. Die Preise der Plätze waren erschwinglich, denn die besseren kosteten sechs und zwei Pence und die billigsten einen Penny. Nur die teuersten Plätze waren überdacht, und wenn es in London regnete — was bekanntlich sehr häufig der Fall ist —, dann waren die Personen im Parterre der Nässe vollkommen ausgesetzt. Doch das störte sie kaum; sie waren durch Schmutz in den ungepflasterten Straßen an dergleichen Unannehmlichkeiten von Jugend an gewöhnt und abgehärtet und brauchten sich nicht vor einem Schnupfen zu

fürchten. Vor Beginn des Stückes machte sich jeder auf eigene Faust sein Vergnügen. Einige tranken Bier, andere knackten Nüsse oder aßen Früchte, schrien und piffen, und nicht selten gab es schon vor Anfang der Vorstellung die schönste Prügelei, die oft so ernsthaft wurde, daß das Publikum auf die Bühne sprang und die Schauspieler auch verprügelte.

Gefiel das Stück nicht, so geschah es oft, daß die Zuschauer in corpore abzogen, den Verfasser aufsuchten und diesem eine ordentliche Tracht Prügel verabfolgten.

Zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Biertrinkers stand in der einen Ecke des Parterres ein großes faßartiges Gefäß, welches dazu bestimmt war, die Opfer der Betrunknen, welche sie den Göttern der Unterwelt notgedrungen bringen mußten, aufzunehmen. Diese Ausdünstungen, verbunden mit dem Geruch des faulenden Wassers in der Nähe, nahmen mit der Zeit so überhand, daß der Ruf „Wacholder verbrennen“ immer dringlicher wurde. Man kommt dem berechtigten Wunsche nach, und bald lagert ein dicker, beißender Schwaden über den vergnügten Zuschauern, die keinen Begriff von Wohlgerüchen oder Kopfschmerzen haben.

Über dem Parterre sind die Logen für die Aristokratie sowie für die reichen Kaufleute. Die Logen sind bedacht, und wenn man zu dem Eintrittsgeld noch eine Kleinigkeit hinzulegt, dann kann man Anspruch auf einen Sessel machen. Die vorhandenen Sessel reichen jedoch bei weitem nicht aus, und so lagert man sich auf den Fußboden. Karten werden hervorgeholt, es wird gespielt, geraucht und sich mit dem Parterre angebunden. Zum Schluß entsteht ein regelrechtes Bombardement mit faulen Äpfeln und anderen Wurfgeschossen hinauf und hinunter. Man hört in allen Sprachen fluchen. — —

Die Einbildungskraft dieser schreienden, zankenden und fluchenden Gesellschaft bedarf keiner großartigen Maschinerien während der Vorstellung. Ohne Spott nimmt sie einen jungen Mann, der sich eben rasiert hat, für eine Königin, erträgt, ohne großes Wunder zu nehmen, Ortsveränderungen in einer Szene, überspringt mit Leichtigkeit zwanzig wie fünfhundert Jahre, ist zufrieden, wenn drei Mann ein Heer von 40000 Streitern vorstellen, und läßt sich durch einen Trommelwirbel hinter der Bühne alle Schlachten Cäsars, Heinrichs V. und Richards des II. vor die Seele zaubern.

An diesem Theater war Shakespeare längere Jahre Direktor, hier führte er seine Meisterwerke auf, und hier fand sich oft die Königin Elisabeth mit ihren Hofdamen als Zuschauerin ein . . .

William Berger.

Bad Wildungen
für Niere und Blase
Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden · Harnsäure · Eiweiß · Zucker ·
Badeschriften sowie Angabe billiger Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung

Girardi.

Girardi erlebte bekanntlich zwei Jahre vor seinem Tode die Ehrung, ans Burgtheater engagiert zu werden. Das bedeutete für den mundartlichen Künstler, dem sich die Tore schriftdeutscher Feierlichkeit öffneten, eine Art Vorrückung aus dem Parlament ins Herrenhaus.

Als ihn Journalisten befragten, wie er diese Ehrung aufnähme, erwiderte er: „S' halt eine noble Aufbahrung!“

*

In Ischl war Girardi einmal zum Kaiser Franz Joseph in die Privataudienz befohlen worden.

Die Vorgeschichte dieser Audienz war bekanntlich skandalreich und pikant. Girardis Gattin, die berühmte Helene Odilon (damals die gefeiertste Salon-dame der deutschen Bühne, heute eine sich an Krücken fortbewegende Bettlerin), war zum alten Baron Rothschild in nahe Beziehungen getreten. Girardi bekam Othello-Anfälle. Mit Hilfe ihres mächtigen Gönners hatte ihn die Odilon in ein Irrenhaus sperren lassen. Girardi wurde aber, wie es hieß, durch Vermittlung Katharina Schratts, der Freundin Kaiser Franz Josephs, bald befreit.

Jetzt stand er — es war am Ende der neunziger Jahre, die Zeit, wo das Radfahren große Mode wurde — zum erstenmal vor dem siebzjährigen Monarchen. Der Kaiser, der übrigens Girardi nicht sehr gern mochte, weil er wußte, daß er sich mit ihm ungefähr zu gleichen Hälften in die Popularität zu teilen habe, richtete an den Künstler einige konventionelle Worte.

Verlegen an der Frackweste nestelnd, blieb Girardi stehen. Das Gespräch hatte für sein Gefühl noch nicht den richtigen herzlichen Ton.

Endlich ermannte er sich zu der Frage:

„Sagen Majestät, sind Majestät Radfahrer?!“

*

Sprichwörtlich wurde die Antwort, die Girardi einem ihn auf der Straße um ein Darlehen ersuchenden Bekannten gab:

„Nein, mein Lieber, wissen's, san wir lieber gleich bös!“

*

Als er einmal in seiner Heimatstadt Graz, wo er das Schlosserhandwerk erlernt hatte, als Gast auftrat, stand neben ihm der Hauskomiker der Grazer Bühne auf den Brettern; aber dessen Pointen wollten heute abend nicht einschlagen.

Eben spricht er einen Satz, auf den allabendlich Gelächter folgte. Das Publikum bleibt stumm. Der gekränkte Komiker wiederholt ihn — derselbe

Tags Erfrischung, nachts
Erholung verbürgt
nur **Kaffee Hag**



Daumier

Freikarten

Effekt. Als er es zum drittenmal versuchte, trat Girardi vor, scharrt, als ob er einen Küchenschaben zerträte, mit dem rechten Fuß, und sagt:

„Jetzt ist er tot!“

*

Der Operettenkomponist Heuberger erwartete einmal Girardi auf der für 10 Uhr vormittags angesetzten Probe. Eine Viertelstunde um eine Viertelstunde vergeht, Girardi läßt sich nicht blicken. Als er endlich um 12 Uhr salopp und unbefangen vor dem wütenden Dirigenten auftaucht, begrüßt ihn der mit den pointierten Worten:

„I an Ihrerer Stell wär überhaupt net kommen!“

„Ja Sie!“ erwidert Girardi, „aber ich hab halt ein Gewissen!“

*

Als man ihm 24 Stunden vor seinem Tod das Bein amputierte, sagte er zu den Ärzten:

„Ich bin das g'wohnt, bei der Schlosserei bin ich ja aufg'wachsen!“

Girardis Gesicht.

Girardi oder: „Der Bürger als Komödiant.“

Blick auf dieses Antlitz, hinter dem, unglücksentschlossen, die bürgerliche Solidität rumort!

Das Auge erschrocken vor dem, was ihm bevorsteht, die Nase, breit gestülpt, als hätte sie bei ihrem vorwitzigen Eintritt in die Welt eins drauf be-

kommen, der Mund kaum noch zurückbehaltend, was ihm in der nächsten Sekunde boshaft entqualmen muß.

Überheizt und unabschminkbar sah dieses Gesicht aus, als es aus Operettentumulten blickte; und schien ihr Mittelpunkt.

Heute, vielwissend über sie erhaben, spricht es den Nestroy-Text, der zu diesem Bild gehört:

„Es glaubt kein Mensch, was der Mensch alles braucht, bis er halbwegs einem Menschen gleichschaut!“
Anton Kuh.

Aufruf zu einem literarischen Wettbewerb.

Um das Interesse des Publikums am literarischen Schaffen neu zu stärken, haben sich die Unterzeichneten entschlossen, einen Wettbewerb zu veranstalten. Aufgabe ist die Schaffung eines Aufsatzes über das Thema:

„Die Stellung des Publikums zur modernen deutschen Literatur.“

Es bleibt dem Bewerber völlig überlassen, von welcher Seite er an das Thema herangehen will. So ist erwünscht, neben literarischen Ansichten die von Volkswirtschaftlern, Soziologen, Historikern, Statistikern zu hören.

Bedingungen.

Der Aufsatz soll tunlichst nicht länger sein als 160 Druckzeilen, die Zeile zu 17 Silben.

Der Aufsatz muß einseitig (möglichst mit Schreibmaschine) auf Quartpapier geschrieben und bis zum 31. Januar 1926, abends, bei der Buchhandlung R. L. Prager, Charlottenburg 2, Kantstraße 27, eingegangen sein.

Dem Manuskript ist ein geschlossener Umschlag beizulegen, der Namen und Adresse des Einsenders enthält. Auf Umschlag und Manuskript ist ein Kennwort oder Pseudonym zu setzen.

Sämtliche Aufsätze werden Eigentum der Firma R. L. Prager, die sich vorbehält, den Inhalt gelegentlich zu verwerten. Die mit den drei Hauptpreisen ausgezeichneten Arbeiten lassen wir sofort nach Entscheidung nacheinander mit Namensnennung in der „Weltbühne“ erscheinen.

Preisrichter

ist der Herausgeber der „Weltbühne“ *Siegfried Jacobsohn*. Die Entscheidung erfolgt unter Ausschluß des Rechtsweges und ist endgültig.

Preise.

Als Preise sind ausgesetzt:

1. Preis: Bücher nach eigener Wahl im Werte von . . . 150,— Mark
2. „ „ „ „ „ „ „ „ . . . 100,— „
3. „ „ „ „ „ „ „ „ . . . 50,— „

Die ersten drei Preisträger erhalten jeder außerdem in bar die Summe von 50,— Mark als Honorar für den Abdruck in der „Weltbühne“.

Ferner kommen zur Verteilung

5 Trostpreise

je 1 Buch nach eigener Wahl im Werte von 5,— Mark
und je 1 Jahres-Abonnement auf die „Weltbühne“.

Berlin, am 15. November 1925.

Die Weltbühne,
Wochenschrift für Politik,
Kunst, Wirtschaft.

R. L. Prager,
Buchhandlung für Rechts-
und Staatswissenschaften.

Zeitgenossen über die Revue.

Von *Diebold* bis *Jessner*.

Vom volksbildnerischen Standpunkt aus ist die veräußerlichende Wirkung der Revue und die Frivolität ihrer Erscheinung schlechthin abzulehnen.

Bernhard Diebold.

*

Die Theater gehören mit an erster Stelle zu den Faktoren, die den Wiederaufbau des innerdeutschen Menschen herbeiführen sollen; die Revue steht dieser Wiederaufbauarbeit im Wege.

Josef Buchhorn.

*

Die Inhaltsangaben von Revuen, die ich gelegentlich las, schienen mir immer ein strikter Beweis, daß dies Veranstaltungen gutangezogenen Pöbels sind, um Abende totzuschlagen. Wozu ich gar keine Lust habe! Sursum corda.

Walter Harlan.

*

Alle seelische Keuschheit wird hier vernichtet. Die Revue ist eine der unerfreulichen Erscheinungen der Weltstadt, sie schädigt die Kulturtheater und ist vom Standpunkt der Volksbildung selbstverständlich abzulehnen.

Alwin Kronacher.

*

Ich kann mir durchaus vorstellen, daß es Männer von Geist locken müßte, ihren Mitmenschen den Spiegel vorzuhalten, und daß der einer Revue zugrunde liegende Text ein absolutes Kunstwerk sein kann.

Ernst Legal.

*

Es ist nicht der Mühe wert für einen ernsthaften Freund deutscher Seelenkultur, sich über diese Dinge weiter auszulassen.

Friedrich Lienhard.

*

Den Ekel, den ich beide Male davongetragen, möchte ich jedoch nicht zum Maßstab der möglichen Wirkungen erheben, welche meine zu Dreiviertel in negroider Barbarei wonnig und überzeugt plätschernden Zeitgenossen zu ihrer ästhetischen und ethischen Vervollkommnung für nötig erachten. Wir müssen doch neu aufbauen.

Max Martersteig.

*

Die Revue wird gefährlich erst dann, wenn sie versucht: mit den Mitteln ihrer Jazzband-Technik in die Bezirke ernsthafter Kunst einzugreifen und sich — über den Abend hinaus — als Kunst aufzuspielen.

Eckart von Naso.

*

Die schlechte wirtschaftliche Lage der Schauspieltheater und die steigende Erwerbslosigkeit deutscher Schauspieler scheinen mir offene Symptome dafür zu sein, daß der herkömmliche Bühnenbetrieb mit dem Leben in den Städten nicht mehr übereinstimmt. Noch sind die Revuen, die sowohl das alte Theater wie auch das alte Varieté verdrängen, höchst schillernde, dem elementaren Stimulanzbedürfnis der Großstadtmenschen dienende Erscheinungen, aber der

Einbruch dieser gewaltigen Mechanismen in die Kleinbühnenwelt beweist doch wohl, daß die Gelegenheit sich naht, das ewige ABC der dramatischen Kunst an neuen Aufgaben, mit neuen darstellerischen Mitteln und Formen anzuwenden.

Die naiven, unbeholfenen mittelalterlichen Mysterienspiele waren viel weniger Vorläufer des Problemtheaters als der modernen Revue; der Rückblick auf jene läßt uns ahnen, was einmal aus der Revue werden kann, je mehr der Überdruß an dem, was jetzt Bildung genannt wird und nur ein Zuviel an Gedrucktem ist, sich durchsetzt. Vielleicht einmal das große Bewegungstheater, vielleicht das große politische Theater, das kommen wird. *Alfons Paquet.*

*

Über der Frage der Revuen steht für mich die Frage der deutschen Kunst, Erhaltung und Entwicklung der darstellenden Kunst, und Beschäftigung der hier tätigen Kräfte erscheint mir der oberste Gesichtspunkt.

Erwin Redslob.

*

Die Existenzberechtigung der Revue anzweifeln wollen, hieße ein historisches Faktum negieren. Erst wenn man eingesehen haben wird, daß es nicht auf eine Ausstellung von Modesalons oder Nacktkultur ankommt, sondern lediglich auf die blitzartige Abrollung des heutigen Lebens, auf die mit Revolverschnelle abgefeuerten Gegensatzbilder der Zeit, wird die Revue das sein, was sie charakteristisch macht: das übertriebene Gesicht, die Grimasse des 20. Jahrhunderts, dessen erstes Viertel wir durchlebt haben. Für solches Furioso der Bewegung aber sind erste Autoren, erste Spielordner und erste Schauspieler vonnöten.

Erst nach dieser Vereinheitlichung wird die Revue statt frech konsequent, statt unmoralisch charakteristisch, statt unkünstlerisch ausdrucksvoll sein.

Leopold Jessner.



Der erfindungsreiche Zuschauer im Kampf gegen die Theater-Chignons

BUCHER-QUERSCHNITT

Von *Alexander Bessmertny.*

FRIEDR. PERCZYNSKI, Japanische Masken, No-Kyogen. Verlag von Walter de Gruyter u. Co.

Dies Buch ist schon durch die Bescheidenheit seines Titels sympathisch, denn hinter diesem anspruchslosen Wort „Masken“ verbirgt sich die ganze ungeheure theatrale Kultur Japans. An dieser ist das konservative Element ein höchst auffallender, aber keineswegs der einzige merkwürdige Zug. Was weiter überrascht, ist die Vereinigung der Lebendigkeit, vielmehr der Aktualität, mit diesem konservativen Element.

Wir stehen zur Zeit in einer Theatermisere ohnegleichen, an der vielleicht weniger der Mangel an Tradition als eine allgemeine Muffigkeit schuld ist, die unter anderem auch einen hypertrophischen Intellektualismus, literarisches Getue und falschen Exotismus einbegreift. Die Russen haben eingesehen, wieviel Anregungen sowohl in der japanischen Tradition wie in der Naivität des Theaters schlummern, und nicht zum wenigsten, wie raffiniert diese Naivität ist. Wir sind auf dem Wege zum Mimus, das alte Theater fällt. Um so wichtiger ist das Studium dieses mit hervorragendem Bildmaterial versehenen, umfassenden Werkes. H. v. W.

Musikalische Novellen. Sämtlich im Verlag von Fr. Kistner und C. F. W. Siegel, Leipzig.

Die anständig ehrliche Art, vom Material des Geschehens als dem Angelpunkt des Interesses auszugehen, hat für alle Musikliebenden hier eine epische Ergänzung; für die Unmusikalischen eine verständliche Übertragung musikalischen Erlebnisses ins visuell und sprachlich Begreifliche geschaffen. Die Bändchen sind entzückend gedruckt und durchweg glücklich angepaßt illustriert. (Besprechung der weiteren folgen demnächst.)

E. T. A. HOFFMANN. Ritter Gluck. — Don Juan. Zwei musikalische Novellen. Mit 4 Lithographien von Steiner, Prag.

Die eminent musikalischen Novellen des musikalischen Erzählergenies sind durch die Illustrationen uns aufs glücklichste nahegebracht.

BOCCACCIO DEKAMERON. Verlag Carl Henschel, Berlin.

Daß seit dem 15. Jahrhundert Boccaccios Dekameron in Deutschland immer wieder neu übersetzt und neu illustriert mit Erfolg verlegt werden konnte, ist ein Beweis, wie sehr er wesentlicher Bestandteil deutscher Kultur werden konnte und ein Zeichen die Jahrhunderte durchschlagende Kraft dieser menschlich frohen Geschichten. Auch diese glänzend ausgestattete und illustrierte Ausgabe, deren Übersetzung in vorbildlicher Weise den Ton der Zeit trifft, wird ihren Weg finden.

OSKAR GEHRIG. Otto Hitzberger. Mit 15 Tafeln und 29 Abbildungen. Berlin, Verlag Deutsch-Literarisches Institut.

Ein Eklektiker aller deutschen Stilepochen von der historischen Frühgotik bis zur Neugotik Barlachs, von solchem Instinkt für seine Begabung, daß ein individuelles Lebenswerk vorliegt und manchen sich genial gebärenden Subjektivismus schlägt.

Dem Verlag ist es gelungen, die unleserlichste Verzierschrift für die Titel-Beschriftung aufzustöbern.



Die Gefahren der Stuhlverstopfung

„Mehr als 75% aller Menschen leiden an Darmträgheit und Verstopfung. Dr. med. Turner hat den erschreckenden Beweis geliefert, daß unter 284 Sektionen 256 kranke Därme waren. 90% aller Krankheiten haben in der Darmfäulnis ihre Grundursache.“
Abführmittel verbösern das Übel! Zum Unterschied von Abführmitteln ist

Brotella

nach Prof. Dr. Gewecke

eine physiologisch wirkende Darm-Diät, eine Heilkraft, die diätetisch, langsam, naturgemäß Magen und Darm verjüngt! Brotella heilt eine jahrelange Verstopfung nicht „über Nacht“ — und darf es auch nicht — sondern Brotella erzieht, stärkt und verjüngt den Darm allmählich, — reinigt, glättet, ernährt und kräftigt ihn zu neuem Leben. Brotella ist als außerordentlich wohlschmeckende und nahrhafte Diätsuppe das gesündeste, heilsamste Frühstück und Abendessen für Jung und Alt.

Brotella-Darm-Diät statt Abführmittel!

Wir unterscheiden:

„Brotella-mild“

bei Magen- und Darmleiden, auch leichter Verstopfung und für Kinder. Pfund M 1.40
9-Pfund-Postkolli M 12.— franko

„Brotella-stark“

bei chronischer Stuhlverstopfung. Pfd. M 2.—
9-Pfund-Postkolli M 17.50 franko

1 Pfd. „Brotella“ gibt 20 Teller wundervoll schmeckende Suppe. 1 Teller kostet also ca. 10 Pf.

Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Reformhäusern usw. — Niederlagen werden nachgewiesen.
Wo keine Niederlage, erfolgt Lieferung direkt ab Fabrik. — Literatur kostenfrei.

Wilhelm Hiller, Chemische Fabrik, Hannover

Die deutsche Mark

von 1914—1924

Von 1 Mark bis zur Billion!

Die größte Inflation der Welt!

Als Prachtsammlung empfehle meine Luxusausgabe mit allen Inflationsscheinen von 1 Mk. bis 1 Billion. Diese Sammlung enthält auch alle Friedensscheine ab 1904 sowie das Eisen-, Zink- und Aluminiumgeld der Kriegs- und Inflationszeit. Preis dieser Prachtsammlung inkl. feinem Album Mk. 50.— franko.

Die Briefmarken des Deutschen Reiches von 1914-1924 von 2 Pfg. (Germania) bis zur 50 Milliardenmarke inkl. Album nur Mk. 15.— franko, ohne Album Mk. 12.50. Beide Sammlungen haben hohen geschichtlichen Wert. Niemand versäume, sich rechtzeitig dieselben zuzulegen, die später noch hohen Sammelwert bekommen werden. Scheine und Marken garantiert echt. Zu beziehen von

Edwin Schuster, Nürnberg, Gabelsberger Str. 62

Stilmöbel
Antiquitäten

Hugo Baruch & Cie.

Lindenstr. 18-19

Sehr preiswert
Bequeme Zahlungs-
bedingungen

TIEFDRUCKE KUPFERDRUCKE

einfarbig u. mehrfarbig, fertigt in höchster Vollendung die Firma

CARL SABO · BERLIN SW 48

Wilhelmstraße 133 / Fernsprecher: Lützw 2810 und 6387

KUNSTKUPFERDRUCKEREI · SCHNELLPRESSENTIEFDRUCK
Eigene Ateliers für Reproduktions-Photographien · Heliogravüre

ITALIEN

CORTINA D'AMPEZZO. Die Perle der Dolomiten. Grand Hotel Miramonti. 300 Betten, fließendes Wasser, App. m. Bäder. Tee - Konzerte. Herrlicher Winteraufenthalt.

PEGLI bei Genua. Hotel Igea, das vornehmste Familienhaus. Sonnige ruhige Lage.

SCHWEIZ

DAVOS-PLATZ 3: „Platzsanatorium“, Prosp.
-DORF 3: „Sanator. Seehof“, Prosp.

LAUSANNE. Modern-Hotel Jura-Simplon b. Bahnhof. Einzig. deutsches Haus.

LAUSANNE-OUCHY. Savoy Hotel am Genfer See gegenüber Savoyens' Bergen.

St. MORITZ-BAD. Engadiner Hof. Erstklassiges von Deutschen bevorzugtes Haus. Anerkannt vorzügliche Küche. Pension von 17 Frchs. an. Dr. C. Hauser.

Radiumbad Oberschlema

IM SÄCHSISCHEN ERZGEBIRGE

Stärkste
radioaktive Heil-
quellen / Auffrischungs-
und Verjüngungskuren / Heil-
anzeigen: Gicht, Rheumatismus, Ischias,
Arterienverkalkung, Stoffwechsel
usw. / Sommer- und
Winterkuren

SCHRIFTEN
DURCH DIE BADEVERWALTUNG

**Ein unerhört kraftvolles
Zeitdokument**

Daumier und Wir

Eine Sammlung Daumierscher
Lithographien in 9 Bänden

Mit Einleitung und Bildtexten
Herausgegeben von Hans Rothe

Bisher liegen vor:

Bd. 1: Daumier und das Theater

Bd. 4: Daumier und die Politik

je 64 Tiefdruckreproduktionen nach Ori-
ginallithographien in farbigem Umschlag

Preis jedes Heftes Mark 5.—

Bd. 5: Daumier und der Krieg

Bd. 7: Daumier und die Ehe
erscheinen in kurzer Folge.

Es gibt nichts in unserer gesamten sozialen,
geistigen oder politischen Struktur, was mit
einem Daumierschen Gedanken nicht erklärt
— und nicht verbessert werden könnte. Die
alltägl. Szene enthüllt ihm die Bedeutung, die
sie für Million. Menschen hat u. haben wird.

Paul List Verlag • Leipzig

2 wichtige Musikbücher:

A. FRACCAROLI

Giacomo Puccini

Biographie

Ein Oktavband von 290 Seiten nebst
einem Bildnis Puccinis

Geh. Gm. 4.50 / Ganzleinen Gm. 6.—

★

OTTO KELLER

Die Operette

in ihrer geschichtlichen Entwicklung
Musik — Libretto — Darstellung

Ein Oktavband von 504 Seiten nebst
einem Bildanhang (75 Abb. auf 54 Tafeln)

Geh. Gm. 10.— / Ganzleinen Gm. 12.—

Zu beziehen

durch alle guten Buchhandlungen!

STEIN-VERLAG

LEIPZIG / WIEN / NEW YORK



Europas größte Pianofortefabriken

Pianos / Flügel

*Qualitätsware in jeder Preislage,
solide und äußerst preiswert*

Teilzahlung!

*Weit über 149 000 Instrumente verkauft,
ein alleinstehender Beweis für die
Beliebtheit unserer Instrumente*

GEBR. ZIMMERMANN

27 Potsdamer Straße 27

TÄGLICH



PREISE
Dr. SCHRÖDER'S
AUFBAU-
SALZ



GANZES
LEBEN
JUGEND

In allen Apotheken & Drogerien zu haben.

Fordern Sie Gratis-Broschüre von der
Vitamin-Nährsalz-Ges. m. b. H. Hamburg 36



Dramatische Dichtung des Altertums

Die alten Klassiker verdienen unsere Verehrung wegen des sie charakterisierenden scharfen Verstandes, wegen der Gediegenheit ihrer Ideen, wegen der Natureinfalt und Grazie ihrer Darstellung, wegen ihres Ernstes und ihrer moralischen Weisheit, wegen ihres hohen Freiheits- und Vaterlandsgeistes und ihres Sinnes für Lebens-einfachheit und Freundschaft. Für uns Kinder der Gegenwart, die Ära des alles verschlingenden Materialismus und Pessimismus, hat das Vermächtnis der Alten mit seinen frisch quellenden und doch gereiften, tiefe Lebensweisheit bergenden Anschauungen doppelten Wert!

Lessing

KLASSIKER DES ALTERTUMS

Aristophanes, Komödien

Deutsch von Ludwig Seeger. Neu herausgegeben von Thassilo v. Scheffer

Inhalt: Die Acharner / Die Ritter / Die Wolken / Die Wespen / Der Frieden / Die Vögel / Lysistrate / Die Weiber am Thesmophorenfest / Die Frösche / Die Weibervolksversammlung / Plutos

2 Bände. In Halbleinen M 16.-, in Halbleder M 20.-

Plautus, Komödien

Deutsch von Ludwig Gurlitt. Mit zahlreichen Abbildungen.

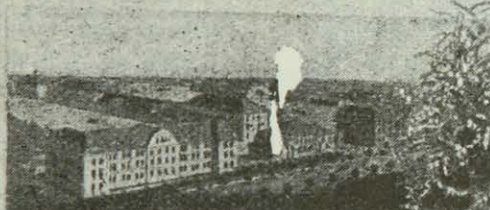
Inhalt: Pseudolus / Aulularia / Asinaria / Bacchides / Captivi / Casina / Cistellaria / Curculio / Epidikus / Menächmi / Merkator / Miles gloriosus / Mostellaria / Persa / Poenulus / Rudens / Stichus / Trinummus / Trukulentus / Amphitruo / Vidularia / Fragmente

4 Bände. In Halbleinen M 32.-, in Halbleder M 40.-

Verlangen Sie das Gesamtverzeichnis der »Klassiker des Altertums«!

DER PROPYLÄEN-VERLAG / BERLIN

REEMTSMA CIGARETTEN

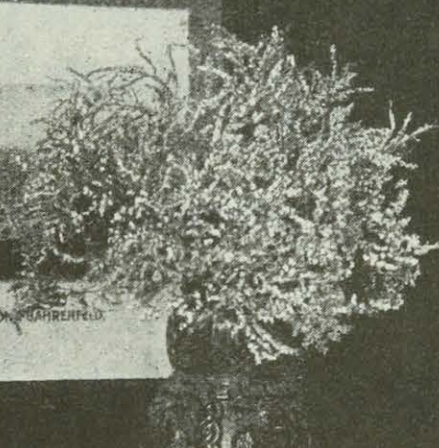


CIGARETTFABRIK REEMTSMA AKTIENGESELLSCHAFT, ALTONA-BAHNENFELD.



DIE MISCHUNG
DIESER CIGARETTE WUDE
NACH TÖRKÜCHER ART
AUS TÖRKISCHEN - TABAKEN
UND AUSGELEGERTEN SMYRNAKLÄTTERN
HERGESTELLT

REEMTSMA A. O. CIGARETTENFABRIK
ALTONA-BAHNENFELD



6 Pf.



Die Deutsche Mark

von 1914 - 1924

Mit Staunen und Bewunderung wird man in einigen Jahrzehnten eine Sammlung deutscher Geldscheine betrachten, die Zeugnis dreier gewaltiger Epochen der

Kaiser-, Kriegs- u. Inflationszeit

ablegen. Zumal die nominell hohen Werte von 1923 werden von den späteren Generationen als **geschichtlich wertvolle Dokumente** der größten Inflation aller Zeiten und Völker geschätzt und gewürdigt werden. Sammlungen, die heute nur wenige Mark kosten, werden um das Vielfache nicht mehr zu haben sein. Ich liefere, solange Vorrat reicht, als billige **Volksausgabe** ein Album mit ca. 100 versch., meist kassenfrischen Scheinen v. 1914-1924 zu dem niedrigen Preis von 10,50 franko, Nachnahme 11 Mark. — Desgleichen

Briefmarken

von 1914 - 1924

von 2 Pf. Germania bis zur 50-Milliardenmarke. Über 300 versch. inkl. schönem Album nur M 10,50 franko, Nachnahme M 11.- franko. Es empfiehlt sich jedoch, bald zu bestellen, da von beiden Kollektionen keine allzugroße Zahl mehr zusammengestellt werden kann. Geldscheine und Briefmarken garantiert echt.

Zu beziehen von

Edwin Schuster · Nürnberg

Gabelsberger Straße 62

PAUL GRAUPE

BERLIN W 35

Bevorstehende Auktionen:

8.-9. Februar

Eine bekannte Sammlung
Luxus- und Preßendrucke

★

Im März

Bibliothek Egon Zerner
Kunstliteratur

Eine kostbare Bibliothek von

**Inkunabeln
und alter Medizin**

★

Katalog nach Erscheinen

KUNSTHAUS

Dahlheim

GEMÄLDE

HÖCHSTEN RANGES
UND SOLCHE ZUKUNFTS-
REICHER KÜNSTLER

STETS

GELEGENHEITSKÄUFE
IN KUNSTSACHEN

MÄSSIGE PREISE

BERLIN W

POTSDAMER STRASSE 118 B



Kunstspielpianos

Qualitätsware. Höchste Vollendung. Unser Kunstspielpiano macht **jedermann**, ohne jegliche Vorkenntnisse, zum vollendeten Klavierspieler. Vorführung bereitwilligst. Belichtung lohnend / Fabrikniederlage:

GEBR. ZIMMERMANN
27 Potsdamer Str. 27

DER QUERSCHNITT

VI. Jahrgang

Heft 2

I N H A L T S - V E R Z E I C H N I S

Walter Fuchs	<i>Abessinisches Segment</i>
Alfred Flechtheim	<i>In Memoriam Paul Cassirer</i>
Albert Ehrenstein	<i>Po Chü - I</i>
René Paresce	<i>Lyautey, der Diktator Marokkos</i>
Robert Klein	<i>Leitfaden für Kritiker</i>
Vauvrecy	<i>Die Brüder Le Nain</i>
Egon Friedell	<i>Die Geburt der Revolverpresse</i>
Ottomar Starke	<i>Revue Nègre</i>
Lili Pringsheim	<i>Das Ehebuch</i>
Kurt Pinthus	<i>Die Kunst des Eislaufs</i>
Volpone und Collofino	<i>Schulerinnerungen</i>
Johann Konrad Friederich	<i>Das große Kölner Karnevalsfest vor hundert Jahren</i>

*Sammelquerschnitt / Bücher-Querschnitt
Marginalien*

*Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln*

*

Das Bild auf dem Umschlage zeichnete Ottomar Starke

P R E I S D E S H E F T E S 1,50 G O L D M A R K

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für
die Anzeigen: Hans Scheffler, Biesenthal i. d. Mark

In Österreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich:
Ludwig Klinenberger, Wien

4 PS 10 PS

Präzisions-Serien-Wagen

Zweisitzer	RM 3 600.—	Stadt-Coupé (5fache Ballonbereifung)	RM 7 950.—
Zweisitzer (Luxusausführung)	RM 3 700.—	Fünfsitzer (offen)	RM 7 950.—
Dreisitzer	RM 4 200.—	Innensteuer-Limousine (4 türig)	RM 9 000.—
Viersitzer	RM 4 300.—	Sechs-Siebensitzer (offen)	RM 8 450.—
Limousine (3 sitzig)	RM 4 800.—	Pullmann-Limousine (6 sitzig)	RM 9 600.—
Limousine (4 sitzig)	RM 4 950.—	Vierradbremse, 6 Stahlräder, sechsfache Ballonbereifung, Elektrisches Licht, Elektrische Anlasser, Elektrisches Signal, Stoßdämpfer, Scheibenwischer, Gepäckbrücke, 1 t-Lieferwagen-Gestell (fünf. bereift)	RM 5 950.—
Lieferwagen	RM 3 900.—		

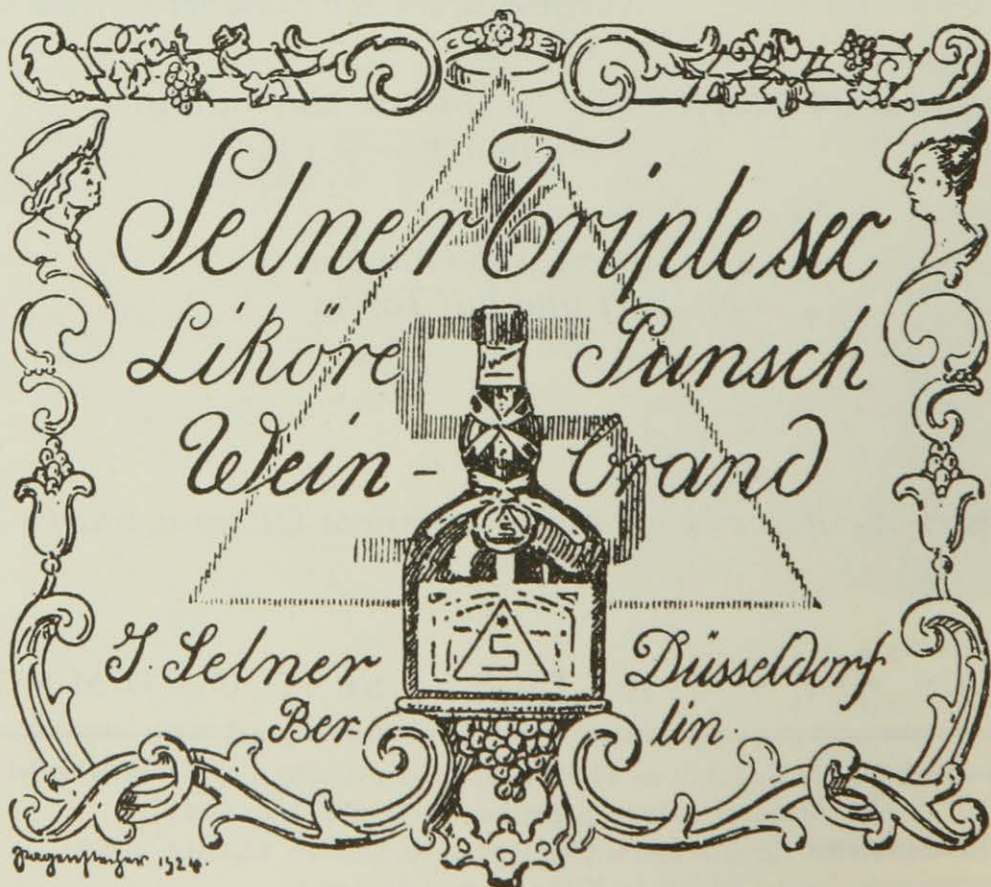
Fünff. Ballonbereif., Elektr. Licht, Elektr. Anlasser, Elektr. Signal, Km.-Zähler u. Geschwindigkeitsmess. Auf Wunsch werden die Wagen geg. 6-, 9- u. 12 monatl. Teilzahl. gelief.

Mehr als 20000 Besitzer sind mit ihren 4-PS-Opelwagen restl. zufrieden. Die Handhabung des Wagens ist so einf., daß fast 98% der Besitzer Selbstfahrer sind. Von der hervorrag. Leistungsfähigkeit, Zuverlässigkeit u. Qualitätsarbeit geben zahlr. Anerkennungsschreib. Zeugnis, die tägl. einlauf. 54000, 68000, 74000 km haben unzähl. 4 PS hinter sich ohne nennenswerte Störung. Weit über 1000 Erstlingswagen der vorgeseh. Hunderttausendserie sind bereits im Verkehr. In den tägl. einlauf. zahlr. Zuschriften der Besitzer kommt die höchste Anerkennung u. Zufriedenheit über den neuen 10-PS-Typ zum Ausdruck

Die Preise verstehen sich ab Werk Rüsselsheim am Main.

Adam Opel, Fahrräder- u. Motorwagen-Fabrik, Rüsselsheim a. M.

Vertreter an allen Plätzen | — Lassen Sie, bitte, sich ausführl. Angebot u. Beschr. von dem nächsten Opelvertreter geben!



Selner Triple sec
Liköre Punsch
Wein-Grand

J. Selner Ber. Düsseldorf lin.

Regenmacher für 1924



Ottomar Starke

ABESSINISCHES SEGMENT

Von

Dr. jur. et rer. pol. WALTER FUCHS

Die übertriebene Hochschätzung Europas und die — vor allem natürlich zum richtigen Engländer gehörige — Verachtung aller „coloured people“ haben vielen unserer Zeitgenossen das Gefühl eingegeben, daß die Europäer allein vernünftige Wesen seien. Wer indessen von seinem Europadünkel noch nicht ganz rettungslos besessen ist und in dieser Einstellung nach Abessinien kommt, der wird manchmal jenes Hochgefühl dort recht interessanten Belastungsproben und Zweifeln ausgesetzt sehen, die ihn oft nur im ersten Augenblick lächeln lassen.

In äquatorialer Zone, wüstenumgürtet auf dem alpinen, wildzerklüfteten Hochland von Habesch gelegen, als politische Enklave rings von fremden Kolonialmächten umschlossen und ohne eigenen Zugang zum Ozean, ist Abessinien heute das einzige Reich Afrikas, das sich seine Souveränität zu erhalten gewußt hat. Mit seiner — nach der Legende — mehr als 3000jährigen Geschichte darf es den Anspruch erheben, zu den ältesten und eigenartigsten Reichen der Weltgeschichte zu gehören.

Bestimmend für den heutigen Charakter seiner Kultur und Zivilisation wurde das seltsame Schicksal des Landes, daß es im Laufe seiner Gé-

schichte, aus seiner Abgeschlossenheit heraus, mit der Außenwelt zwar immer wieder in, aber auch immer wieder außer Berührung gekommen ist; und die Zwischenräume währten oft jahrhundertlang.

Nach dem legendären Besuch der Königin von Saba, der Beherrscherin Abessiniens in biblischen Zeiten, bei dem König Salomo in Jerusalem und ihrer berühmt gewordenen Liebe zu dem weisen König, aus der dann Menelik I. hervorging, der Stammvater der noch heute über die abessinischen Länder regierenden salomonischen Dynastie, waren es im zwölften Jahrhundert die Kreuzritter, im sechzehnten Jahrhundert die Portugiesen, im achtzehnten die Franzosen, die — immer wieder vorübergehende — Verbindungen zwischen dem afrikanischen Berglande und Europa schufen. Seit der Regierung Meneliks II. (1889—1913), des machtvollen Begründers des modernen abessinischen Reichs, wurden zwar diese Beziehungen nicht mehr unterbrochen, sie sind indessen bis heute de facto verhältnismäßig doch noch recht dürftig geblieben. Abessinien konnte daher im wesentlichen weiter das abgeschlossene, geheimnisvolle Land bleiben, dessen Bewohner, fern vom Lebenstempo moderner Zivilisation, in „happy valleys“ unter der Sonne wohnen und — in mehr als einer Hinsicht — sich Gott näher fühlen als kaum eine andere Nation auf dem Planeten.

Die jahrhundertlange Abgeschlossenheit Abessiniens von den großen Verkehrsstraßen der Welt hat als eine nur natürliche Folge das stete Vorhandensein eines starken konservativen Elements in der Bevölkerung aller Schichten gezeitigt. Durch den sich immer wiederholenden, langanhaltenden Rückfall des Landes in seine hermetische Abgeschlossenheit, nach den wenigen, relativ kurzfristigen Berührungen mit der Außenwelt, konnte dieses Element auch immer wieder Erstarkung und Erhaltung finden; denn die Unbeständigkeit des unvermittelt neu Hinzugekommenen erwies sich gewissermaßen immer wieder von selbst, wogegen die Beständigkeit des Althergebrachten, das in Wirklichkeit nie anderen Angriffen als denen des Zeitablaufs an sich ausgesetzt war, seine Berechtigung einfach durch die Fortdauer augenfällig zeigte. So haben sich viele uralte Sitten und Gebräuche, Anschauungsformen und Staatseinrichtungen aus unvordenklichen Zeiten unverändert oder fast unverändert erhalten. Die gemeinsame Grundlage aller dieser Erscheinungen aber ist in einem, allen Abessiniern eigenen, tiefen religiösen Gefühl zu finden. Die Bibel, und zwar mit besonderer Betonung des Alten Testaments, ist heute noch das erste Grundgesetz des abessinischen Reiches.

Dieser Christenglaube eines uralten Volks inmitten einer Welt des Islams, die sich noch immer mehr unter den heidnischen Stämmen Zentralafrikas ausdehnt, gehört zweifellos zu den merkwürdigsten Erscheinungen dieses merkwürdigen Landes. Schon im vierten Jahrhundert ist das Christentum nach Abessinien gekommen. Vorher war dort, neben vielen heidnischen Gebräuchen, sicher der jüdische Religionskult weit verbreitet. Wie er dahin gekommen ist und in welcher Ausdehnung er dort bestanden hat, bedarf noch weiterer historischer Forschungen. Eine

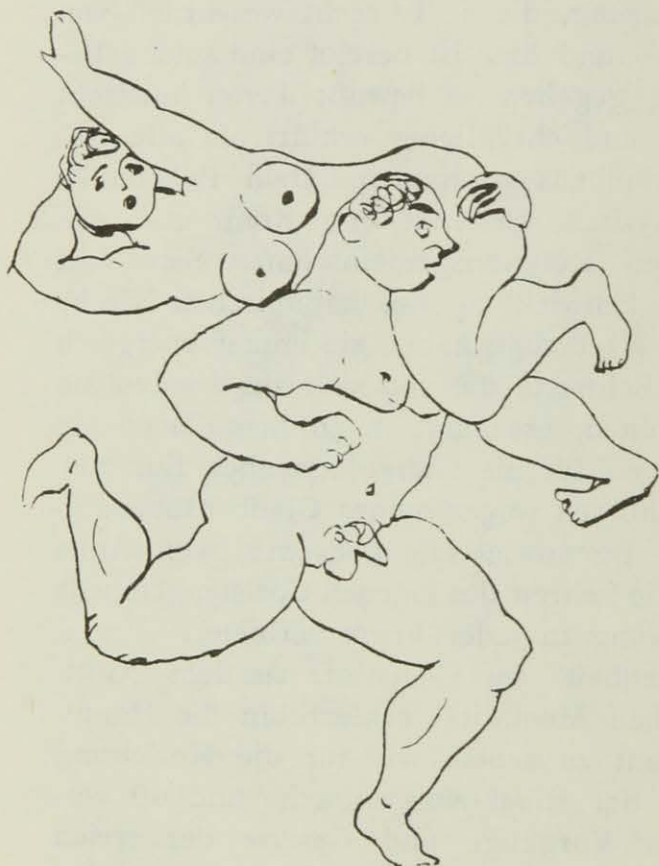
interessante Hypothese geht dahin, daß die noch heute in großer Anzahl in Nordabessinien nachgewiesenen Juden, die sogenannten Falaschas, zu den berühmten zwei „verlorenen Stämmen“ Israels gehören. Sicher ist jedenfalls, daß Juden auch nach Einführung des Christentums in Abessinien eine große Rolle gespielt haben. — Dieser jüdische Einfluß hat zur Folge gehabt, daß sich der christliche Kultus in Abessinien stark mit jüdischen Gebräuchen vermischt und auch in der Auslegung der Bibel den alttestamentarischen Lehren bis heute eine hervorragende Beweiskraft gesichert hat. Das Ergebnis dieser Entwicklung ist nun ein Christenglauben von besonderer Fassung, die z. T. recht wesentlich von Europas Christentum abweicht, ja — und hier ist bereits eine solche Belastungsprobe, wie oben angedeutet, gegeben — bewußt davon abweicht und sich ausgesprochen für besser und christlicher erklärt als alle Abwandlungen europäischen Kirchenglaubens zusammen. Dem Bekenntnis nach sind die Abessinier Monophysiten, getrennt von Rom, und Angehörige der koptisch-altchristlichen Religionsgemeinschaft. Seit dem sechsten Jahrhundert haben sie die Entwicklung der katholischen Kirche nicht mehr mitgemacht. Gegen die Kreuzzüge haben sie immer energisch protestiert; der Gedanke, mit dem Schwerte die von sich aus friedvollste und toleranteste Religion zu verbreiten, erscheint ihnen heute noch als der klarste und erschreckendste Beweis für die Gottverlassenheit Europas. Wer in Abessinien einen Andersgläubigen wegen seines Glaubensbekenntnisses oder seiner Religionsübung irgendwie schmäht, wird von Amts wegen belangt, weil er sich gegen die Lehren des eigenen Christenglaubens vergangen hat, der den Glaubenszwang in jeder Form verbietet!

Dieser Begriff der „Gottverlassenheit“ im Gegensatz zu dem „Gottgewollten“ spielt in der abessinischen Mentalität schlechthin die Hauptrolle. Dabei ist es recht interessant zu sehen, wie für die Herleitung dieser beiden Grundbegriffe neben der Bibel eine einfache und oft verblüffend richtige Beobachtung der Vorgänge und Gesetze der freien Natur obwaltet.

Ein Beispiel: Als ich nach etwa dreijährigem Aufenthalt in Adis Abeba zu einem meiner abessinischen Freunde kam, einem alten kirchlichen Würdenträger, um Abschied zu nehmen, schenkte er mir als Erinnerungsgabe eines jener merkwürdigen abessinischen Gemälde, die, nach den strengen Malregeln der Malschule in Gondar gefertigt, den Kunsthistorikern noch ein weites Feld für die Forschung bieten; das Bild war eine Art Triptychon, dessen Mittelbild unverkennbar den Sündenfall, Adam, Eva und die Schlange am Baume der Erkenntnis, und dessen rechter Teil die Vertreibung aus dem Paradies darstellte; links jedoch war etwas Seltsames: in einer abessinischen Rundkirche (wie die altjüdische Stiftshütte, ist die abessinische Kirche heute noch immer ein Rundbau aus zwei konzentrischen Höfen um das Allerheiligste in der Mitte) saßen zwei stilisierte Gestalten friedlich nebeneinander, von denen die eine wohl Gottvater sein sollte, die andere aber eine Frau zeigte, die in ganz derselben Art und Auffassung wie Gottvater selbst dar-

gestellt war. Auf meine Frage nach der Bedeutung dieser zweiten Gestalt erklärte mir mein weiser Freund ganz einfach, die gottähnliche Frau sei doch natürlich die Versinnbildlichung des Heiligen Geistes. — Und damit fing ein Gespräch an, das mir unvergeßlich bleiben wird und das etwa folgenden Gang hatte:

Sicher gäbe es wohl eine Heilige Dreifaltigkeit, aber doch nicht ganz in dem Sinne, wie man es in Europa annehme; dies wäre jedenfalls sehr schwer vorstellbar und in der Natur ohne Vorgang; wo wäre drei gleich eins? Dagegen zeige die Natur immer wieder, daß alle Schöpfung aus

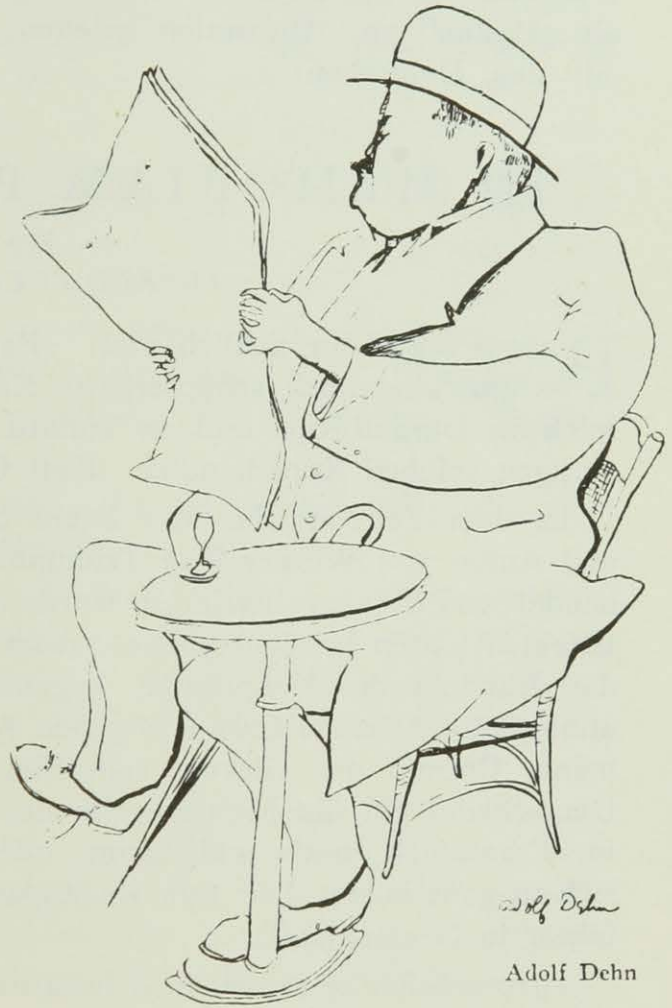


A. Degner

einem zeugenden männlichen und einem empfangenden weiblichen Moment entstehe, und in dieser Weise sei der Heilige Geist eben das große weibliche Korrelat des starken männlichen, in sich einzigen Gottes; aus deren Verbindung sei dann die Welt erschaffen. Wie man ihm gesagt habe, hätten ja auch die Europäer einen Begriff, den sie Natur benennen und den sie wohl auch immer mit Gott in Verbindung brächten, ohne ihn aber immer auch damit gleichzusetzen, und diese sogenannte Natur wäre, so habe man ihn informiert, überall ein weiblicher Begriff, ja, manche Europäer sprächen wohl auch geradezu von einer Mutter Erde oder von einer Allmutter Natur; man wäre also wohl im Grunde einig, nur in der einfachen Er-

kenntnis seien halt die Europäer oft von einer Kompliziertheit, die sie am Erkennen des Einfachen, Naheliegenden, kurz des Gottgewollten meistens hemme. Deswegen zeigten sie sich auch oft so gottverlassen, im Kleinen wie im Großen. Welche wahrlich gottverlassene Sache wäre doch der große Krieg in den letzten Jahren gewesen! — Und nun entwickelte jener einfache und doch so weise Mann, der ganz sicher nie in seinem Leben etwas von der „heiligen Johanna“ oder deren geschichtlichem Vorbild gehört hat, dieselben glaubensstarken Grundsätze, die Bernard Shaw seine Heldin verkünden läßt: habe nicht Gott jedem Lande seine besonderen Bedingungen gegeben, die nur seinem Volke zuträglich wären, und habe Gott nicht damit die von ihm gewollte Besitzverteilung jedem gewiesen, der nicht sich selbst verblende? Aber die Völker Europas sähen dies in all seiner Einfachheit nicht. Seit Jahrzehnten lauerten bereits, jedem sichtbar, „die drei Hyänen“, England,

Italien und Frankreich, in ihren Somaliländern vor den Toren Abessiniens, gierig es zu verschlingen, wie sie ihre Somaliküsten verschlungen hätten. Und doch wisse jedes Kind, daß die Somaliwüsten für jede der drei Hyänen nur eine unfruchtbare, verlustbringende Last seien, daß hingegen Abessinien Gott viel zu nahe stünde, als daß er es jemals den Hyänen geben würde. Doch die verblendeten Augen der Fremden erkannten nicht einmal die sichtbarsten Zeichen Gottes. Läge Abessinien nicht wie eine wahre Gottesburg da, unzugänglich auf seinem Hochland, schluchtenzerklüftet und wüstenumgürtet? Ließe denn nicht Gott eine Sonne über das Land scheinen mit Strahlen, die jeden Fremden töteten, wenn er auch nur wenige Augenblicke ohne den dürftigen Schutz eines Tropenhelmes sei, während dieselbe Sonne dem Abessinier (er hockt oft stundenlang müßig darunter) nur gute Gedanken eingäbe? — Und welche teuflische Hast treibe doch immer und überall die Fremden? Wo wäre in Gottes weiter Natur solche immerwährende Hast? Es gäbe wohl gelegentlich reißende Ströme, vor allem in der Regenzeit, und auch rasende Unwetter, aber sei nicht der Grundzug der Natur eine große, selbstsichere Ruhe? Wer habe es im menschlichen Leben immer eilig? Der dienstbeflissene, niedere Sklave, der Betrüger, der zum Geschäfte drängt, und der, den ein böses Gewissen jagt — nie aber ein wahrhaft Großer, oder einer, der sich der Lauterkeit seiner Sache bewußt ist. Die Europäer, die oft so erhaben von sich denken und so stolz und verächtlich auf die dunklen Abessinier herabsähen, mögen doch einmal nur in sich sehen. Habe nicht Gott — wie es im Alten Testament bereits verkündet sei — die Gottverlassenen gezeichnet? Hätten sie nicht alle bereits kleine und oft mißfarbene Augen? (Alle Abessinier haben große, dunkle und sehr leuchtende Augen.) Und trügen nicht so viele bereits Gläser und Gestelle davor? (Die Schärfe und Weitsichtigkeit der jagd- und kriegsgewohnten Abessinier auf weite Entfernungen ist für uns oft erstaunlich.) Und bedienen sich nicht so viele Fremde der Metallstücke statt der Zähne? (Die weißen, festen Gebisse der Abessinier bis ins hohe



Adolf Dehn

ist. Die Europäer, die oft so erhaben von sich denken und so stolz und verächtlich auf die dunklen Abessinier herabsähen, mögen doch einmal nur in sich sehen. Habe nicht Gott — wie es im Alten Testament bereits verkündet sei — die Gottverlassenen gezeichnet? Hätten sie nicht alle bereits kleine und oft mißfarbene Augen? (Alle Abessinier haben große, dunkle und sehr leuchtende Augen.) Und trügen nicht so viele bereits Gläser und Gestelle davor? (Die Schärfe und Weitsichtigkeit der jagd- und kriegsgewohnten Abessinier auf weite Entfernungen ist für uns oft erstaunlich.) Und bedienen sich nicht so viele Fremde der Metallstücke statt der Zähne? (Die weißen, festen Gebisse der Abessinier bis ins hohe

Lebensalter sind bewunderungswürdig.) Oder wären sie nicht oft so fern von der Gestaltung, die Gott seinem Ebenbilde gegeben habe? (Der abessinische Menschenschlag ist durchweg schön, schlank, kräftig und groß, besonders bei den Somalistämmen, unter denen man Frauen von schlechthin vollendeter klassischer Schönheit finden kann.) Dies möge man einmal ruhig bedenken. Er wisse, man sei sein Freund und ein Freund Abessiniens; er spräche nur als Freund zu den Freunden, und nicht etwa, um zu tadeln, sondern nur, um dem Freunde offen die Seele des Abessiniers zu zeigen. Nie würde er zu einem anderen als zu einem Deutschen so gesprochen haben; denn Deutschland sei nicht so gottverlassen wie die anderen Völker Europas. Deutschland habe auch nie als „Hyäne“ vor Abessinien gelegen. Deshalb sei auch Gott sichtbar mit den Deutschen.

IN MEMORIAM PAUL CASSIRER

Von

ALFRED FLECHTHEIM

Picasso sagte mir neulich mal: „Es gibt Künstler, die Schöpfer sind, es gibt aber auch schöpferische Kunsthändler.“ Er dachte in Frankreich an Durand-Ruel und an Vollard. In Deutschland hatten wir einen einzigen solchen Kunsthändler: Paul Cassirer!

In einer Zeit, als der Münchener Stuck und das Düsseldorfer Genre und Anton von Werner ihre Triumphe feierten, als der moderne Kunsthandel von Leuten betrieben wurde, die ebensogut mit Pferden oder Effekten hätten handeln können, denn die Kunst war ihnen Nebensache, das Handeln die Hauptsache, begann Paul Cassirer seine, die Kunstatmosphäre Deutschlands reinigende Arbeit. Er führte Trübner, Liebermann, Corinth und Slevogt zum Siege, er führte aus Frankreich nach Deutschland ein die Meisterwerke der französischen Impressionisten, die in Frankreich noch unbekannt oder verachtet waren, und machte sich in ganz kurzer Zeit zum wichtigsten und damit unbeliebtesten Kunstfaktor in Deutschland.

1910 schrieb er in seiner Zeitschrift „Pan“ über den modernen Kunsthandel folgende Worte:

„Die Kritiker des Kunsthandels tun immer so, als ob das Motiv Geld zu verdienen ein verächtliches oder schlechtes Motiv sei. Ich aber glaube: Für seines Lebens Notdurft zu sorgen, ist das primärste, gerechteste und beste Motiv, das nur ein Mensch haben kann; und einen Menschen beurteile ich nicht danach, ob er mit seiner Arbeit Geld verdient hat, sondern, ob er etwas Gutes geleistet hat. Und wenn dann der Erfolg seiner Arbeit so groß wird, daß er nicht nur seines Lebens Notdurft decken kann, sondern Reichtümer sammelt, wer wird sich dann dagegen wehren? Wer wird dann das Geschenk des Geschickes zurückweisen, solange Geld Macht und Freiheit gibt?

Schließlich und endlich ist Bismarck als reicher Mann gestorben. Er hat, so gut er konnte, das Interesse des Hauses, dem er vorstand, gewahrt. Das Haus ist groß und reich geworden, und mit ihm sein erster Beamter.

Wenn Durand-Ruel — um ein Beispiel zu nennen — für die Interessen der Künstler, die er vertrat, so gut er konnte, gesorgt hat, und wenn diese Künstler heute mit ihrem Ruhm die Welt erfüllen, und wenn sie in allen Weltteilen geliebt werden, und wenn sie heute reich geworden sind, — so ist er mit ihnen berühmt und reich geworden, und nur ein Narr kann ihm das verdenken und das Werk seines Lebens herabreißen, weil er dabei nicht arm geblieben ist.“

Diese Worte passen am besten für Paul Cassirer selbst. Paul Cassirer ist groß geworden, weil er Großes gewollt, Großes geleistet und an Großes geglaubt hat. Wenn heute in Deutschland die Meisterwerke von Manet, Cézanne und Renoir hängen, in besseren Qualitäten, als selbst in ihrer Heimat, so ist das sein Verdienst. Er hat den deutschen Besitz an kulturellen Gütern unendlich gestärkt und das deutsche Volksvermögen gehoben, denn seit dem Tage, an dem er sich für die französischen Impressionisten eingesetzt hat, bis heute, sind die Werte der Werke dieser Künstler ständig gestiegen, denn immer mehr und mehr wird es der Welt, die sich für Kunst interessiert, klar, daß Manet, Cézanne und Renoir Meister sind, die neben und über den allergrößten alten Meistern genannt zu werden verdienen.

Paul Cassirer war einer der wenigen, der diese großen Meister rechtzeitig erkannt und sich für sie eingesetzt hat; er liebte sie.

Als er 1899 mit Max Liebermann die Berliner Sezession gründete, schrieb er ins Vorwort des Katalogs der ersten Ausstellung folgende prophetischen Worte, die nicht allein die Worte der Berliner Sezession geworden sind, sondern die auch sein eigenes Unternehmen bis auf den heutigen Tag charakterisieren:

„Auch sind wir uns wohl bewußt, daß wir von seiten des Publikums, welches in der Kunst ungern von liebgewonnenen Gewohnheiten läßt, vielfachen Anfeindungen ausgesetzt sind. Doch im Vertrauen auf die siegreiche Kraft der Jugend und das wachsende Verständnis der Beschauer haben wir ein Unternehmen ins Leben gerufen, das einzig und allein der Kunst dienen will.“

So war Paul Cassirer, der Kunsthändler. Er, der einzige unter all den vielen deutschen Kunsthändlern, auch heute noch, der sich durch das Handeln mit Kunst zu Aufgaben verpflichtet fühlte, die weit über die Grenzen des Kaufmanns hinausgingen. Selbst nicht als Künstler geboren, hatte er das Bedürfnis, künstlerisch tätig zu sein. Indem er die bedeutendsten Künstler seiner Zeit an sich fesselte und ihnen eine Stütze war, stellte er sich an die Spitze des deutschen Kunstlebens. Die Künstler und die Kunstfreunde glaubten an ihn und sie taten recht daran.

Es widerstrebt mir, über Paul Cassirer, den großen Menschen, zu schreiben, denn ich hatte das Glück, sein Freund zu sein.

P O C H Ü - I

Nachdichtungen
von
ALBERT EHRENSTEIN

Im ersten Frühling allein lustwandelnd am verschlungenen Fluß

Ich hab kein Amt, bin mein eigener Herr,
Auch mein Roß ist frei, wie Dichterpferde frei sind.
Früh streich ich durchs gerade Tor
Am krummen Fluß
Den Frühling lang.
Sein Wind fließt warm,
Die Wolken verwandern,
Um die Berge wird's licht.
Eis wird ein fließend Ding,
Der alte Schnee verging.
In den Wurzeln quillt's:
Junges Gras, junges Gras.

Obstbäumchen erröten unter dem Tau,
Die Weiden im Nebeldunst sind noch nicht grün,
Langsam fliegen die Schatten
Der Wintergänse vorbei.

Die Stadt ist fern, mein Herz wacht auf
Unter den Seelengesängen der Vögel.
Mein Aug' glänzt mit dem Frühling.
Weintrunken schlendere ich in den Wald,
Lebt wohl, ihr Beamten!

Ich lieb es, einsam zu sein.
Die Wildnis ist meine Heimat.
Namen und Ehre?
Blick ich zurück auf des Ruhmes Palast,
Lache ich auf.

Morgenempfang

In Ch'ang-an lag der Schnee fußhoch. Aber es galt einen Morgenempfang in der dämmernden Früh, es waren Glückwünsche an den Kaiser zu übermitteln. Schon hatte ich die Vorstadt Hsin-ch'ang hinter mir, gerade als ich dem Tor der Silberstraße nahte, glitt meines Pferdes Huf auf dem hohen Damm aus, in der Mitte der Reise verlosch plötzlich meine Laterne.

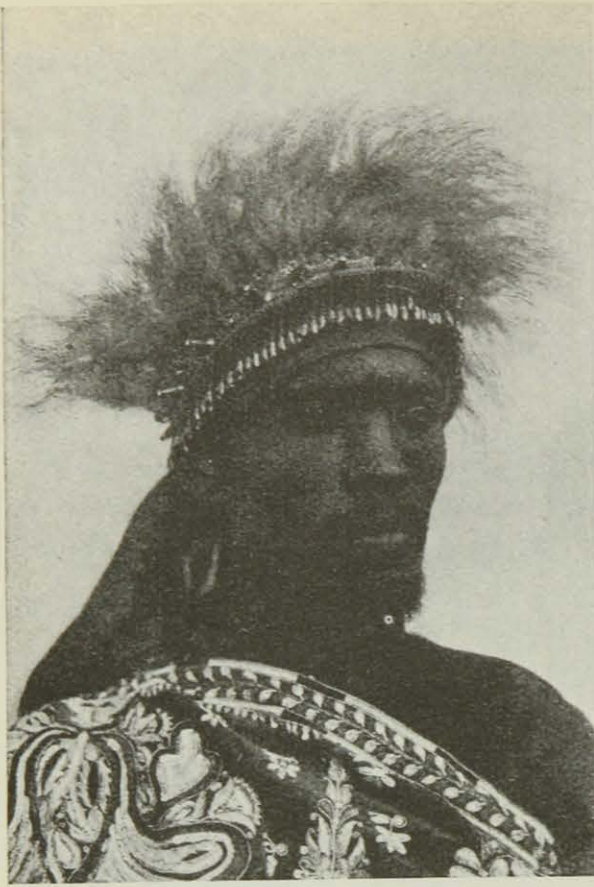
Zehn Meilen war ich geritten gegen den Nordwind, der kalte blies mir die Ohren fort. Ich wartete auf die Glocke außerhalb der fünf



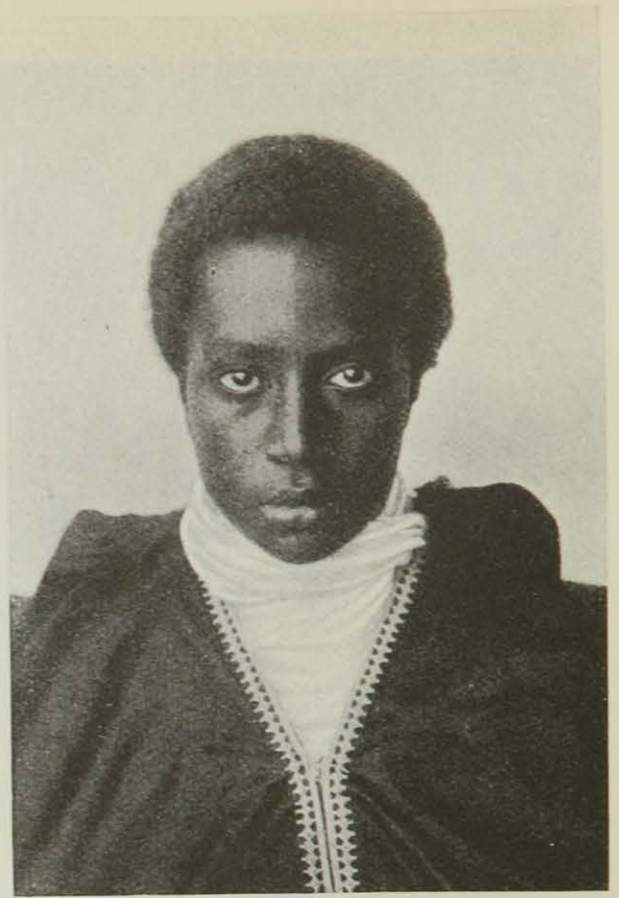
Paul Cassirer. Photographie aus dem Jahre 1923



Paul Cassirer (gest. 7. 1. 26). Totenmaske von Georg Kolbe.



Abessinischer Heerführer



Junge abessinische Aristokratin



Idyll am Suai-See (Abessinien)



Maori-Jungen am Strande



Renoir, Liegender Akt

Paris, ehemals Slg. Gangnat



Kunstgesch. Seminar Marburg
Eva. Dommuseum Freiburg i. Br.



Photo L. Gauthier
Mädchen auf Tahiti



Photo Dr. With
Figur der Rati, Bali. Slg. Yi Yuan

Tore, ich wartete auf die Aufforderung innerhalb der dreifachen Halle. Mein Haar und Bart waren gefroren und mit Eiszapfen bedeckt; mein Rock und Staatskleid naß wie Wasser.

Wehmütig dachte ich an das Tal Hsien-yu und beneidete heimlich den Einsiedler Ch'en Chüh-shih — er schlummert in warmen Pelzschuhen unter den Decken und steht nicht auf, eh die Sonne den Himmel erstieg.

Sturz

Wir gingen in die Pistazienhalle zum kaiserlichen Fest, im Pavillon der Blumen saßen wir gedrängt und lauschten den Liedern von U. Auf erhöhtem Platz stehen die Tänzerinnen von Yu — erblickt man sie von weitem, wähnt man zu schauen der Unsterblichen ewige Wonne, die Schönen übertreffen die Bilder, Zeichnungen, Standbilder der Meister. Wenn sie singen, senken sich die auf ihren Locken thronenden Eisvogel- flügel, Tau fällt, wenn sie tanzen — göttlicher Schweiß entperlt den Rosen. Ich wähle mir einen Gefährten des Hin und Her, ich zwinkere einen Genossen herbei zu einem kleinen Trinken. Ein Becher — und jede Traurigkeit war gebrochen. Drei Kelche — und unser Geist schwang sich ins Paradies. Gut im Blut ist der Wein unseres Gastwirts, lieb lächelt uns zu das Fräulein Ko, überirdisch schmeckt der Trunk, reicht uns eine Sechzehnjährige Wein.

Man lacht über drollige Züge der Trinker — und lacht nicht zu laut, um nicht zu verletzen; Mitleid erregt der heisere Kung; Li, weinvoll, verspottet den trunken noch bleicheren Yu. Ich beschwor den Würfel, für mich zu rollen — und verlor immer und ewig, über mich ward zur Strafe verhängt, wiederholt zu leeren den riesigen Humpen, aber ich vermag nicht mehr, die volle Weinmaß einzugießen in meinen armen Magen, man hält mich, vergebens — meine Glieder torkeln, wohin sie wollen.

So taumelte ich in die Burg des Kaisers und verwirrte die Akten seiner Kanzlei, zur leichteren Heimkehr erstieg ich den wildesten Hengst des Hofstalls, besoffen kränkte ich den ersten Gehilfen des Reiches, betrunken grüßte ich stolz einen obersten Augur nicht. Zwar sah ich täglich den Kaiser, aber die Wolken, die mich bedrohten, waren zu schwer — der flatternde Leib fiel unter dem Hagel in Pfützen, ein Fehltritt: ich lag im Schmutze des Schlamms.

Als Lehrer des Thronfolgers schien ich unmöglich, man versetzte meiner Türe Tafeln in die Wildnis Hsün-yang. So sank ich zum Unterbeamten — und just um diese Zeit schlug die Wärme meiner Bekannten in Eiseskälte um: schon war ich ihnen ohne Nutzen in ihrer Krämerwelt. Ich ging, nahm Abschied von den tauben Toren der verbotenen Stadt, ein teuflischer Kreuzweg trennte uns Freunde für lange, wir wanderten auseinander: in die entlegensten Ecken des Reiches — verbannt!

Der Frühlingsstrom

Hitze und Kälte, Dunkel und Dämmer drängen einander. Durch meine geschlossenen Tore höre ich nichts außer den Morgen- und Abendtrollen. Von meinen oberen Fenstern seh ich nichts als Schiffe, die kommen und gehen.

Vergebens lockt mich der Oriol mit seinem Gesang, unter den blühenden Bäumen herumzustreifen. Vergebens lockt mich der Rasen mit seinem grünen Gras, nah am Wasser zu sitzen.

Aber es ist nur ein Ding und nur eines allein, das zu belauschen ich nimmer ermüde: der Frühlingsfluß — wie er über die Steine rieselt und schwätzt gegen die Felsen.

Tolles Singen in den Bergen

Keiner unter den Menschen schwindet ohne Schwäche dahin —
Ich schreibe.

Ich befreite mich von den tausend Ketten des Lebens —
Aber noch schreib ich.

Immer, wenn ich Schönes erblick,
Immer, wenn ich einen Freund erblick,
Schwillt in mir das Wort zum Lied,
Und ich bin so froh,
Als hätt ich Gott getroffen.

Die halbe Zeit meiner Verbannung
Lebte ich zwischen den Bergen.
Oft klettert ein neues Gedicht
Mit mir die Straße empor zu den östlichen Felsen.

Mein Leib lehnt an der weißen Steinbank,
Meine Hände pflücken Grünes.
Mein tolles Singen füllt die Täler und Hügel.
Die Affen und die Vögel kommen alle gucken.
Damit die Leut nicht lachen,
Such ich Alleinwanderer stets einen Ort, der
Rein ist von Menschen.

Verfall

Ich liege krank. Lang ist es her.
Hundert schwer hängende Tage.
Meine Mädchen haben gelernt,
Heilpflanzen für mich zu pflücken.
Mein Hund hat gelernt,
Nicht zu bellen, wenn der Arzt kommt.
Die Weinkrüge in meinem Keller sind traurig,

Dick wächst auf ihnen der Schimmel.
Die Teppiche meiner Tänzerinnen sind traurig,
Unbenützt zerfallend in Staub.
Die Erde erneuert ihr Licht.
Wie soll ich es ertragen,
Von einem Kissen fern
Zu sehen den Frühling?!

Alter

Wir sind zusammen alt geworden — Ihr und ich.
Ich frag mich, was ist Alter?
Das trübe Auge schließt sich —
Lang eh die Nacht kommt;
Der träge Kopf ist ungekämmt noch Mittag.
Gestützt auf einen Stab spaziert man manchmal außer Haus,
Oder hockt den ganzen Tag hinter geschlossenen Türen.
Man wagt nicht zu schau'n
In des Spiegels glattes Gesicht,
Man liest nicht kleingeschriebene Bücher.
Tief und tiefer
Liebt man die alten Freunde,
Fern und ferner
Wird man den jungen Menschen.
Ein Ding nur entreißt uns ganz
Dem dunkeln Schlafen:
Das Vergnügen des Gesprächs
Ist inniger als eh und je,
Wenn Ihr und ich
Nach langer Zeit uns trafen.

Mein Weg

Ein Seefahrer kam aus der Mitte der Meere,
Schwere Gesichte berichtend aus der Mitte der Meere:
„In einem tiefen Schlund der Seehügel und Meerberge
Sah ich deine letzte Herberge: Terrasse und Turm.
In der Mitte stand ein Tempel der Feen
Mit einer leeren Nische.
Die in den Meeren sagten alle, sie warte
Auf dich, Po Lo-t'ien.“

Meerfahrer, ich kenne das Tor der Leere,
Ich bin kein Jünger der Feen.
Die Gesichte, die du berichtet,
Sind eine Lügengeschichte.

Die Berge der Meere werden nie sein
Po Lo-t'iens Heim.
Wenn ich die Erde verlasse,
Werde ich gehn in die milden Gefilde
Der Tushita-Himmel.

Brief an Yüan Chiu

Ergebener Diener war kaum geboren — etwa sechs, sieben Monate alt. Die Amme trug mich im Arm und spielte mit mir unter den Büchern, zeigte die Charaktere Wu und Tzu Ihrem ergebenen Diener. Ihr ergebenen Diener konnte noch nicht einmal stammeln — ich habe die Schriftzeichen schweigend im Herzen erkannt. Sooft man mich nachher nach den zwei Wortbildern fragte — obgleich zehn- oder hundertmal geprüft, stets zeigte ich sie ohne Fehler. Ein Zeichen, daß Ihr Ergebener bereits vorher in dieser Welt geweilt hatte und sein Schicksal schon damals im Wort geschrieben stand. Im Alter von fünf, sechs Jahren dichtete ich die ersten Verse, mit neun Jahren meisterte ich des Reims Melodie, mit fünfzehn, sechzehn Jahren hörte ich von der Promotion sub auspiciis: und opferte alles dem Studium, mit zwanzig Jahren lernte ich tags Prosa — nachts wandelte ich in der Klassiker Büchern, war noch Zeit für mich übrig, las ich Poesie, für Schlummer und Ruh hatt ich sie nie. Bis mein Mund und meine Lippen wund waren vor Fieber, an Hand und Ellenbogen mir verhärtete die Haut. Im Frühling des Daseins war mein Körper verfallen, ich war noch kein Greis — und die zackigen Zähne gingen fort, das Haar war weiß. Ich zwinkere immer, als wär mir eine Fliege gefallen oder tränend eine Perle — aller Staub der Erde gesunken ins Aug.

Lebens-Lauf

Der Frühergeborene hieß mit seinem Familiennamen Po, mit eigenem Vornamen Chü-i, man rief ihn mit dem Ehrennamen Lo-t'ien...

Lo-t'ien liebte von jung an das Studium. Als Erwachsener wandte er sich der Dichtung zu. Er wurde Doctor sub auspiciis: kam als Erster mit seinen Aufsätzen durch die drei Examina. Er begann seine amtliche Laufbahn als Bücherzensor und gab sie auf als Regierungsgehilfe des Kaisers. Zwischendurch bekleidete er mehr als zwanzig Beamtenposten, lebte über vierzig Jahre davon. Sein Äußeres hielt er der Lehre des Konfutse gemäß, seine Seele neigte sich rein der Lehre Buddhos. In seiner freien Zeit durchwanderte er die Gebirge, fuhr auf den Wassern, schaute sinnend an die Natur, sang Gedichte, spielte Laute und trank Wein, seinen Geist anzuregen. Während seines Lebens verfaßte er eine Aufsatzsammlung in siebzig Bänden und 3720 Kapiteln, die sich in seiner Familie vererbte. Außerdem verfaßte er noch sehr wichtige Gelegenheitsgedichte: dreißig Reihen mit zusammen 1130 Gedichtanfängen.

Zu seiner Zeit kannten dies die Menschen als „Des Gelehrten Po sechs Werke“. Sie waren in der Welt verbreitet. Was er im Leben begehrte, fühlte, bekam, verlor, bedrückt durchmachte, verstand — all dies stand als Geschichte, Aufsatz, Gedicht genau in seinem Werk. Wenn man ein Buch aufschlug, begriff man alles klar und deutlich — nähere Erklärungen waren überflüssig.

Am zwanzigsten Tage im ersten Monat des sechsten Jahres Ta-li (771 n. Chr.) wurde er geboren. Er behielt keinen Sohn, nur eine Tochter, nahm daher eines Bruders Enkel als Sohn an. Im sechsten Hui ch'ang (846) starb er in seiner Wohnung im Alter von über fünfundsiebzig Frühlingen und Herbst. Begraben wurde er bei den Gräbern seiner Ahnen.

*Grabschrift
für den trinkenden und
dichtenden Früher-
geborenen*

Am Abend seines Lebens, als sie unruhig wurden, sagte er zu seiner Frau und seinem Neffen: „Man nennt es mein Glück, daß ich über siebenzig Jahre alt wurde und es als Beamter bis zum zweiten

Rang gebracht habe. Mein Name ist bekannt in der Welt, aber den Menschen war ich nicht von Nutzen. Wenn andere mich loben, muß ich mich schämen und tadeln. Nach meinem Tod sollt ihr mir nur ein Gewand anziehen, nur einen Wagen stellen, keine Trauerkerle mieten, zum Totengebet nicht die Beamten vom Begräbnisamt dingen. Braucht keine Tafel für einen posthum über mich verhängten Titel aufrichten, braucht nur vor mein Grab einen Stein legen, drauf soll eingegraben werden: „Ich des trinkenden und dichtenden Frühergeborenen Gedenkschrift.“ Hernach ließ er sich einen Pinsel geben und schrieb seine eigene Grabschrift:



Po Chü-i

Lo-t'ien, Lo-t'ien!
 Inmitten Himmels und der Erde war
 Ich, war fünfundsiebenzig Jahr.
 Im Leben war
 Ich Windes Wolke,
 Im Sterben klar
 Bin ich Puppe vor der Verwandlung.
 Warum ich kam
 Und was mich nahm —
 Mir gleich!
 Mein Leben war Wandlung —
 Zu Ende, zu Ende!
 Wohin ich geh —
 Mir gleich!
 Und zu haften an des Daseins Schlund
 Weiß mein Mund
 Keinen Grund, keinen Grund!

LYAUTEY, DER DIKTATOR MAROKKOS

Von
RENÉ PARESCE

Vor nicht allzulanger Zeit wurde zwei französischen Schriftstellern, den Brüdern Tharaud, bei einer Reise durch Spanien von König Alphonso eine Audienz gewährt. Zwischen den unvermeidlichen Gemeinplätzen entfuhr dem König folgende Wahrheit: „Was uns Spaniern gefehlt hat, das war ein Lyautey.“ So wenig es in Erscheinung tritt, ist Alphonso XIII., wie man dies zu bezeichnen pflegt, recht intelligent. Er hätte also noch ergänzen können: — — „ein um so erstaunlicherer Mangel, als wir uns auf die Entdeckung von Diktatoren spezialisiert haben.“ Denn Marschall Lyautey ist vielleicht der einzige wirkliche Diktator unserer Zeit. Es versteht sich, daß ich von ernst zu nehmenden Diktatoren spreche, von Menschen, welche gewöhnt sind, das Verbum „dictare“ ohne Fehler zu konjugieren, welche wissen, daß es sich nur auf eine einzige Art konjugieren läßt, nämlich auf die von den größten Persönlichkeiten der Geschichte ein für allemal festgelegte Art. Zum Diktieren genügt es nicht, ein zu beherrschendes Volk zu haben und unter diesem so wenig wie möglich Phrasendrescher. Es bedarf eines Charakters, bedarf einer geschickt dosierten Mischung von Stärke und Verführungswillen, den untrüglichen Sinn für den Wert der eigenen Handlungen, der, ein wenig versteckt, allen Gefahren zum Trotz und in den gefährlichsten Stellen, da, wo allein das Hirn zur Arbeit berufen ist, die Denktätigkeit und die Handlungen anfeuert und färbt und ihnen entweder ein wie der Blitz einschlagendes Ungestüm oder eine verführerische und überzeugende Geste der Ruhe verleiht. Lyautey weiß ganz

genau Bescheid mit den — nennen wir sie normalen — Eigenschaften des Diktators: die Offiziere haben den Befehlen zu gehorchen, und werden dekoriert, oder sie werden entlassen, die Richter werden bezahlt, wobei man ihnen so wenig Gelegenheit wie möglich gibt, Entscheidungen zu fällen, den Journalisten schlägt man die Tür vor der Nase zu, oder man gebraucht sie. Haben sie die unglückliche Neigung, zu gebrauchen, statt sich gebrauchen zu lassen, so schickt man sie dahin, wo ihr Gaumen

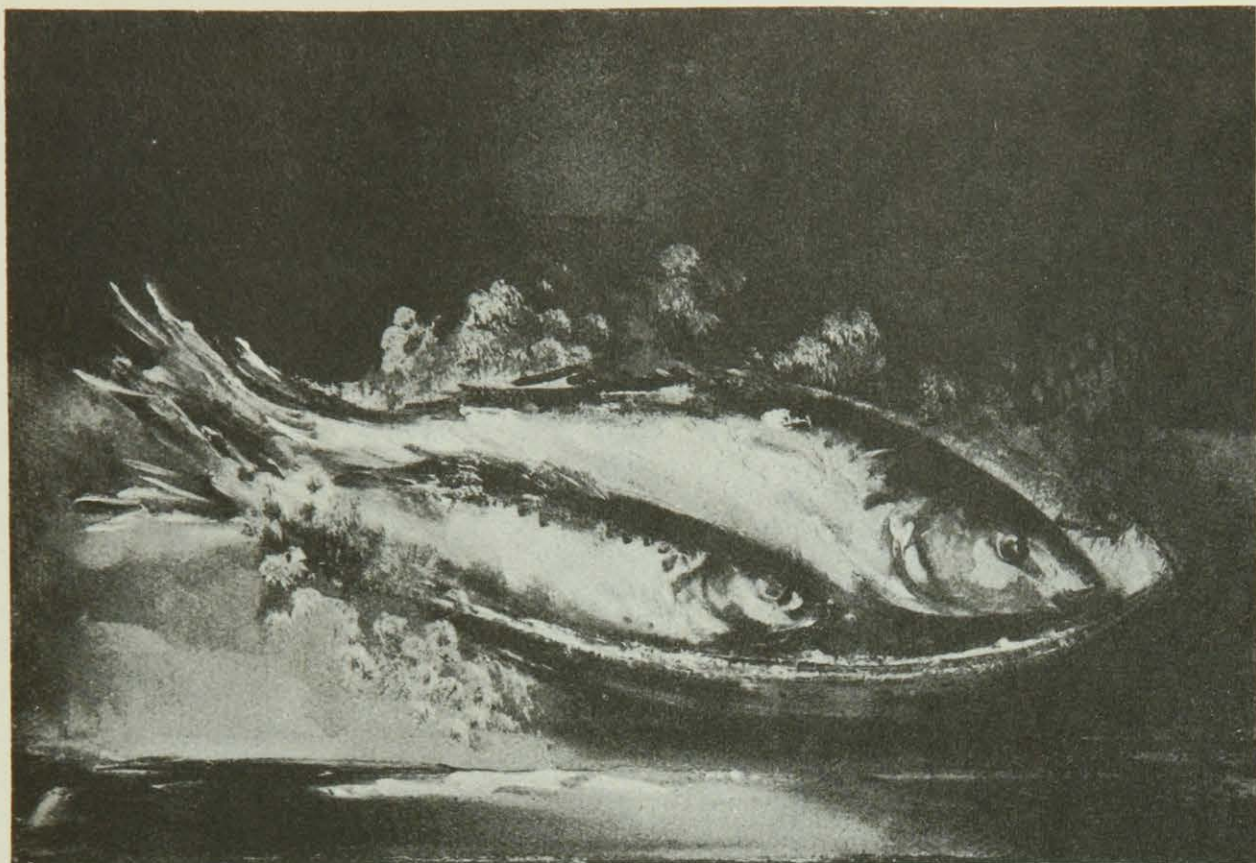


Rahel Szalit

besser auf seine Rechnung kommt. „Die Journalisten?“ sagte der Marschall. „Stellen Sie sich vor, sie wagen hierherzukommen nach Marokko und meine Befehlstätigkeit zu kritisieren.“ Um diese Phrasendrescher mundtot zu machen und ein für allemal jede Kritik zu unterbinden, hatte er das Regime des Belagerungszustandes eingeführt. Die Sache verlief nun nicht ohne Erschütterungen. Man machte ihn eines Tages darauf aufmerksam, daß der Belagerungszustand wohl in einer Zone militärischer Operationen zu rechtfertigen sei, absurd jedoch im Hinterlande, in den großen, wieder in den Friedenszustand zurückgekehrten Städten oder auf dem friedlichen, wieder eingeschlafenen platten Lande.

„Eine groteske Idee!“ antwortete der Marschall. „In der Kampfzone brauche ich keinen Belagerungszustand, denn da bin ich allein, und mein Wille genügt in jedem Falle. Der Belagerungszustand ist im Hinterland notwendig, da überall, wo ich nicht anwesend sein kann.“ So hatte er fast in ganz Marokko, insbesondere in Casablanca, ein Regime eingeführt, das vom europäischen demokratischen Standpunkt genommen durchaus das des Belagerungszustandes, vom Standpunkt des Marschalls aber das einer wohltätigen und notwendigen Diktatur war. Er konnte nur Leute gebrauchen, die fähig waren, Befehle zu erteilen, und Respekt vor ihm selbst zu verbreiten. Alle anderen hatten wenig oder gar keine Bedeutung. Die Geschichte lehrt jedoch, daß dieses Regierungssystem nicht dauern kann, es sei denn, gestützt auf Macht oder durch ständige Flucht in den permanenten oder vorübergehenden Terror. Aber Lyautey hat es verstanden, ohne jemals zu diesen Waffen zu greifen, Frankreich seine schönste und blühendste Provinz zu geben, dadurch, daß es ihm gelungen ist, sich Respekt und Bewunderung zu verschaffen, in einem Maße, wie es keinem Zivil- oder Militärgouverneur vor ihm je gelungen ist und vielleicht keinem je wieder gelingen wird.

Kolonialsiege werden nicht mit einem Lächeln und mit Komplimenten errungen, wenn nicht zwischen einem Lächeln und einer Parade einige Dutzend angebliche Rebellen vor die Kanonenmündungen gestellt werden, zu jenen Experimenten in der höheren Ballistik, die dem angelsächsischen Sadismus teuer sind. Der Marschall hat es nie nötig gehabt, tiefgehende ballistische Studien zu machen, und auch die Galgen brauchten nicht in Aktion zu treten, welche jene zur Sanftmut zivilisierten Lateiner in nächster Nachbarschaft auf dem Rathausplatz der eben erst besiegten Hauptstadt zu errichten gezwungen waren. Statt Galgen hat man Häuser errichtet und die Ordnung ist vor allem dadurch wiederhergestellt worden, daß man Landstraßen gebaut hat. Durchquert man Marokko von Nord nach Süd, von Ost nach West, so trifft man überall nichts als bestellte Felder, bezaubernde Städte, die die ganze Fülle ihrer Lebendigkeit, wie die wertvollsten Architekturschätze und die tief eingegrabenen Spuren ihrer einstigen Größe sich bewahrt haben. Man vergleiche Fez, Marakesch und Rabat mit Tunis oder mit den Zentren europäischer Habgier und Ordinärheit. Auf der einen Seite das Wunder einer Zivilisation, die sich schicksalhaft, aber ohne Erschütterungen, ohne Zerstörungen, ohne Tempelschändungen modernisiert und ihre subtilen Schätze aus einer ruhmvollen Vergangenheit, patriarchalische Sitten und einen Sinn für das Schöne intakt erhält, der bei allen Völkern der Korankultur längst verschwunden ist. Auf der andern Seite europäische Städte, zutiefst gesunken wie Tunis, wo die Malteser zweideutigen Handel treiben und die Sizilianer scheußliche Mühe verursachen und sich für ihr grausames Schicksal rächen, indem sie die öffentlichen wie private Stätten bespucken, wo die Araber eine Geheimsprache sprechen, und wo das Aufsuchen ihrer Milieus mit zahllosen Schwierigkeiten seitens der Behörden verbunden ist. Marokko ist aus dem Nichts entstanden, es hat seine Blüte, seine Ordnung und seine



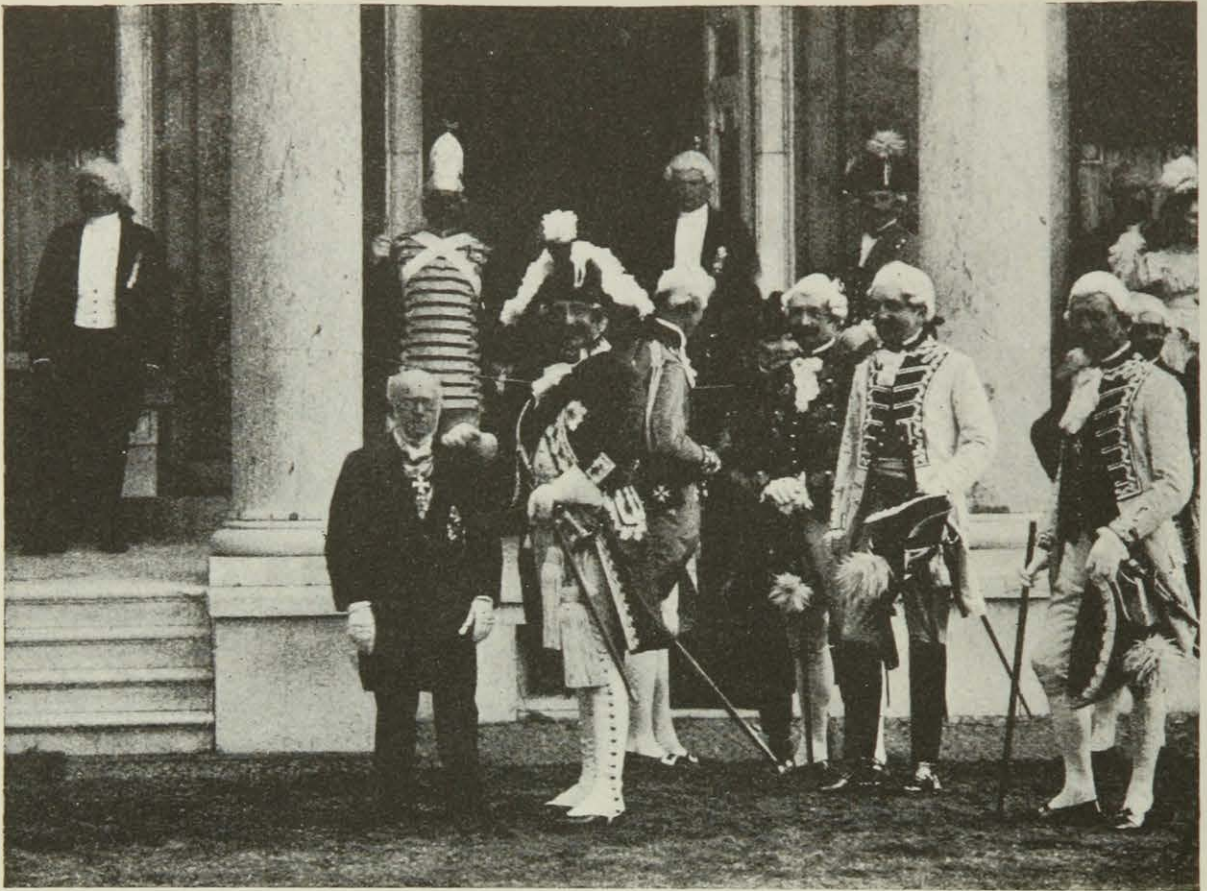
M. de Vlaminck, Stilleben

Galerie Simon, Paris

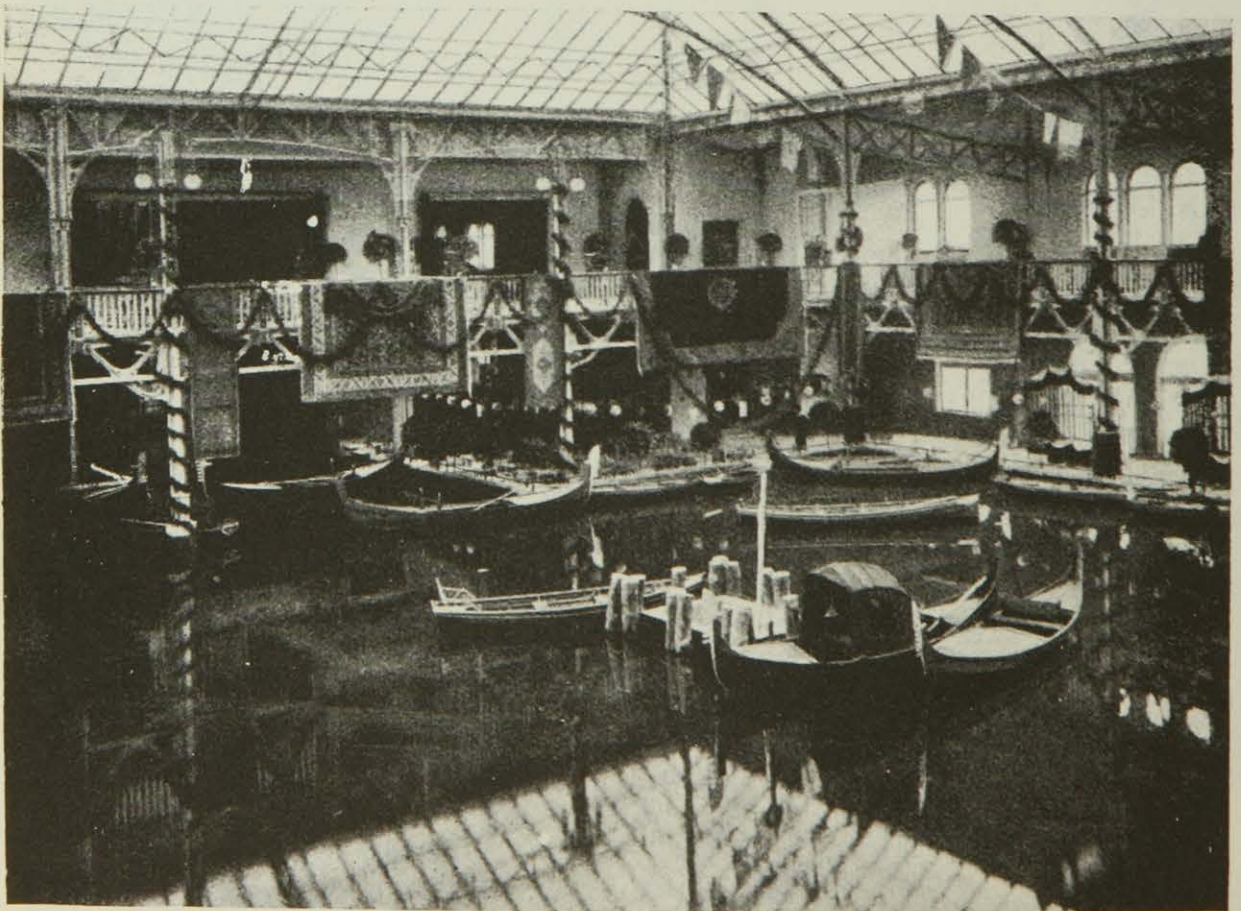


René Paresce, Stilleben

Wie Berlin ehemals Feste feierte



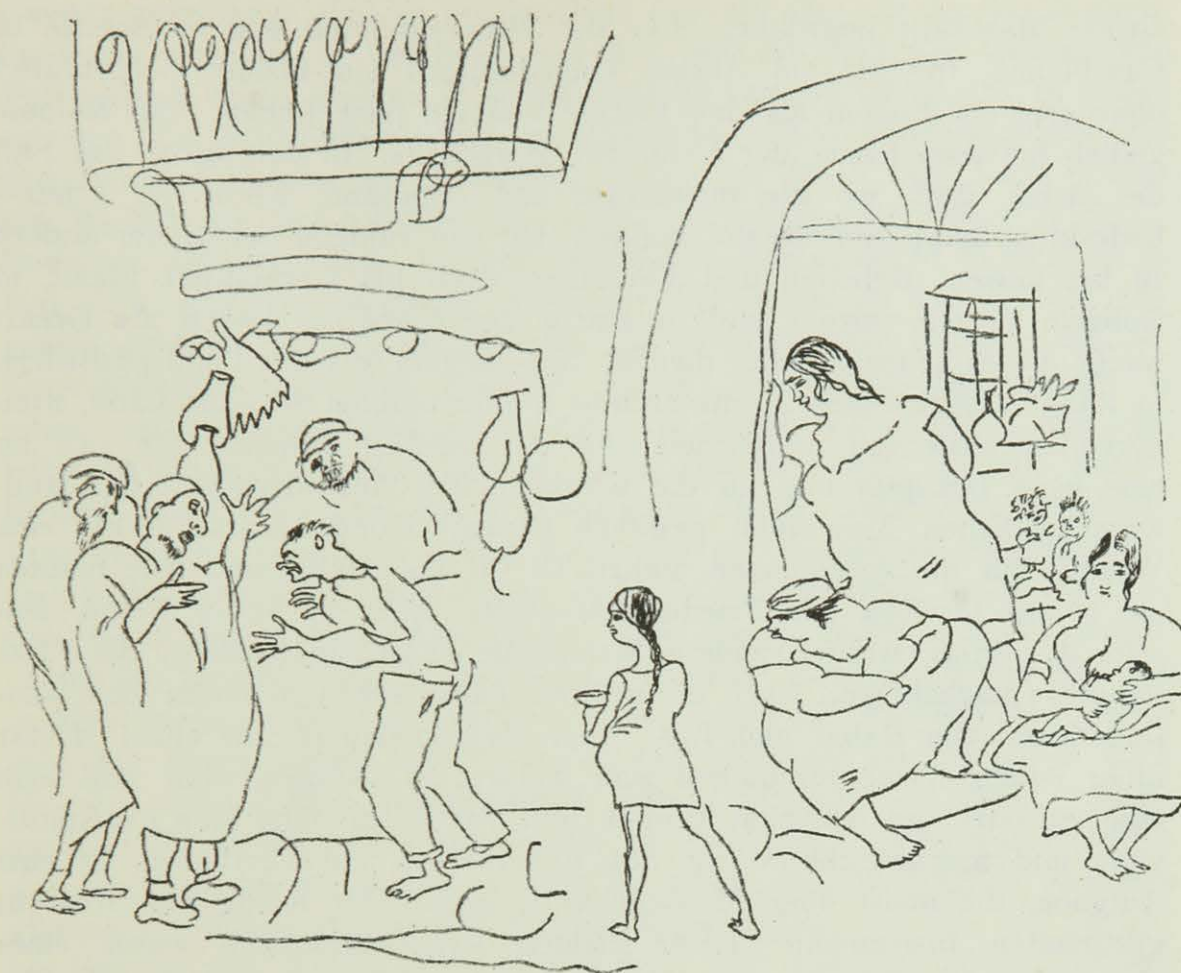
S. M. und die „Kleine Exzellenz“ bei einem friederizianischen Hoffest



Venezianische Nacht. Wasserfest des Vereins Berliner Journalisten 1908.
Entwürfe von Hans Alfred Richter

Sicherheit in dreizehn Jahren erreicht, darunter vier Jahre eines Krieges, der eine Farce scheint im Vergleich mit dem, was wir so zu nennen gelernt haben. Die Marokkaner haben keinen Massenmorden beigewohnt, keinen choreographischen Aufknüpfungen, keinen ungeheuerlichen Verätereien, die ihre Kunststätten oder die Pfeiler ihrer schwankenden Vergangenheit zerstört hätten, noch eine nicht notwendige Profanation ihrer Tempel. Sie sind gezwungen worden, sich zu beugen, zu gehorchen, ihre Geräte und Werkzeuge wiederaufzunehmen, den Pflug zu gebrauchen, den Boden umzugraben, um das verödete Land umzuwandeln in Pflanzungen paradiesischer Vegetation und Düfte, um die zu Ruinen gewordenen Minaretts wieder aufzurichten und im Innern der Moscheen und weltlichen Gebäude das mysteriöse und subtile Spiel ihrer ungeheuren Säulen und ihrer vielfarbigen Porzellane und Mosaiken wiedererstehen zu lassen. Wie hat dieses Wunder zustandegebracht werden können? Hat sich Marschall Lyautey mit superioren Menschen umgeben, Menschen von jeder Probe standhaltender Willensstärke, mit Künstlern von vollendetem Geschmack, mit gerechten und makellosen Verwaltungsbeamten? Weit entfernt. Der prunkvolle Palast von Rabat, die Residenz von Tausendundeine Nacht, war ständig umschwärmt von den zweifelhaftesten Personen; Tugend und Verbrechen lebten hier in bester Gemeinschaft. Der Marschall kannte die Schwächen seiner Untergebenen. Als man ihn von dem skandalösen Verhalten eines derselben benachrichtigte (der sogar, bevor man ihm einen Posten in Casablanca anvertraute, einige Jahre des Urlaubs im Bagno verbracht hatte), antwortete der Marschall dem, der es übernommen hatte, die umlaufenden Gerüchte ihm zur Kenntnis zu bringen: „Mein Herr, Marokko kann man nicht mit reinen Jungfrauen und Professoren der Tugend einnehmen.“ Diesen Jungfrauen und Professoren der Tugend wie der gesamten Wissenschaft, die der Marschall mit ebenso leidenschaftlichem Haß verabscheute wie der gute Cézanne, blieb nichts übrig, als in der Metropole zu bleiben und von da aus den Politikern da unten Lektionen in den guten Sitten und den Wissenschaften zu erteilen. Die Metropole? Die kannte Lyautey nicht. Er selbst hat geschrieben: Eine werdende Kolonie bedarf eines Prokonsuls, der die Metropole zu Bett schicken kann. Er hatte nur einmal Gelegenheit, sie zu Bett zu schicken, denn für gewöhnlich zog sie es freiwillig vor zu schlafen. Das war während des Krieges. Lyautey weigerte sich, seine Truppen aus Marokko herauszuziehen und die Kolonie der Vernunft und dem guten Herzen der Araber zu überlassen. Seine Weigerung brachte einen Skandal, aber sie hat Marokko gerettet. Er zwang seinen Willen seinen Vorgesetzten auf, wie er ihn dreizehn Jahre lang seinen Untergebenen aufgezwungen hatte. Woher kam ihm diese Stärke? Vor allem aus der Tatsache, daß er, fanatisch nach Autorität strebend, sich dieser zu nichts anderem als zum Handeln bediente, dann aber aus seiner Persönlichkeit. Dieser Diktator, dieser Willensmensch ist ein unwiderstehlicher Bezauberer. Die schlimmsten Feinde, die wildesten

Verleumder, haben sich seinem Charme nicht entziehen können. Dieser Prokonsul mit Nerven aus Stahl verstand, wenn es nötig war, Feinde zu empfangen, in seinem Palast und vor ihren geblendeten Blicken die reinsten Wunder arabischer Kunst vorüberziehen zu lassen, in Kombinationen von unvergleichlichem Geschmack, in einer Atmosphäre erdrückenden Prunks. Mitten in der Nacht, nach einem Tage angestrengtester Arbeit, liebte es dieser Mann, mit seinen Gästen und dem einen oder dem anderen seiner direkten Mitarbeiter, die durch einen Befehl des Chefs rücksichtslos aus dem Schlaf geweckt wurden, über Kunst und Literatur zu diskutieren, und seine nuancierte, gewählte Konversation, die getränkt war mit einer gesunden Sensibilität, wurde scharf, schneidend, sobald es sich darum handelte, ein Urteil über eine politische Persönlichkeit oder über irgendeinen Oberdöskopf der offiziellen Wissenschaft auszusprechen. Eine sehr gut informierte Persönlichkeit hat mir hierzu erzählt, daß das Leben der direkten Mitarbeiter Lyauteys ganz und gar nicht leicht war. Er forderte von ihnen nicht nur ein großes Maß sehr hochwertiger Arbeitsleistungen während des Tages, er verlangte auch, daß sie sich über das intellektuelle Leben in der Metropole auf dem Laufenden hielten. Es kam häufig vor, daß er einen oder den anderen seiner Mitarbeiter wecken ließ und ihn aufforderte, um zwei Uhr nachts zu ihm zu kommen und mit ihm über Proust, Valéry oder über eine wissenschaftliche Theorie zu diskutieren. Wenn der junge Sekretär ihm keine Auskunft geben konnte oder einen zu „amtlichen“ Geschmack zeigte oder den Beweis einer engen, spießhaften Kultur des unverbesserlichen Bürokraten erbrachte, entledigte er sich desselben bei der ersten Gelegenheit ohne weitere Komplimente, Dank oder Gewissensbisse. In seinem Gebiet wollte er König sein und wie ein König handeln. An keinem Hof Europas wurde die sakrosankte Etikette so verehrt, respektiert und mit so peinlicher Sorgfalt und solchem Glanz angewandt wie an dem Hof von Rabat. Dem Marschall war die Etikette heilig, denn sie bildete einen Teil seiner unvergleichlichen Kunst zu regieren. Dagegen aber verstand er auch wie kein König unserer Zeit, die Etikette anderer zu respektieren. Stand er vor dem Sultan, so verbeugte er sich vor ihm, machte die traditionellen Bücklinge und verließ darauf, er, der imposante Würdenträger, rückwärtsschreitend den Raum. Wie weit aber dieser Machthaber den Respekt vor der Etikette trieb, zeigt folgendes: Während der großen Aprilfeste zu Fez, wo die Tholbas (Studierende der alten Moschee) am Ufer des Oued feiern, wird durch Akklamation ein fiktiver Sultan ernannt, der während der zehn Tage, die das Fest dauert, eine Art burlesken Königtums ausübt. Der ephemere König reitet auf einem weißen Pferd, begleitet von einem Trupp von Kindern, die mit Holzlanzen bewaffnet sind, durch die Straßen von Fez. Sein Ritt wird von respektvollen Grüßen der belustigten Menge begleitet. Nach der vorschriftsmäßigen Kavalkade zieht sich der Operettensultan, von seinem Hof umgeben, in ein Zelt zurück, das in der Ebene im Angesicht der schneebedeckten Berge des mittleren Atlasgebirges errichtet ist. Der



Jules Pascin

Marschall versäumte es nie, diesem neuen Souverän für zehn Tage seine Huldigungen darzubringen. Er begab sich, von seinem Stab umgeben, in großer Uniform, zu dem Zelt. Am Eingang des Zeltes machte er die unerläßlichen drei Verbeugungen, und nach den üblichen Komplimenten entfernte er sich rückwärtsschreitend. Keine Geste, kein Lächeln verriet, daß er sich einem Papier-maché-Sultan gegenüber wußte.

Das war der Mann, der im Namen Frankreichs das Protektorat über Marokko ausübte. Er hatte sich napoleonischen Ruhm eines großen Strategen und eines großen Militärfürsten erworben. Niemand hat in ihm den neuen Typ eines Napoleon des Friedens, eines Friedensmarschalls sehen wollen. Dennoch ist anzunehmen, daß auf dem Schauplatz der großen europäischen Militäroperationen, sein Schicksal nicht das des Lord Kitchener geworden wäre. Intelligenter, feiner als der große Vertreter der britannischen Brutalität, zog es Lyautey vor, in seinem Reich zu bleiben. Er bewies damit große Weisheit.

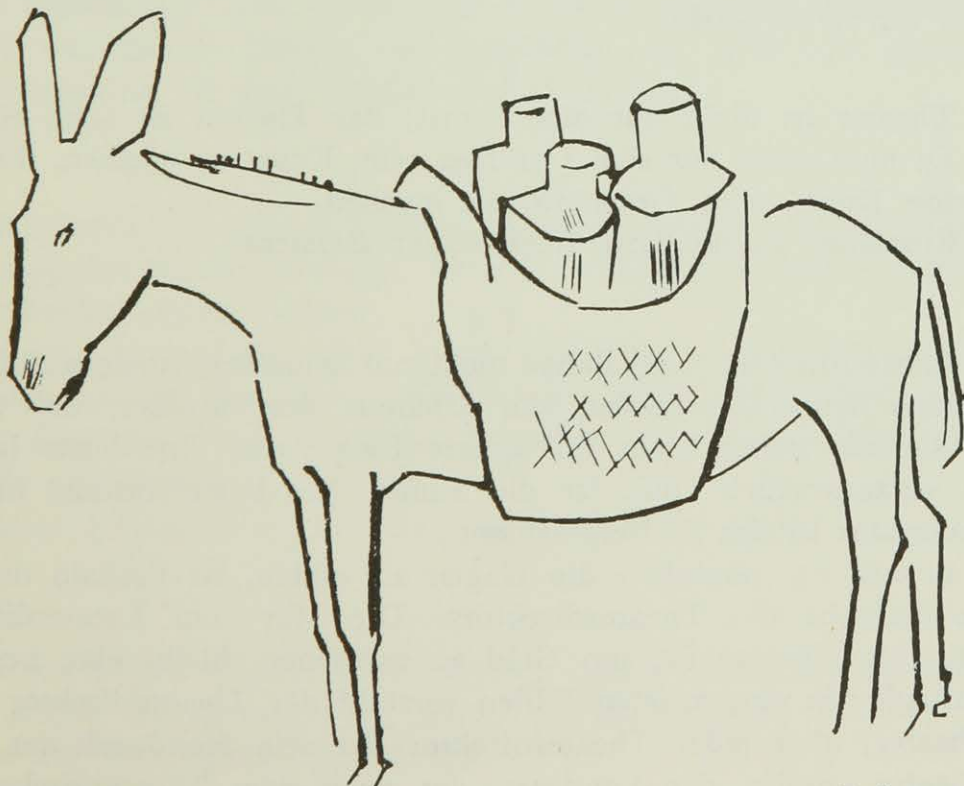
Ein arabisches Sprichwort sagt: „Wenn der Chef des Zeltes ein Flötenspieler ist, sind alle Leute im Zelt verpflichtet, Tänzer zu werden.“ Der Flötenspieler Lyautey hat während dreizehn Jahren niemals seine Flöte aus der Hand gelegt, und so hat man in dem Zelt ohne Unterbrechung tanzen müssen. Tressengeschmückte Militärs und dekorierte Zivilisten haben Tag und Nacht tanzen müssen, aber dieser Tanz hat die

Größe Marokkos begründet. Für die Mißvergnügten gab es Schiffe in Casablanca, für die um Aktion Ungeduldigen ein kleines Scharmützel ohne ernstere Folgen als den Verlust von ein paar Leben. Die Kolonie gedieh bei dem Klang der Flöte des Marschalls. In der Ferne, am Fuß des Atlas, dort, wo die mysteriöse und imposante Kette der schneebedeckten Berge sich erhebt, mußten, um den ruhigen Schlaf der andern zu beschützen, Rebellen und Fanatiker, drei- bis vierhundert Mann, in isolierte Posten verteilt und in einem ungefährdeten Leben als Grenz- wache dieses neuen Reiches dienen. Seit langem war das Land pazifiziert, in Rabat ewiger Feiertag, die andern Städte blühten auf, das Land, wundervoll bestellt von arabischen und italienischen Händen, die sich an eine neue Disziplin und an die unerbittlichen Anforderungen der landwirtschaftlichen Maschinen gewöhnt hatten. Friede herrschte als eine Wohltat für die Arbeitenden, unheilvoll für die Nichtstuer. Alle mußten sie tanzen im Zelt des Friedensmarschalls. Aber in weiter Ferne, jenseits des Atlas, wollten andere Marschälle (Kriegsmarschälle) die Flöte Lyauteys nachahmen. Auch sie wollten Tänze sehen in ihrem Zelt, ähnlich denen von Rabat und Fez. Aber Flötespielen ist für einen Militär nicht immer leicht; Menschen zum Tanzen zu zwingen, ohne daß man eine unbestrittene Autorität genießt und vor allem ohne jene geheimnisvolle und magnetische Macht des Bezauberers und Verführers ist eine Aufgabe, die meist über Menschenkraft geht. Der Klang der schlecht gestimmten Instrumente dieser kleinen Kriegsmarschälle wurde eines Tages vom Wind bis zu den Ohren eines rebellierenden Chefs getragen, der sein Hauptquartier in den Schluchten des Atlas aufgeschlagen hatte. Sein Volk (seine Tänzer) lebten im Gebirge, stiegen aber in die fruchtbaren, vom Uërگا bewässerten Ebenen hinunter, um hier ihre Herden weiden zu lassen oder Getreide zu bauen. Die Uërگا-Ebene war Eigentum des Sultans, das heißt, unterstand auf Grund der Algeciras-Akte dem französischen Protektorat. Die Riftänzer hatten bei ihrem Abstieg vom Atlas in die Ebene niemals irgendwelche Hindernisse kennengelernt, so daß Rabat und Fez in Frieden leben konnten und von Abd-el-Krim und seinen Stämmen nichts wußten.

Aber als die kleinen Marschälle dem Chef ihren eigenen Tanz aufzwingen wollten, ließ dieser die Flöte fallen und griff zum Schwert. Lyautey hatte diese Geste nicht vorausgesehen, sonst hätte er die Grenzen seines Zeltes nicht ohne Besatzung gelassen. Abd-el-Krim, gezwungen, gegen die Dummheit eines unglücklichen Generals, des Generals Silvestre, zu kämpfen, bewies nicht zu bezweifelnde Qualitäten eines Führers, Diplomaten und Diktators. Mit Waffen und mit Schlaueit besiegte er die kleinen Marschälle aus dem Norden, worauf er sein Ohr dem Flöten-ton von Rabat und dem nahen Fez entgegenneigte. Marschall Lyautey, gewöhnt, zu befehlen, gewöhnt, vorausbestimmte Gesten vor sich ausführen zu sehen, sah Abd-el-Krim die Hand zum Lauschen an sein Ohr führen. Das war eine natürliche, instinktive Geste, aber Lyautey verstand sie nicht. Er glaubte, die Hand verberge eine Waffe. Statt dem

Gegner anzubieten, daß er im gleichen Zelt mit ihm ein kleines Doppel-orchester errichte, in welchem er selbst den Alt und der Gegner den Baß gespielt hätte, glaubte er seinen Gegner zwingen zu müssen, in seinen eigenen Ton einzufallen oder zu schweigen. Statt zu verhandeln und den neuen Mitspieler zu bezaubern, stattete er dieses Mal seine Tänzer mit Waffen aus und schickte sie in die Uërga-Ebene ins Herz der Kornkammern Abd-el-Krims. Er war überzeugt, dieser würde erschreckt zu ihm eilen, um zu verhandeln. Aber der Akt wurde als Provokation aufgefaßt, und die Furcht, die Ebenen, die bis dahin den Herden und den Getreidebauern des Rif geöffnet waren, demnächst verschlossen zu sehen, zwangen Abd-el-Krim, das Schwert wieder aufzunehmen, dasselbe Schwert, das ihm so gute Dienste dabei geleistet hatte, sich der armen, kleinen Marschälle von der andern Seite seines Gebiets zu erwehren. Lyautey hatte Furcht vor Abd-el-Krim, der die Spanier geschlagen hatte. Der Rifkabylenführer hatte Angst, daß die Avant-Garden des Marschalls ihm die Uërga-Ebenen abschnitten. Die Angst, nichts als die Angst, zwang die beiden Chefs in den Krieg. Lyautey hatte sich geirrt und hat seinen Irrtum gebüßt, ohne daß auch nur einer der Politiker der Metropole eine Geste gehabt, ein Wort der Bewunderung ausgesprochen hätte für die prokonsulare Vergangenheit dieses Mannes von Genie, dieses großen Charakters, diese machtvolle Persönlichkeit. Abd-el-Krim hatte sich ebenfalls geirrt, indem er sich im Süden wie im Norden umgeben glaubte von einer Wolke von kleinen Marschällen, wie die, die er vorher mit so viel Erfolg teils mit Waffen und teils mit Schlaueit bekämpft hatte.

Aber das ist eine andere und noch erstaunlichere Geschichte.



G. H. Wolff

Radierung

LEITFADEN FÜR KRITIKER

Von

THEATERDIREKTOR ROBERT KLEIN

§ 1

Das Theater könnte ohne den Kritiker sein; nicht aber der Kritiker ohne das Theater. Daher soll der Kritiker das Theater lieben und fördern, wo er nur kann. Denn tadelt er nur, gewöhnt er den Leuten ab, ins Theater zu gehen, so müssen die Theater schließen; was würde dann aus dem Kritiker?

Der Kritiker soll, wenn schon nicht aus Überzeugung, so mindestens aus Selbsterhaltungstrieb: loben, loben, loben.

§ 2

Theater ist Theater, und Literatur ist Literatur. Selten sind die Fälle, in denen beides zusammentrifft. Im Theater handelt es sich um das theatralische Ereignis, um die Aufführung, um die Sensationen, die von einem Stück, um die Sensationen, die vom Schauspieler, die von der Dekoration, vom Licht, von der Musik ausgehen; das Theater darf alles sein, nur nicht langweilig.

Nur so erklärt sich das Recht des Direktors, Eingriffe in vorliegende Stücke vorzunehmen. Der Direktor muß ganze Szenen streichen, Personen umbringen, neue hinzudichten; er muß alles tun, den Abend zu einem Theaterabend zu gestalten, gegen den Autor, für den Autor, gegen die Literatur, für die Literatur. Das Buch bleibt, die Aufführung vergeht.

Eine gute Aufführung von Zaza ist tausendmal berechtigter als eine schlechte von Wallenstein.

§ 3

Das Theater ist nicht nur eine Kunst; das Theater ist auch ein Geschäft. Es muß nicht nur sein Geschäft sein, Kunst zu machen. Es muß auch seine Kunst sein, Geschäfte zu machen.

Die Einnahme ist die Grundlage seiner Existenz.

§ 4

Der Theaterdirektor muß daher nicht nur Künstler, sondern auch Geschäftsmann sein. Der Maler, der Dichter, der Musiker, der Schauspieler: sie alle stehen nicht für andere Existenzen. Ihre letzte Instanz, der sie verantwortlich sind, ist die Kunst; die letzte Instanz für den Theaterdirektor ist der Polizeipräsident.

Am 1. und 15. pünktlich die Gagen zu zahlen, ist deshalb die vornehmste Aufgabe des Theaterdirektors. Die Mär vom Theaterdirektor, der nur beim Theater ist, um Geld zu verdienen, bleibt eine Legende. Es ist richtig: in den meisten Fällen versteht der Theaterdirektor nichts vom Theater; aber jeder Theaterdirektor übt sein Handwerk aus Liebe zum Theater. Selbst der Landwirt, der nach dem Theaterdirektor am

meisten von der Witterung abhängt, kann sich versichern: gegen Hagel; für den Theaterdirektor gibt es keinerlei Versicherungen gegen Regen, gegen Sonnenschein, gegen Durchfälle; auch nicht gegen Kritiker. (Letzteres wenigstens nicht in Deutschland.) In jedem anderen Beruf ist mit weniger Sorge, mit weniger Ärger, mit geringerer öffentlicher Kritik, unter Voraussetzung kaufmännischer Fähigkeiten, mehr Geld zu verdienen.

Notwendig entwickelt sich der Theaterdirektor zum Kaufmann im Interesse der Kunst.

§ 5

Kein Geschäft ist ohne Reklame zu führen. Die Einstellung der Theaterreklame gegenüber ist aber fälschlicherweise skeptisch. Das Theater wird als eine Art Religion betrachtet, und Reklame hält man für Profanierung; hierbei vergißt man, daß die Religion selbst vom ersten Tage an die Notwendigkeit der Propaganda erkannt hat und in Wiesen und Wäldern ausgiebig Gebrauch von ihr macht.

Das Theater muß sich gegen die ungeheure Konkurrenz — will es am Leben bleiben — wehren. Niemand wird auf den Gedanken verfallen, ein Mercedeswagen sei schlecht, weil er reklamemäßig propagiert wird. Ausschlaggebend bleibt stets die Leistung. Das Theater kann und darf es sich nicht leisten, lautlos einen vornehmen Heldentod zu sterben.

Jede Form der Theaterreklame ist gerechtfertigt.

§ 6

Der Dramaturg ist das Herz des Theaters. Sämtliche Stücke, die eingehen, von Verlegern und Autoren, der Jetztzeit und der Vergangenheit, liest der Dramaturg. Der Dramaturg ist ein untrügliches Barometer; er empfiehlt unmögliche Stücke zur Annahme und lehnt die guten ab.

Der Dramaturg ist dem Theater unentbehrlich.

§ 7

Der Regisseur ist eine Erfindung neueren Datums; ursprünglich zur Inszenierung der Stücke bestimmt, ist seine Hauptsorge heute vorwiegend die Inszenierung seiner Person.

Der Regisseur entstellt den Inhalt der Stücke und verhindert die Schauspieler an der Entwicklung ihrer eigentlichen Möglichkeiten. Seitdem der Regisseur vom Publikum bemerkt wird, ist er eine Hauptgefahr für das Theater geworden.

Der beste Regisseur ist der, den der Laie nicht spürt.

§ 8

Der Schauspieler muß sich durchsetzen: gegen sich selbst, gegen die Familie, gegen den Agenten, gegen den Direktor, gegen den Regisseur, gegen das Publikum, gegen den Kritiker.

Der Weg des Schauspielers ist schwer.

DIE BRÜDER LENAIN

Von
VAUVRECY

Antoine, Louis, Mathieu.

Picardische Familie, Laon; Familie mittleren Standes, bäuerlichen Ursprungs.

Antoine: 1588	} Söhne des Isaac Le Nain, königlichen Exekutors in Vermandois; Isaac Le Nain hatte zwei weitere Söhne.
Louis: 1593	
Mathieu: 1607	

Ihre Ausbildung empfangen sie von einem ausländischen Maler, der sich in der Picardie niedergelassen hatte, und dessen Name verloren gegangen ist.

Louis Le Nain erhielt den Beinamen „der Römer“; keines seiner Werke läßt darauf schließen, daß er je in Rom gewesen sei.

Was von Antoine an Handschriftlichem erhalten ist, zeugt von einer gewissen Bildung. Antoine Le Nain wurde am 16. März 1629 im Alter von mehr als vierzig Jahren als Malermeister in Saint-Germain des Prés zugelassen. Zu jener Zeit gab es keinen Herbstsalon. Zu jener Zeit unterstanden die Künstler den Satzungen der Zünfte. Im Paris des rechten Seine-Ufers hatten die Künstler sehr lästige Aufnahmebedingungen festgesetzt, um die Konkurrenz auszuschalten. Man sieht, daß die Erfindung dessen, was die Deutschen Kunstpolitik nennen, nicht erst von heute datiert. Infolgedessen ließen die Künstler sich auf dem quasi autonomen Gebiet des Fleckens Saint-Germain (außerhalb der Stadtmauern am linken Seine-Ufer gelegen) nieder.

Antoine wohnte mit seinen beiden Brüdern in der Rue Princesse. Louis und Mathieu haben wohl selbst die Meisterwürde nicht erworben; sie bildeten zusammen eine Art Firma, bei der Antoinés Titel genügte — ebenso wie bei den Schildermalern nur der Prinzipal das Patent kaufte —; sie wurden nur als „Malergehilfen“ bezeichnet.

Keiner der drei Brüder hat geheiratet; ihre Malerei liebten sie sehr.

Im Jahre 1648 wurden die Brüder Le Nain als Maler „zweiter Klasse“ Mitglieder der Malerakademie; heute müßte man eigentlich eine Akademie dritter Klasse gründen.

Am 23. und 25. Mai 1648 starben in der Rue du Vieux Colombier, wo sie damals wohnten, Antoine und Louis in einem Abstand von zwei Tagen.

Mathieu wird in den Adelsstand erhoben und stirbt am 20. April 1677 im Alter von siebenzig Jahren, in der Rue Honor Chevalier des Faubourg Saint-Germain

Sollte jemand eine überströmend romantische Auffüllung dieser rein historischen Angaben wünschen, so möge er das Buch von Champefleury über die Brüder Le Nain lesen; er wird darin den Nachweis er-



Catherine Heßling (Mme. Jean Renoir) als „Nana“



Kartenspieler. Louvre, Paris



Bauern beim Abendessen. Louvre, Paris



Ernte. Louvre, Paris



Bauernstube. Louvre, Paris



Photo Bonney

Vor dem Café du Dôme im Winter



Photo Arriens

Marktszene in S. Nigeria

bracht finden, wie entzückend die Sujets der Le Nainschen Bilder sind, die Freuden des Landlebens, die Lieblichkeit der Bauernhöfe, der Duft des Düngers, und jenes Strohhalmchen, das wie die Hoffnung selbst in einem Winkel leuchtet . . . die Zartheit der ländlichen Sitten, die bezaubernde Schmutzkruste auf den Gesichtern: es lebe Courbet und die Karikatur usw. usw.

Die Le Nains haben in ihren Bildern offensichtlich stets ländliche Sujets behandelt; auch heute gibt es eine Menge Menschen, denen ein Vorwurf aus dem Landleben besser gefällt als jeder andere; wahrscheinlich war der Erfolg der Le Nains in der damaligen Geschmacksrichtung begründet, die an flämischen Genrebildern Gefallen fand; man hat in der Malerei immer die hübschen Geschichtchen geliebt, und stets war es der Vorwurf eines Bildes, der seine Verkäuflichkeit bedingte und dem Maler erlaubte, sich satt zu essen. Das Publikum liebt die hübschen Geschichtchen und betrachtet ein Bild kaum anders denn als Illustration zu jener Literatur, die ihm ins Herz geschrieben ist: nie wird jemand wissen, wieviel „Literatur“ im Herzen meiner Portierfrau lebt.

Ob ein Gemälde eine Erzählung darstellt, ob es ein Naturschauspiel transponiert, oder ob es lediglich ein Spiel mit außerhalb jeder Schilderung geschaffenen Formen ist, immer ist das, worauf es ankommt, die Qualität der Rückwirkung der gemalten Dinge auf den Beschauer und nicht die Qualität dessen, was sie darstellen. Das Wesentliche sind nicht die Dinge selbst, sondern das Verhältnis der Dinge; und die Puristen, bestrebt, die Erfahrungen und Deduktionen des Kubismus in einem homogenen logischen System zu kristallisieren und die sich daraus ergebenden Konsequenzen aufzudecken, haben auf eine Formel gebracht, was alle wahren bildenden Künstler stets gewußt oder doch gefühlt haben: zunächst die Notwendigkeit, das Sujet unter die Vormundschaft der wesentlichen inneren Eigenschaften der gemalten Dinge zu stellen.

Die Le Nains, wie alle großen Künstler der Vergangenheit, haben sich des Sujets als eines Vorwandes bedient; ihre Bilder interessieren uns, weil in ihnen — abgesehen vom Sujet — eine Anordnung von Formen und Farben geglückt ist, die in uns durch ihre physischen Eigenschaften Zustände höchster Steigerung auslösen; die menschliche Bestie ist einmal so beschaffen, daß die vermittels unserer Sinne durch das von dem Maler uns vorgeführte Schauspiel in uns erregten physischen Sensationen unser Gehirn in Bewegung setzen; die Elemente des Bildes, das Bild also, wirkt, um es noch einmal zu sagen, als Erreger auf unsere Sinne; die Kunst besteht darin, zu wissen, was man ausdrücken will, das Handwerk darin, die geeigneten Mittel zu kennen, um unsere Sinne in einer Weise zu erregen, daß das Gehirn selbst erregt wird, und daß der Zustand, in den es versetzt wird, von gleicher Qualität sei wie die Erregung, die den Künstler veranlaßt, zu malen; die Qualität der hervorgerufenen Erregung determiniert die Qualität des Kunstwerkes. Die Mittel der Kunst sind also eine Art Sprache, die auf dem Weg über die Sinne den Kopf erreicht.

An der Tradition geschult, kannten die alten Meister die Valeurs der Mittel, die sie anwendeten, und wenn sie ein „figürliches Sujet“ malten, so legten sie bestimmt viel weniger Wert auf den „Verismus“ dessen, was sie malten, als auf die Angemessenheit der Formen und Farben, die sie anwandten; das ist der Grund, weshalb alle alten Meister — trotzdem ich hier auf diesen Punkt nicht näher eingehen kann — „Deformisten“ gewesen sind. Es kam ihnen weniger auf die Wahrscheinlichkeit dessen an, was sie malten, als auf die künstlerische Qualität ihres Bildes. Wir sprechen von einem Fouquet, einem Poussin, einem Chardin, einem Ingres, einem Cézanne, einem Seurat. Gerade weil sie diesen hohen Wert auf die physiologische Qualität ihrer Bilder legten, kann man von allen großen Künstlern sagen, sie seien religiös gewesen.

Wenn ein Ägypter einen Gott bildete, einen Setket oder einen Osiris, so hat er dabei doch selbstverständlich nach keinem Vorbild gearbeitet; aber die Erfahrung einer tausendjährigen Tradition hatte ihn gelehrt, daß bestimmte Formen oder ihr Zusammenklang im Gehirn des Menschen gewisse Reaktionen von determinierter Qualität hervorrufen, von denen wieder ganz bestimmte den Geist erheben—physiologisches Mittel, göttliche Wirkung. Ein ägyptischer Gott ist eine Maschine, um im Menschen einen göttlichen Zustand hervorzurufen.

Wir sind weit abgekommen von den Le Nains und mein Platz ist beschränkt. Viele Schriftsteller haben vieles über „das Geheimnis der Zusammenarbeit der Brüder Le Nain“ geschrieben, wobei die einen, in der Überzeugung, das Kunstwerk sei eine Art Überschäumen des Herzens des Künstlers, nicht zugeben können, daß mehrere Hände an dem gleichen Bilde tätig gewesen seien: Sakrileg. Die anderen versuchen, den Anteil der beiden anderen Brüder herabzumindern, und sie machen sich das größte Kopfzerbrechen, um nachzuweisen, daß Mathieu allein die „schwierigen Sachen“ gemalt habe, während Antoine und Louis auf Nebensächlichkeiten und Hintergründe beschränkt blieben. Welche Verkennung der Grundeigenschaften eines schönen Gemäldes. Der Zusammenklang des Hintergrundes ist ebenso schwer zu verwirklichen wie jener berühmte leuchtende Fleck im Auge. Viel wahrscheinlicher ist es, daß gemeinsame Erziehung und lange gemeinsame Arbeit die drei Brüder zu einer in solchem Grade identischen ästhetischen Konzeption geführt hat, daß sie ihnen das Zusammenarbeiten selbst in der Komposition gestattete. Was die Ausführung anbetrifft, so wird einem jeder gute Maler sagen können, daß nicht hierin die Hauptschwierigkeit liegt; klar zu konzipieren ist schon so gut, als sei das Bild fast vollendet. Die Le Nains als die großen Maler, die sie waren, verstanden zu komponieren, sie verstanden zu malen; wir brauchen an dieser Stelle nicht zu wiederholen, was wir über die Komposition bei den Meistern der Malerei bereits gesagt haben.

(Deutsch von B. Bessmertny)

DIE GEBURT DER REVOLVERPRESSE

Von

EGON FRIEDEL

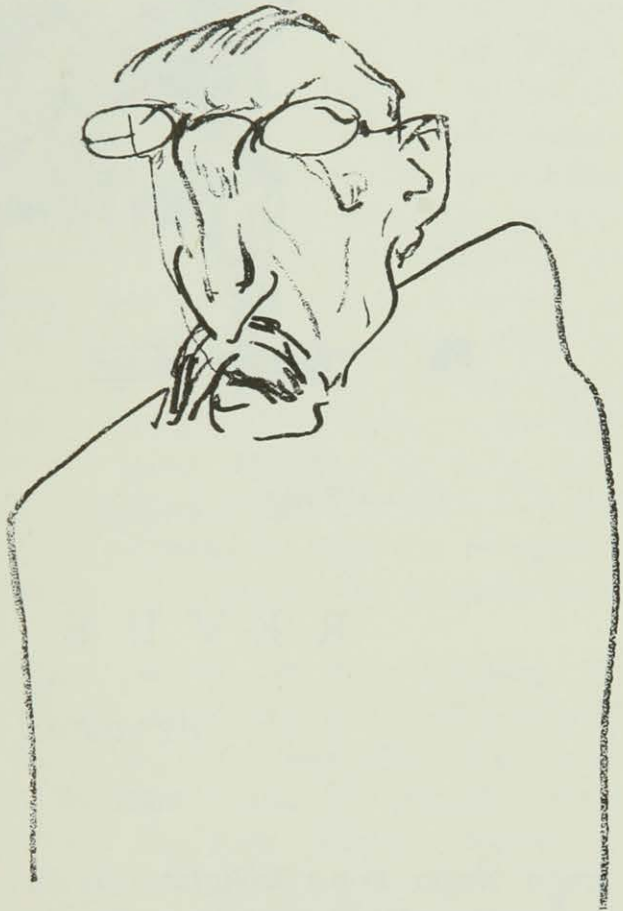
Die Feder beginnt im Renaissancezeitalter eine dominierende Macht zu werden, und es entwickeln sich die ersten energischen Anfänge der Presse und ihrer vollendetsten und konsequentesten Existenzform: der Revolverpresse. Hierfür ist zunächst überhaupt die ganze soziale Erscheinung der Humanisten maßgebend, die, bei allen ihren Verdiensten um die Hebung der allgemeinen Bildung und des Spezialinteresses für die Offenbarungen der antiken Kultur, doch zweifellos eine moralische Pest waren, indem sie durch ihr Vorbild und ihre Maximen lehrten, daß uneinschüchterbare Frechheit, absolute Gesinnungslosigkeit, maßlose Selbstberäucherung, dialektische Gedankenjongliererei und hemmungslose Unbedenklichkeit in der Wahl der polemischen Mittel die Hauptvehikel zum Ruhm und Erfolg seien. Sie haben mit einer Selbstverständlichkeit und Unverblümtheit, die sich selbst heute nur bei Winkelblättern findet, aus ihrer Meinung ein Geschäft gemacht; und sämtliche Praktiken, deren sich die heutige Presse bedient, sind von ihnen bereits mit vollendeter Virtuosität gehandhabt worden: die Verdrehung der Tatbestände und die Verdächtigung der Motive; der Griff ins Privatleben; die scheinbare Objektivität, die den Tadel um so glaubwürdiger macht; die versteckte Attacke, die die Gefährlichkeit der offenen nur erst ahnen läßt, und dergleichen mehr. Ebenso haben sie sich bereits untereinander auf erbittertste bekämpft. Ihre Macht beruhte, ganz ähnlich wie bei der heutigen Journalistik, nicht bloß auf ihrem Witz, ihrer Schreibfertigkeit und ihrer Fähigkeit, schwer eingängige Themen in eine populäre und gefällige Form zu bringen, sondern auch auf ihrer Herrschaft über ein Material, das nur ihnen vollkommen zugänglich war: nur ist es heute das sogenannte Nachrichtenmaterial, dessen Verbreitung ein Privileg der Zeitungen bildet, während es sich damals um die Vermittlung des wiederentdeckten antiken Bildungstoffes handelte. Insofern standen sie höher als die modernen Journalisten, denn sie waren nicht nur fast alle außerordentlich unterrichtet, sondern auch von einem begeisterten Eifer, ja Furor für das Altertum erfüllt, und so wird man ihrem geistigen Streben, bei aller ihrer sittlichen Verkommenheit, eine gewisse Idealität nicht absprechen können.

Natürlich waren viele von ihnen auch moralisch gänzlich einwandfreie Persönlichkeiten, und andere wiederum haben eine solche Energie und Ingeniosität entwickelt, daß auch die Nachwelt ihnen als wahren Giganten ihres Gewerbes die Bewunderung nicht zu versagen vermochte. Namentlich zwei von ihnen sind ebenso unsterblich geworden wie Raffael oder Machiavell: nämlich Vasari und Pietro Aretino. Vasari übte eine Geschmacksdiktatur von einer so unwidersprochenen Geltung, wie sie später nie wieder einem Rezensenten beschert worden ist. Er war selber

ein ausübender Künstler, und zwar ein ziemlich mäßiger, und bietet damit das seither so oft wiederholte Schauspiel der Geburt der Kritik aus der schöpferischen Impotenz; außerdem verband er, worin er ebenfalls viele Nachfolger gefunden hat, mit seiner Tätigkeit das Geschäft des Kunstagenten. Selbst ein so intransigentem Charakter wie Michelangelo wußte, was er einem Vasari schuldig sei, und antwortete ihm auf die Übersendung seines Werks mit einem überaus schmeichelhaften Sonett, obgleich er von dem Inhalt und zumal von den Nachrichten und Urteilen, die sich mit ihm selbst beschäftigten, nichts weniger als erbaut war. Alle aber, die es wagten, Vasaris kritischen Offenbarungen zu opponieren oder ihn als Künstler nicht neben die Größten der Zeit zu stellen, wurden von ihm mit der äußersten Rachsucht und Ungerechtigkeit verfolgt, wobei es ihm auf Fälschungen nicht ankam: zahlreiche Künstler hat er auf diese Weise buchstäblich unmöglich gemacht.

Noch gefürchteter aber war der „göttliche Aretino“, der Vater der modernen Publizistik, von dem das Volk nicht mit Unrecht behauptete, er besitze den bösen Blick. Er bezog von den beiden großen Gegnern Karl dem Fünften und Franz dem Ersten gleichzeitig Pensionen und erhielt auch von anderen Potentaten: den Königen von England, Ungarn, Portugal und von vielen kleineren Fürsten reiche Geschenke; selbst der Sultan schickte ihm eine schöne Sklavin. Er war aber auch ein vollendeter Techniker der geistreichen Erpressung. Wir wollen als Beispiel wiederum nur seinen Verkehr mit Michelangelo anführen. Er schrieb diesem zunächst einige Briefe, in denen er den Ausdruck seiner Verehrung für Michelangelos Kunst sehr geschickt mit dem Hinweis auf seine eigene Machtstellung zu verbinden wußte: „Mir,“ beginnt er, „der in Lob und Tadel so viel vermag, daß fast alle Anerkennung und Geringschätzung durch meine Hand verliehen wird, dessen Name jedem Fürsten Achtung einflößt, bleibt gleichwohl Dir gegenüber nichts als die Ehrfurcht. Denn Könige gibt es genug in der Welt, aber nur einen Michelangelo!“ Infolgedessen bitte er ihn um „irgendein Stück Handzeichnung“. Michelangelo erfüllte diese Bitte, die Gabe scheint aber nicht nach den Wünschen des Aretiners ausgefallen zu sein, denn nach einigen weiteren Mahnungen, die unbeantwortet blieben, schickte er Michelangelo ein vollendetes Muster und Prachtstück eines Erpresserbriefes, in dem es unter anderem heißt: „Mein Herr. Nachdem ich nun die ganze Komposition Eures jüngsten Gerichtes gesehen habe, erkenne ich darin, was die Schönheit der Komposition anlangt, die berühmte Grazie Raffaels wieder; als ein Christ aber, der die heilige Taufe empfangen hat, schäme ich mich der zügellosen Freiheit, mit der Euer Geist die Darstellung dessen gewagt hat, was den Inhalt unserer höchsten religiösen Gefühle bildet. Dieser Michelangelo also, so gewaltig durch seinen Ruhm, hat den Leuten zeigen wollen, daß ihm in ebenso hohem Grade Frömmigkeit und Glauben abgehen, als ihm in seiner Kunst Vollendung eigen ist. Ist es möglich, daß Ihr, der Ihr Euch im Gefühl Eurer Göttlichkeit zum Verkehr mit gewöhnlichen Menschen gar nicht

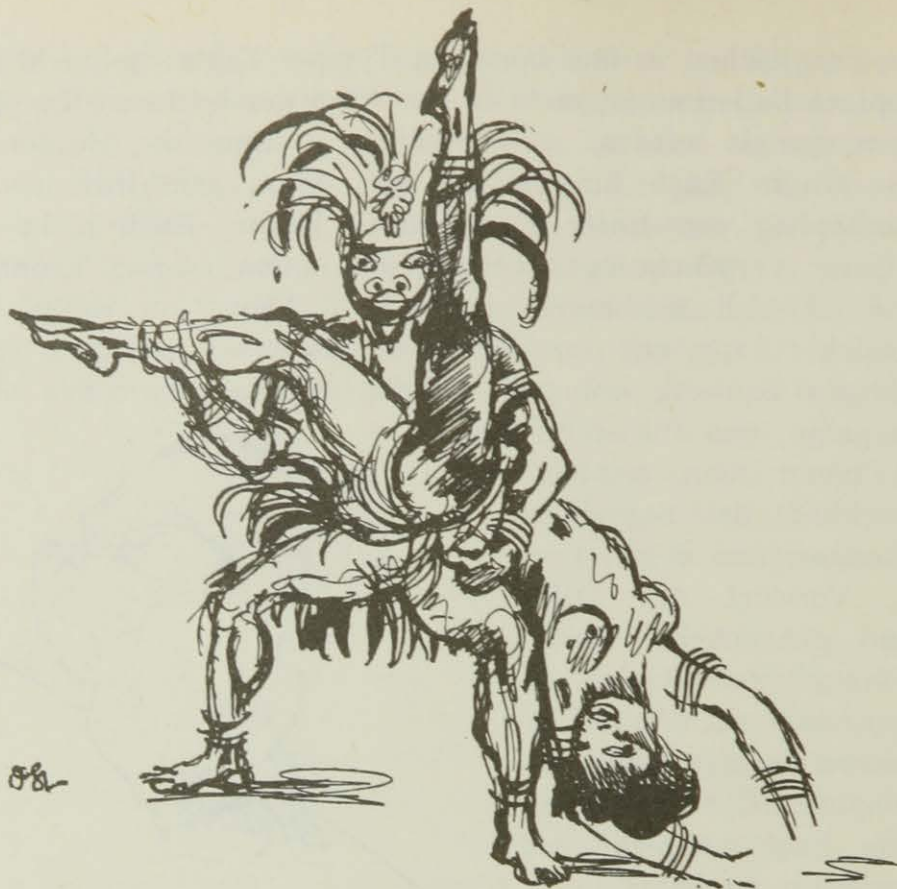
herablaßt, dergleichen in den höchsten Tempel Gottes gebracht habt?... In ein üppiges Badezimmer, nicht in den Chor der höchsten Kapelle durfte dergleichen gemalt werden... Aber freilich, wenn die Haufen Goldes, die Papst Giulio Euch hinterlassen hat, damit sein irdisches Teil in einem Sarkophag von Eurer Hand ruhen könne, Euch nicht zur Einhaltung Eurer Verpflichtungen vermögen konnten, worauf konnte da ein Mann wie ich sich Rechnung machen?... Aber Gott wollte offenbar, daß ein solcher Papst nur durch sich sei, was er ist, und nicht erst durch ein mächtiges Bauwerk etwas zu werden scheine. Trotzdem aber habt Ihr nicht getan, was Ihr solltet, und das nennt man stehlen.“ Und er schließt das Schreiben, in dem Denunziation wegen Irreligiosität, Vorwurf des Diebstahls und geheuchelte Trauer über ein irregeleitetes Genie mit vollendeter Kunst der Giftmischelei ineinandergemengt sind, mit dem triumphierenden Wortspiel: „Ich hoffe Euch nunmehr den Beweis geliefert zu haben, daß, wenn Ihr *divino (di vino)* seid, ich auch nicht *dell' acqua* bin.“ Und dieser Brief, für dessen Verbreitung Aretino natürlich sorgte, hat Michelangelo in der Tat unendlich geschadet. Es liegt aber in der Paradoxie des Renaissancecharakters, daß Aretino, abgesehen von den Infamien, zu denen er sozusagen beruflich verpflichtet war, einer der liebenswürdigsten, hilfsreichsten und freigebigsten Menschen gewesen ist, ein rührender Kinder- und Tierfreund, ein unermüdlicher Wohltäter und Gastgeber, dessen Haus jedermann offenstand, der Kranke unterstützte, Gefangene befreite, jeden Bettler beschenkte, alles erpreßte Geld mit vollen Händen an andere austeilte und jedem Bedürftigten seinen Rat und seinen Einfluß lieh, ein „Sekretär der Menschheit“, wie er sich selbst, *il banchiere della misericordia*, wie einer seiner Freunde ihn genannt hat. Auch hat es seinen Niederträchtigkeiten nicht an einer gewissen Großzügigkeit und vornehmen Linie gefehlt; man braucht nur das Bild anzusehen, das sein Freund Tizian von ihm gemalt hat: etwas Imperatorisches, das auf wirkliche Geistesmacht hinweist, geht von dieser Gestalt aus.



Dolbin: Der österreichische Außenminister Mataja

*

Aus einem demnächst erscheinenden kulturhistorischen Werke von Egon Friedell.



Ottomar Starke

REVUE NÈGRE

Von

OTTOMAR STARKE

Anlässlich des Berliner Gastspiels der Negertruppe.

Der Neger Louis Douglas hat diese Revue verfaßt, Jack Palmer und Spencer Williams haben die Musik geschrieben, Dudley sisters und Susan Smith Kostüme und Dekorationen entworfen. Die sieben Bilder sind betitelt: Mississippi Steam Boat Race, New York Skyscraper, Louisiana Camp-Meeting, Les Strutting Babies, Darkey Impressions, Les pieds qui parlent und Charleston Cabaret. Sie geben nicht ganz ohne Sinn einen Querschnitt durch Negerleben in Amerika, der seligen Beecher-Stowe Onkel Toms Hütte, 1925 redigiert, und er liest sich versöhnlicher. Allerdings ist drüben der Colouredman nicht salonfähig und kann außerhalb seines Quartiers verrecken, ohne daß sich eine Hand rührt, wohingegen wir schon als Kinder lernen: Was kann denn dieser Mohr dafür, daß er so weiß nicht ist wie wir.

Die Stars dieser Revue sind Louis Douglas und Josephine Baker, und beide sind Clowns. Louis Douglas ist sehr beachtlich. In sein schwarzes Gesicht („Ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn“) malt er um den Mund eine weiße Schießscheibe, was ihn noch über-

negert. Er tanzt acht Tänze mit einer niegesehenen Paganinivirtuosität der Füße. Er schlägt die Sechzehntel. In a Jazz Charleston Drill führt er die acht Steppers, die Girls der Truppe, an und seine Füße intonieren Trommelwirbel. Eine Revue ist gut, wenn der Unteroffizier seine Freude daran hat. Es muß klappen, man muß den Drill spüren. Gut einexerzierte Girls können der Musikbegleitung entbehren und es sich leisten, ihren Tanz mit dem Absatz selbst zu taktieren, so hier. Solche Gruppenschwenkungen hat kein deutscher Kasernenhof gesehen. Im New York Skyscraper mit der kühnen Dekoration eines sich ins Unendliche verjüngenden Wolkenkratzers fährt ein Straßenverkäufer in Waterproof und einem Ich-hab-ihn-getragen-Hut seine fliegende Ware auf einem Wägelchen auf die Szene. Das ist der Saxophonist Sidney Bechet, der für die Jazz-Colombine Marion Cook und den Jazz-Arlequin Douglas den schönsten Jazz spielt, den man je gehört hat. Das seidene Arlequinkostüm ist kleinkarriert, rot und blau, mit Rüschen, und steht gut zu dem schwarzen Gesicht. Marion im Degazeröckchen ist ganz hellhäutig und ein Engel. — Das Lovisiana Camp-Meeting ist ein Cauchemar, zu welchem eine dicke, alte, auf weiß-schwarz-punktierte Figurantin nicht unerheblich beiträgt. Eine Methodistenkirche ist mit Kreide auf eine riesige Schultafel als Hintergrund gezeichnet. Beachtliches Gesindel treibt sich hier herum. Der Negergeschmack für bunte Kleidung ist noch übertrieben. Douglas exzelliert in einem Bootleggers-Quartett, einem a-lovers-Quarrel und einem Excentric-Dance. In ersterem ist auch der Komponist Spencer Williams selbst zu bewundern. Im zweiten der ausgezeichnete Honey Boy.

Josephine Baker ist Grotesk tänzerin, wo sie die Haut berührt. Ihr Popo, mit Respekt zu vermelden, ist ein schokoladener Grieß-Flammeri an Beweglichkeit, und sie ist mit Recht stolz auf diese Gabe der Natur. Ihre Drölerien sind indes ohne große Variationen. Sie wackelt immer wieder mit verschiedenen Körperteilen, hat ganz dumme, doppelt so große Augen, und ist unbeschreiblich an- und ausgezogen. Ihre Schlußvenus ist eindeutig kallipygischer Observanz, was jedermann Freude machen muß. Mit verdrehten Augen singt sie „Boodle-Am“, „Y want to yodel“, „Give me just a little bit“ und tanzt den Charleston „Sadie Snow“. Ihre große Nummer ist Darkey Impressions. Im Schlußbild tanzt sie mit Joe Alex, einem schönen, nackten, federgeschmückten Wilden und den Babies einen Danse de Sauvage, der sich gewaschen hat.

Wenn Neger etwas vortragen, tun sie das mit großer Wichtigkeit, so bescheiden sie sich sonst geben. Sie unterstreichen sozusagen, daß hier ein Neger Weißen etwas zu sagen hat. Sie verdrehen die Augen ins Unwahrscheinliche und sind sehr, sehr liebenswürdig. Maud de Forest hat diese zähnefletschende Unwiderstehlichkeit, wenn sie singt: „Everything my Sweetie does“ oder „Same train“ oder „Papa-de-Dada“, aber sie hat keinen einzigen Ton in der Kehle und flüstert uns ihre Mitteilungen höchst geheimnisvoll zu; Marion Cook schon besser mit dem sentimental Lied „Swance River“. — Und die Babies in Boodle-Am,

Jazz Drill, Sadie Snow, Strutting Babies und Cocktail Dance sind entzückend. In Les Strutting Babies bemüht der hübsche Honey Boy sich um sie, er kann sich nicht lassen vor fixer Betulichkeit, macht sich sweet, hat sechzehn Beine, und sein Stöckchen wirbelt in einem fort. Er beißt sich vor lauter Grinsen die Ohrläppchen ab. Er ist ein Beau, er ist ein Beau, er ist ein unbedingter Beau Brummel.

Aber — three cheers for the Charleston Jazzband und ihren Chef Claude Hopkins. Man merkt es den schwarzen Gentlemen im Smoking an, daß sie sich ihrer kulturellen Mission bewußt sind. Die Band ist sieben Mann stark. Claude Hopkins, der das Jazz bedient, ist ein brillanter Jongleur. Er hat neben sich in einer Blumenvase ein Dutzend Trommelschlegel und den Ehrgeiz, jeden Wirbel mit einem anderen zu schlagen.

D A S E H E B U C H

Eine neue Sinnggebung im Zusammenklang der Stimmen führender Zeitgenossen; angeregt und herausgegeben

von

HERMANN GRAF KEYSERLING

„Weder Kohlkopf noch Kuh weiß von Tragik“ — „schon der Primitivste spürt, daß die Ehe erst durch Tragik ihren Sinn erfüllt.“ (Siehe Einführung des Grafen Keyserling.) Bei der Kuh ist die Grenze, wo der Unverstand des tragischen Sinnes der Ehe beginnt.

So ist Hermann Graf Keyserling heiligen Eifers voll vom problematischsten aller Probleme: dem Ehe-Problem. Er rief und viele, viele kamen. Das heißt vierundzwanzig Zeitgenossen schrieben — jeder nach seiner Art. Keyserling ließ Spielraum nach altem Leitmotiv des geistigen Dirigenten. Das Orchester darf alle Klänge — auch mißliche — bringen, der Zusammenklang einigt alle Töne — auch diese Ehe-Symphonie. Der Herausgeber empfiehlt es allen Ernstes Brautpaaren und in der Ehe Stehenden als Führer. Es müßten also im Brautstand vierundzwanzig Aufsätze berücksichtigt werden, dazu die Einführung des Grafen aus Darmstadt. Wird die Ehe doch nicht gut, liegt es an der falschen Einstellung des Lesers, und er muß noch einmal lesen. Oder es ist ihm nicht zu helfen. Fast auf jeder Seite der Beiträge des Grafen sind seine übrigen Werke vermerkt, die man vergleichen soll.

Es sind viele gute, gediegene Mitarbeiter. Richard Wilhelm, Professor in Frankfurt, schildert, als guter China-Kenner nach langjährigem Aufenthalt dort, die chinesische Ehe. Leo Frobenius beschreibt schwungvoll das Mutterrecht und seine geographische Entstehung (wobei zu bemerken ist, daß Ratzels weltberühmtes wissenschaftliches Werk „Anthropo-Geographie“ das Bahnbrechende in dieser Richtung war). Kleine Aufsätze sind gefälliger als wissenschaftliche Werke, gleiten aber rasch vorbei.

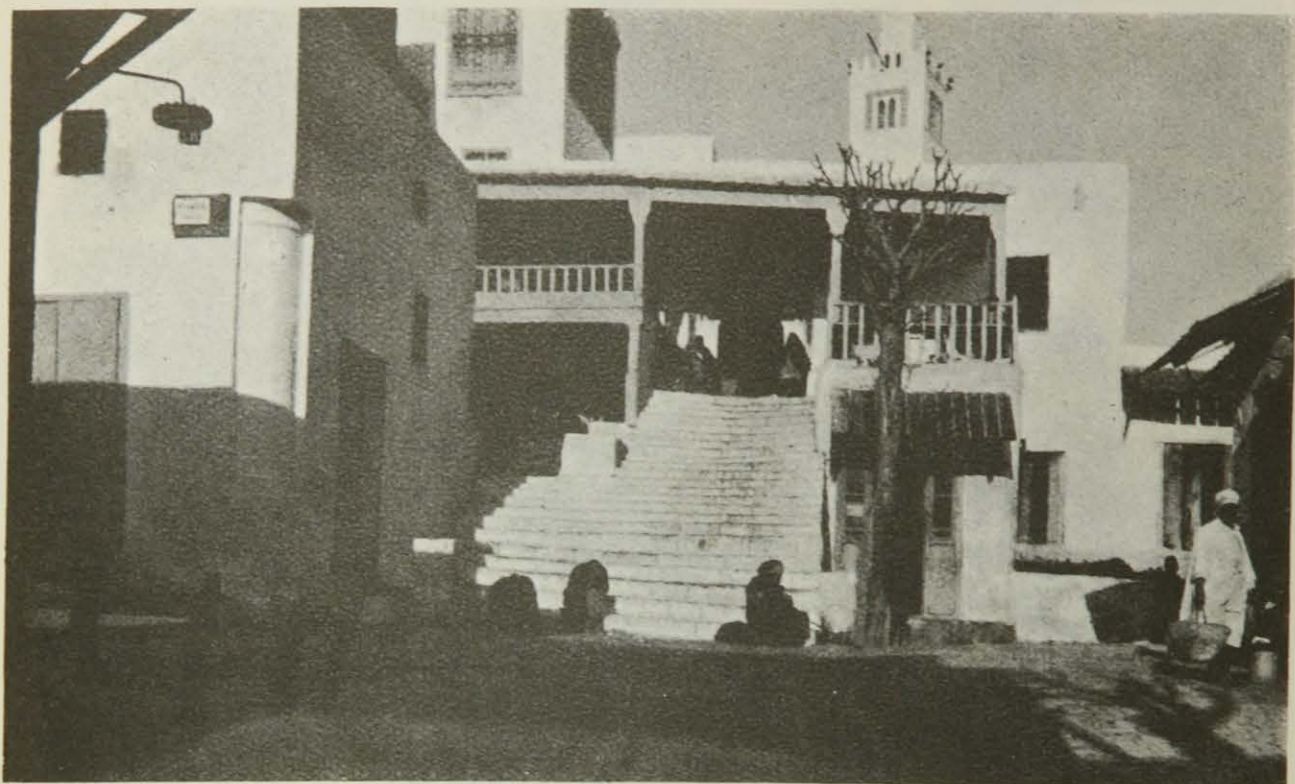


Wide World Photo

1926



1880



Arabisches Café in Sidi-bou-Said (Tunis)

Photo R. Paresce



Friedhof in Marsa (Tunis)

Photo R. Paresce



Gustave Courbet, Mädchen mit Blumen



Hope Hampton, amerikanischer Filmstar, kaufte in Paris 60 Modelle

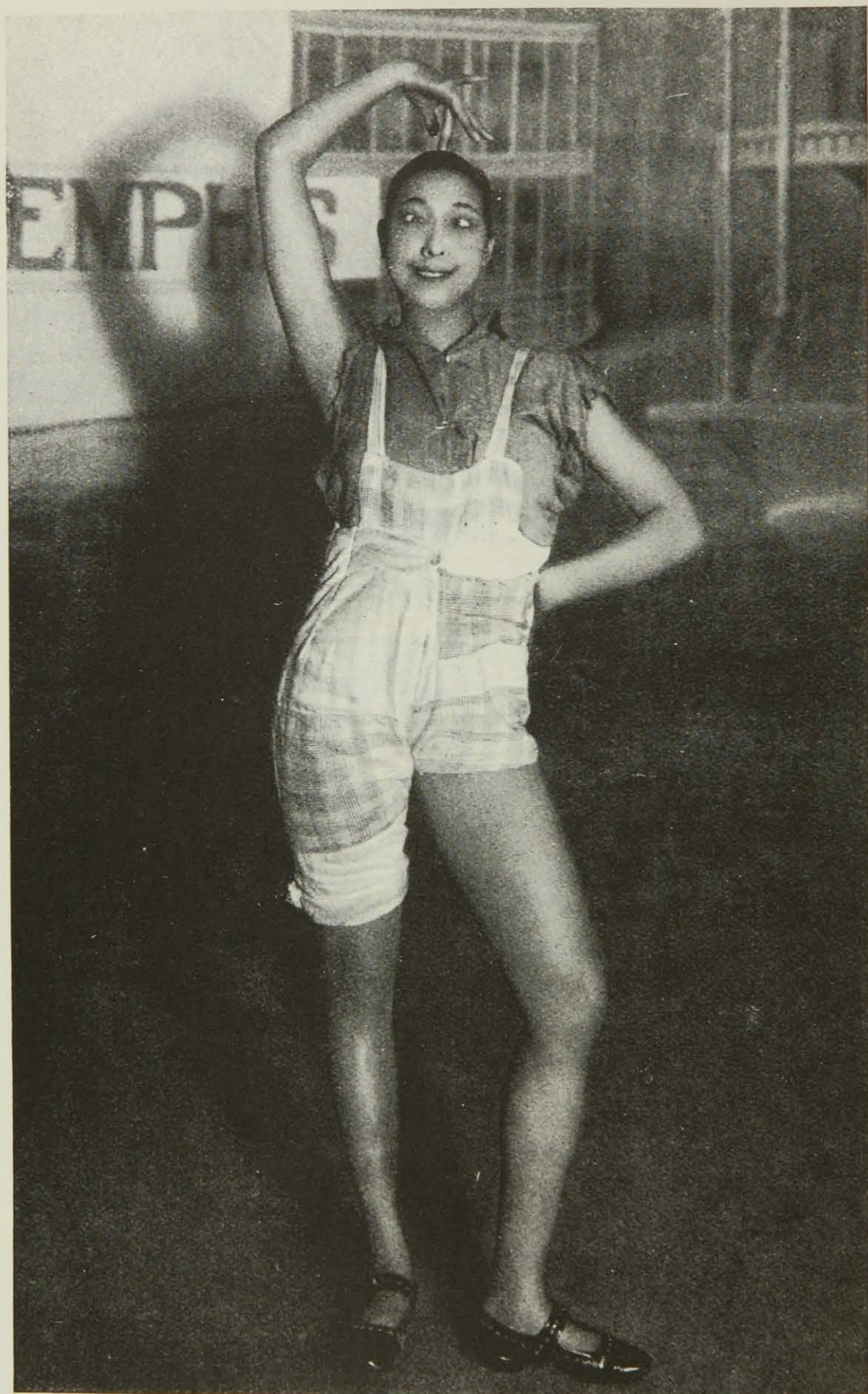


Photo Ernst Schneider, Berlin
Joséphine Baker in der Neger-Revue des Nelson-Theaters

Ricarda Huch bringt gedrängte Wochenübersicht der „romantischen Ehe“ aus ihrer „Blütezeit der Romantik“ (vor zwanzig Jahren erschienen und von bleibendem Wert). Man kann bei Ricarda auch sagen „on revient toujours à ses premiers amours“.

So erging es mehreren Mitarbeitern. Es ist ordentlich rührend, den greisen Havelock Ellis zu lesen; vergilbte Probleme voll zarten, welken Rosenduftes ausbreitend, und dieses in dem Aufsatz „Liebe als Kunst“. Bei ihm merkt immer noch eine tugendhafte Gattin mit Schrecken, daß neben ihrem ordentlichen braven Gatten ein anderer Mann sie erotisch irritiert. Das Ehepaar ist selbstverständlich mit vorzüglichen Qualitäten bedacht. Was ist nun zu tun? Havelock Ellis bedauert, daß das edle Paar eben nicht zur Zeit die Liebe als „Kunst“ begriff. Positive aktuelle Schlüsse fehlen fast überall. Man soll es richtig machen durch den Sinn, den Graf Keyserling dem Buche weitausholend mitzugeben gedenkt.

Die Psycho-Analytiker (Jung, Adler, Kretschmer usw.) schreiben fachmännisch-medizinische Beobachtungen ihrer Praxis. Sie bringen Fälle, ziehen ärztliche Schlüsse („die Ehe als analytische Situation“, „die Ehe als psychologische Beziehung“ usw.). Kretschmer zitiert „pyknisch-syntone“ Ehegatten, „hypomanische Ehegatten“, sogar „schizothyme Mittelagen“, berechnet die diversen Anziehungspunkte wissenschaftlich. Wenn man an die wenigen denkt, die sich ernsthaft mit psycho-analytischer Lektüre beschäftigen, dürften diese wenigen ihn verstehen und bekannte Freudsche Fortsetzungen finden. Warum aber heiraten die meisten Menschen? Um die eigentlich akute Frage geht fast jeder Mitarbeiter herum. Thomas Mann schreibt zwar heiter lächelnd einen kleinen Aufsatz (zu ermäßigtem Preis). Er schäkert zunächst mit dem Darmstädter Weisen, spricht humorvoll von Glatteis, rutscht aus und preist die Homo-Erotik. Er bemerkt gottlob den gräflichen Taktstock, meint zwar, daß neunzig Prozent aller Ehen unglücklich seien („mit dem Beben namenloser Ungeduld in den Stimmen der Ehegatten“).

„Strindbergsche Erinnerungen melden sich, infernalische Erinnerungen“ — aber er löst den Mißklang und lobt die sittlichen Ehebande. Ja, sogar Gewohnheit der Eheleute ist eine habitude suprême, wird Tugend.

Fürstin Lichnowsky tastet zart und blaß in „Ehe als Kunstwerk“, bezeichnet den Weg dazu als einen „Dornenweg“, den zwei Menschen liebevoll mit Rosenblättern bestreuen sollen. Ein träumerischer Einschlag outside der Wirklichkeiten. Graf Keyserling betont heftig die Standes-Ehe (gleiches „Niveau“ vor allen Dingen); bringt durch eine Definition der Standes-Ehe den Grafen Paul Thun-Hohenstein dazu, mit „geschlossenen Augen zu meditieren und alle Höhen und Tiefen zu erleben“, die der Graf meint.

Die weiblichen Mitarbeiter bringen durchweg gute soziale Hauskost, schildern die Frau im Übergang, streifen seelische Probleme oder neue, gediegene Ehe mit amerikanischem Einschlag.

Mathilde v. Kemnitz, Ärztin, schreibt viel Geistiges über den „Wonnenaustausch“ der Ehegatten, der sie heftig anzieht. Sie überläßt dem

Leser, sich die Wonnen auszumalen. Sie soll sogar sehr viel geschrieben haben und gedruckt worden sein. Wassermann betont zwar, wie Graf Keyserling seelischer und sozialer Not der Zeit geneigt sei, betont seine geistige Verbundenheit mit dem Herausgeber, indem er seinen Roman „Laudin und die Seinen“ als Gegenstand seines Beitrages nimmt („bürgerliche Ehe“). Er erspart zwar anderweitige Reklame für seinen „Laudin“, schildert Zerrüttung, vergißt Lösungen.

Tagore sagt gute, brave Dinge über indische Ehe, kulturhistorisch interessant vielleicht, Leo Baeck preist begeistert die Ehe als Geheimnis und Gebot, aber das fatale Gefühl des bekannten vertanen Aufwandes bleibt. Man freut sich, im Buddhisten Dr. Dahlke den gänzlich von allem Sündhaften abgekehrten Buddhisten und Ehefeind zu finden, der vor Weiber-Röcken warnt, mit dem „Mönche“ spricht und handelt und positiven Ehe-Abscheu klar ausdrückt. Da ist konkrete Wirklichkeit. Auch sogar für die Ehe des Kurfürstendamm verständlich.

Die glückliche Ehe gibt nicht achtzehn Mark für das Ehe-Buch aus. Das Brautpaar liest es nicht. Der unglücklich Verheiratete denkt nicht daran, es zu lesen. Die Wirklichkeit ist stärker, eigentliche Weisheit kommt immer erst nach dem Kampf — und nicht durch diese Lektüre.

Ein edler Sachse war bei der Gründung der Darmstädter Weisheitsschule dabei, man meditierte nach passender Benennung, und er rief genial — der Geschäftstüchtige: „Nu, so nännen wir es einfach ‚Schule der Weisheit‘, das zieht!“

Nervenärzte sind überall reichlich vorhanden, ebenso Psycho-Analytiker, — sogar öffentliche Ehe-Beratungsabende von Dr. Magnus Hirschfeld im überfüllten Bürgersaal des Berliner Rathauses. Wörtlich war in der Zeitung darüber zu lesen: „Ergreifend wirkte jener Fragezettel: „Obgleich ich in glücklichster Ehe lebe, begehre ich doch eine andere. Wie ist das zu erklären?“

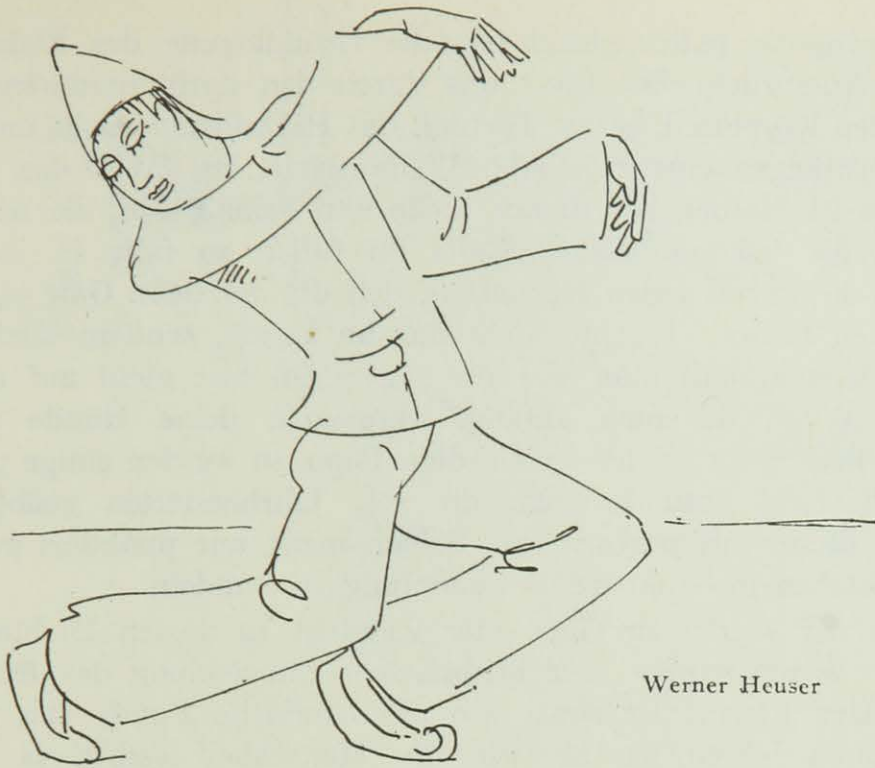
Wenn der Fragende das Ehe-Buch liest, wird ihm nichts klarer. Die Ehe am Kurfürstendamm ist anders als die Ehe in Hamburg oder gar in Darmstadt! Keyserling wendet sich zwar souverain von der „bourgeoisen“ Ehe ab („satt“ und „untragisch“). Doch nähert sich jeder Eheschließende dem Bourgeois. Der Graf übersieht das. Da ist Behaglichkeit, Ordnungstrieb, Sehnsucht nach gewohnheitsmäßigem Sexualleben, der Ehetrieb. Wo Geld eine Rolle spielt, ist es noch einfacher. Wo Sehnsucht nach einem Kind mitspricht, ist rasch der Not geholfen, aber nicht durch vierundzwanzig Aufsätze auch der besten geistigen Köpfe!

Spielte beim Ehe-Buch, dieser Weihnachtsgabe, nicht auch das Motiv mit: „Nennen wir es Ehe-Buch, das zieht.“ ???

(Lily Pringsheim.)

*

Das Buch ist kürzlich im Verlag Kampmann, Celle, erschienen.



Werner Heuser

DIE KUNST DES EISLAUFS

Von

KURT PINTHUS

Wie jede Kunst, so ist das Eislaufen keine Kunst, wenn man es kann. Die Kunst besteht darin, es zu lernen.

Zum Eislaufen brauchst du ein Paar Schlittschuhe und ein Paar Handschuhe. Die letzteren haben den Zweck, der Dame, um derenwillen du das Eislaufen lernst, deine vor Kälte blaueschwollenen Hände zu verbergen. Meister A. Vieregge empfiehlt in seinem trefflichen Büchlein „Der Eisläufer“ (S. 77): „Die Handschuhe sind bestens dunkel zu nehmen, damit die Hände nicht übergroß erscheinen.“

Dieser selbe Vieregge, Dozent an der deutschen Hochschule für Leibesübungen, definiert: „Die Kunst des Eislaufs ist zwangläufige Gleichgewichtsbewegung“. Da nun, spekuliere ich weiter, nach der großen philosophischen Lehre vom psychophysischen Parallelismus Seelisches und Körperliches immer zwei genau gleichzeitige Ausdruckserscheinungen derselben Kraft sind, so wirst du, im seelischen Gleichgewicht befindlich, auch im körperlichen leichter verharren können. Wirst also im Zustand der Gemütsruhe schneller die Kunst der „zwangläufigen Gleichgewichtsfähigkeit“ erreichen. Umgekehrt, bist du seelisch aus dem Gleichgewicht geraten, — husch auf die Schlittschuhe — ein Stündlein Kürlauf zur Musik trainiert, und du wirst wieder so im seelischen Gleichgewicht sein, daß du der Welt nichts anderes entgegenzurufen vermagst als jenes Wort Götzens von Berlichingen zum feindlichen Hauptmann, das zum Symbol innerlicher Unerschütterlichkeit geworden ist.

Dies wäre die philosophisch-ethische Grundlegung des Eislaufs. Der Götzsche Ausspruch aber führt uns durch den darin berührten oder zu berührenden Körperteil zu der Technik des Hinfallens, welche insonderheit für den Anfänger eine tröstliche Wissenschaft ist. Was das Hinfallen betrifft, so ist hierbei, wie in der Liebe und beim Essen, die natürlichste Art auch die bekömmlichste. Falls du fällst, so falle in jedem Fall möglichst direkt auf jenen Körperteil, den dir der liebe Gott eigens dazu hat wachsen lassen. Trachte nicht nur im Leben, sondern auch auf der Eisbahn danach, daß man von dir sage: Du bist nicht auf den Kopf gefallen! Wenn du auch anfangs vermeinst, deine Hände seien geschickter, dein Kopf sei härter als dein Popo, so werden einige praktische Fälle dich bald dazu bringen, die seit Jahrhunderten geübte Unterschätzung dieser aus pervertierter Scham meist nur punktiert gedruckten vier Buchstaben in dankbare Bewunderung zu wandeln.

Kehren wir wieder zu Götz oder vielmehr zu dessen Dichter Goethe zurück, so wären wir bei der historischen Entwicklung des Eislaufs angelangt. Der Eislauf ist zwar, wie prähistorische Funde von Knochenschlittschuhen lehren, so alt wie die Menschheit selbst, ja vielleicht noch älter, da man sich sehr wohl allerlei Urgetier auf den eigenen Knochen von Eisbergen gleitend vorstellen kann, — aber so recht populär wurde der Eislauf erst durch genannten Dichter Goethe.

Goethe ward bekanntlich 1775 vom Großherzog Karl August nach Weimar berufen, um dortselbst den Eislauf einzuführen. Goethe war aber nicht nur Dichter, sondern auch Weimarerischer Minister, und so sind uns herzhaftes Genrebildchen überliefert, auf denen der Staatsminister Goethe, mit Orden und Würde geschmückt, auf dem Eis des Fließchens Ilm im Schloßpark kreist, bestaunt von den Untertanen, die wetteifern, ihn nachzuahmen, so daß man wohl das Scherzchen wagen kann: auch damals schon haben die Minister ihr Volk aufs Glatteis geführt.

Goethe wiederum hatte das Eislaufen von einem anderen Dichter auf dem Züricher See gelernt: von dem göttlichen Friedrich Gottlieb Klopstock, dem Verfasser des ersten und immer noch spannendsten deutschen Kriminalromans „Der Messias“. Klopstock führte aber — und das war noch kühner denn die damals als wildrevolutionäre Betätigung angesehene Ausübung des Eislaufs selbst — aus propagandistischen Gründen den Eislauf in die deutsche Dichtung ein mit seiner wunderschönen Ode „Der Eislauf“. Da singt er:

„O Jüngling, der den Wasserkothurn
Zu beseelen weiß und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir,
Wo des Kristalls Ebne dir winkt!“

In dieser Ode feiert sich unser bescheidener Dichter als Erfinder des Eistanzes mit folgendem Schnadahüpfel:



A. Schwimmer

Matisse and Purrmann

AUS: SCHULERINNERUNGEN

Ein lustiges Pennälerbrevier

Von

VOLPONE und COLLOFINO

PARLEZ-VOUS FRANÇAIS oder DER KÖNIG DER AVAREN

Ich finde nicht die Spur
Von einem Geist, und alles ist Dressur.
Goethe.

Unvergeßlich bleibt uns der „Pim Pim“. Der Ursprung seines Spitznamens ist ungewiß und wohl nicht mehr einwandfrei festzustellen. Einige glauben ihn aus Folgendem herleiten zu können. Nach meinem Gewährsmann sagte der Lehrer eines Tages: „Nun wollte ich kerate tie Regel noch einmal erklären, ta macht ter Penzky (der Pedell) Pim Pim“ (er läutete Klassenschluß). Er war einer von jenen Lehrern mit der höchst sonderbaren, lächerlich wirkenden Aussprache. Jeder weiche Konsonant wurde bei ihm härter als hart. Er dehnte die Worte und schob überall Vokale ein, wo es nur anging. So konnte er die Silben besser zerhacken. Was dabei herauskam, zeigt folgendes Beispiel. Den Schüler Stelzmann taufte er um und sagte zu ihm: „Stelzesmann, tu pissest ja kerate (sollte heißen: du bist ja gerade) wie ein altes Weip“ — unbändiges Gelächter. Wenn dann noch in der gleichen Stunde hinterherkam: „Ihr müsset tie Regeln hersagen können von vorne unt von hinten ohne aufzustoßen“. dann war es mit einem geregelter Unterricht endgültig vorbei. Eine seltsamere Methode, als er im Französischen anwandte, ist kaum auszu-

denken. Es kam bei ihm stets nur auf einen Rekord an, der in der folgenden Stunde überholt werden mußte. Zwei Finger der Rechten zwischen die Westenknöpfe gesteckt, die übrigen kokett abgespreizt, in der linken Hand seine Uhr, stand er an der Ecke des Katheders und sprach: „Nun wollen wir avoir (sprich áffoar) und être durchkonjugieren (sprich j wie ch). In der letzten Stunte prauchten wir vier Minuten und siepzehn Sekunten.“ Es ging der Reihe nach von Bank zu Bank. Der erste Schüler sagte „j'ai“, der zweite „tu as“, der dritte „il a“ usw. — „nous eûmes, vous eûtes, ils eurent — que nous eussions eu, que vous eussiez eu, qu'ils eussent eu — nous aurions eu, vous auriez eu, ils auraient eu — que nous soyons, que vous soyez — que nous fussions, que vous fussiez — que j'aie été, que tu aies été — qu'ils fûrent — qu'ils eussent été — qu'ils eurent été usw.“ Alle Formen von avoir und être wurden durchkonjugiert mit märchenhafter Schnelligkeit. Es mußte gehen ohne Stocken, wie wenn beim Militär die Mannschaft abgezählt wird, d. h. sich selbst abzählt: „Eins, zwei, drei usw.“ Ein heiteres Aufatmen ging durch die Klasse, wenn der Lehrer an Hand seiner Uhr feststellte, daß der Rekord um wenige Sekunden gebrochen war.

In bester Erinnerung ist mir auch die Deklination der Pronomina geblieben, die wir in einem ganz unglaublichen Prestissimo hersagen mußten, um ihn zufriedenzustellen:

je me me tu te te
 il lui le elle lui la
 nous nous nous vous vous vous
 ils leur les elles leur les

Von einigen Schülern wurde eine derartige Fixigkeit, moderner ausgedrückt Tourenzahl, im Hersagen erreicht, daß die Ursprache nicht mehr zu erkennen war. Es klang wie das Stammeln von Wahnsinnigen.

Der Lehrer kontrollierte alles mit der Uhr in der Hand, nicht nur die Schnelligkeit der hergesagten Regeln, sondern auch alle anderen Dinge, die zeitlich meßbar waren. Er fühlte sich durch das häufige Husten der Schüler oft genarrt, fand aber nicht den Weg, es zu verhindern. In derartigen Fällen beschränkte er sich darauf, mit der Uhr die Dauer des Hustens festzustellen. Er sagte dann zum Schluß: „Der F² hat jetzt wieder einmal siepenunttreißig Sekunten kehustet.“

*

DIE LITERARISCHEN ABENDE EINER OBERPRIMA oder DAS UNGEHEURE INTERESSE

Von Professor D., Lehrer der Mathematik und Physik, mit Spitznamen Dr. Ochus genannt — sprich Drochus —, ist eine wohlgelungene Kritik der literarischen Abende einer Prima bekannt, die ich nach dem „Bier- und Intelligenzblatt der Oberprima des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums Ostern 1917, 2. Jahrgang Nr. 2“ zitiere (im Sinne der Stilechtheit ist die Rede in westfälischem Tonfall vorzutragen):



Wintersport in der Schweiz

Metropolitan Photo



Else Eckersberg



Kurt Pinthus



Baronin Hella d'Elpons in St. Moritz

Photo Sport & General



Berliner Schupo bei Boxübungen

Photo Riebicke



Wide World Photo

Beerdigung des Chikagoer Schweineschlächters Murphey Ducks während eines Blizzard

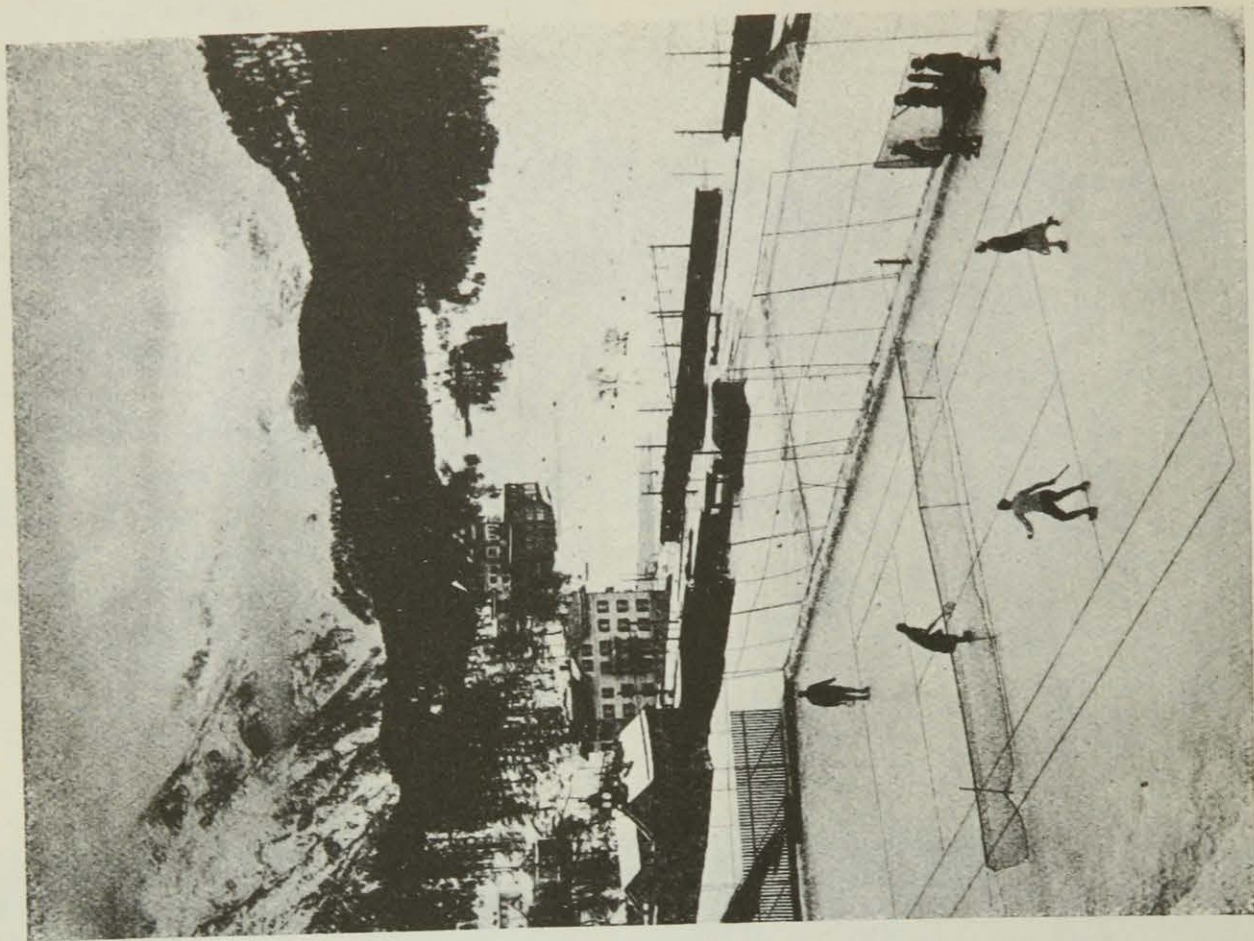


Photo Sport & General

Tennis auf dem Eis



Photo Sport & General

Eisschießen

„Also — ich habe da mit großem Interesse das Programm Ihrer literarischen Abende, das Sie mir gegeben haben, gelesen. — Sie wissen ja, ich habe ungeheures Interesse für sowas. Wir haben zwar nicht viel Zeit zu verlieren (Blick auf die Uhr), aber fünf Minuten können wir doch mal darauf verwenden, das gehört ja auch zum Unterricht. Es hat mich sehr gefreut, besonders, daß Sie das aus sich gemacht haben. Auch die Zusammenstellung ist ganz gut; aber es ist mir aufgefallen, daß Sie lauter ernste Sachen genommen haben. Ja, ich will Sie da nicht beeinflussen, aber da Sie es mir einmal gezeigt haben, wollte ich Ihnen nur meine Meinung darüber sagen. Ich meine, Sie könnten mal einen heiteren Abend einschieben, meinen Sie nicht auch? Selbstverständlich! Unsere Literatur ist ja so reich! Da gibt es doch z. B. so schöne Gedichte von Liliencron. Ja, wie der so anfangs der achtziger Jahre mit seinen Dichtungen auftrat, da habe ich den mit verbreiten geholfen. Der hat z. B. das schöne Lied gedichtet „Die Musik kommt“. Kennen Sie das? Da lacht der Meyer, das ist ein Geselle! Ich setze Sie gleich vor die Tür, ich schmeiße Sie gleich raus! Also — — so etwas zu wissen, ist sehr wichtig, namentlich in Gesellschaft, da habe ich früher oft vorgelesen. Aber da darf man sich nicht aufdrängen, das muß man geschickt anfangen, wie ich. Da saß ich noch vorige Woche bei einer Gesellschaft in Godesberg einer Dame gegenüber. Ach, da lacht der Ellscheid! Ja, wissen Sie, Ellscheid, Sie sind ein alberner Bursche! Sie interessieren sich für rein gar nichts; ich verstehe Sie nicht. Also — — diese Dame interessierte sich ungeheuer für Karl Busse — kennen Sie alle. Da hatte ich zufällig einige ungedruckte Gedichte von ihm in der Tasche. Die Dame kannte sonst alles, aber die kannte sie noch nicht. Da las ich sie mit ganz gewaltigem Erfolge vor, und Seuser brummt. Sagen Sie mal, Seuser, warum brummen Sie eigentlich? Wenn ich an Ihre Brüder denke — die haben nie gebrummt, die taten das nicht. Dann gibt es noch einige Sachen von Rudolf Baumbach; die hab' ich alle zu Hause, da lese ich sehr gern drin. Ich interessiere mich überhaupt für alles, ich suche allem gerecht zu werden. Da habe ich mir z. B. noch vor vier Jahren ein neues griechisches Lexikon gekauft. Meinen Sie, das hätte ich getan, wenn ich kein Interesse für Griechisch hätte? Meinen Sie nicht auch? — Selbstverständlich!“

Auch aus dem physikalischen Unterricht des Dr. Ochus sind plastische Äußerungen ähnlicher Art überliefert. — „So —, jetzt will ich Ihnen einmal die ungeheure Explosionskraft des Benzins an einem Beispiel erläutern. Also — in der Hirsch-Apotheke am Augustinerplatz war ein Provisor angestellt — Blankenhahn zählt die Fliegen an der Wand —, welcher bei mir den Unterricht genossen hat. Der Apotheker hatte dem Provisor eingeschärft, nicht mit offenem Licht den Keller zu betreten, weil dort Benzin lagerte. Der Provisor hört nicht und geht eines Tages doch mit einem offenen Licht in den Keller. Es entstand eine gewaltige Explosion. Jetzt lacht dieser alberne Mensch, der Blankenhahn, bei dieser hochernsten Sache. Gleich schmeiße ich Sie ins Klassenbuch und trage

Sie vor die Tür! Die große Schaufensterscheibe brach entzwei und fiel einem vorübergehenden Postbeamten auf den Kopf — eine sehr gefährliche Wunde. Einer Dame fiel das Telephon auf den Kopf — eine ganz gewaltige Wunde. Der Apotheker selbst wurde schwer verletzt und die Apotheke völlig zerstört. Sie war buchstäblich durch das Schaufenster auf die Straße geflogen. Ich weiß gar nicht, Nolte, was Sie dabei zu lachen haben, zumal in diesen ernsten Zeiten. Also — als nun nachher die Sache vor Gericht verhandelt wurde, habe ich dazu beigetragen, daß der Provisor streng bestraft wurde. Denn ich konnte bezeugen, daß er bei mir den Unterricht genossen und die ungeheuer große Explosionskraft des Benzins kennen gelernt hatte. — Selbstverständlich!“

*

ZWEITENS DER LÖWE oder ICH ESSE IHN AM LIEBSTEN MIT BUTTERSAUCE

Professor K. führte den Ehrennamen „Papa K.“ wegen seiner väterlichen Güte. Er steht bei uns in gutem Angedenken. Mit den Worten „Du bis enen ääkelige Jung“ pflegte er in weinerlichem Tone Schüler anzureden, die ihm Veranlassung dazu gaben.

Sein Unterricht war oft höchst eigenartig. Er dozierte offenbar wörtlich Auswendiggelerntes aus einem Schmöker, aufgeputzt mit Phrasen, die ihm in jahrelanger Praxis zur zweiten Natur geworden waren und bei jedem Thema mit tödlicher Sicherheit wieder auftauchten. Er unterließ es sogar niemals, die einzelnen Kapitelnummern zu erwähnen: „Zweitens der Löwe, ein überaus blutdürstiges Ungeheuer, aber der Jäger, der seines Schusses sicher ist, braucht sich nicht vor ihm zu fürchten . . .“

Sidi Meyer

„Drittens der Tiger, ein überaus blutdürstiges Ungeheuer, aber der Jäger, der seines Schusses sicher ist . . .“

„Viertens der Léopard (erste Silbe betont), ein überaus blutdürstiges Ungeheuer, aber der Jäger . . .“

„Elftens der Affe . . . usw. — Es wird erzählt, daß sich die Affen vor den Jägern auf die Bäume flüchten und die Verfolger mit Kokosnüssen schmeißen. Aber das glaub' ich nicht. Die armen Tierchen werden in ihrer Angst wohl was fallen gelassen haben. . . .“

„Zwölftens der Fuchs . . . usw. — Das ist en schlaues Tier. Man könnte en ganzes Buch über ihn schreiben, so listig ist sein Verstand. Nur ein Beispiel. Las ich da neulich in einer alten Naturgeschichte eine überaus schöne Schilderung von seiner Schlauheit. Ich will sie euch vorlesen. Ich habe das Buch bei mir. Es heißt da im Kapitel ‚Vom

Fuchsen' auf Seite 34: „Eine große Überlast hat er von denen Flöhen, die ihn sehr quälen, dann nimmt er einfach ein Stück Holtz in das Maul und gehet rückwärts in das Wasser. Die Flöhe denken, vorne wird es wohl noch trocken sein, lauffen also per Gewalth auf seinen Kopf und allmählich auf das Holtz, um sich zu salviren, dann läßt er es schnell los, und die Flöhe segeln davon wie Matrosen auf einem Kriegsschiff und suchen sich am andern Ufer eine neue Heymath.“

Wer es nicht glaubt, kann es ja mal an sich selber probieren.

*

Auf dem Stundenplan steht wieder einmal Naturgeschichte.

„Der Fisch“, beginnt Papa K. „Da ist zunächst der Schellfisch, das is en leckerer Fisch, einer ißt en gern mit Buttersauce, en anderer lieber mit soner weißen Sauce. Ich esse ihn am liebsten mit Buttersauce.“

„Der Aal, der Aal“, rief die Klasse. „Von dem hab' ich euch ja schon emal erzählt“, erwiderte Professor K. „Erzählen Sie es doch noch einmal, Herr Professor, bitte, bitte!“, rief die Klasse. „Nu ja“, sagte Papa K. „Da bin ich emal in den Ferien mit en paar Kollegen an die Mosel gegangen. Wir kamen in ein Wirtshaus, da stand angeschlagen: ‚Heute frischer Aal‘. ‚Den müssen wir essen‘, sagten meine Kollegen. ‚Ich mag en nich gern‘, sagte ich und nahm mir was anderes. Es war ene Freude, zu sehen, mit was für einem Appetit meine Kollegen einhauen und die ganze Portion Aal verzehrten. Anderen' Tags hatten wir uns zum Fröhschoppen bei Hamspohn verabredet. Ich war Punkt zwölf Uhr da, wer aber nicht kam, das waren die anderen; bis auf einmal um halber eins steht

da der Kollege X. vor mir, ganz grün und gelb im Gesicht, er schlägt mit der Faust auf den Tisch und sagt: ‚Zum Teufel noch emal mit dem verdammten Aal!‘“

„Jetzt kommen wir an den Stockfisch. Von dem weiß mer oft nicht, wo er her ist. Einer ißt ihn gern mit Buttersauce, der andere wieder mit soner Zwiebelsauce. Ich mag ihn lieber mit Zwiebelsauce.“

In dieser Weise wurden sämtliche Fische vorgenommen von der Kieler Sprotte bis zum Steinbutt, von der Ölsardine bis zum Walfisch, von dem die Hauptsache war, daß er lebendige Junge zur Welt bringt. Durch diese Art von praktischem Anschauungsunterricht lernten wir bald die gesamte eßbare Fauna der Flüsse und der Meere kennen.

Von den wilden Landtieren wußten wir nur, daß sie einem nicht gefährlich werden konnten, wenn man ein tüchtiger Jäger war, der seines Schusses sicher ist.



Orlik

DAS GROSSE KÖLNER KARNEVALSFEST VOR HUNDERT JAHREN¹⁾

V o n

JOHANN KONRAD FRIEDERICH

Der Karneval war herangekommen, der dieses Jahr (1824) mit einer ungewöhnlichen Pracht gefeiert werden sollte, und zu dem man ganz außerordentliche Vorkehrungen traf; eine eigene Kasse wurde errichtet, in welche sehr ansehnliche Beiträge flossen. Über sechs Wochen hatte man mit den Vorbereitungen zugebracht und eine ganze Kompagnie Funken (so wurden die alten kölnischen Stadtsoldaten, wahrscheinlich wegen ihres martialischen Aussehens und ihrer niederschmetternden Blicke, genannt) angeworben, aus der gemeinschaftlichen Kasse verköstigt, besoldet und uniformiert. Es waren lauter Leute aus der Klasse der Tagelöhner, die sich diesen Extraverdienst wohl gefallen lassen konnten. Bei dem Wirt Hennes in der Komödienstraße hatten sie ihr Hauptquartier. Diese Helden schienen aus dem verwichenen Jahrhundert, samt Perücken, Zöpfen und Haarbeuteln, wieder auferstanden zu sein. Die Honoratioren hatten ihren Sitz in dem Weinhaus zur Hölle aufgeschlagen, wo die Beratungen und das Einstudieren der Gesänge stattfand. Man wußte aus den Karnevalszeitungen, daß die Prinzessin Venetia Italiens reizende Gefilde verlassen habe, um ihre Verlobung mit dem in der alten Colonia Agrippina residierenden Helden Karneval zu feiern. Vierzehn Tage lang kamen täglich Kuriere und Stafetten an, welche die allmähliche Annäherung der Ersehnten verkündeten. Endlich kamen an einem Sonntag nicht weniger als vierundzwanzig Kuriere Schlag auf Schlag, welche die nahe Erscheinung des prächtigen Gestirnes anzeigten. Einige Tage vorher war schon ein Teil ihrer Suite in zwei- und vierspännigen Wagen angekommen, bestehend aus Küchen-, Keller- und Stallmeister, Mundschenken usw.; zahllose Haufen des freudetrunkenen Volkes hatten sich am kaiserlichen Hotel, wo die Erlauchte absteigen sollte und dessen Erleuchtung am hellen Tage den Glanz der Sonne verdunkelte, in solchen Massen eingefunden, daß nicht mehr durchzukommen war; hier hatten die Funken eine Ehrenwache, vierundzwanzig Mann stark, bezogen. Der Donner der Kanonen verkündete endlich die Ankunft der Prinzessin bei dem „Toten Juden“ (so wird ein Ort in geringer Entfernung von Köln genannt). Die Begeisterung der ihr entgegenmarschierenden Funken steigerte sich in so hohem Grad, daß sie wirklich Feuer zu sprühen schienen, ihre Zöpfe wackelten, und ihre Bärenmützen freudig zitterten. Gardekürassiere mit goldstrahlenden Sonnen auf der Brust eröffneten den Zug; hinter ihnen kamen mehrere vierspännige und endlich ein wohlverschlossener sechsspänniger Wagen, in welchem die Gefeierte, der Menge unsichtbar, verweilte. Ihr zahlreiches Gefolge war ebenso burlesk, als echt welsch und komisch prächtig; vorzüglich aber waren es die Küchen- und Speisewagen, die durch ihren reichhaltigen Inhalt von Riesenbretzeln, kolossalen Kuchen, Gänsen, welschen Hahnen, Enten, Runkelrüben und Sauerkohl, Butter- und Mehltöpfen, Zwiebeln, Knoblauch und zehn Ellen langen Würsten alle Gaumen wässern, alle Zungen lüstern, alle Magen hungrig und alle Nasen schnüffelnd machten. Auch ihre silberne Klistierspritze von Pappe, von der Größe einer achtundvierzigpfündigen Kanone, erregte allgemeines Aufsehen, und häufig hörte man unter dem Volk:

¹⁾ Aus: Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten. 3. Band. Tübingen 1849. Wieder abgedruckt in: Johann Konrad Friederich, Ein vergessener Schriftsteller. Von Friedrich Clemens Ebrard und Louis Liebmann. Frankfurt a. M. 1918.

aber was muß die welsche Prinzessin für ein ungeheures . . . loch haben! — Den Zug schloß abermals eine Abteilung Sonnenkürassiere und Funken und eine zahllose Menge zu Fuß, zu Pferd und in Wagen.

Den kommenden Morgen war mit Tagesanbruch schon die ganze Stadt in Alarm, alle Straßen wimmelten von Volk, besonders aber war es der Neumarkt, wohin alles strömte. Auf den höchsten Giebeln der Dächer, auf den Schornsteinen, auf der Kuppel der Apostelkirche, sogar auf dem eine Ohm haltenden Knopf derselben saßen die Zuschauer, gleich Sperlingen, und auf den Zweigen der Bäume, welche den großen Platz umgaben, saßen so viel affenartige Jungen und Alte, daß man sich in die Mitte Afrikas hätte versetzt glauben können. Der ganze Platz, dessen innern Raum die Funkenpolizei gehörig frei hielt,

war von Karossen und Wagen aller Art, voll maskierter und unmaskierter Herren, umgeben. Die Zahl der Fremden, von denen viele selbst aus Frankreich und den Niederlanden herzugeströmt kamen, war ungeheuer. Gegen elf Uhr deutete endlich eine allgemeine, dem durch Sturm aufgeregten Meere gleichende Bewegung die Annäherung des hochgefeierten Königs Karneval an, und im höchsten Glanz näherte sich dessen prächtiger Zug, den chinesische Mandarinen, musizierende Derwische zu Pferd, ein Reichsherold und der Funkengeneral mit seinem Adjutanten auf demselben Pferde und die heilige Schar der Funken eröffneten, und wo vier Marketerinnen auf einer Riesen-



Daumier

Amor übt zum Maskenball

gans, einem dito Hahn, Storch und Truthahn ritten. Sodann kam der Reichsfährlich zu Pferd, eine ungeheure Fahne schwenkend; ihm folgte der Zigeunerhauptmann Bassamaderemsky mit seinem Gefolge, Pauker und Trompeter, nebst der königlichen, einige fünfzig Mann starken Hofkapelle, samt und sonders in den heroischsten Kostümen. Das tollste Durcheinander von theatralischen und Romanpersonagen folgte nun im buntesten Gewirre: Herr und Frau Papageno, Kaspar Larifari, Falstaff, Kasperle, Jungfrau Salome, Polichinelli, Pierrots, Harlekine und Kolombinen, Scaramuzzi, Incroyables, Eulenspiegel, ein Hermaphrodit, Hänneschen, Bestevater und Marie-Sibyllchen (permanente Personagen des Kölner Puppentheaters), Ritter in Gold- und Silberharnischen, ungeheure Riesen, Zwerge, der ganze griechische Olymp usw. Held Karneval selbst kam auf einem einen goldenen Delphin vorstellenden, mit acht Pferden bespannten

Wagen angefahren; er strotzte von Gold und Edelsteinen, und die Pferde sowie seine Zeremonienmeister, Hofnarren, Läufer usw. waren alle auf das prächtigste geschmückt. In den vielen ihm folgenden sechs- und vierspännigen Wagen saßen seine Minister, Hofjunker, Pagen und anderes Hofgesindel. In gestrecktem Galopp fuhr er an den in der Mitte des Platzes errichteten hohen und prachtvollen Thron und nahm Platz auf demselben. Kaum war dies geschehen, als ein neues Freudengeschrei, Kanonendonner, bis zu den Sternen wirbelnde Pauken und Zimbeln, schmetternde Trompeten das Kommen der holdseligen Prinzessin Venetia ankündigten, die in einem nicht minder prächtigen Zug und Gefolge, eine vom Kapellmeister Radicati angeführte Janitscharenmusik zu Pferde an der Spitze, an den Thron fuhr und Platz neben dem König Karneval nahm. Ihre nächsten Umgebungen bestanden fast aus lauter gekrönten Häuptern: da sah man Mohrenkönige, peruanische Inkas, mexikanische und marokkanische Kaiser, Dogen, venetianische Nobili, Gesandtschaften ohne Zahl, aus allen Weltgegenden und Staaten usw. Ich selbst, der bei dem Anordnungs Komitee in der „Hölle“ gewesen, befand mich als Fürst Ypsilanti an der Spitze der griechischen Gesandtschaft, welche Hilfe vom König Karneval zur Befreiung der Griechen vom türkischen Joch verlangte. Prinzessin Venetia, die in einem achtspännigen Wagen, welcher eine Gondel in Form eines weißen Schwanes vorstellte, angefahren, war mit Diamanten, Brillanten und Perlen übersät, und der Ozean selbst ruhte auf dem Rücken des Schwans, den er zum Heil der Erlauchten leitete. Karneval war bei ihrer Ankunft die Stufen des Thrones herabgestiegen, und ihr huldvoll die Hände küssend, hieß er sie neben sich niederlassen. Jetzt wurden hohe Lieder angestimmt, alle Musikbanden vereinigten sich, die Kanonen donnerten wieder, tausend platzende Raketen beleuchteten die am hellen Tage nicht scheinende Sonne, und das Schmettern von hundert Trompeten verkündete der erstaunten Welt die Vereinigung beider allerhöchsten Personagen. Der Bannerrat von Köln hatte die Ehre, ihnen den Ehrenwein zu präsentieren, die Hofnarren neckten weidlich und etwas derb die Hofdamen. Man stimmte das eigens zu dieser Feier komponierte Lied: „Herbei, ihr Kölner Leute“ an, und endlich gab der König das Zeichen zum Aufbruch. Er bestieg nun mit der Braut den goldenen Delphin, dem der Ozean auf dem Schwan folgte. Beide Züge vereinigten sich und setzten sich in Bewegung, um durch alle in italienischer Weise mit Teppichen, Triumphbogen usw. geschmückten Hauptstraßen zu ziehen. Erst als das Gestirn des Tages untergegangen, war der Umzug beendet. Man ruhte nun wenige Stunden aus, um sich zu den neuen Strapazen und Freuden, welche die kommende Nacht bringen sollte, zu stärken. Diese bestanden in einem Ball in dem ungeheuren Saal des Kölner Kaufhauses: der Gürzenich genannt. Auf beiden Seiten waren erhöhte Sitze angebracht, von denen man das bunte Gewühl übersehen konnte. Ein prächtiger Thron für das königliche Paar war an einer andern errichtet. Nach zehn Uhr kam der ganze Zug zu Fuß, in derselben Ordnung, wie er am Tag durch die Stadt gezogen war. König Karneval eröffnete den Ball mit der Prinzessin Venetia, worauf er ohne Unterschied mit allen Ständen tanzte, um die Gleichheit des Tages zu ehren. Hymnen wurden angestimmt, alle überließen sich der heitersten Laune und jubelten bis zum anbrechenden Tag. Keine der italienischen Karnevalsfeiern, denen ich beigewohnt, hatte ein so imponierendes Ensemble, wie diese in Köln. Ein Kaufmann Zanoli war der Held Karneval und ein junger Oppenheimer, Sohn eines reichen Bankiers, machte die Prinzessin Venetia und war mit allem Schmuck, den er von seinen Verwandten und Bekannten entliehen, beladen.

SAMMEL-QUERSCHNITT

Von *Alexander Besmertny*

Bedeutung der Auktionen

Immer mehr werden die Auktionen zum Angelpunkt des Kunsthandels. Was die Händler, besonders die Buchantiquare im privaten Einzelhandel verkaufen, bleibt weit hinter den Auktionsumsätzen zurück. Ob das so gut oder schlecht ist, mag ununtersucht bleiben. Die Tatsache besteht, daß die Auktionen in unserem verarmten Land mehr Käufer anziehen als das schönste billige Lager. Die Rekordatmosphäre des Auktionssaales, das Sportmäßige des Überbietens, der ernsthafte Wettbewerb um den Besitz, die Spannung des „zum Ersten, zum Zweiten und zum Dritten“ und die Auflösung durch den Zuschlag mit dem Hammer, dem die sinnlich wahrnehmbare Entspannung folgt, tragen stark zur wachsenden Bevorzugung des Auktionskaufes bei. Erstaunlich ist es beim Überblick über die vielen Sammelgebiete, wie sehr doch der Einfluß von Seltenheitswert und ästhetischem Wert bei der Preisbildung voneinander abweichen. Bei Briefmarken ist das Kriterium der Schönheit ganz außer allem Betracht, bei Münzen kann eine unansehnliche Münze ihrer Rarität wegen sehr teuer sein, z. B. ist im Katalog von Ball ein Vierteltaler aus Glatz von 1541 mit 500 M. geschätzt. Bei Büchern ändert sich die Bewertung danach, ob es sich um unillustrierte oder illustrierte Bücher handelt. Hervorragende Illustrationen werden wesentlich nach ihrem Schönheitswert geschätzt, und selbst in größeren Auflagen gedruckte Werke solcher Art sind teuer, weil eben viele Sammler sie ihrer Schönheit wegen haben wollen und sie durch diese Nachfrage wieder selten werden. Bei Graphik bestimmt ebenso wie bei Gemälden und Plastiken doch wohl wesentlich der reine Kunstwert, unterstrichen vom Raritätswert, den Preis.

Das rechtzeitige Erkennen des noch nicht zur Mode gewordenen Kunstwertes eines Werkes macht das Genie des großen Sammlers, während das Talent des Aufstöberns und Findens nicht zu verachten, aber nachgeordneter Natur ist. Wenn Wilhelm von Bode die großen Schätze unserer Museen zusammenbringen konnte und den deutschen Sammler glücklich beriet, so hatte er nicht nur Instinkt, unerkannte Werte zu finden, von denen der Besitzer nichts verstand, sondern vor allem die Fähigkeit, Meisterhaftes zu sehen, wo sonst niemand etwas sah. Grotteske Preissteigerungen gaben ihm recht bei seinen Käufen, die er vor allem auf Auktionen vornahm. Schon vor 50 Jahren begann Bode auf namenlosen kleinen Auktionen Meisterwerke zu finden, bevor sie den weiten, verteuerten Weg der Mode nach durch den Handel und die Sammler zurückgelegt hatten. Ein Franz Hals, in London von Bode für 130 Pfd. Sterl. gekauft, brachte dem Besitzer Gumprecht 1918 über 15 000 Pfd. Sterl.; Donath erzählt, daß Bode für Prof. von Kaufmann zum Preise von 110 (einhundertundzehn) Mark die beiden Flügelbilder Gerard Davids gekauft hat, die bei der Auktion Kaufmann 1917 rund 75 000 Goldmark brachten. Bode hatte für Kaufmann auch eine Madonna von Lucas van Leyden für 90 (neunzig) (nicht neunzigtausend) Mark gekauft, die dann 1917 mit über 100 000 Goldmark bezahlt wurde.

Die erste Ausstellung von Gemälden aus Berliner Privatbesitz im Jahre 1883, die fast lauter auf Bodes Anregung hin gekaufte Werke zeigte, war ein überwältigender Erfolg Bodes, der aus dem Kreis der ihm ergebenen Sammler den Verein der Museumsfreunde bildete, der die Geldmittel für die besten Werke des Kaiser-Friedrich-Museums aufbrachte, wo Bode sich ein Denkmal aere perennius gesetzt hat.

Bilder

Das Endergebnis der Versteigerung der großen *Sammlung Castiglioni* war eine heftige Enttäuschung; es blieb doch weit hinter den Ankaufspreisen zurück. Cerevellis Madonna mit dem Kind erzielte 61 000 Gulden, ein Corregio (16) 80 000 Gulden. Das wichtigste altdeutsche Bild, ein Kölnisches Tryptichon, 40 000 Gulden, die altfranzösische, Nicolaus Froment zugeschriebene Tafel 154 000 Gulden, das Selbstbildnis Joos van Cleefs 88 000 Gulden. Das sehr schöne Herrenbildnis Rembrandts von 1635 wurde für 214 000 Gulden ersteigert.

Auch die Preise für die Bilder der *Sammlung Tucher* waren nicht erschütternd. Das Marienbild des Bernardo Pinturicchio (gest. 1513) brachte 12 500 M., das frühe Sieneser Marienbild 7100 M. Eine neue Vorliebe für die Kunst der italienischen Primitiven läßt diese Werke im Preise steigen.

Bei *Lepke* wurden im November gezahlt für:

Morettos „Bildnis des Francesco Malacrido“	9 000 M.
„Die Beweinung Christi“ des Memling Nachfolgers	8 500 „
Tintoretts Skizze für das Lübecker Bild „Auferweckung des Lazarus“	6 000 „
„Krönung Mariä“ von Giovanni Mansueti	5 900 „
„Maria mit Kind und Hl. Bernhard“ des Marco d'Oggione	5 000 „

Die mittleren Qualitäten wurden etwa wie folgt bewertet:

Philipps Wouverman „Reiter in Landschaft“	3 400 M.
Abraham Bloemert „Das goldene Zeitalter“	2 000 „

Graphik

Von der großen Boerner-Auktion Ende November sind einige Resultate hervorzuheben:

Cranachs Holzschnitt „Christus und die Samariterin“ ging für 320 M. nach London, „Der von Dämonen geplagte Hl. Antonius“, ein Hauptwerk des Meisters, für 640 M. nach Genf. Erst bei Dürer begannen die hohen Preise. Für das schönste Stück der Auktion, ein sehr gut erhaltenes Exemplar von Dürers „Ritter, Tod und Teufel“, wurden 10 000 M. gezahlt (Schätzung 5000 M.). Das Blatt kam nach Österreich. Weiter wurden für Dürer gezahlt: „Geburt Christi“ 4000 M. (Frankfurt), „Maria mit der Birne“ 3000 M. (Wien), „Wirkung der Eifersucht“ 2650 M. (London), „Der Traum“ 1700 M., „Der hl. Hieronymus im Gehäus“ 1100 M.

Von Dürers Holzschnitten brachten „Die apokalyptischen Reiter“ 2100 M. (London), „Das Abendmahl“ 660 M., „Die Grablegung“ 670 M.

Weiter wurden bezahlt: für den „Bannerträger von Unterwalden“ von Graf 2600 M. (Schweiz), für den „Bannerträger von Chur“ von Graf 2600 M. (Wien), Montegnas „Grablegung“ 6000 M., Montegnas „Christus in der Vorhölle“ 1600 M.

Sehr hoch wurden die seltenen Blätter des Meckenem bezahlt: „Tanz der Tochter des Herodias“ 4100 M., ein zweites Exemplar desselben Werkes 4000 M., „Passion“ 2350 M.

Die Preise für *Rembrandts* häufiger vorkommende Blätter blieben z. T. stark hinter den Schätzungspreisen zurück. Die Hauptwerke wurden wie bei Dürer sehr hoch gesteigert: „Ephraim Bonus“ 3750 M., „Jan Lubma der Ältere“ 3000 M., „Die drei Hütten“ 2700 M. (Germanisches Museum), „Landschaft mit dem Zeichner“ 1850 M., „Anbetung der Hirten“ 1800 M., „Selbstbildnis“ 1250 M., „Hagars Verstoßung“ 1100 M.



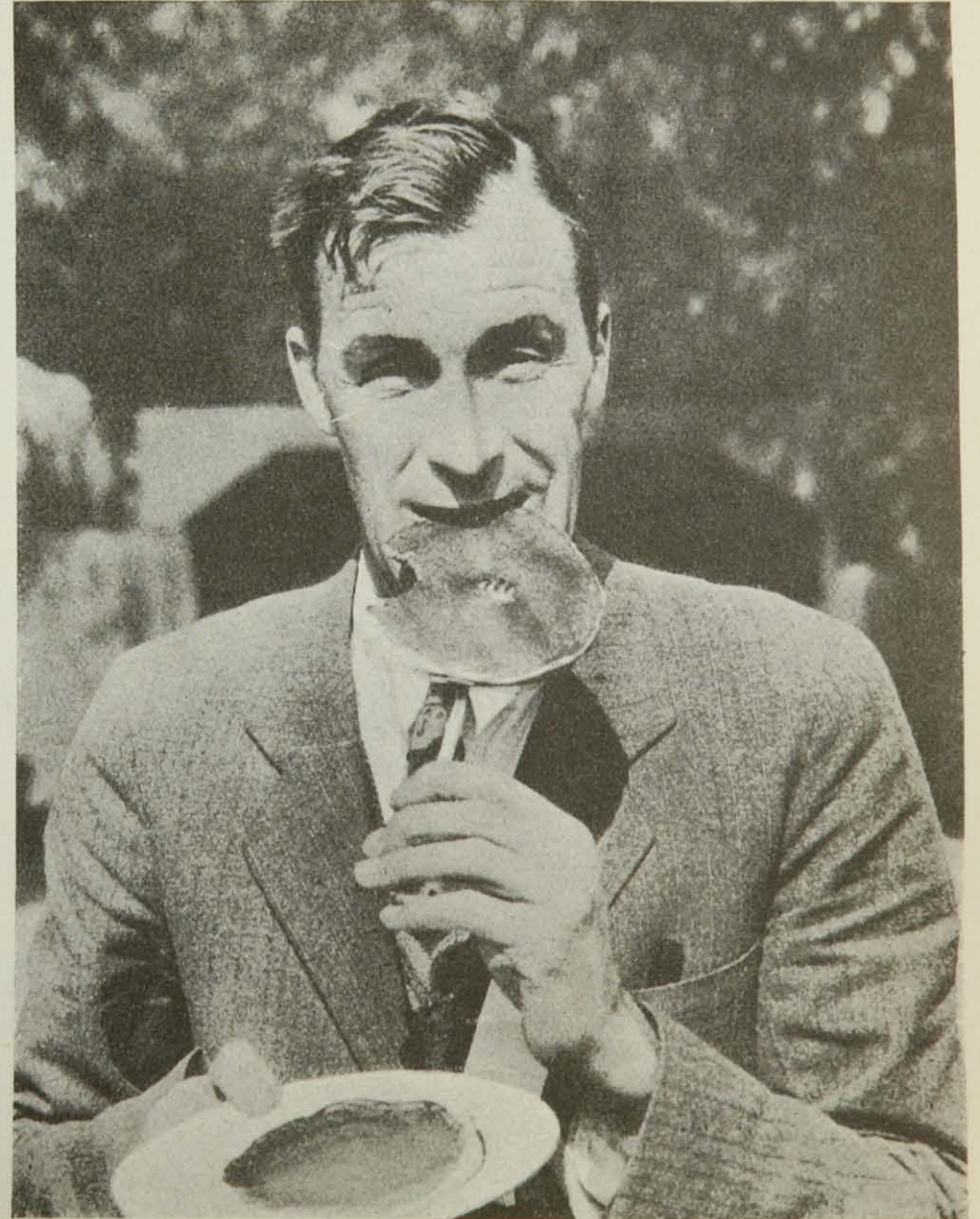
Joséphine Baker

Photo Ernst Schneider, Berlin

Künstler beim Studium



Wide World Photo
Ein begeisterter Saxophon-Spieler in luftiger Höhe



Wide World Photo
Training zum Wettessen



Die Zigarette

Wide World Photo



Galerie Flechtheim

Carl Hofer, Yellow Dogs Blue



Bologna, Pinakothek

Raffael, Die Heilige Cäcilie

Skulpturen

Aus der Sammlung Tucher wurden einige Stücke gut verkauft: das Terrakottarelief des Benedetto da Majano (gest. 1497) brachte 7000 M., die Magdalenenbüste in der Art Benedettos 5500 M. Das Donatello-Relief „Madonna mit dem Kind“ blieb unverkauft.

Bücher

Frühdrucke: Auf der Auktion 9 bei Götz in Hamburg war lebhaftes Interesse für deutsche Erstausgaben: Brentanos „Gockel, Hinckel, Gakeleia“ mit den 14 Lithographien von Strixner brachte 180 M., die Goethe-Ausgabe letzter Hand 145 M., die Werke E. T. A. Hoffmanns mit sämtlichen Kupfern 410 M., desselben Schriften mit Federzeichnungen von Hosemann 200 M. (sehr billig).

Am 14. Dezember fand bei Paul Graupe wieder eine international bedeutsame Inkunabel-Auktion statt. Solche Qualitäten waren in einer solchen Menge lange nicht auf den Markt gekommen. Demnach war auch das Ergebnis ein sehr gutes. Überallher waren die großen Händler und Sammler gekommen, um der Auktion beizuwohnen und sich die sie interessierenden Stücke zu ersteigern. Nachfolgend ein paar Preise, die das beste Bild von der Auktion geben:

Ulmer Aesop, 1576	45 000 M.
Mandeville, Reise nach Jerusalem, Augsburg 1481, brachte	24 500 „
Biblia pauperum, 1460	21 000 „
Hypnerotomachia Aldus, Venedig 1499	4 900 „
Dante, 1. illustrierte venezianische Ausgabe	2 150 „

Illustrierte Bücher

Bücherstube Hans Götz, Hamburg, Auktion 9. Für illustrierte Bücher des 18. und 19. Jahrhunderts wurden gute Preise gezahlt: Rousseau, 17 Lederbände der Zeit, 850 M., „Contemporaines“, 42 Bände mit 283 Kupfern, 600 M., Folio-Shakespeare in 9 Maroquinbänden mit 96 Kupfern 770 M. Der Gil Blaß mit den Holzschnitten von Gigoux auf starkem Papier 125 M., Lichtenbergs Erklärungen zu Hogarth im Erstdruck 115 M.

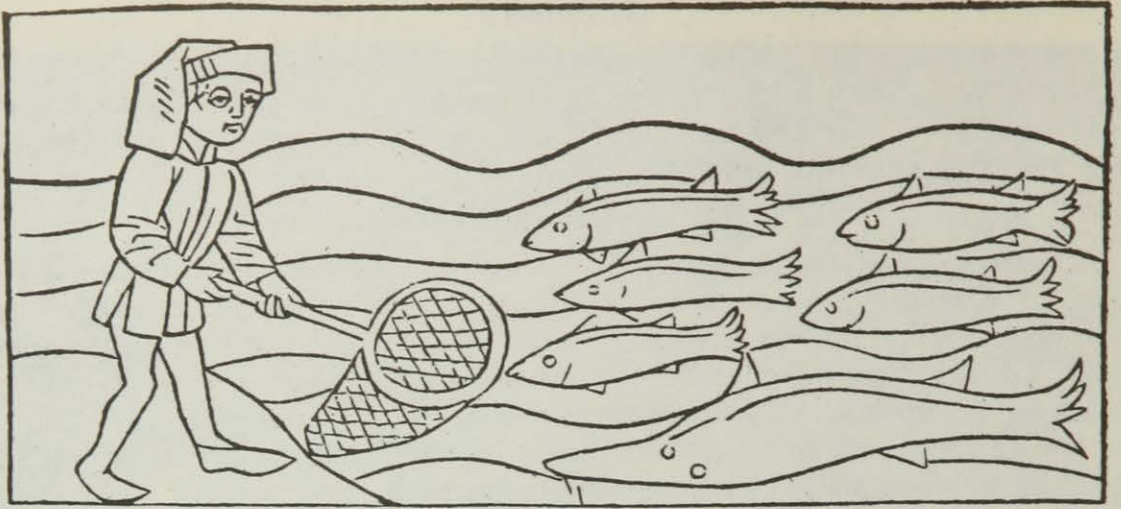
Die illustrierten Bücher bei Graupe am 16. Dezember gingen nicht so gut fort. Für die illustrierten Werke des 19. Jahrhunderts war wenig Interesse vorhanden, die Werke des 18. Jahrhunderts erzielten höhere Preise. So brachte ein Lafontaine von Oudry illustriert 6000 M.

Porzellan

Die Sammlung Buckard wurde bei Cassirer-Helbing öffentlich zu guten Preisen verkauft: Die Meißner Freimaurergruppe von Kaendler brachte 9100 M. Für den Meißner „Ungarn“, vielleicht von Reinicke, wurden 4300 M. gezahlt, für das Meißner Butterfäßchen mit Herold-Malerei 1750 M. Für die Höchster Freimaurergruppe gab man 4500 M., für die Nymphenburger Ausruferin Bustellis 3500 M., für die beiden Frankenthaler Figuren Pierot und Columbine 3600 M. Für die in Steingut nach dem Melchiorschen Modell entworfene Dammer „Mode-Gruppe“ wurden 1400 M. gezahlt.

Teppiche

Von den Teppichen aus der Sammlung Tucher bei Cassirer-Helbing brachten ein Ispahan (7,60×3,20), 17. Jahrhundert, 41 000 M.; andere gute Teppiche 2—5000 M.; ein gotischer Vorhang 15 000 M. — In Paris brachten Handrische Teppiche 27 000—35 000 Franken.



Holzschnitt aus: Zwiesprach der Tiere 1480. Verlag der Münchener Drucke.

Münzen

Die Münzauktionen des Januar zeigten, daß doch jetzt viel gutes Material auf den Markt kommt. Die bedeutendste Auktion dieser Art fand bei Ball in Berlin statt. Es lohnt sich, auf einige Stücke, die mehr als reinen Sammelwert haben, aufmerksam zu machen, so auf ein Kleinod von 1502, das in Klippenform Maximilian I. zeigt und eine Arbeit von Hans Mieris ist. Eine silberne Medaille mit dem Brustbild Karls V. von Hans Bolsterer hatte schon im Jahre 1905 2000 M. gekostet. Ein herrlicher Golddukat von Magdeburg zeigt Otto I., zu Pferde, nach rechts reitend. Ein anderer Magdeburger Taler von 1622, „Hurenkarrentaler“ genannt, stellt auf einem Wagen Venus mit den drei Grazien dar. Besonders schön war eine in Birnenholz geschnittene Medaille von Boy, dem Mitarbeiter Schadows, mit dem Bildnis des Tobias Christoph Feilner. Eine Münze aus alchemistischem Silber erregte besonderes Interesse. Sie ist mit dem ganzen Arsenal alchemistischer Symbolik von Franz II. von Sachsen-Lauenburg geprägt.

Autographen

Eine besonders interessante Sammlung von Autographen wird nach längerer Zeit wieder in Berlin von der Firma Stargardt Anfang Februar versteigert werden. Diese Sammlung ist deswegen beachtlich, weil sie beliebte und hoch bezahlte Namen enthält und viel unveröffentlichtes Material von literatur- und kulturgeschichtlicher Bedeutung an die Öffentlichkeit bringt.



Hurenkarrentaler 1622. Münzauktion Ball

BUCHER - QUERSCHNITT

Von *Alexander Běmertyny*

EMIL WALDMANN, Griechische Originale. Leipzig, Verlag E. A. Seemann.

Nur Originale oder Torsi von Originalen sind in diesem Werk auf 204 Tafeln gesammelt, nichts von dem, was Kopisten und Restauratoren, und sei es aus noch so früher Zeit und noch so gut, hinzugefügt haben. Es entsteht so zum ersten Male ein in wirklichem Sinne unverfälschter und umfassender Eindruck von dem, was griechische Skulptur ist. — Die Erläuterungen zu den Tafeln geben eine kurze Ikonographie und die zugehörige Literatur. Sonderbar ist es nur wieder, daß in einem sonst so klugen Buch der Autor behauptet, daß innerhalb der historischen Reihe die Vorstufe, der Wertfrage nach, hinter dem Vollendeten zurückstehe; als wenn nicht diese Werttheorie die mögliche Vollendung in jedem historischen Momente überschläge zugunsten eines willkürlichen Vollendungsmomentes als eines erreichbaren Kunstziels, das als „klassisches Ideal“ gerade in der griechischen Kunst jede unmittelbare Empfindungswirkung außerhalb dieses Kanons vernichtet hat!

ROM, VON DR. JAKOB RABUS. Eine Münchner Pilgerfahrt im Jubeljahr 1575. Verlag der Münchener Drucke, München 1925.

Eine gute Idee, die rombegeisterte Schrift des bayerischen Pilgers Rabus von 1575 gerade in diesem Jahre zum erstenmal zum Druck zu bringen, nachdem schon Pastor in seiner großen Geschichte der Päpste das Manuskript intensiv für die Darstellung des dreizehnten Gregor verwertet hat. Die aus einem fremden Buch (dem zeitgenössischen Romführer *le cose maravigliose dell'alma città de Roma* von 1588) übernommenen Holzschnitte bilden eine gelungene stilgerechte Ergänzung dieser unmittelbar erregten Reisebeschreibung.

FRIEDRICH CORNELIUS. Die Weltgeschichte und ihr Rhythmus. Ernst Reinhardt Verlag, München.

Die Untersuchungen über den Rhythmus der Geschichte führen zu der Aufstellung einer Periodizitätslehre, nach der im dreitausendjährigen Turnus einer „beruhenden“ Kultur eine „übersinnliche“ folgt, die von einer „dynamischen“ abgelöst wird, um nach dieser wieder den Kreislauf mit einer „beruhenden“ zu beginnen.

Es ist mehr die versteckte Hegelei minderen Niveaus als die Abhängigkeit von Spengler, Frobenius und anderen Vereinfachern, die dieses Werk bedenklich erscheinen läßt. Die erzielte Hypothese scheint nur eine Vergewaltigung der unendlich vielen individuellen historischen Tatbestände zu sein, ohne daß die Individualität eines neuen höheren Einzelwesens, sei es Gesetz oder Geschichtstyp oder sonstwie genannt, evident würde.

LEO LANIA, „Gruben, Gräber, Dividenden“. Malik-Verlag, Berlin.

Zusammenhänge von Arbeit, Tod und Geschäft. Die Romantik der bürgerlichen Lüge ist abgelöst durch die Phantastik der unwahrscheinlicheren, unmenschlich gemeinen menschlichen Wahrheiten. Flucht in die Metapher wird verabscheut, dafür geschieht der Vorstoß in die Sachlichkeit der enthäuteten Tatsachen. Dieser Mut, wenn auch Flucht nach vorne, schafft das gemäßere Glück der radikalen Aktivität. Der Vater schlägt auf den bürgerlichen Tisch und fragt: Cui bono? Der Sohn antwortet: den Menschen. Der Skeptiker lacht sich krumm und die Weltgeschichte bleibt schief.

ARTHUR SINGER. Der Kampf Roms gegen die Freimaurerei. Leipzig, Ernst Oldenbourg.

Keine Streitschrift, sondern eine sachlich geschichtliche Arbeit, die den Kampf der Freimaurerei seit Gründung der ersten Großloge in London gegen Rom behandelt und durch ihre politischen und kulturgeschichtlichen Verknüpfungen als Kulturdokument von allgemeiner Wichtigkeit ist.

H. H. HOUBEN, Der gefesselte Biedermeier. Literatur, Kultur, Zensur in der guten alten Zeit. H. Haessel Verlag, Leipzig.

Eine Fülle von Zensur-Fällen, von denen man nur sagen kann, daß die Art ihrer Erzählung den Titel lebendig macht.

LEONARDO DA VINCI, Traktat von der Malerei, Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Der Traktat ist eine Kompilation, der Versuch, Verlorengegangenes aus den Notizen Leonardos wiederherzustellen nach dem besten Versuch der Bibliothek Urbino, heute Codex 1270 der Vaticana, nach Mancis Versuch 1817 endgültig exakt 1882 von Heinrich Ludwig herausgegeben und übersetzt, jetzt erneuert. Aktuell ist heute der polemische Teil gegen die Literaten, aufregend der Kampf gegen Michel Angelo. Das Theoretische über Malerei für den Kunstmenschen überzeugend, weil hier Erfahrungen brauchbar technisch-mathematisch und nicht gefühlsmäßig wolkig ausgedrückt werden. Das Malerische ist immer richtig, mag auch das Physikalische überholt sein.

MAX DVORAK, Das Rätsel der Kunst der Brüder van Eyck. Piper & Co. Verlag, München.

Die Neuherausgabe des „Rätsels“ nach 20 Jahren zeigt nur, daß dieses immer schon schwer zugängliche und seit langem vergriffene Werk heute unentbehrlich ist, nicht nur als kunstgeschichtliches Standardwerk über einen nie wieder so gründlich behandelten Gegenstand, sondern was wichtiger erscheint, als Gegengewicht gegen die von stets gebrauchsfertiger Einfühlung begleiteten neueren Publikumsbücher.

PAUL WESTHEIM, Oskar Kokoschka. Paul Cassirer Verlag, Berlin.

Wenn schon über jüngere, lebende Künstler Monographisches erscheinen soll, so liegt der Wert solcher Arbeit weit mehr im Material als im Kritischen, da es notwendig an Entfernung, also an Perspektive fehlt. So auch hier. Man gerät allzuleicht ins Lyrische. Das Bildmaterial zusammengebracht zu haben, ist ein bedeutendes Verdienst.

DAS WERK DES VITTORE CARPACCIO. Ausgewählt und dargestellt von Wilhelm Hausenstein. Stuttgart 1925, Deutsche Verlagsanstalt.

Wenn auch die subjektivistische Schreibart nicht jedermanns Sache sein mag, wesentlich ist, daß die Einführung empfänglich machen will zum Genuß der 76 Tafeln, auf denen mit gutem Instinkt die entscheidenden Werke Carpaccios abgebildet sind, um, wie es der Zweck des Buches ist, dem die Kunst nur unmittelbar liebenden Menschen zu dienen.

RUD. H. BARTSCH. Eine altwiener Geschichte von der verdammten Seele des Herrn Kläuser. Mit Bildern von Hans Alexander Müller.

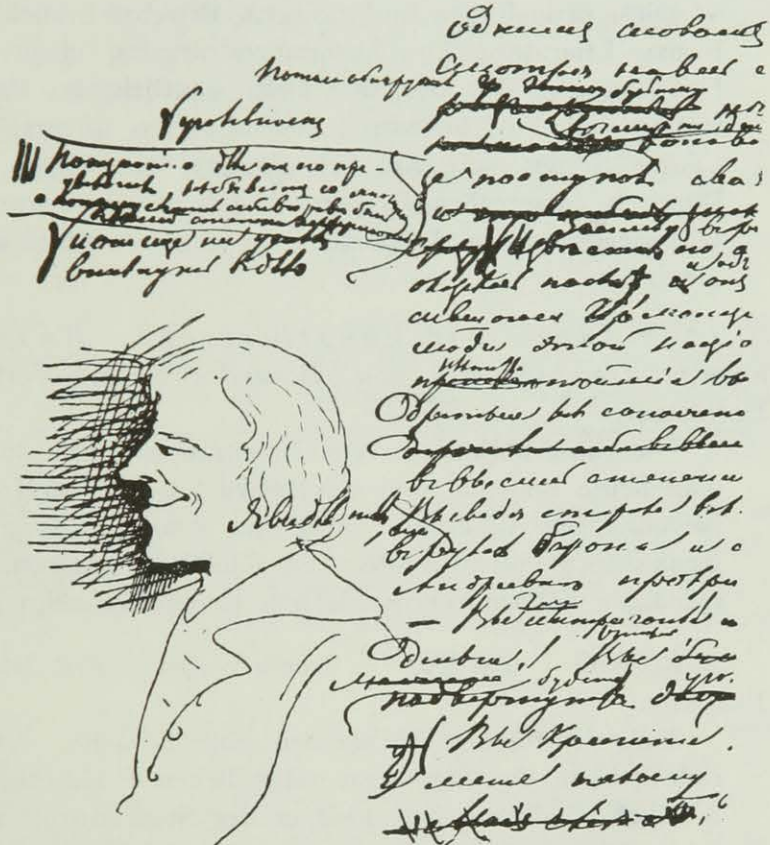
Da nun einmal dieser leicht angekitschte Wiener Ton echter ist als alle widersetzliche Intellektualität, so gelingt Bartsch die durch den Gegenstand gezeugte Romantik aufs beste.

ROM LANDAU, „Der unbestechliche Minos“. (Harder-Verlag, Mannheim.)

Dieses Buch ist von einem Manne geschrieben, der selbst ausübender Künstler — Bildhauer — ist und im Nebenberuf Kritiker an einer Berliner Tageszeitung war. Als solcher hatte er Gelegenheit, in den Nachkriegsjahren die Ausstellungen lebender Kunst in Berlin zu studieren. Reisen nach Italien und in seine polnische Heimat gestatteten ihm einen Überblick über das Kunstschaffen in diesen Ländern. Beachtenswert vor allem ist der Aufsatz über die Kunsthändler, wohl zum erstenmal, daß die deutschen Kunsthändler einer Kritik unterzogen wurden:

(„Über den Wässern der deutschen Kunsthändler schwebt Gott Vater Cassirer, S. Majestät unter den deutschen Kunsthändlern: Der Mann mit der größten Erfahrung und nicht dem schlechtesten Geschäftssinn.“ — „Ist Cassirer der mächtigste, so ist der rheinische Alfred Flechtheim zweifellos der amüsanteste unter den deutschen Kunsthändlern“ usw.)

Das Buch ist außer-
außerordentlich schön
illustriert, enthält es
doch fast 200 schwarz-
weiße Abbildungen und
16 Farbtafeln und ist
summa summarum das
amüsanteste Werk über
die Kunst unserer Zeit.
Es ist geschmückt mit
dem Bildnis Landaus,
Lithographie
von Emil Orlik,
der mal neue 99 Köpfe
rausgeben sollte.



Ausschnitt aus einer Manuskriptseite Dostojewskis
Verlag R. Piper, München

ROBERT HOHLBAUM. *Die Herrgotts-Symphonie*. Eine Bruckner-Novelle. Mit 4 Lithographien von Karl Stratil.

Die unversöhnliche Temperaments-Diskrepanz, Bruckner und Hugo Wolf, ist ins anschaulich Novellistische erschreckend zugespitzt.

TONI SCHWABE, *Ulrike*. Ein Roman von Goethes letzter Liebe. München 1925, Albert Langen.

Der Roman von Goethes letzter Liebe — Ulrike von Levetzow — eine sonst etwas peinliche und von Biographen gemiedene Angelegenheit, wird menschlich näher geführt, gut erzählt und ohne bedeutend zu tun, der persönlichen Wichtigkeit gemäß behandelt.

WALTER SERNER, *Die Tigerin*. Berlin 1925, Elena Gottschalk Verlag.

Eine absonderliche Liebesgeschichte unter Pariser Kokotten, Nutten, Juden, Dieben und Spitzeln. In einem spezifischen Jargon geschrieben, der die Lokalaura gibt und die Personen trefflich ermuntert. Mit Tempo erzählt und hastig zu lesen.

Epikön. Eine Sammlung klassischer Romane, herausgegeben von F. A. Rheinhardt. Paul List Verlag, Leipzig.

HENRY FIELDING, *Tom Jones*, Deutsch von Paul Baudisch.

DOSTOJEWSKI, *Der Idiot*, Deutsch von H. v. Hoerschelmann.

GOGOL, *Die toten Seelen*, Deutsch von Xaver Graf Schaffgotsch.

JEAN PAUL, *Siebenkäs*.

JACOBSEN, *Nils Lyhne*, Deutsch v. Ottomar Enking.

GOETHE, *Die Wahlverwandtschaften*.

GONTSCHAROW, *Oblomow*, Deutsch von R. v. Walther.

VICTOR HUGO, *Dreiundneunzig*, Deutsch von Alfr. Wolfenstein.

Diese neun Bände sind die heute denkbar brauchbarsten Ausgaben der großen Roman-Literatur. Die Zusammendrängung in je einen einzigen Band ist ein Druckerkunststück, der Satz bleibt deutlich, das Papier undurchsichtig. Ueberflüssig sind die Nachworte, besonders das unverständliche von Kassner zu den „Toten Seelen“, die von Schaffgotsch zum ersten Male in sein dem vulgären Russisch entsprechendes Deutsch prachthvoill übersetzt sind. Auch die anderen Uebertragungen sind überzeugend gut, besonders die von Baudisch des „Tom Jones“.

1000 Ideen zur künstlerischen Ausgestaltung der Wohnung. Herausgegeben von Alexander Koch. Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt.

Die 140 Abbildungen von Innenräumen, Einzeilmöbeln und allen Dingen, die man heute braucht, sind als Entwurf vor allem Ideen zur Ausgestaltung einer bewohnbaren Wohnung: nützlich, brauchbar, angenehm. Daß wir die faule Renaissance von 1880 gern zu Kleinholz machen, ist bekannt. Daß wir anständiger wohnen können als jene Generation zeigt dies Buch.

BRUNO VOGEL, *Es lebe der Krieg. Ein Brief.* Verlag Die Wölfe, Leipzig-Plagwitz.

Eins der tollsten Bücher deutscher Sprache. Aber weil Bruno Vogel es für richtig hielt, die allgemeinverständlichen Fachausdrücke des natürlichsten Seins wörtlich wiederzugeben, hielt es der Staatsanwalt für richtig, sein Buch zu beschlagnahmen. Zum Glück so spät, daß die Leute, auf die es ankommt, das Buch noch bekamen. Hier, wo es nicht auf ein Plädoyer für Herrn Vogel ankommt, braucht das Buch keine Verteidigung, sondern nur der Leser den Rat: Sehen Sie zu, daß Sie es zu lesen bekommen, damit Sie in den Abgründen sich und Ihr Volk erkennen.

HANS MUCH, *Akbar oder der Schatten Gottes auf Erden.* Einhorn-Verlag, Dachau bei München.

Ein Panegyrikus auf Akbar den Großen, den mythologisch vollendeten großen Menschen, der alles, was je an Geist, Kraft und virtus aus tausend Helden zerstreut war, in sich allein vereinte. Nach diesem Buch wünscht man sich eine historisch-kritische Darstellung dieses Kolossalmenschen und seiner Zeit.

FONTANE. *Gesamtausgabe der erzählenden Schriften in 9 Bänden.* Bei S. Fischer Verlag.

Wenn man Berliner Romane Fontanes wieder zur Hand nimmt, merkt man, was inzwischen vor sich gegangen ist. Aber geht man den Dingen auf den Grund, sieht man auf das Wesentliche der Unterschiede von damals und jetzt, so stellt man fest, daß diese Unterschiede lange nicht so groß sind, wie

sie scheinen. Was sich abspielt innen und außen am Kurfürstendamm, der Verkehr im Innern der Stadt, unser teures Tempo und die anderen Dinge, auf die wir stolz sind, rühren nicht so sehr an den eigentlichen Kern Berlins, der es von anderen großen Städten, wie Hamburg oder Köln, unterscheidet. Es sind mehr Größen-, weniger Wesensunterschiede zwischen damals und jetzt.

Fontane sah Berlin mit den Augen des größten deutschen Erzählungskünstlers der letzten hundert Jahre. Er sah das damalige Berlin so wesentlich, fertigte ein Bild von so wesentlichen Qualitäten, daß es wie Bilder von Steffek trotz allem Wechsel lebendig ist wie damals. Darin besteht sein Genie, das auf lange Zeit etwas festlegte. An Plüsch, Renaissancekamin und Berliner Zimmer soll man sich nicht stören, so wenig wie an Pferdebahn und den umständlichen kleinen Dampfbooten auf der Spree.

Im Grunde ist Fontane immer noch der einzige, der Urkundliches über den Komplex Berlin gesagt hat. Er ist der einzige ernst zu nehmende Erzähler dieser Zeit, der einzige, der das Kontinuierliche der Fabel hat — der genug Atem und vor allem — noch nachträglich besonderen Dank — Substanz hat, der Erlebtes aussagen konnte, der nicht an den Hungerpfoten zu saugen hatte und den Hungrigen mit ein bißchen Gelatine abspeiste. Erheben wir keinen Anspruch auf Form: Auf Grund des traurigen Saldos, den wir ziehen müssen, können wir gern die Form vermissen, wenn die Substanz so reichlich da ist wie bei ihm. (Bei der Gelegenheit sei auf einen anderen ausgezeichneten Berliner hingewiesen, der viel zu wenig gewürdigt ist: Julius Stinde.)

Der Nachfolger Fontanes ist Thomas Mann. Aber bei diesem kann, bei allem Talent, von Fortschritt nicht die Rede sein, nur von Lübecker Variation. Fontane breitete sich mit weniger Behaglichkeit aus, sondern hatte Härte, Konsequenz der Gesinnung, Abgeschlossenheit und was sonst die Persönlichkeit begründet, die noch heute so deutlich ist wie damals. *H. v. W.*

LEWIS MUMFORD, Vom Blockhaus zum Wolkenkratzer. Eine Studie über amerikanische Architektur und Zivilisation. Verlag Bruno Cassirer, Berlin.

Ein Buch, das den verhältnismäßig kurzen Weg der bisherigen amerikanischen Architektur im engsten Zusammenhang mit der Zivilisation zu betrachten unternimmt und gegen die Götzen Maschine und Mechanisierung, wie sie in der Idee der Wolkenkratzer ihre letzte Entfaltung gefunden haben, energisch ins Feld zieht. „Eine Zivilisation, die die Gebäude als bloße Maschinen auffaßt, endet damit, daß sie die Menschen zu Maschinenwärtern macht.“ Daß auch rein architektonisch die Hochhäuser keine Lösungen, sondern höchstens bedingte Versuche darstellen, mögen alle jene Enthusiasten, die in der Amerikanisierung unserer Großstädte das letzte Heilmittel sehen, zur Kenntnis nehmen. *C. F. R.*

BILDWERKE OST- UND SÜDASIENS AUS DER SAMMLUNG YI YUAN. Mit begleitendem Text von Karl With. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel.

Ein vorzüglich ausgestatteter Katalog einer Sammlung herrlicher Kunstwerke zu einem sehr wohlfeilen Ladenpreis. Die schönen Stücke sind meist in mehrfachen Ansichten und vielen Detailaufnahmen gegeben. Eine Einleitung und Bildbeschreibungen von Karl With zeugen von fundierter Wissenschaft und lassen doch das Sinnlich-Ästhetische (ein seltener Fall) voll zu ihrem Recht kommen. *C. F. R.*



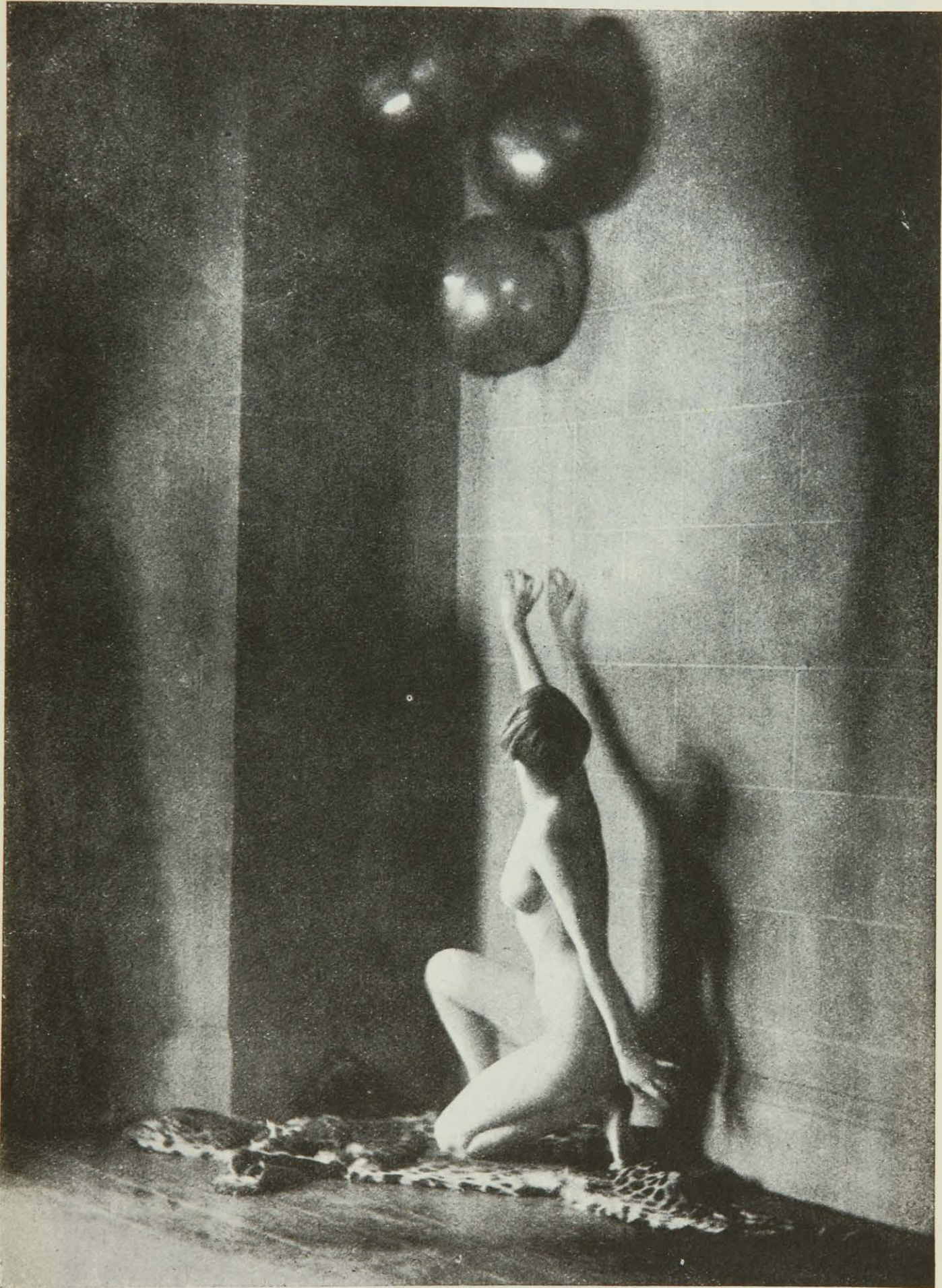
H. Bieling

MARGINALIEN

Tage mit Gerhart Hauptmann.

Der arme Hauptmann! Das hatte ihm gerade noch gefehlt! Seit Jahren hat er schon keinen Kritiker mehr, der es wagt, den Mund gegen ihn aufzutun (was nötig wäre!), und jetzt findet er in der Person Hans v. Hülsens einen Eckermann, der ihn als Menschen und Dichter gefährdet. Was sage ich: einen Eckermann! Was war der doch für ein feiner Geist! Wieviel Takt und Geschmack hatte der vornehme Mann! Wie verständnisvoll anschmiegend war er, ohne an Haltung einzubüßen! Und wie konnte er schreiben! Herr von Hülsen hingegen . . .

Herrn von Hülsen ist es vor allem darum zu tun, durchblicken zu lassen, wie intim er mit Hauptmann ist, und daß er so ganz und gar zum allerengsten Kreise gehört. Es wird ihm nichts helfen. Man wird ihn trotzdem nicht pardonieren und mithineinschlüpfen lassen in die Walhalla der großen Schriftsteller. Aus welchem Jahrhundert kommt Herr von Hülsen, daß er nicht errötet, wenn er von „Musenhof“ spricht, und wenn er „aus dem Wipfelrauschen des Parks“ in die Halle tritt? Aber köstlich sind seine sentenziösen Aeußerungen, die Ergebnisse einer mehr betrachtsamen Stimmung: „Wenn ein Park so schnell wächst — wer will sich über ein Leben, wie das Hauptmanns, verwundern?“ Kein Leser wird sich bei diesem Satze eines angestregten Grübelns erwehren können. „Nicht nur Legendengestalten trinken ja Leben aus dem Born der Kunst: auch wirkliche Menschen werden legendär.“ Nicht tief; nur schief. In vollen Zügen genießt Herr von Hülsen die Einsamkeit des Hauptmannschen Landsitzes in Agnetendorf: „Alle Gedanken an die Welt versinken. Wie weit ist Berlin, Dresden, Breslau!“ Besorgt fragen wir: Und wo bleibt Cottbus? Ersten Ranges ist Herr von Hülsen in seiner Wortwahl: Rom ist ihm — nein, deine Ahnung trägt dich nicht — die „Ewige Stadt“, Max Klinger der „Rotbärtige Meister“, Hauptmann „reist“ etwa nicht, dazu ist Herr v. Hülsen viel zu fein, sondern er „schlägt sein flüchtiges Gezelt auf“. Und wie könnte eine Petroleumlampe für den Klischeeschriststeller anders sein als „traulich“? Mancherlei Hochwichtiges erfährt man aus dem



Mädchen mit Ballonen

Photo J. Craven, London



Der vom Louvre angekaufte Henri Rousseau: Der Schlangenbeschwörer



Pflanzearbeiter in Tahiti



Henri Rousseau in seinem Atelier

Photo Wilhelm Uhde



Ausstellung Galerie Flechtheim

Henri Rousseau, Bananenernte

Slg. Paul v. Mendelssohn-Bartholdy

Künstler bei der Arbeit



Henri Rousseau, Der Künstler vor seiner Zollstation



Gerard Dou, Rembrandt in seinem Atelier

Richmond, Sammlung Cook

Buche über Hauptmann. Beispielsweise: weshalb er nicht mehr nach Rom geht. Das eine Mal bekam er dort den Typhus, ein anderes Mal aber — man denke, man denke! — einen Hexenschuß! „So“, fährt Hülsen fort, „hat er sich denn seit der Jahrhundertwende immer mehr auf den Norden Italiens beschränkt.“ Dieses „So“ ist ein Juwel. Legionen deutscher Schriftsteller werden Herrn von Hülsen um seine beiden Buchstaben beneiden.

Und Legionen deutscher Schriftsteller, deren Bestes in der Frohn täglicher Erwerbspflicht erstickt, werden mit sehr eigenen Empfindungen von der groß-bourgeoisen Lebensführung des Dichters Kenntnis nehmen, der sich einst des Weberelends erbarmte und in „Vor Sonnenaufgang“ versprach, sich „nur als letzter“ an die Tafel zu setzen. Viele müssen ihre Werke auf das schlechte Papier unbezahlter Rechnungen schreiben, bei Hauptmann ist das ganz, ganz anders. Hören wir unseren scharf beobachtenden Chronisten: „Auf jedem der Stehpulte, die durch das Haus verstreut sind, liegt irgendein Band, meist aus *Büttenpapier*, meist in *Pergament* gebunden. Darin schreibt Hauptmann nieder, was ihm gerade durch den Kopf geht.“ Viele müssen wohl oder übel in Berlin N oder Berlin O ihre dichterischen Träume gestalten, nicht jeder kann es in Agnetendorf tun, auf Hiddensee, in Mendrisio im Tessin, in Santa Margherita, in Portofino. Bei vielen reicht es kaum zu einer Schale Haut, nicht jeder hat so viel Sekt im Keller. Hören wir Hülsen, unseren kleinen Küfer: „Wie oft, wenn die Gäste im Saal oder in der Halle sich versammelten, nahm er mich, beinahe geheimnisvoll, beiseite und führte mich, mit den Schlüsseln klingelnd, hinunter in den Weinkeller, wo es galt, eine Bowle anzusetzen.“

Und nicht jeder hat so eine Zeiteinteilung: „Er liebt es, im geselligen Kreise um eine Flasche Wein den Abend bis spät in die Nacht zu dehnen; bricht er einmal früher auf, so ist das ein untrügliches Zeichen, daß er sich schlecht unterhält. Aber ob er auch bis zwölf, bis ein, bis zwei Uhr mit seinen Gästen gescherzt und gesprochen, morgens ist er bei guter Stunde auf, lustwandelt oder arbeitet im Garten und badet schnaufend, oft genug merkwürdige Schreie ausstoßend, und nimmt dann, „noch im Negligé“, mit Frau Margarete allein sein umfangreiches Frühstück ein. Danach pflegt er zu arbeiten, aber oft genug findet man ihn schon um halb zwölf oder halb ein Uhr auf seinem Diwan, lesend oder auch schlafend. Zwei Uhr ist Tischzeit in Agnetendorf. Da erscheint er denn wohlausgeruht in dem grauen Schoßrock mit der hochgeschlossenen Weste, den er meist trägt, oder in einem flauschigen, grauen Sakkoanzug, der aus Italien stammt. Nach Tische legt er sich ins Bett und schläft bis fünf, bis der Gong zum Tee ruft, der im Sommer droben auf der Terrasse des ersten Stockes, im Winter drunten im Saal gereicht wird. Das heißt: Tee trinken die anderen, Hauptmann selbst trinkt Kaffee, der für ihn in einer alten kleinen Maschine bereitet wird. Sie funktioniert nicht immer, sie explodiert auch manchmal zur Unzeit (wenn etwa drunten eine Schar Wandervögel zur Huldigung aufmarschiert ist), aber er hängt an ihr. Von der Teestunde bis zum Abendbrot um neun Uhr ist Arbeitszeit, dann hat im Hause Ruhe zu herrschen, und an die Gäste, an denen es im „Wiesenstein“ niemals fehlt, ergeht von der stets fürsorglichen Frau Margarete die Bitte, einen bestimmten Teil des Gartens zu meiden.“

Uns will scheinen: eigentlich arbeiten tut Hauptmann nur drei Stunden am Tag, von sechs bis neun, und das erklärt manches.

Um aber wieder auf Hülsen und Eckermann zurückzukommen: Goethes Hausfreund war vorsichtiger. Niemals hätte er dergleichen genierliche Dinge von seinem Heros verraten. Ganz abgesehen davon, daß Goethe unbegabter war, so daß ihm nichts übrigblieb, als fleißiger zu sein.

Sebastian

DE KÖLLSCHE LOHENGRIN

Karnevalslied *)

Von

JACOB DREESEN

Gesang:

Klavier:

f *Fine. mf*

Op eh-ter Burg zo Kam-te, Met
al-ler-hand Tra-ban-te, Doh worm-te ens en Tant Et El-sa vun Bra-bant, It
haft mit Vah noch Mo-der, Un nor 'ne klei-nen Bro-der; Dän häft se grus-lich öm-ge-bracht; Su
wodt ehr roh-ge-saht. Dröm der Kün-nig saß sich umjr de Lin-de, Un der

The musical score is arranged in four systems. Each system consists of a vocal line (labeled 'Gesang:') and a piano accompaniment (labeled 'Klavier:'). The piano part is written in grand staff notation. The lyrics are written below the vocal line. The score includes dynamic markings such as *f* (forte) and *mf* (mezzo-forte), and a 'Fine' marking. The music is in a 3/4 time signature and a key signature of one flat (B-flat major or D minor).

*) Verlag der J. G. Schmitz'schen Buch- & Kunsthandlung, Köln.

He - rold reef en al - le Win - de, Dat ge - köpp et El - sa se - cher

wöd't, Wann kei - ner för ehr Un - schold feh - le köm, wö't sich ge - hööt.

1. - 5. | 6. §

§

D.S. al Fine.

2. Lang wollt' er keine kumme:
 „Jawoll, gebacke Prumme!“
 Su reef der Telramund,
 Su geftig we hä kunnt.
 Et Els wor zo bedoore,
 Dat ärm Minsch war am loore
 Noh einem vun der Ritterschaff
 Der Rhing*erop, erav.
 ;: Doh op eimol reef et Volk: „E Wunder!“
 Dann et kom 'ne Schwan der Rhing erunder;
 Vör em Naache dän dä Vugel trook,
 Doh stund ne schöne stolze Kääl.
 Der Telramund verschrook. ;:;

3. Un we en Donnerwedder
 Doh kom hä glich an't Ledder
 Däm falsche Telramund.
 Dat wor däm Lump gesund.
 Et Els wodt freigesproche,
 Un en de nächste Woche
 Spazeete, prächtig opgekratz,
 Dann Hä un It noh'm Platz!
 ;: Och, en Esse! We dat gingk erunder!
 Hummer, Lachs, e Ferken en Burgunder,
 Dat dem Volk, dat hungrig Vivat reef,
 Et Wasser en der Muul, als we
 En Senk zesamme leef. ;:;

4. Dat eß no zo gelunge,
 Hä hatt sich uusbedunge,
 Dat it nit froge solt,
 En ehrer Ungedold,
 Noh im, noh singem Wappe,
 Un wat för Dheer dren jappe,
 Söns wör et Ihglöck vör de Katz,
 Un glich wöd't avgekratz!
 ;: Wören se no nett nom Bett gegange.
 Hätt se nit ze frogan angefange!
 Doch om Kannepee de halve Naach,
 Do soßen se un sungen se,
 Wer hätt su jet gedaach! ;:;

5. Un we se su doh soße,
 Doh kunnt sei't doch nit lohse,
 Un saht för ehre Mann:
 „We heisch do eintlich dann?
 Sag, heisch do Köbes, Pitter?
 Wat beß do för 'ne Ritter?
 Häß do die Vatter och gekannt?
 Wo litt dien Heimatsland?“
 ;: Och, do wodt hä wieß als wie 'ne Givvel,
 Wöhdig fohr hä en de Wasserstivvel.
 „Wer ich ben? Der Lohengrin ben ich,
 Mer han jet an de Fööß, Madam,
 Versecheren ich üch!“ ;:;

6. Un fleute op 'em Fleutche:
 „Adjüs, adjüs, leev Bräutche!
 Kiek doh, der Schwan, der Schwan!
 Doh kütt e ald eran.“
 Jitz liet sich nix mih maache!
 Dann sprung hä en der Naache
 Un winkte lang noch met der Hand
 Dem Elsa vun Brabant.
 ;: En et Sackdooch kresch bedröv dat Irmche,
 Un it schwenkte met däm Sonneschirmche;
 Doch der Schwaneritter blees im jet,
 Do ging it widder op de Burg
 Un laht sich en et Bett. ;:;

Kritik.

1. Alban Berg „Wozzeck“.

Wie immer man stehen mag, — ein Abend, der zum Dafür oder Dawider zwingt, der nicht kalt läßt, der dem Operschlendrian rücksichtslos durchbricht, der ganz anders bewertet sein will als das so viel dankbarere Arbeiten mit Stars, ein Abend, der aufrüttelt. (Berl. Börsen-Zeitung, Franz Köppen.) **In** dieser Angelegenheit, die von denen um Arnold Schönberg und seines artigen discipulus Alban Berg, wie auch von sonstigen Schutzpatronen morgenrötlicher Ringelstechen als gewaltig wichtig gepriesen wird, kann man sich verhältnismäßig kurz fassen. Es handelt sich wieder um eins der Exempel der zeitgenössischen Such- und Tastkunst, die ab und zu mit großem Brimborium erscheinen und geräuschlos wieder verschwinden. (Germania, Edmund Kühn.) **Dieses** Werk von Alban Berg eröffnet die Epoche der modernsten naturalistischen Oper. Auch jemand, der dieser Richtung der Musik fernsteht, kann sich dem bezwingenden Eindruck dieser persönlichen Offenbarung nicht entziehen. Man fühlte das bei allen künstlerischen Menschen, die im Hause anwesend waren. Der Beifall war sehr stark. Es ist eine ganz große Tat unserer Staatsoper, die niemals vergessen werden wird. Wir wünschen, daß das Publikum sich an das Werk gewöhnt, seine musikalischen Qualitäten begreift und es auf dem Repertoire liebt. (Börsencourier, Bie.) **Nur** eins: sind diese Menschen, die gestern Beifall tobten, dieselben, die sich Bachs H-Moll-Messe oder eine Oper von Mozart anhören? Wenn das bejaht werden soll, dann steht dieses Publikum an Urteilsfähigkeit auf der Stufe der Tibetaner, dann ist seine Heuchelei und Verlogenheit so groß, daß man nach dem Spucknapf verlangt. (Deutsche Zeitung, Paul Zschorlich, der sonst nicht für Mozart ist.) **Der** Musiker, der aus einem Ton, aus einem Rhythmus, aus einem Akkord heraus eine solche Vielgestalt an dynamischen Effekten und gestuften Ekstasen kontrapunktisch zimmert, der ist ein Meister. (Vorwärts, Kurt Singer.) **Genug** davon. Ich halte Alban Berg für einen musikalischen Hochstapler und für einen gemeingefährlichen Tonsetzer. Ja, man muß weitergehen. Unerhörte Geschehnisse verlangen neue Methoden. Man muß sich ernstlich die Frage vorlegen, ob und wie weit die Beschäftigung mit der Musik kriminell sein kann. (Deutsche Ztg., Paul Zschorlich.)

Kennzeichen lassen sich die Tonbrocken, aus denen diese Musik besteht, nicht. Es läßt sich nur sagen, daß die einzelnen Partikel fast durchweg so an- und übereinander gefügt sind, daß man den Eindruck bekommt, es werde dauernd falsch gespielt im Orchester und auf der Bühne ebenso dauernd daneben-gesungen. (Lokal-Anzeiger.) **Dieser** Grundriß mag deshalb aufgezeigt werden, weil er am besten das Vorurteil beseitigen kann, als sei moderne Musik gleichbedeutend mit Formlosigkeit und wüstem Chaos. Eher könnte man vielmehr im Gegenteil finden, daß alles allzu pedantisch nach dem Richtmaß gefügt sei, und schon hierin einen Triumph des rein Technischen erkennen. (Börsenzeitung, Köppen.) **Dem** Zuhörer entgeht meist diese bewußte Form. Er genießt naiv. Aber aus dem Gewirr von vertrakten Harmonien und neuartigen Formen löst sich plötzlich das „Packende“. (Wintzer.) **Lassen** wir uns nicht täuschen: so atonal diese Wozzeck-Musik uns anweht: sie ist die, wie ich glaube, letzte Ausstrahlung des durch Schönberg hindurchgegangenen Tristangeistes. Für uns Musiker kann im Klang dieser Musik nichts Aufreizendes liegen; dem ungeübten Hörer freilich mögen die Sekund- und Quartendreihungen der Polyphonie peinlich sein. (B. Z., Adolf Weißmann.) **Solche** Stellen sind aber Oasen im vielfach atonalen Gewebe der Tonmalerei, die die Singstimme selten stützt und ihr keine

DER QUERSCHNITT

DURCH DIE MODERNE FRANZÖSISCHE
LITERATUR IN DER SAMMLUNG
„DIE ROMANE DES XX. JAHRHUNDERTS.“

★

ERSCHIENEN SIND:

FRANCIS CARCO

Der Gehetzte

Roman

In Pappband Mark 4.—, Leinen Mark 5.—

★

ALPHONSE DE
CHATEAUBRIANT

Schwarzes Land

Roman

In Pappband Mark 7.—, Leinen Mark 8.50

★

RAYMOND RADIGUET

Den Teufel im Leib

Roman

In Pappband Mark 5.—, Leinen Mark 6.—

FRANCIS CARCO

An Straßenecken

Erzählungen

In Pappband Mark 5.—, Leinen Mark 6.—

★

MARCEL PROUST

Der Weg zu Swann

Roman in 2 Bänden

In Pappband Mark 12.—, Leinen Mark 15.—

★

RAYMOND RADIGUET

Das Fest

Roman

In Pappband Mark 5.—, Leinen Mark 6.—

ES WERDEN ERSCHEINEN:

HENRI BARBUSSE

Kraft

3 Novellen

Ende Februar

MARCEL PROUST

Das gesamte Romanwerk

Auf den Spuren der verlorenen Zeit

im Laufe dieses Jahres

Ferner Werke von

ESTAUNIÉ

GIRAUDOUX

MAURIAC

MAUROIS

IM VERLAG DIE SCHMIEDE BERLIN

Melos gestattet. (Kreuzzeitung, R. W.) **Alban** Berg, ein sicherlich begabter, in seiner schöpferischen Abgeschlossenheit sympathischer Musiker, ist wohl der intransigenteste aller Schönbergianer. Von Haus aus Autodidakt in der Setzkunst, hat er sich dem Meister und seiner Doktrin mit Haut und Haaren verschrieben. Alban Berg vermeidet krampfhaft jede natürliche Ausdrucksweise, das Abstruse ist seine ausschließliche Domäne. Die Atonalität ist ihm kein (gelegentlich motiviertes) Mittel, sondern Selbstzweck. Er wendet sie beständig von der ersten bis zur letzten Note seiner Oper an, gleichviel, was vorgeht und wen er schildert, auch im Marsch vorüberziehender Soldaten und in der Tanzmusik einer Schenke. Nichts darf stimmen oder im Sinne eines natürlich empfindenden Menschen „gut“ klingen, alles muß rhythmisch kompliziert, harmonisch querständig und verschroben sein. (Berl. Tageblatt, Leopold Schmidt.) **Sehr** stark ist das melodische Blühen in dem ersten Bild des dritten Aktes, und es erreicht seinen Höhepunkt in den spukhaften Szenen am See sowie in dem schönen letzten Zwischenspiel. Die Bewunderung für die Differenziertheit und Feinheit dieser jeder psychologischen Regung folgenden Musik erhöht sich aber noch, wenn man ihre formale Struktur näher betrachtete. (D. A. Z., Schrenk.) **Denn** es ist eine wirkliche Dichtung voll erschütternder Tragik. (Kreuzzeitung.) **Das** gibt schon ein handfestes Theaterstück, selbst wenn die Formung über lauter nur lose zusammenhängende Fünf- bis Zehnminuten-Szenen nicht hinauskommt. Ein besonderer Gefühlsdrücker fehlt nicht: das unmündige Kindchen auf der Bühne. Es bleibt in der Schlußszene sogar allein zurück; einfach „rührend“. (Berl. Lokal-Anzeiger, W. K.) **Wenn** wir das Stück, das Drama, die Tragödie hingerissen und erschüttert lesen, so fragen wir uns: was will hier Musik? (Hamburger Nachrichten, Marschalk.) **Daß** Berg das nun genügend bekannte Stück Büchners zum Text nahm, erleichtert die Aufnahme. In diesem Kapitel Naturalismus schwingt um Wozzecks verfinsterte Seele und Mariens dürftiges Schicksal eine Untermusik, die aus den knappen Szenen wie Saft herausquillt. Sie einmal zu fassen, war Notwendigkeit. (Bie.) **Immerhin** läßt sich aus dieser Verquickung herausbuchstabieren, was die modernen Geräuschfabrikanten vom Schlage Alban Bergs unter „Oper komponieren“ verstehen. Wären ihre Angriffe auf die gute Gesundheit der Musik und den guten Geschmack des Publikums nicht so unverschämt und hartnäckig, müßte man über ihr Gebaren lachen. So aber gibts nur noch eins: was um Schönberg und Schönberg-Zucht ist, den Brunnenvergiftern der deutschen Musik Fehde für alle Zeiten! (Germania.) **Noch** über manches wäre zu sprechen, so über die Besonderheit der Instrumentation des Werkes, über die Kühnheit seiner harmonischen und formalen Struktur, über die Art der Gesangsführung, die die menschliche Stimme fast zu einem Blasinstrument macht. Aber alle diese Dinge, so wesentlich sie in stilkritischer Hinsicht für den Beobachter des Entwicklungsganges der dramatischen Musik sind, sagen doch nichts aus über das Herzblut dieser Musik, das jede Form mit strömendem Reichtum füllt. Es ist eine lebensnahe Musik, stark in Gefühl und Stimmung, eine Musik voll visionärer Schau, aufgestiegen aus der Seele unserer Zeit; aber erst einer späteren wird sich ihr letzter Sinn ganz entschleiern. (D. A. Z., Schrenk.) **Nach** dem Gesagten braucht nicht erst betont zu werden, daß die Uraufführung dieses in die Zukunft weisenden Werkes durch die Staatsoper eine Tat von musikhistorischer Bedeutung ist. (D. A. Z., Schrenk.)

Pfui Wozzek! Der Skandal in der Staatsoper. Vor Schluß des dritten Aktes versuchte blinder Beifall der letzten Aufführung in der Staatsoper zu

huldigen. Spontan setzte eine Gegenkundgebung ein, die mit kräftigen Pfui-Rufen ihre Meinung zum Ausdruck brachte. Das Orchester hielt ein im Spiel, und die Vorstellung mußte abgebrochen werden. Die ermunterten Zuschauer verließen unter lautem Widerspruch das Staatliche Opernhaus. Das Publikum hat sich zur Wehr gesetzt. Damit ist die Oper „Wozzek“ erledigt und Herr Erich Kleiber hat eine Lektion empfangen, bei der ihm das Lächeln wohl vergehen wird. Sollte das Werk nun nochmals angesetzt werden, so dürften weitere Skandalszenen nicht ausbleiben. (Deutsche Ztg.) „**Störung** der Wozzek-Aufführung in der Staatsoper.“ Mit Bezugnahme auf die in unserem gestrigen Morgenblatt veröffentlichte Notiz werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß die Vorstellung nicht wegen Mißfallensäußerung seitens einiger Unzufriedener abgebrochen werden mußte. Auch hat das Orchester weder das Spiel unterbrochen, noch seinerseits Stellung genommen. Die Vorstellung wurde bis zum Verklingen des letzten Taktes zu Ende geführt. Trotz einiger Mißfallensrufe und Pfiffe wurden Darsteller und Dirigent mehrfach hervorgerufen. (Lok.-Anz.)

2. Henry Rousseau vor ca. 13 Jahren.*)

Il paraît que l'Henri Rousseau est très coté dans les Allemagnes et les Russies. C'est possible. Mais nous sommes en France et Français, fort heureusement. (Le Volontaire.)

Das Opfer eines riesenhaften Ulkes, wohl des größten, den das allezeit erfindungsreiche und lustige Künstlervölkchen der Seinestadt eronnen hat. (Generalanzeiger für Düsseldorf.)

Eine Kollektion von Bildern, die in allen Trödeläden Europas umsonst für einen Taler ausgeboten werden würde. (Berliner Tageblatt.)

Alle weichlich und ängstlich gepinselt. Sie erwecken den Eindruck, als sei ein harmloser Geisteskranker ihr Urheber gewesen. (Kreuz-Zeitung.)

Prähistorisch, minutiös in jedem Blatt, verlächelt, verziert, verdetailliert. (Berliner Börsen-Courier.)

Daß der berühmte Stümper Henry Rousseau, der von Pariser Witzbolden auch als naturwüchsiges Genie ausposaunt wurde, hier einen Platz gefunden hat. (Kölnische Zeitung.)

So traf es sich, daß die letzten Tage seiner Produktion zusammenfielen mit denen einer schon in der Wiege manustuprierenden Jugend, die, defloriert zur

*) Anlässlich der ersten Rousseau-Ausstellung in Deutschland Februar—März 1926 in der Galerie Flechtheim, Berlin.

DER

ANZUGSTOFF DES ANSPRUCHSVOLLEN * FÜR STRAS-
SE / REISE / SPORT UND GESELLSCHAFT * MUSTER
KOSTENLOS * SAUER & WEICHMANN / COTTBUS A



Welt gekommen, auf der hastigen Suche nach dem ihr versagten Kindersinn in ihm den Apostel ihrer Komödiantenunschuld gefunden zu haben glaubt.

(*Magdeburgische Zeitung.*)

Absichtliche Kindlichkeiten sind reichlich abgeschmackt.

(*B. Z. am Mittag.*)

Ses envois étaient, d'année en année, de plus en plus drôles, de plus en plus fous ou de plus en plus simples.

(*Revue des Beaux Arts.*)

Höher als die dichtenden Bäuerinnen oder romanschreibenden Nähterinnen möchte ich Rousseau doch nicht stellen.

(*Frankfurter Zeitung.*)

Nous ne sommes pas loin de penser que son chef-d'oeuvre est la biographie que vient de lui consacrer M. Uhde.

(*Gil Blas.*)

— dessen Ideal der Ruppiner - Bilderbogen - Stil scheint und der in seiner absichtlichen Kindlichkeit denn doch nicht geistreich genug ist, um erträglich zu sein.

(*Königsberger Allgemeine Zeitung.*)

Si Rousseau avait brûlé toutes ses toiles, M. Uhde aurait établi de façon indéstructible la renommé de son héros. Seulement, les toiles de Rousseau sont toujours là . . .

(*L'Aurore.*)

Si Rousseau est un grand peintre, Signorelli et Léonard ne furent même pas dignes d'être des douaniers.

(*Arsène Alexandre im Figaro.*)

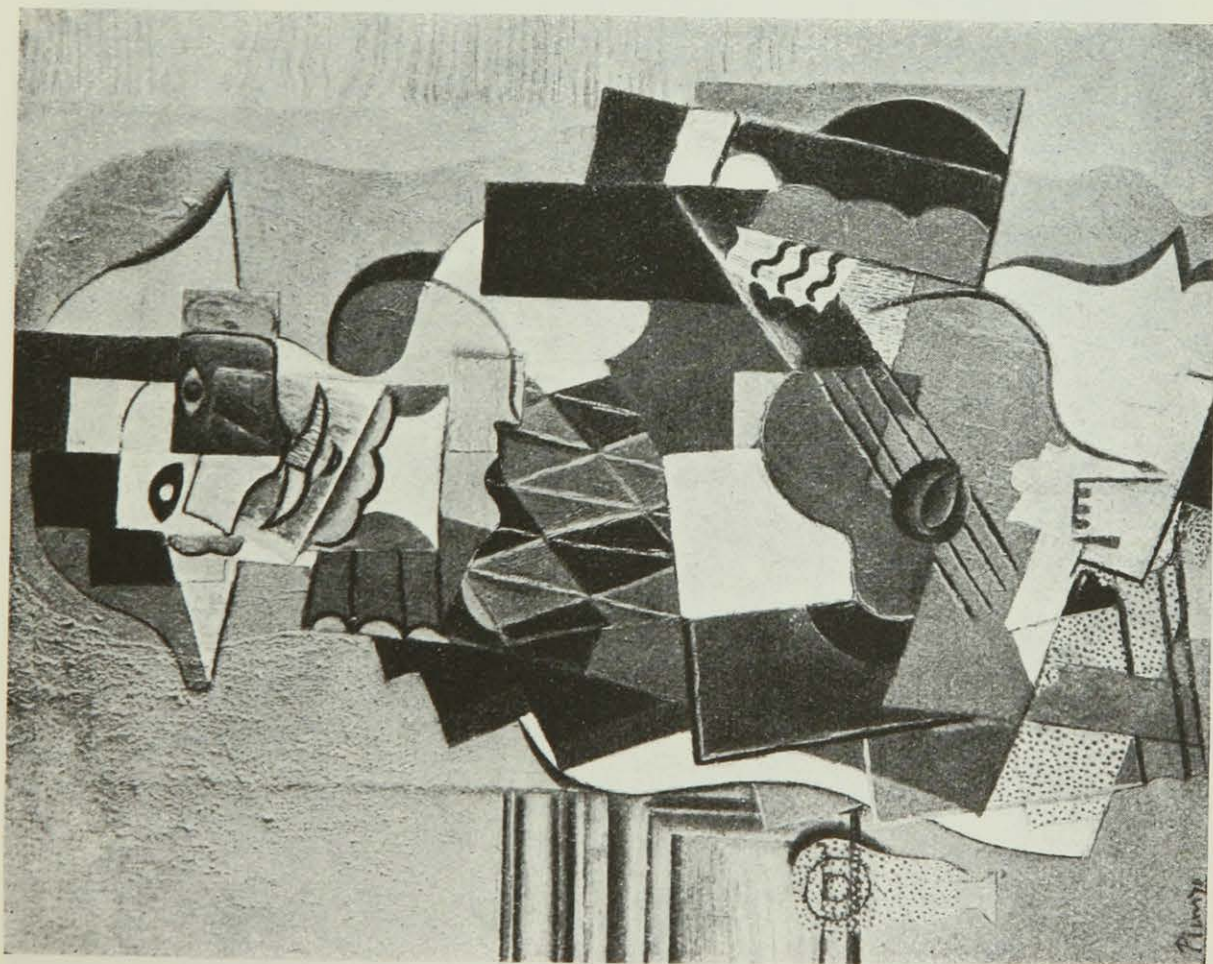
Der Prophet in seinem Vaterlande. „Die Weinberge von Nackenheim“, so betitelt sich ein Artikel, den der junge Mainzer Dichter (in Nackenheim geboren) gelegentlich der Erstaufführung seines Lustspiels „Der fröhliche Weinberg“ in Frankfurt in die dortigen Zeitungen lancierte, gewissermaßen zur Einführung in sein Bühnenstück. Die Bevölkerung Nackenheims ist in hohem Grade erregt über den Spott und Hohn, den der junge Mann über seinen Geburtsort ausgießt. Wenn man nichts anderes über Nackenheim zu schreiben weiß, als von Misthaufen und schwarzgrünem Gänsekot auf rötlichem Schlamm, so sollte man lieber die Feder ruhen lassen. Skandalös schreibt Zuckmayer über die Prozession, die im Mai durch die Wingerte tritt „von den Litaneien vieler Weiber umplärrt“. Man sieht also, weiß Geistes Kind dieser Zuckmayer ist. Aber nicht nur die Prozession, sondern auch die „Kerb“ muß erhalten, als ob es gerade auf der Nackenheimer Kirchweih besonders saumäßig zuginge. Einzelheiten über diese Zuckmayer'sche Kerbbetrachtungen können wir hier gar nicht wiedergeben, ebenso nicht die geradezu gefühlsrohe Schilderung eines längst vergessenen Selbstmordes. Alles in allem, es ist eine Schande, wie ein junger Mann, der sich dem Dichterberufe widmen will, seinen Geburtsort in der Öffentlichkeit hinstellt. Es ist eine schmutzige Phantasie, über die auch nicht gelegentlicher Anflug von Poesie hinwegtäuscht, eines dekadenten „Dichters“. Die Bewohner Nackenheims sind empört über diesen Vogel, der sein eigenes Nest in unerhörter Weise beschmutzt hat. Das Theaterstück „Der fröhliche Weinberg“ soll mit Anstößigkeiten geradezu überfüllt sein. Bisher haben wir noch kein Textbuch erhalten können. Wir werden auch zu diesem „Lustspiel“ noch Stellung nehmen.

(*Mainzer Journal.*)

Müller-Zigarren zu alten Preisen! Auffallend günstiges Angebot der alten bekannten Firma Bremer Zigarrenfabriken Heinrich Müller, Bremen, Postfach 440/41.



Photo Léonce Rosenberg
Gino Severini, Pierrots



Slg. Reber, Lugano

Pablo Picasso, Harlekin



Charleston

Wide World Photo



Carl Sohn, Karneval, Oelgemälde

Galerie Flechtheim



Johann Maria
gegenüber dem Juli

gegenüber

SEIT

1709

SPERLING

Chinesisches.

Unbestimmte Ausdrucksweise. Es war einmal ein Vater, der seinen Sohn belehrte: „Alle Menschen sollten sich beim Sprechen unbestimmt ausdrücken. Man darf sich nicht auf eine Rede festlegen.“

Der Sohn fragte darauf seinen Vater: „Was nennst du unbestimmte Ausdrucksweise?“

Der Vater belehrte ihn und sagte: „Ich will es dir sagen! Wenn zum Beispiel jemand etwas von dir leihen will, so sieh mal erst zu, was er leihen will; du darfst nicht sagen: Das ist in Masse vorhanden! Und du darfst auch nicht sagen: Davon ist wenig vorhanden! Denn manches haben wir im Haus, wir haben aber auch manches nicht im Hause! So etwas nennt man dann ‚unbestimmte Ausdrucksweise‘. Merk dir das!“

Eines Tages kam ein Bekannter zu Besuch und fragte den Jungen: „Ist dein Vater zu Hause?“

Da bediente sich der Knabe der unbestimmten Redeweise und antwortete: „Sie fragen nach meinem Vater. Nun, ich kann nicht sagen, es sind viele davon da, wie ich auch nicht sagen kann, es sind wenige davon da. Es sind wohl welche zu Hause, es sind wohl auch welche nicht zu Hause.“

*

Den Schaft des Pfeiles abschneiden. Ein Soldat war von einem Pfeil getroffen, der Schmerz war fast unerträglich; da ließ er einen berühmten Chirurgen rufen.

Lesen Sie die



Preis
20 Pf.
pro Heft

Photoblätter!

Sie finden darin immer neue Anregungen zum Photographieren; belehrende Aufsätze erster Fachleute, reiche Auswahl interessanter Amateur-Aufnahmen, Bilderkritik, Behandlung von Mißerfolgen und ihre Ursachen; kurz, Sie lernen daraus, wie man gute Bilder macht. Erscheinen: monatlich. Zu beziehen durch alle Photohandlungen oder durch die Post.

Probeheft gratis

von der

AGFA * Propaganda-Abtlg. * Berlin SO 36

Als dieser die Wunde sah, sagte er: „Das ist nicht schwer, das ist nicht schwer, das ist leicht zu heilen!“

Nahm eine große Schere und schnitt ihm den herausstehenden Schaft des Pfeiles glatt ab; dann verlangte er sein Honorar und wollte fort.

Der Soldat sagte aber: „Wenn der Schaft auch abgeschnitten ist, so ist doch noch die Spitze im Fleisch! Wie kommen Sie denn dazu, mir die nicht zu entfernen und jetzt schon gehen zu wollen?“

Der Chirurg sagte: „Das geht mich gar nichts an! Die Heilmethode von uns Chirurgen heilt den äußeren Menschen und nicht den inneren. Diese Angelegenheit ist somit für mich erledigt! Wenn die Pfeilspitze im Fleisch steckt, so ist das eine Sache der inneren Medizin; wie kommst du denn dazu, uns Chirurgen zur Heilung einer solchen Wunde aufzufordern!“
(Titus Tautz.)

Das wichtigste Werk zum Verständnis der Gegenwart. Die soeben erschienene „Weltgeschichte der neuesten Zeit“, herausgegeben von Prof. Dr. Paul Herre, umfaßt die Zeit von der Entlassung Bismarcks bis zur Gegenwart. Die Erweiterung des politischen Horizontes der alten europäischen Kulturvölker wird aufgezeigt, das Aufkommen der Begriffe „Weltpolitik“ und „Weltwirtschaft“ und die sich daraus ergebenden neuen Entwicklungen und Gruppierungen. Die gewaltigen Erschütterungen, die für Millionen Einzelwesen von entscheidender Bedeutung gewesen sind, erscheinen zum ersten Male auf Grund amtlichen Materials wissenschaftlich eingeordnet in das Ganze der Menschheitsgeschichte und empfangen von ihm Sinn und Notwendigkeit. Der Text ist begleitet von einer Fülle interessantester zeitgenössischer Illustrationen. Das Werk ist im Verlage Ullstein erschienen.

DIE GROTESKE

IN
ALLEN
BUCHHANDLUNGEN
ERHÄLTlich!

Joachim Ringelnatz
KUTTELDADDELDU

+

TURNGEDICHTE
Illustriert von Karl Arnold

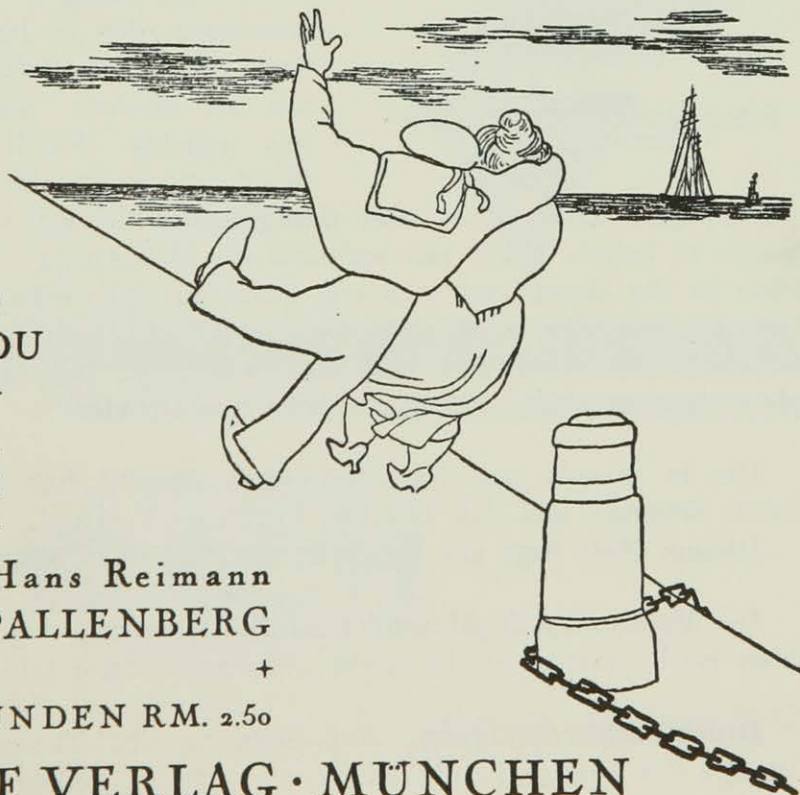
+

Hans Reimann
VON MAY BIS PALLEMBERG

+

JEDER BAND GEBUNDEN RM. 2.50

KURT WOLFF VERLAG · MÜNCHEN



Zschorlich ist der Komponist der Oper Ahasver (Der ewige Jude), die er dem Generalmusikdirektor Herrn Erich Kleiber vorgespielt hat, wobei Kleiber ihm nach sechs Minuten erklärte, er sei hinfort berechtigt, auf die moderne Kunst zu schimpfen. Zschorlich ist auch Verfasser eines Aufsatzes gegen Mozart.

Wie wir erfahren, hat **Franz Schreker** den Text zu zwei neuen Opern vollendet, die eine ist eine große Oper „Memnon“ und spielt im alten Ägypten, die andere ist „Die Orgel oder Vivians Verklärung“ betitelt. *Nunmehr wird Schreker an die Vertonung beider Werke schreiten.* (M. M. N.)

Gesangverein Herbolzheim. Wohl ist der hiesige Gesangverein dadurch ein Leidens- und Waisenkind geworden, daß er durch den Beamtenabbau seinen



Robert Delaunay, Zeichnung 1911
Henri Rousseau

früheren ständigen Dirigenten Herrn Lehrer Bermut verlor. Aber desto nicht trauernd, raffte er sich wieder zusammen nach herkömmlicher Weise am letzten Sonntag abend im Kochschen Saale eine wohlgelungene Fastnachts-Produktion abzuhalten. Alte wie neue Kräfte zeigten ihren großen Ernst zum Gelingen des Werkes und kann von der ganzen Aufführung auch nicht eine Rolle die andere unterschätzen. Durchgedacht wurden und waren alle Rollen der Stücke so verteilt, daß Harmonie und Humor in männlichen wie in weiblichen Kräften reizend sich anpaßten. Schuldig ist der Verein bei dieser Durchführung den großen Dank Herrn Hauptlehrer Holz von Krautostheim, der den musikalischen Teil mit Klavier durchwürzte, denn nur sein unschätzbare Fleiß und Liebe zum hiesigen Verein konnten ihn dazu ermuntern, den so beschwerlichen weiten Weg auch zu den Probeabenden, zum öfteren hierher zu machen. Fanden doch alle Stücke den gleichen Beifall von den Zuhörern des dichtbesetzten Saales, denn ständiges Hallo

gab Zeugnis dafür, seine paar drangesetzten Groschen in gute Anwendung gebracht zu haben. Auch von auswärts war der Zuzug ein sehr großer, denn von jeher ist die Gewohnheit sich was Gutes zu versprechen. Nach Schluß der Aufführung ließ der Gastgeber seine bekömmlichen, beigeschafften Bockwürste rollieren, nach deren Erholung sich die übrige Jugend weiter vergnügt machte, wie es in dem Liede heißt: „Juchheise mei Dirnderl“. (Neckarzeitung.)

Die in diesem und im Theaterheft abgebildeten **Daumier**bilder sind dem Band: Daumier und das Theater, Paul List Verlag, Leipzig, entnommen.

Diesem Heft liegt ein Prospekt von **Heinrich Müller, Bremen**, bei.

Die **Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt**, legt einem Teil dieses Hefts ihren reich illustrierten Prospekt „Innendekoration“ bei.

Druckfehlerberichtigung. Auf Seite 74 des Theaterheftes muß es in der Anzeige des Verlags Lambert Schneider, Berlin, heißen: Das Buch IM ANFANG.

Warum
immer wieder
Ibach Pianos?

WEIL

SIE TONSCHÖN, FORM-
VOLLENDET UND – VOR
ALLEM DAUERHAFT –
IHREN PREIS WERT SIND



MAN VERLANGE PREISLISTE UND KATALOG ,Q' AUCH ÜBER EINBAU-INSTRUMENTE VOM

STAMMHAUS
IBACH
BARMEN

COLN – BERLIN – DÜSSELDORF – LONDON

Die zerrissene Hose

Von *Leo Tolstoi*

Vor kurzem wurde Frau Moissi-Terwin, die wegen Schnellfahrens vor dem Bezirksgericht Fünfhaus als Angeklagte stand, freigesprochen, nachdem ihr Gatte, Alexander Moissi, als Zeuge festgestellt hatte, daß er die Ersatzansprüche eines hierbei verletzten Hilfsarbeiters nur im Falle eines Freispruches befriedigen werde.

Personen:

Ein Hilfsarbeiter. Ein Bezirksrichter. Alexander Moissi. Seine Gattin.
Ort der Handlung: Ein Bezirksgericht.

Der Bezirksrichter: Also Herr Zeuge, erzählen Sie noch einmal, wie das war.

Der Hilfsarbeiter: I bitt' schön, Herr kaiserlicher Rat, es ist nicht wert, daß man davon red't; die Gnädige da (er zeigt auf Frau Moissi) ist halt a wengerl gach mit'n Auto g'fahren, i hab grad neben mein Schubkarrn den Kanal aufgraben, da is mi niedergrennt. Es is mir net darum, wenn i's a tüchtig g'spürt hab, aber mei Hosen is mir dabei ganz hin worn.

Alexander Moissi (aus tiefster Entrücktheit): Wer spricht da? Ich kenne den Herrn nicht. Der Herr ist mir ganz unbekannt (vor sich hin), gahanz uhunbehekahannt...

Der Bezirksrichter: Ja, aber Ihre Frau hat ihn umgestoßen.

Frau Moissi: Ich habe gehupt.

Alexander Moissi: Wir haben gehupt, Herr Richter. Allä Mänschen huupen. (Resolut:) Der Mensch muuß huupen, Herr Gerichtsrat... Ich schwöre es, Gott, der Herr dort... der Herr (leichte scharmante Verbeugung nach dem Wachmann) Oberkommissarius, die Natur, ich selber, allä, allä können es bezeugen: die Dame... (hüstelnd) ...meine Frau... hat gehupt.

Der Bezirksrichter: Ja, aber der Zeuge behauptet das Gegenteil.

Der Hilfsarbeiter: Es ist mir nur um mei Hosen.

Moissi: Es erübrigt sich, den Vorfall nochmals zu erzählen. Nicht mein Auto, der Karren dieses Mhm ..herrn war schuld. Wenn alle Himmel niederstürzten und der aufgewühlte Schoß der Schöpfung Unrat und Grauen emporkwürfe, ich könnte nichts anderes sagen.

Der Hilfsarbeiter: Gengans, Herr Kammerschauspieler... zahl'n S' halt, damit a Fried ist, die Hosen. I bin a armer Mann.

Moissi: Wir sind alle arm. Wir stehen nackt und frierend im Leben, kein Arm neigt sich unserem Elend. Der Mensch muß gut sein.

Der Hilfsarbeiter: Aber mei Hosen...

Moissi (in die Ferne lauschend): Ich höre Saitenspiel.

Der Hilfsarbeiter: Mei Hosen!

Moissi (er geht den Zeugen an): Warum, du Mann, verlangst du nicht von Gott, daß er dir deine Hose gebe? Bist du nicht auch sein Kind? (Weinend.) Sind wir nicht alle seine Kinder?

Der Hilfsarbeiter: Fufzig Schilling kost's.

Moissi: Hier, Gott, siehst du mich, bereit, die eigene Hose zu zerreißen, damit kein anderer leidet! Doch fordert dieser Fremde mich vors Gericht, dann sollen alle Posaunenchöre des Jüngsten Tages ihm ins Ohr brüllen: Nicht mein Auto — sein Karren war's! (Erschöpft.) Der Mensch ist gut geboren.

Der Hilfsarbeiter: Also vierzig.
Moissi (trällert halb irre vor sich hin):

Kein Brot auf Hosen,
Keine Hose fürs Brot...

Der Bezirksrichter: Der Zeuge ist doch ein armer Kerl, der sich die Hose nicht so leicht beschaffen kann.

Moissi: Herr Oberjustiziarus, eine Frage: Warum leidet der Mensch?

Der Hilfsarbeiter: Also zwanzig.

Moissi (öffnet die Briefftasche): Zwanzig! Das heiß ich christlich und ehrlich geredet... Wir können gehn, Johanna — du bist frei...

(Vorhang.)

Anton.

(Aus „Die Stunde“, Wien.)

Lampenschirme. Ich schäme mich zu sagen, daß ich welche mache, und dabei mache ich sehr schöne, ihr könnt mir's glauben. Lustige, feierliche, zärtliche, verschwiegene, was kann man nicht alles damit machen, und doch schäme ich mich, daß ich nichts anderes mache, denn irgendwo stimmt's nicht. In jeder Straße ist mindestens ein Laden, wo's auch Lampenschirme gibt, rote, grüne und vor allem altgold (altgold nur nicht vergessen, mit Gold hat's zwar gar nichts zu tun, es nennt sich altgold), mit Glas- oder Holzperlen und Wolken und Ecken und Zacken und — Bouillonfranze, sage und schreibe Bouillonfranze. Auch chinesische gibt's (weit entfernt von China), und das alles ist so billig. Der Bürger im Klubsessel, mit der Stehlampe und dem altgoldnen Schirm über sich, findet es doch so wunderschön, und ich kann das nicht machen. Ist das nicht sehr ärgerlich und Grund zum schämen? — Ich kann auch die „künstlerischen“ Papierschirme mit den Blitzen und Fragezeichen und den vielen grellen Farben durcheinander nicht machen, das ist sehr dumm, denn der Berliner liebt doch so was über alles. Soll ich deswegen auswandern? oder noch abwarten, ob schließlich irgendwo ein paar Leute sind, die wie ich finden, daß ein Zimmer erst durch Beleuchtung den intimsten Reiz bekommt. Ich glaube, ich verhungere lieber, als daß ich mich zu Bouillonfranze entschließe.

(Frau Sohn-Rethel.)

Werkstätten

Bernard Stadler AG. Paderborn

Berlin / Bielefeld / Düsseldorf / Hamburg / Köln

Zusammen  arbeiten von
Kaufmann, Künstler und Handwerker

Gesamt-Innenausstattung

Wörterbuch der Kölner Mundart

Von Fritz Hönig

- Aapefott*, der Hintere eines Affen; scherzweise Verneinung, z. B. „do kriiß en Aapefott,“ du erhältst nichts.
- Aapeklös'che*, ein kluges, naives Kind.
- Aaschkroöver*, Speichellecker, widerlicher Schmeichler.
- Ääzenbalg*, Erbsenbalg, Spottname für Soldaten.
- Baselemanes* (span.: beso las manos), Handkuß, Kompliment, Umschweife, Verbeugungen, Kratzfuß.
- Bätschkastemännche*, Spottname für Schwätzer.
- Begingenbützche*, kalter, förmlicher Kuß auf Stirn oder Wange.
- Blaffetsgaan*, fadenartiger Schleimauswurf.
- Blingemömmes*, Blindekuhspielen, scherzweise: Kurzsichtiger.
- Bovvenöppche*, scherzw.: ein hochgelegenes Dirnenstübchen.
- Brefgeswing*, etikettierter Wein.
- Deielendames* (lat.: te deum laudamus), Kirchengesang; scherzweise: langweiliges Geschwätz, eintöniges Singen.
- Döppcheskieker*, ein Mann, der sich eingehend um das Küchenwesen bekümmert.
- Elsteraugendocktor*, Barbier, Hilfschirurg.
- Entefott*, der Hintere einer Ente; „im geit die Muul we'n Entefott“, jemand, der immer plaudert (siehe Flechtheim).
- Fastelovend*, Karneval.
- Fickfacktätche*, Kleinigkeit, nutzloser Gegenstand als Zierrat.
- Fisematäntche*, Förmlichkeiten, Umschweife.
- fisternölle*, befühlen, betasten, kleine Gegenstände mit Geduld fertigen.
- „ne Fooz em Kopp han“, nicht ganz gescheit, auch eingebildet sein.
- en hellige Fott-Angenies*, Spottname für eine scheinheilige Betschwester.
- Föttchen-aan-der-Ääde*, Spottname für kleine, gedrungene Leute.
- Föttchesföhler*, jemand, der die Gewohnheit hat, andere zu beraffen.
- Fottestipper*, Vorrichtung, um Damenkleider hinten aufzubauschen.
- Fubbelsmatant*, schlampiges Frauenzimmer.
- Gäälgöösch*, Schimpfname für Personen von gelber Gesichtsfarbe.
- Geschräppels*, Abfälle, namentlich von Backwerk.
- Gezölversch*, langsames, ungeschicktes Essen und Trinken, bei welchem man sich beschüttet oder beschmutzt.
- Giefelsmuul*, Lachmaul.
- „ne gecken Habillius“, ein verrückter Mensch; jemand der läppische Späße und komische Gebärden macht.
- Hätzekülche*, Herzgrube.
- Herrgottsgriellächer*, jemand, der über alles spöttelt. (siehe Wedderkop.)
- Hippelepipp*, alter, verlebter Mensch, der nicht fest auf den Beinen ist.
- Hahnepeck*, Hahnentritt im Ei.
- me'm Hohnerklöche krige*, etwas auf eine feine Weise erreichen.
- Juffernhüngche*, kleiner Schoßhund.
- Kaastemännches-Rentner*, Rentner mit geringem Einkommen.
- Kadrilljeschwenker*, Scherzwort für Frack.
- Kaffepottsgold*, kupferne Schmucksachen.
- Klätschkopp*, widerlich aussehender Mensch.
- Kruffhohn*, Zwerghuhn, kleine, langsame, unansehnliche Person.
- Knotterpott*, ein mürrischer, stets zum Schelten geneigter Mensch.
- Knuuzenbüggelche*, Spottname für kleine, unansehnliche, häßliche oder verwachsene Personen.
- Kühmbroder*, jemand, der immer klagt und stöhnt.
- Kunkelefuse*, Ausflüchte, beschönigende Ausreden, Verdrehungen.
- Kuräntekacker*, Geizhals, Kleinigkeitskrämer, Knauser.
- Labberdönche*, Brustvorhemd.



HERZ-SCHUHE

*Die Lieblinge
eleganter Damen*

vollenden jedes moderne Kleid, folgen der natürlichen Linie des Fußes und verleihen Anmut und Schönheit

*

HERZ-SCHUHE
enttäuschen Sie nie!

Zwischen Central und Herrenhof. Ottfried Krzyzanowsky, dessen zarte Lyrik im „Jüngsten Tag“ erschien, wurde seit einigen Tagen im Kaffee Central vermißt, wo er sich seinen Lebensunterhalt zu erschnorren pflegte. Als Freunde ihn in seiner Wohnung besuchen wollten, erfuhren sie von der Wirtin, daß der Dichter tags vorher Hungers gestorben sei und auf dem Zentralfriedhof beerdigt



KANTOROWICZ

Werner Heuser

werde. Schon am Eingang zum Friedhof entspann sich ein Streit, wer die Grabrede halten werde, bis man sich endlich auf den Nestor der deutschen Literatur, auf Franz Blei einigte. So trat denn Blei an das offene Grab und begann: „Othmar Krzyzanowsky“ — „Ottfried! Ottfried!“ raunten Bleis Freunde ihm zu. „Nun trittst du, Othmar — — —“ — wiederum die Korrektur seitens der Freunde: „Ottfried! Ottfried! Ottfried!“ — „Nun trittst du, armer Freund, vor Gottes Thron und streckst deine bleiche Bettlerhand dem Allgütigen entgegen. Der aber spricht zu dir: Othmar Krzyzanowsky — — —“ „Ottfried! Ottfried! Ooottfried!“ „Othmar! sagt der Allgütige, denn er ist auch allmächtig! — — “



George Antheil und Olga Rudge in Paris

Photo Ezra Pound



Stravinskys Oper „Mavra“ in der Kieler Uraufführung

Photo Freya Krah, Kiel



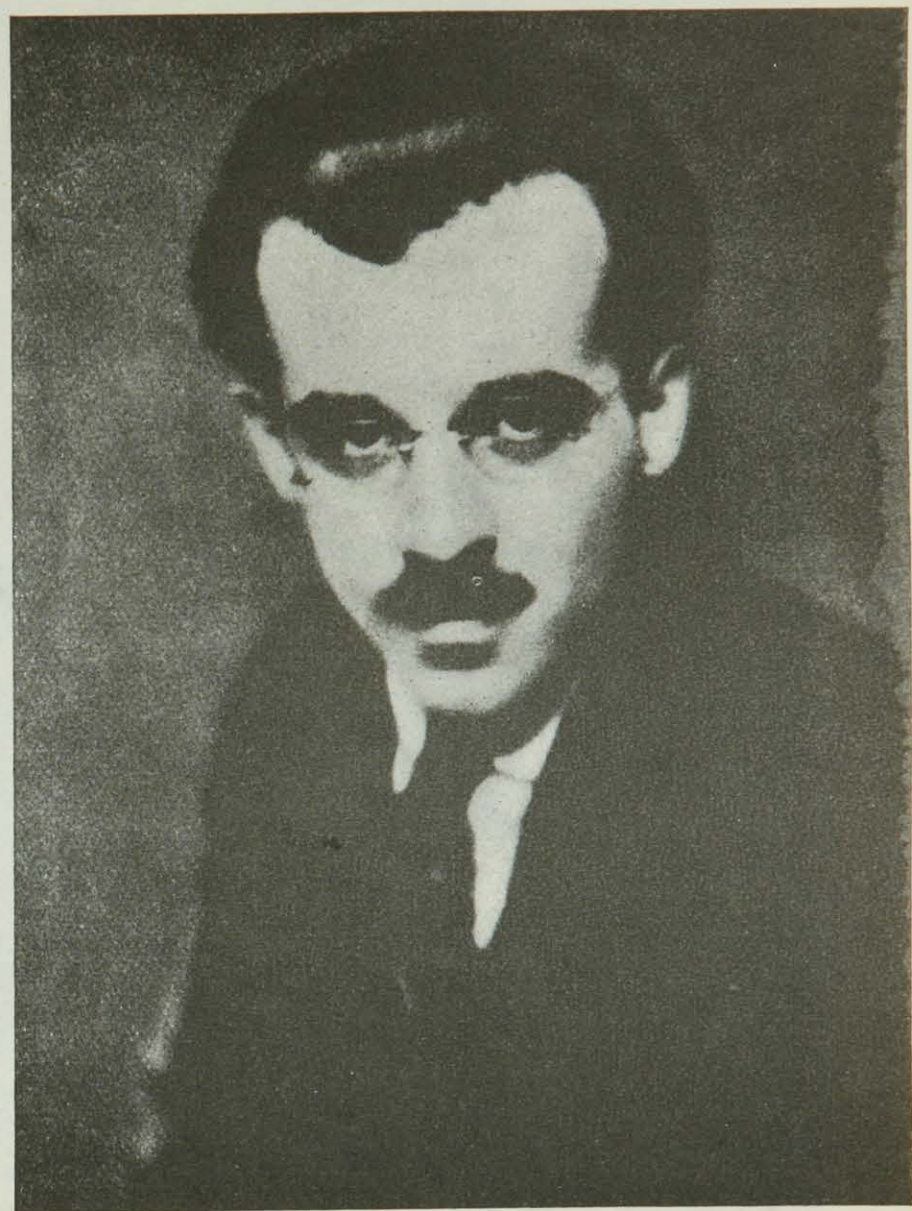
Cow-girl in Texas bei der Toilette



Wide World Photos
Das elektrische Pferd, Reit-Ersatz für 200- und 300-Pfündige



Philadelphia, Barnes Foundation.
Jules Pascin, Bildnis Pierre Mac-Orlan

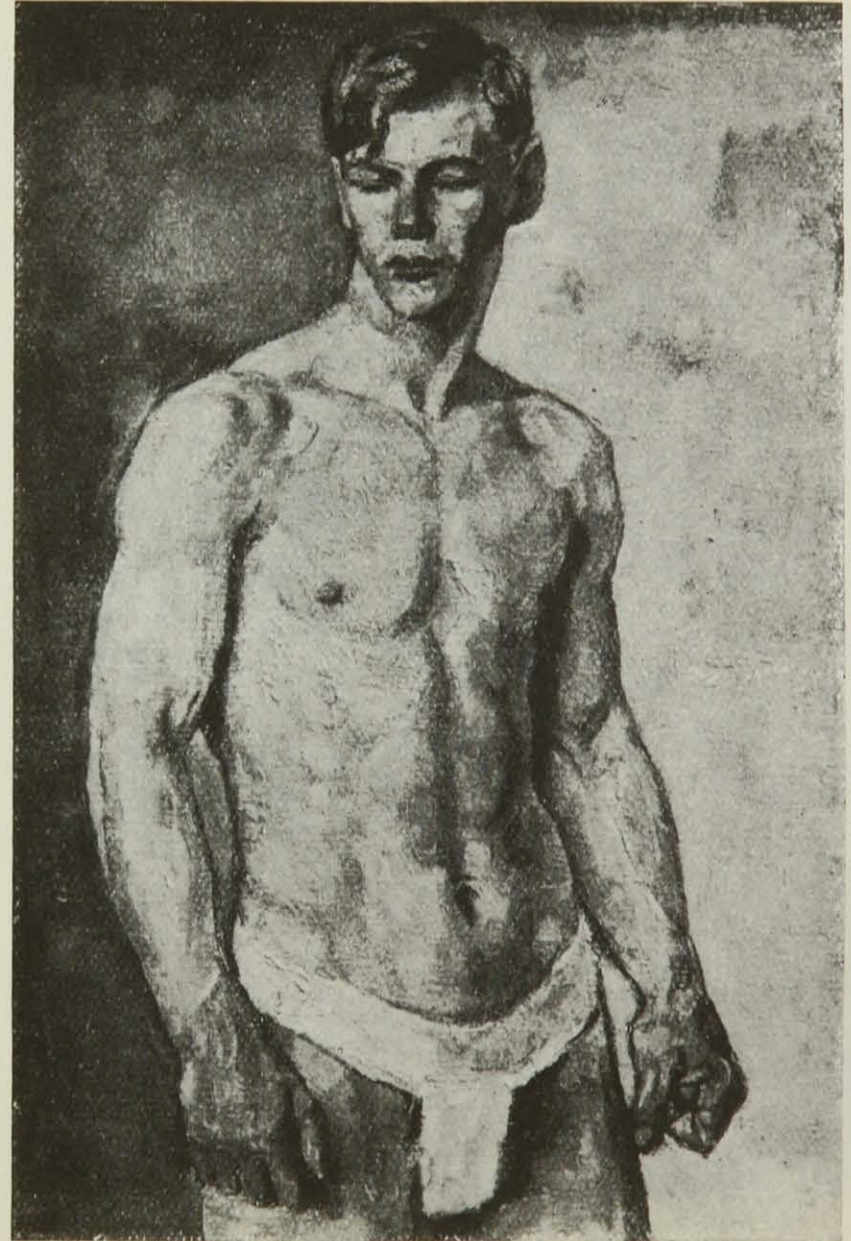


Ernö Rappée, Dirigent am Ufa-Palast. Komponierte Liszt in Jazz

Der Boxer Erich Brandl



Galerie Flechtheim
Renée Sintenis. Statuette



Galerie Flechtheim
Alfred Sohn-Rethel. Oelgemälde

Karneval im Kittchen

1. Im Zuchthaus. Durch die dicken vergitterten Milchglasscheiben über den Türen gleiten fahle Streifen der toten ewigen Nachtbeleuchtung über die Bettenreihen der Strafgefangenen. Sie tuscheln leise von Strohsack zu Strohsack, protzen mit schweinishen Heldentaten im Hahnenkampf des Karnevals. Verdächtigen ihre Weiber draußen in der Freiheit. Heute . . . heute . . . Ein jeder malt in Qualen dem Zwangsnachbar sein geiles fratzenhaftes Wunschbild aus, und wütet, wenn der es nicht für Wahrheit nimmt.

Der Lockenemil, der Friseur, hat von einer Klebarbeit ein paar Stückchen Glanzpapier gerettet und sinnlos seit Wochen vor den Aufsehern heimlich bewahrt. Nun verteilt er die farbigen Fetzen. Mit Spucke kleben sie sich die Farbflecke ins Gesicht. Alle müssen kichern, trotz der Gefahr.

Einer, der noch nicht lange da ist, summt durch die Zahnücke einen modernen Schlager. Das Fragment eines wohlgehüteten Kammes sekundiert. Gebrummte, unter der Angst zerquetschte Töne: . . . und Mädi ist süß.

Sie ist keine Lady und keine Marquise

Streng ausgerichtet in den Betten beginnt der Schlafsaal in kleinen kurzen unsichtbaren Bewegungen Jazz zu tanzen . . . und Mädi ist süß.

Der Bulle haut mit dem Schlüsselbund an die Tür: „Ruhe!“

Ganz leise . . . und Mädi ist süß . . .

Kostenzug lauert drohend vor der Tür.

Noch leiser . . . und Mädi ist süß . . .

Dann ist es totenstill.

Nummer 42, seit elf Jahren im Hause, noch elf Jahre vor sich, fragt den Nachbar: „Was ist Jazz, ich kenne nur Walzer . . .“

„Mensch, Jazz, det kennst du nich? Denn kannst dir draußen überhaupt nich mehr sehen lassen, denn lachen dir die Weiber aus . . .“

Lange denkt Nummer 42 nach . . . denn lachen dir die Weiber aus? . . .

„So, so? Denn werd' ich mein Gesuch man lieber nicht machen, denn wäre ich ja erledigt?“

„Ja, denn wärste erledigt, wenn du Jazz nicht kennst.“

Nummer 42 begreift das, und schläft ein.

. . . Mädi ist süß . . .

2. Im Frauengefängnis. Die Tänzerin Violetta hatte in der Gemeinschaftszelle am Karnevalssonntag derartig rebelliert, daß sie strafweise in Einzelhaft zurückgebracht wurde. „Hier können Sie Ihren Fasching alleine machen, Sie verkommenes Geschöpf,“ sagt die Aufseherin beim Zusperrren.

Von den Ausstellungshallen herüber klingt die Musik zu Violetta in die Zelle, dieselbe Musik, zu der sie in der Revue so und so oft nackt auf der Bühne herumhopsen mußte. Weiter als zum Chortanzmädel hat sie es nicht gebracht; die Berufsbezeichnung „Tänzerin“ konnte ihr trotzdem selbst der Staatsanwalt nicht abstreiten, und den Mitgefangenen gegenüber schien sie etwas Besseres zu sein.

Violetta rast, hadert, verspricht dem lieben Gott für ein Wunder alles Gute und Schöne.

Am anderen Morgen findet man sie erhängt in der Zelle. Nackt hängt ihre weiße Leiche im Aschermittwochlicht. Daß sie ihr staatliches Kleid zerfetzt und mit den Fingernägeln eine kokette kleine Gesichtslarve und einen Fächer zurechtgerissen hat, empört die Aufseherin am meisten.

Den Fächer gab Violetta nicht mehr her. Wenigstens einige Fäden rettete Fräulein Violetta noch mit ins Grab.

Matheo Quinz.

Herr **Seelenfreund**, der Manager **Samson-Körners** und Inhaber der Firma Driels & Co., Fabrikation konfektionierter Weißwaren, zu Berlin, schreibt Herrn Alfred Flechtheim wie folgt:

Sehr geehrter Herr Flechtheim!

Ich ersehe in der letzten Nummer des Querschnitts in einem von Ihnen gezeichneten Artikel „Warum stelle ich Baschwitz aus?“, daß Sie Herrn Samson-Körner der Drückebergerei vor Herrn Breitensträter bezichtigen.

Ich wundere mich außerordentlich, gerade von Ihnen einen derartigen Vorwurf zu lesen, da ich Sie bis jetzt sowohl in sportlichen wie auch künstlerischen Dingen als kühlen und sachlichen Beobachter und Beurteiler geschätzt habe. Bei der Bedeutung des Querschnitts als Zeitschrift sowie Ihrer Persönlichkeit als Sachkenner halte ich es für doppelt unverantwortlich, eine derartige Behauptung, die nachweislich unwahr ist, aufzustellen.

Auch Ihnen dürfte bekannt sein, daß Herr S.-K., ohne dazu verpflichtet zu sein, die Herausforderung B.s ohne weiteres angenommen hat, trotzdem dieser noch einen Ausscheidungskampf mit Diener zu absolvieren hatte. Falls S.-K. also die Absicht gehabt hätte, sich vor B. zu drücken, so hätte er — vorausgesetzt, daß B. über Diener siegte — noch Zeit gehabt, diesen Kampf monatelang hinauszuschieben. Er hat statt dessen die erste sich bietende Gelegenheit ergriffen, sich B. im Ring zu stellen und hofft nur, daß Breitensträter sich dieses Mal, im Gegensatz zum 1. Meisterschaftskampf, der sich über ein Jahr hinausgezogen hat, ebenso als Sportsmann zeigen wird.

Ich nehme an, daß Sie nicht nur persönlich Ihre Ansicht revidieren, sondern auch von sich aus diese Herrn Samson-Körner herabsetzende Äußerung zurücknehmen werden.

Ich bin mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Seelenfreund.

Wir halten es für unsere Pflicht, den Brief in Abdruck zu bringen, damit der Irrtum Alfred Flechtheims berichtigt wird.

Entschuldigungszettel. Uns liegt folgender Entschuldigungszettel im Original vor: Berg, den 27. Nov. 1925. Lieber Herr Hauptlehrer! Sie möchten mir bitte genehmigen daß ich mir erlaube u. Ihnen den Max Freudling von der Schule ab wende für morgen Samstag. Ich brauche eben einen guten Zeichner der mir Inschriften macht zu einer kleinen Feier die plötzlich auskam. Zum Lichtfest soll ich die Dekorationen ausführen. Um alles nun sinnlicher zu gestalten sind Inschriften sehr erforderlich. Dafür finde ich keine andere Kraft als den Freudling Maxl. Seid also so gut u. drückt ein Aug zu, schimpft nicht, nehmt lieber mich bei den Ohren die sind lang genug, auch sind meine Haare solange daß man einige rausreißen kann. Blos sitz ich Ihnen beim Löwirt auf die Anklagebank u. gleich am Sonntag. Recht freundliche Grüße sendet Ihnen vielmals Gmeindner Andreas.

Diesem Heft liegt ein Prospekt der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Wildpark-Potsdam, über das

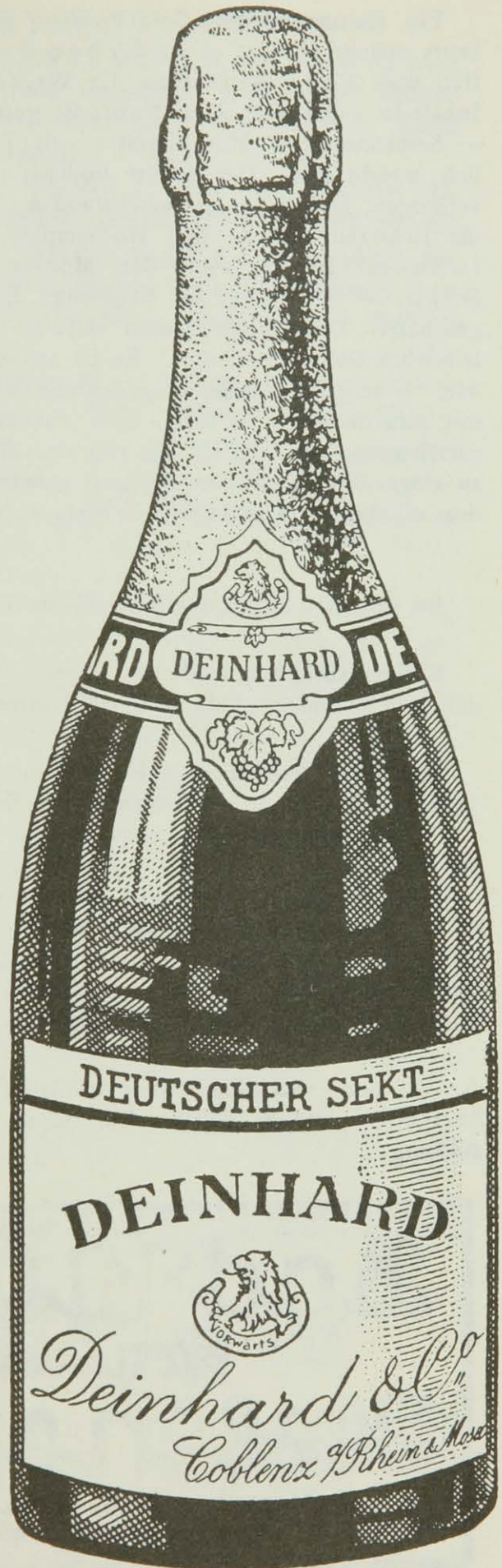
„**Handbuch der Literaturwissenschaft**“,

herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. O. Walzel-Bonn, bei.

Carl Einstein sprach am 7. 1. 26 in der Pariser Sorbonne über l'art comme moyen de transformation de l'espace. Er wurde von dem zahlreichen Publikum, worunter hervorragende Pariser Künstler und Gelehrte sich befanden, beifällig begrüßt. Er entwickelte Grundlinien einer Ästhetik, deren Neuheit allgemein anerkannt wurde. Der Vortrag wird in Bälde in französischer Fassung erscheinen.

Berliner Kunstbrief. Die alte Kunst im Privatbesitz wurde vom Kaiser-Friedrich-Museumsverein, der verdienstvollen Stiftung Bodes, in zum Teil wundervollen Stücken vom 14. bis 18. Jahrhundert gezeigt. Leider sind die Besitzer zum erheblichen Teile Juden, auch manche Neureiche. Alter Besitz ist es selten. Erfreulich ist nur, daß trotz des deutschen Ausverkaufs noch soviel Bilderbesitz im Lande verblieben. Die ersten Namen, Rembrandt, Rubens, van Dyck, Murillo, Ribera waren in schlecht bezeichneten Gemälden vertreten. Sehr gut auch die späteren Italiener und Franzosen. Pesne als Berliner Hofmaler zeigte sehr schöne Stücke, wie überhaupt die friderizianische Zeit künstlerisch sehr belebt war, wie bedauerlich auch die französische Führung. Doch auch in Graff ist die echt deutsche Bildniskunst vertreten. Einige Kabinetstücke bringen die großen englischen Bildnismaler. Der Verlust an Kunstbesitz hat hauptsächlich unsere Spekulationsjuden, wie James Simon, betroffen, die teuer ihre zweifelhaften französischen Bilder des 19. und 20. Jahrhunderts abstießen und im Auslande verkauften, um der Wegsteuerung des Erlöses zu entgehen. Dieser Abgang ist daher kaum bedauerlich.

(Mitteilungsblatt des Gauzes Kurmark der Deutschen Adelsgenossenschaft.)



Ein Romanangebot. Sehr geehrte Schriftleitung! Gestatten Sie mir, Ihnen heute meinen Roman „Die Erben des Grafen Reydt“ anzubieten. Er ist flott und flüssig geschrieben, ein Werk, wie es immer gerne gelesen wird. Der Inhalt ist folgender: Graf Reydt ist gestorben; unter sehr seltsamen Umständen. — Selbstmord? — Man nimmt es an. Zwei Neffen beerben ihn. Einer soll freilich enterbt sein. Der andere kommt, gewinnt Vertrauen, Erbschein, Millionenvermögen, und — — ist verschwunden. Er war ein Gauner. Nun erst erscheinen die richtigen Neffen. Der Hochstapler hat schon das Weite gesucht und gefunden. Er ist auch der Mörder des Grafen. Nachforschungen — — Schweiz — — Flucht im Flugzeug. Ein Teil des Geldes wird wieder herbeigeschafft. Die Neffen freuen sich, — — — aber da kommt der Dritte, ein leiblicher Sohn des Grafen. Er ist aus einem Eisenbahnunglück hervorgegangen; wie, — zeigt der Roman. Jedenfalls ist er da. Alleiniger Erbe. Freundschaft mit seinem edlen Vetter; — — der andere, habgierige, geht leer aus. Ausgleichende Gerechtigkeit; Harmonie. Alles in Butter. Schluß . . . Sollten Sie zu einer unverbindlichen Prüfung geneigt sein, so bitte ich um gefl. Zusendung des angefügten Abschnitts mit Stempel und Unterschrift.

Hochachtungsvoll!

H. H.

Bei der Redaktion des Propyläenverlags ging dieser Brief ein.

Rollmopsdreherin stellt ein, aber nur solche, die schriftlich beweisen können, daß sie bewandert sind: Müller, Chausseestraße. *(Berl. Morgenpost.)*

Deutsches Baden. Ein Führer zu Freude, Schönheit und Gesundheit mit 56 herrlichen Natur-Akt-Aufnahmen. Dies Buch unternimmt es mit kühnem Mut, das Nacktbaden als Wesensausdruck deutscher Gesinnung darzustellen. Es zeigt die engherzige Auffassung alter Generationen und läßt uns die aus Sehnsucht nach Wahrhaftigkeit geborene Wendung erleben. So wird das Baden neu entdeckt als naturgemäße Lebensbetätigung, die aus gesundem Instinkt einfach nicht anders als nackt gepflegt werden kann, sei es in der Landschaft, Heim oder Garten. Die feinen und ausgezeichneten Bilder zeugen von einer Edelkultur des Bades, die über Nacht schon frohe Gegenwart geworden ist. *(Verlagsanz.)*

Von der bekannten und geschätzten Autorin Marie Madeleine erschien vor kurzem ein **neues Buch: Glimmende Liebesglut in tadelloser Friedensausstattung.** *(Verlagsanzeige.)*

Bad Wildungen
für Niere und Blase
Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden-Harnsäure-Eiweiß-Zucker-
Badeschriften sowie Angabe billigsster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung

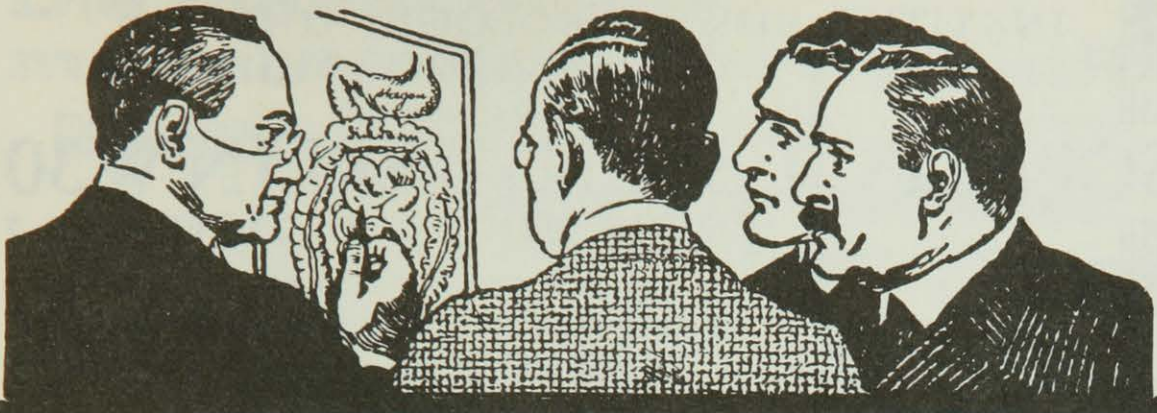
EINGEGANGENE BÜCHER*)

- KARBERG, BRUNO: *Zehn kleine Negerlein*. Hamburg, Bücherstube Hans Götz.
- Katalog der zehnten Jahresausstellung Leipzig 1925. L. I. A.* Leipzig, Verlag E. R. Wunderlich.
- KÖRTE: *Die hellenistische Dichtung*. Leipzig, Alfred Kröner Verlag.
- KÜHN, HERBERT: *Ipek*. Jahrbuch für prähistorische u. ethnographische Kunst. Leipzig, Klinkhardt & Biermann.
- KUPRIN, A.: *Jamã die Lastergrube*. Interterritorialer Verlag „Renaissance“, Berlin — Wien — Leipzig.
- LANDSBERG, OTTO: *Student und Politik*. Ein Vortrag. Berlin, J. H. W. Dietz Nachf.
- LEACOCK, STEPHEN: *Die Abenteuer der armen Reichen*. Charlottenburg, Williams & Co.
- LEACOCK, STEPHEN: *Humor und Humbug*. Charlottenburg, Williams & Co.
- LENAU, NIKOLAUS: *Gedichte*. Herausgegeben u. eingel. von Heinrich Bischoff. Stuttgart, Strecker & Schröder.
- LEOPOLD, OTTO: *Im Lande des Ober*. Ein Schelmenstück ohne Nachspiel. **Unsere lieben Urenkel*. Eine Vision. Freiburg i. B., I. Bielefelds Verlag.
- LEVI, ELIPHAS (Abbé Alphons Louis Constant): *Das große Geheimnis*. München, Otto Wilhelm Barth Verlag.
- LUDWIG, EMIL: *Wilhelm der Zweite*. Berlin, Ernst Rowohlt Verlag.
- LÜTHI, KARL J.: *Gutenberg, Bondoni, Morris*. Eine Vergleichung ihrer Kunst. Bern, Buchdruckerei Buehler & Co.
- MANN, THOMAS: *Der Zauberberg* (2 Bd.). Berlin, S. Fischer Verlag.
- MASSÉ, GRETE: *Das Requiem*. Eine Mozartnovelle mit 4 Original-Lithographien von Paula Jordan. Leipzig, Fr. Kistner & C. F. W. Siegel Verlag.
- MEIER-GRAEFE, JULIUS: *Vincent*. München, Verlag R. Piper & Co.
- MOLO, WALTER VON: *Bobenmatz*. Roman. München, Albert Langen.
- MÜHSAM, KURT: *Internationales Lexikon der Preise von Gemälden und Handzeichnungen aller Schulen und Länder*. Nach den Auktions-Resultaten der letzten Jahrzehnte. Berlin, Erich Reiss.
- PERKONIG, JOSEF FRIEDRICH: *Schubert, Hendl und der Birnbaum*. Mit 4 Orig.-Lithogr. von Walter Klemm. Leipzig, Fr. Kistner & C. F. W. Siegel Verlag.

*) Für die Auswahl der hier verzeichneten Bücher ist nicht immer deren Neuheit, sondern auch die Qualität maßgebend, wenn es sich um vergessene oder nicht genügend anerkannte Bücher handelt.

Habe drei mal
Versuch gemacht: **Kaffee Hag ist**
doch unerreicht in **Qualität**

- POLLHAMMER, KARL: *Jacques Callot als Illustrator*. Mit 45 Abbildungen. Wien, Krystall-Verlag.
- PULVER, MAX: *Arabische Lesestücke*. Leipzig, Grethlein & Co.
- Der Rhein im Lied*. Eine Sammlung der schönsten Rheinlieder. Jubiläums-Ausgabe. Berlin, Neufeld & Henius.
- RONALDSHAY, EARL OF: *Indien aus der Vogelschau*. Leipzig, Verlag F. A. Brockhaus.
- SCHELLING: *Sein Weltbild aus den Schriften*. Leipzig, Alfred Kröner Verlag.
- Die Schlapperklänge*. Ein Buch rund um die Donauquelle. Donaueschingen, Anton Meder.
- SCHOPENHAUER, ARTH.: *Die Persönlichkeit und das Werk*. Leipzig, Alfred Kröner Verlag.
- SCHRADER, HANS: *Phidias*. Frankfurter Verlagsanstalt A.-G.
- SEIFERT, FRIEDRICH: *Der Streit um Karl Lamprechts Geschichtsphilosophie*. Augsburg, Dr. Benno Filser Verlag.
- SELIGE, KURT: *Der neue Welt-diktator*. Leipzig, Poeten-Verlag.
- STRACHWITZ, MORITZ GRAF: *Gedichte* mit einer Einleitung von Walther Brecht. Berlin, Pontos-Verlag.
- TARCHIANI, N.: *Das mittelalterliche Italien*. München, Allgemeine Verlagsanstalt.
- TROJE, L.: *Die Dreizehn und die Zwölf im Traktat Pelliot*. (Dogmen in Zahlenformeln.) Ein Beitrag zu den Grundlagen des Manichäismus. Leipzig, Eduard Pfeiffer.
- UTITZ, EMIL, *Charakterologie*. Charlottenburg, Pan-Verlag Rolf Heise.
- VERHAEREN, EMILE: *Die Morgenröte*. Drama in 4 Akten. In deutscher Übertragung von Eugen Gürster. Breslau, Süd-Ost-Deutscher Verlag.
- VOGEL, BRUNO: *Es lebe der Krieg*. Ein Brief. Leipzig - Plagwitz, Verlag „Die Wölfe“.
- Von neuer Musik*. Beiträge zur Erkenntnis der neuzeitlichen Tonkunst. Köln a. Rh., F. J. Marcan-Verlag.
- WEILENMANN, HERMANN: *Die vielsprachige Schweiz*. Basel und Leipzig im Rhein-Verlag.
- WINTERFELD - WARNOW, EMMY VON: *Ilse v. Beneckendorff*. Roman. Leipzig, Poeten-Verlag.
- WOLKAN, RUDOLF: *Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen und in den Sudetenländern*. Augsburg, Johannes Skuda Verlag.
- ZETTERSTRÖM, HASSE: *Schwedenpunsch*. Hamburg-Berlin, Verlag Hoffmann & Campe.
- ACHERMANN, F. H.: *Die Kammerzoje Robespierres*. Roman. Olten (Schweiz), Verlag Otto Walter A.-G.
- AL JENNINGS: *Räuber und Poet*. Übers. von Toni Harten-Hoencke. Stuttgart, Dieck & Co.
- AULT, CLAUDE: *Lydia Sergijewna*. Roman. Übers. von Georg Schwarz mit einem Vorwort von Grete Urbanitzky. Leipzig, Verlag C. Weller & Co.
- ATZENBECK, CARL: *Die deutsche Pompadour*. Leben und Briefe der Gräfin Lichtenau. Leipzig, Verlag Klinkhardt & Biermann.
- AUFSEESSER, JULIUS: *Aus meinem Sammlerleben*. Berlin, Verlag Bruno Cassirer.
- BAKUNIN, MICHAEL: *Die Bekämpfung des Zarismus*. Eingeleitet von Ernst Drahn. Berlin, Verlag R. L. Prager.
- BAUER, DR. BERNHARD, A.: *Weib und Liebe*, Studie über das Liebesleben des Weibes. Wien und Leipzig, Verl. Wilhelm Braumüller.
- BIERMANN, GEORG: *Jahrbuch der Asiatischen Kunst*. II. Bd. 1925. Leipzig, Verlag Klinkhardt & Biermann.



75 % der Menschen leiden an Stuhloverstopfung

„Ein träger Darm ist der Ausgangspunkt unzähliger Leiden. Durch Aufsaugung und Übertritt der zu lange im Darm weilenden Fäulnisstoffe ins Blut entstehen die allermeisten modernen Krankheiten: die Verdauungsstörungen, Magen-, Leber- und Gallenleiden, das große Heer der Nervenleiden, Unterleibskrankheiten, Hautkrankheiten usw. Die Fäulnis- und Gärungsprozesse verseuchen vom Darm aus durch den Säftestrom den ganzen Körper.“

Zum Unterschied von Abführmitteln, die eine so ernste Erkrankung wie Verstopfung niemals heilen können, ist

Brotella

Nach Professor Dr. Gewecke

eine Darm-Diät, eine Heil-Diät, die den Darm naturgemäß, physiologisch behandelt. Brotella heilt eine jahrelange Verstopfung nicht „über Nacht“ und darf es auch nicht, sondern wirkt durch Erziehung, Schulung, Bewegung, Reinigung und Reinhaltung, durch Schleimung, Glättung und Kräftigung des schlaffen, trägen und trockenen Darmtrakts.

Brotella ist eine biologische Früchtenahrung als schmackhafte Tellerspeise. Für Kinder und Erwachsene das gesündeste, heilsamste Frühstück und Abendessen!

Brotella-Darm-Diät statt Abführmittel!

Wir unterscheiden:

„Brotella-mild“

bei Magen- und Darmleiden, auch leichter Verstopfung und für Kinder Pfd. M. 1.40
9-Pfund-Postkollis M. 12.— franko

„Brotella-stark“

bei chronischer Stuhloverstopfung Pfd. M. 2.—
9-Pfund-Postkollis M. 17.50 franko

1 Pfd. „Brotella“ gibt 20 Teller wundervoll schmeckende Suppe. 1 Teller kostet also ca. 10 Pf.

Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Reformhäusern usw. — Niederlagen werden nachgewiesen

Wo keine Niederlage, erfolgt Lieferung direkt ab Fabrik — Literatur kostenfrei

Wilhelm Hiller / Chemische Fabrik / Hannover

INSTITUT FÜR ASTROLOGIE UND
CHARAKTEROLOGIE

SOPHUS JESSEN · BERLIN W30

NEUE WINTERFELDTSTRASSE 7

PROSPEKT
KOSTENLOS

ASTROLOGIE - GRAPHOLOGIE
CHIROLOGIE - EINFÜHRUNG
DEUTUNG
KURSE UND PRIVATSTUNDEN



E. L. A. Hoffmann

Der Künstler und die Kunst von Ernst Heilborn

Der Geburtstag E. L. A. Hoffmanns hat sich zum einhundertfünfzigsten Male geöhrt. Ernst Heilborn errichtet seinem Dichter ein Gedächtnismal. Selbst ein Poet, entwirft er ein zeitloses Porträt des gestaltenden Künstlers, der die Grotesken der menschlichen Seele schrieb. Ein Schüler Fontanes, malt er gobelinhaft in gebrochenen Farben das grillige Genie so, wie es war, den seltsamen Menschen und das realistisch-phantastische Werk, die gespannte und spannende Einbildungskraft und die witzige Lebensbeobachtung, den hinter das Wesen der Dinge blickenden Ekstasen und den großen Sittenschilderer. Das mit 8 Tafeln ausgestattete Werk kostet in Leinen M. 6.—

Fragen Sie Ihren Buchhändler nach der Reihe

Deutsche Lebensbilder

Die maßgebende moderne Kunstzeitschrift

für jedermann: Interessant, geistreich, gediegen, vielseitig, reichster Bilderschmuck, z. T. in Farben, herrlich ausgestattet, billig, ist

Das Kunstblatt

Führende Monatsschrift für künstlerische Entwicklung in Malerei, Skulptur, Baukunst, Literatur, Musik. — X. Jahrgang.

Man verlange Probenummer!

Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Wildpark-Potsdam 20.

Soeben erschienen!



Eleg. Quartband mit 250 großen Bildern und Kunstbeilagen der schönsten Innenräume aller Art, mit einföhr. Text des Herausgebers Hofrat Dr. Alexander Koch Für jeden Kunstfreund von hohem Wert! In Ganzlein. geschmackvoll geb. M 20.— Vorz.-Ausg. weiß Japan mit Gold M 25.— Illustrierter Verlagsprospekt gratis Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt N 157

2 wichtige Musikbücher:

A. FRACCAROLI

Giacomo Puccini

Biographie

Ein Oktavband von 290 Seiten nebst einem Bildnis Puccinis

Geh. Gm. 4.50 / Ganzleinen Gm. 6.-

*

OTTO KELLER

Die Operette

in ihrer geschichtlichen Entwicklung
Musik — Libretto — Darstellung

Ein Oktavband von 504 Seiten nebst einem Bildanhang (75 Abb. auf 54 Tafeln)

Geh. Gm. 10.- / Ganzleinen Gm. 12.-

Zu beziehen

durch alle guten Buchhandlungen!

STEIN-VERLAG

LEIPZIG / WIEN / NEW YORK

TÄGLICH

2x1

PREISE
Dr. SCHRÖDER'S
AUFBAU-
SALZ

= 1

GANZES
LEBEN
JUGEND

In allen Apotheken & Drogerien zu haben.

Fordern Sie Gratis-Broschüre von der
Vitamin-Nährsalz-Ges. m. b. H. Hamburg 36

Galerien **F**lechtheim

DÜSSELDORF
KÖNIGSALLEE 34

BERLIN W 10
LÜTZOWUFER 13

IMPRESSIONISTEN

und Werke von

*de Fiori / George Grosz / Hofer
Levy / Nauen / Renée Sintenis,*

von

*Braque / Chagall / Clarenbach / Derain
Edzard / Gris / Haller / Laurencin / Leger
Maillol / Matisse / Moll / Pascin / Picasso
Pinner / Purrmann / Rouault / Sterne
de Togores / Utrillo / de Vlaminck / Weiss*

u. a.

AUSSTELLUNGEN IM FEBRUAR

BERLIN: Henri Rousseau
DÜSSELDORF: Bruno Steinberg

flechtheim & Kahnweiler

FRANKFURT AM MAIN, Oberlindau 1

Galerie Simon

29, bis Rue d'Astorg PARIS VIII

Galerie Würtzle

WIEN I, Weihburggasse 9



REEMTSMA
SASCHA

58

HERMANN NOACK · BILDGIESSEREI

BERLIN - FRIEDENAU, FEHLERSTRASSE 8 / RHEINGAU 133 / GEGRÜNDET 1897

+

KUNST- UND KUNSTGEWERBLICHE
METALLARBEITEN JEDER ART FÜR
BAU UND INNEN-EINRICHTUNG
NACH ZEICHNUNG UND MODELL

+

AUSFÜHRENDE WERKSTATT DER
BEDEUTENDSTEN ARCHITEKTEN UND BILDHAUER

TIEFDRUCKE KUPFERDRUCKE

einfarbig u. mehrfarbig, fertigt in höchster Vollendung die Firma

CARL SABO · BERLIN SW 48

Wilhelmstraße 133 / Fernsprecher: Lützow 2810 und 6387

KUNSTKUPFERDRUCKEREI · SCHNELLPRESSENTIEFDRECK
Eigene Ateliers für Reproduktions-Photographien · Heliogravüre

4 Auflagen in 8 Wochen verkauft!

Deutsches Baden

Ein Führer zu Freude, Schönheit und Gesundheit
von Magnus Weidemann. Preis: 3,80 M.

Mit 56 Natur-Aufnahmen auf feinstem Kunstdruckpapier.

Dies Buch unternimmt es mit kühnem Mut, das Nacktbaden als Wesens-
ausdruck deutscher Gesinnung darzustellen. Es zeigt zunächst die eng-
herzige und verlogene Auffassung der heutigen Generation und läßt uns
dann die aus jugendlicher Sehnsucht nach unbedingter Wahrhaftigkeit
geborene Wendung erleben. So wird das Baden neu entdeckt als
naturgemäße Lebensbetätigung, die aus unverdorbenem und gesundem
Instinkt einfach nicht anders als nackt und frei, unbefangen und rein
gepflegt werden kann, sei es in der Landschaft, in Schule, Heim oder
Garten. Die feinen und ausgezeichneten Bilder zeugen von einer Edel-
kultur des Bades, die über Nacht schon frohe Segenwart geworden ist.

Robert Laurer Verlag, Egestorf 210/Bez. Hamburg



Phot. M. Weidemann

DER QUERSCHNITT

VI. Jahrgang

Heft 3

INHALTS - VERZEICHNIS

W. Mrsic	<i>Astrologie</i>
Arnold Zweig	<i>Degas als Plastiker</i>
Revisionen	
L. Baumann	<i>I. Eine verkannte Frau</i>
Paul Levi, M. d. R.	<i>II. Hannibal oder Scipio</i>
Friedrich Eisenlohr	<i>III. Ferdinand Freiligrath</i>
Siegfried Jacobsohn	<i>Mein Tageslauf</i>
Clemens	<i>Bühne der Liebe</i>
Klaus Petersen	<i>Gedichte</i>
Graf Paul Vasili	<i>Berliner Bourgeoisie um 1880</i>
Fritz Hartmann	<i>Psychologie des Bridgespiels</i>
Ernst Smithanders	<i>Spielkarten</i>
Joseph Delteil	<i>Jeanne d'Arc</i>
Christa von Hatvany	<i>Ich modelliere Tiere</i>

Bücher-Querschnitt / Marginalien

*Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln*

*

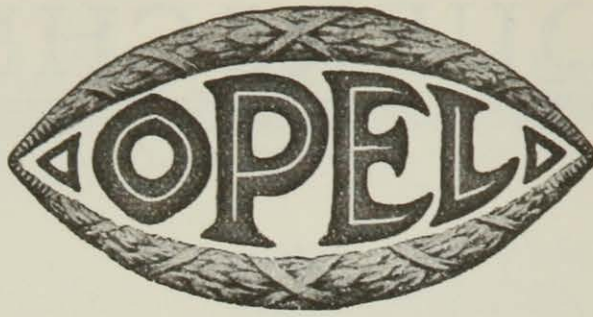
Das Bild auf dem Umschlage zeichnete J. E. Laboureur

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für
die Anzeigen: Hans Scheffler, Biesenthal i. d. Mark

In Österreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich:
Ludwig Klinenberger, Wien

4 PS



10 PS

Präzisions-Serien-Wagen

Zweisitzer	RM 3 600.—
Zweisitzer (Luxusausführung)	RM 3 700.—
Dreisitzer	RM 4 200.—
Viersitzer	RM 4 300.—
Limousine (3 sitzig)	RM 4 800.—
Limousine (4 sitzig)	RM 4 950.—
Lieferwagen	RM 3 900.—

Stadt-Coupé (5fache Ballonbereifung)	RM 7 950.—
Fünfsitzer (offen)	RM 7 950.—
Innensteuer-Limousine (4 türig)	RM 9 000.—
Sechs-Siebensitzer (offen)	RM 8 450.—
Pullmann-Limousine (6 sitzig)	RM 9 600.—
Vierradbremse, 6 Stahlräder, sechsfache Ballonbereifung, Elektrisches Licht, Elektrische Anlasser, Elektrisches Signal, Stoßdämpfer, Scheibenwischer, Gepäckbrücke, 1 t-Lieferwagen-Gestell (fünff.bereift)	RM 5 950.—

Fünff. Ballonbereif., Elektr. Licht, Elektr. Anlasser, Elektr. Signal, Km.-Zähler u. Geschwindigkeitsmess. Auf Wunsch werden die Wagen geg. 6-, 9- u. 12 monatl. Teilzahl. gelief.

Mehr als 20000 Besitzer sind mit ihren 4-PS-Opelwagen restl. zufrieden. Die Handhabung des Wagens ist so einf., daß fast 98% der Besitzer Selbstfahrer sind. Von der hervorrag. Leistungsfähigkeit, Zuverlässigkeit u. Qualitätsarbeit geben zahlr. Anerkennungs-schreib. Zeugnis die tägl. einlauf. 54000, 68000, 74000 km haben unzähl. 4 PS hinter sich ohne nennenswerte Störung. Weit über 1000 Erstlingswagen der vorgeseh. Hunderttausendserie sind bereits im Verkehr. In den tägl. einlauf. zahlr. Zuschriften der Besitzer kommt die höchste Anerkennung u. Zufriedenheit über den neuen 10-PS-Typ zum Ausdruck.

Die Preise verstehen sich ab Werk Rüsselsheim am Main.

Adam Opel, Fahrräder- u. Motorwagen-Fabrik, Rüsselsheim a.M

Vertreter an allen Plätzen! — Lassen Sie, bitte, sich ausführl. Angebot u. Beschr. von dem nächsten Opelvertreter geben!

DAS BAUHAUS IN DESSAU

leitung: walter gropius

zweck: ausbildung bildnerisch begabter menschen zu schöpferischer gestaltung im berufsgebiet des handwerks, der industrie und des baufachs.

I. gestaltungslehre: grundlehre — handwerkslehre (ziel: gesellenbrief) — baulehre.

II. versuchsarbeit für die praxis: herstellung von modellen für handwerk und industrie, hausbau und -einrichtung.

werkstätten: tischlerei, wandmalerei, metallwerkstatt, weberei, buchdruckerei (typographie, reklame, kunstdruck).

beginn des sommersemesters: 12. april 1926

aufnahme in die grundlehre (für jeden obligatorisch) vom 17. lebensjahr ab. — auch ausgebildete handwerker, techniker, mechaniker, architekten werden aufgenommen. — anmeldung sofort.

grundlehre (1 jahr) pro semester: mark 30.-, aufnahmegebühr: mark 10.-, werklehre: frei.

unter gleicher direktion:

kunstgewerbe- und handwerkerschule dessau

I. baugewerkschule: preußische lehrpläne. im winter: hochbauklassen V und III, im sommer: klasse IV.

II. maschinenbauschule: vier aufsteigende halbjahresklassen; gutes reifezeugnis berechtigt zum eintritt in das letzte semester der ingenieurschule zwickau.

III. handwerkerschule: lehrwerkstätten für handwerkliche berufe. abendkurse: zeichnen, mathematik usw. fabrikwerkmeistervorbereitungskurse mit abschlussprüfung.

gewerbliche tagesklasse (jahreskursus, beginn april).

beginn des sommersemesters: 15. april 1926

anmeldung und schulgeldzahlung: 22.—31. märz 1926. bei späterer anmeldung 10% zuschlag.



Rolf Hoerschelmann

ASTROLOGIE

Von
W. MRSIC

Was ein Horoskop ist, und was Astrologie bedeutet, weiß heute wohl jeder. Vielen scheint es auch gar nicht so unglaublich, daß der Gestirnstand im Augenblick der Geburt bedeutungsvoll sein soll für das spätere Leben. Dabei will es nicht viel gegen die Astrologie besagen, daß die Erklärung dieser Tatsachen heute noch hypothetisch ist.

Der mehr mathematisch-physikalisch eingestellte Teil der Astrologen sucht die Ursache der Bedeutsamkeit von Gestirnständen für das menschliche Dasein in einer strahlenden Wirkung der Gestirne bei ihren wechselnden Winkelstellungen zur Erde und faßt das Horoskop als eine Einteilung des Himmelsraumes in verschiedene Kraftfelder auf. Je nach der Stellung der Gestirne in diesen Kraftfeldern und ihren gegenseitigen Winkelmaßen, durch deren Kombination sich eine Fülle von Mannigfaltigkeiten ergibt, treffen entsprechend verschiedene Einflüsse den an irgendeinem Punkte der Erde zu einer bestimmten Zeit geborenen Menschen. Diese Erklärungsart der astrologischen Tatsachen durch Strahlen aus dem Kosmos findet eine Stütze durch die neuesten Untersuchungen des amerikanischen Forschers Millikan, der durch geistreiche Experimente feststellen konnte, daß den Weltraum in

allen Richtungen kosmische Strahlen durchkreuzen von einer Wellenlänge, die 100 mal geringer ist als die der Röntgenstrahlen und von solcher Intensität, daß sie Wände aus Blei von fast 2 Meter Dicke zu durchdringen vermögen.

Die mehr philosophisch orientierten Astrologen erklären sich die Beziehung zwischen Sternen und Schicksal aus einem Parallellaufen von Geschehnissen, so daß also Schicksal und Sternenlauf sozusagen Symbole für einander sind; ein Gedanke, der auf Anschauung von der Alleinheit des Kosmos fußt. Mit jedem noch so kleinen Teil dieser Einheit ist uns das Ganze mitgegeben, wenn wir die Regeln dieses Beziehungssystems kennen.

Sei dem aber wie ihm wolle, es soll nicht die Aufgabe dieses Aufsatzes ein, die Erklärungsmöglichkeiten der Astrologie zu erörtern, zumal sie ja doch vorerst noch hypothetisch sind. Die Tatsachen werden von dieser Unzulänglichkeit nicht beeinträchtigt; denn in der Forschung ist es sehr oft der Fall, daß man Tatsachen anerkennen muß, noch lange bevor sie sich erklären lassen. Oftmals hat es sich sogar gezeigt, daß voreilige Erklärungen auf lange Zeit hinaus ein Hindernis für die Forschung sind.

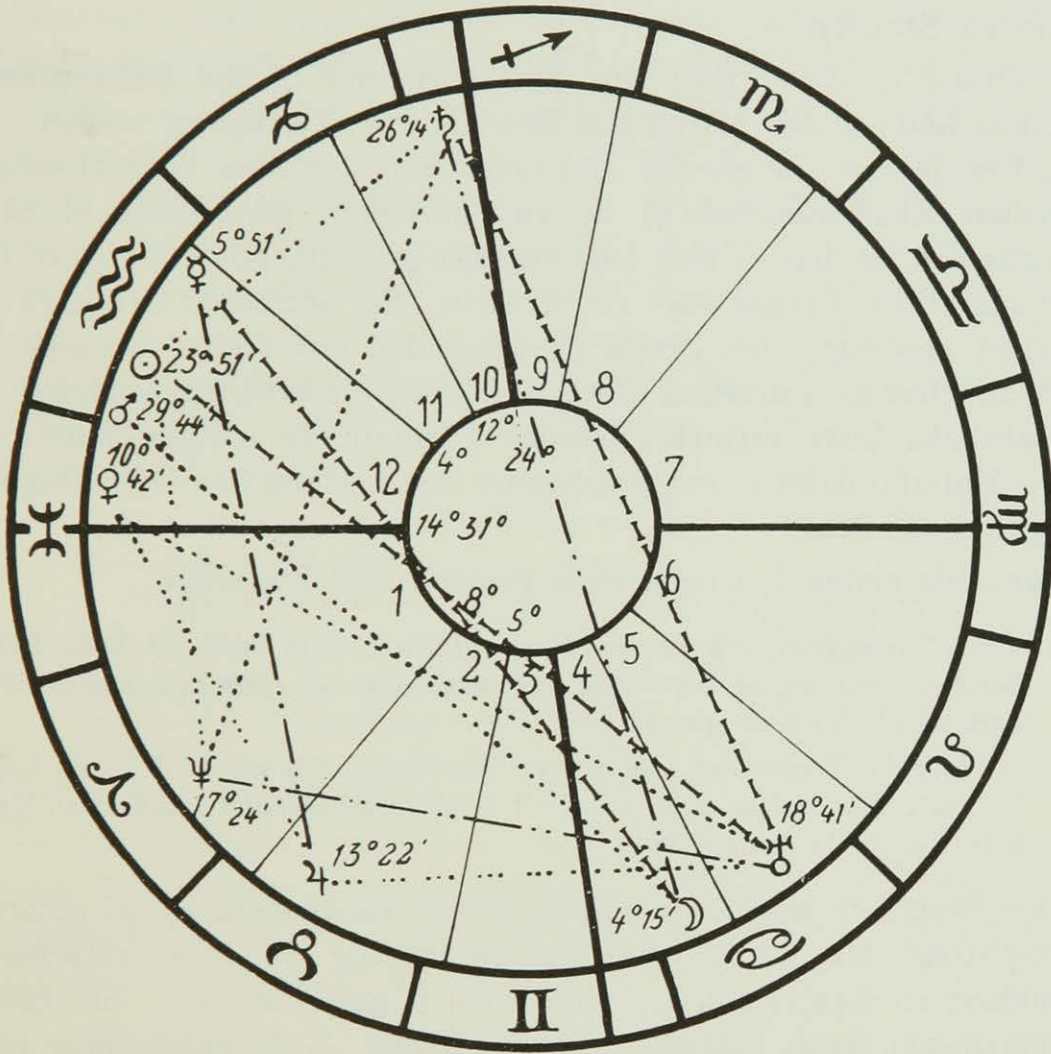
Die astrologischen Tatsachen aber sind es gerade, gegen die sich die Angriffe der Gegner wenden, und merkwürdigerweise findet man die Anhänger der Astrologie oft wenig gewappnet gegen die Argumente der Skeptiker.

Es soll nur hier das Hauptargument gegen die Astrologie herausgegriffen werden, das man überall in der antiastrologischen Literatur wiederfinden kann. Es lautet: Die Astrologie und ihre Regeln fußen auf der Annahme, daß gleiche Gestirnkongstellationen gleiche Schicksale bedingen. Wäre dies richtig, so müßten Menschen, die zu gleicher Zeit geboren sind, gleiche Schicksale haben. Bei der großen Häufigkeit von Geburten, besonders in großen Städten, kommt es aber sicher vor, daß einmal zwei Menschen zu gleicher Zeit geboren werden. Warum haben wir dann nur einen Hindenburg, einen Goethe usw.? Außerdem gibt es Zwillinge, die ungleiches Schicksal haben!

Diese Argumente hält man für so stichhaltig, daß man damit die Astrologie als abgetan ansieht und über sie zur Tagesordnung übergehen zu können glaubt.

Wie steht es nun aber mit diesen Argumenten? — Daß die Astrologie auf der Annahme fußt: Gleiche Gestirnstände, gleiches Schicksal, ist sicher richtig. Ferner ist nicht zu bezweifeln, daß es gleichzeitig geborene Menschen gibt, wenn auch eine völlige örtliche und zeitliche Gleichheit der Geburt, die allein völlig gleiche Horoskope bedingen würde, äußerst selten sein dürfte; denn gerade in großen Städten,

wie London und New York, wo mehrere Geburten auf die Minute kommen können, ist durch die große Ausdehnung wieder die örtliche Einheitlichkeit sehr in Frage gestellt. Andererseits ist in kleinen Städten die Geburtenfolge durchaus nicht so dichtgedrängt. Schon in einer Stadt von der Größe Wiens kommt im Durchschnitt nur noch auf alle 28 Minuten eine Geburt. Selbstverständlich ist dies nur ein theoretischer Durchschnittswert. In der Praxis kommen neben gelegent-



Horoskop für Hugo Stinnes, geb. 17. 2. 1870

lichen Geburtshäufungen auch wieder Pausen von mehreren Stunden in der Geburtenfolge vor.

Der Uebergang von der Feststellung, daß es gleichzeitige Geburten gibt, zu der Frage: Warum gibt es dann nur einen Goethe?, ist aber eine Art Taschenspielerkunststück; denn es ist ja deswegen noch lange nicht bewiesen, daß tatsächlich mit Goethe zu gleicher Zeit am gleichen Ort ein anderer Mensch geboren ist. Zieht man nämlich gerade über solche Fälle amtliche Erkundigungen ein, so kann man erfahren, daß oft innerhalb mehrerer Tage nicht eine Geburt vorliegt,

die nur annähernd zu gleicher Tageszeit wie diejenige solch eines berühmten Mannes stattgefunden hat. Weiterhin ist aber noch in keinem Fall von den Gegnern der Astrologie der Beweis erbracht worden, daß zwei tatsächlich zu gleicher Zeit geborene Menschen auch wirklich grundverschiedenes Schicksal gehabt hätten; denn die bloße Feststellung, daß Zwillinge verschiedenes Schicksal haben können, beweist noch nicht, daß diese Zwillinge auch gleichzeitig geboren sind. Bei Zwillingsgeburten gibt es bekanntlich Differenzen in der Geburtszeit bis zu mehreren Stunden.

Während so die Gegner der Astrologie mit bloßen Behauptungen arbeiten, können die Astrologen Beweise zur Verfügung stellen. Die seit drei Jahren bestehende Deutsche Astrologische Zentralstelle in München (Akademiestraße 5), der eine besondere statistische Abteilung angegliedert ist, hat es sich zur Aufgabe gestellt, alles in obiger Hinsicht statistisch Verwertbare zu sammeln. Für Mitarbeit ist dieses Amt jederzeit dankbar. Ich greife im folgenden nur einige typische Beispiele aus dem gesammelten Material heraus, die natürlich noch um eine beträchtliche Liste vermehrt werden könnten. In einigen Jahren soll dieses Material dann in entsprechender Bearbeitung der Öffentlichkeit übergeben werden.

Zunächst einige Beispiele zum Problem der Zwillinge:

1. Claus Tappendorf, geb. am 30. Nov. 1919, 10 h 45 m vorm. M. E. Z., Lütjenbornholt, gest. am 22. Sept. 1924, 11 h 30 m vorm. an einer rätselhaften Krankheit, tags zuvor noch gesund.

Wilhelm Tappendorf, geb. am 30. Nov. 1919, 11 h vorm. M. E. Z., Lütjenbornholt, gest. am 22. Sept. 1924, 5 h 15 m vorm. an einer rätselhaften Krankheit, tags zuvor noch gesund.

Der Skeptiker wird nun hier vielleicht einwenden, es sei nichts so Sonderbares, daß Zwillingsbrüder gleichzeitig an einer rätselhaften Krankheit sterben, wenn sie nicht örtlich getrennt sind. Sie können ja gemeinsam etwas Giftiges genossen haben. — Jedenfalls aber bleibt die Tatsache bestehen, daß sie zur gleichen Stunde geboren und am gleichen Tage gestorben sind.

2. Zwillingsbruder A, geb. am 11. Febr. 1876, 2 h nachm. O. Z., Genf; beging Selbstmord durch Ertrinken im August 1922.

Zwillingsbruder B, geb. am 11. Febr. 1876, 2 h 15 m nachm. O. Z., Genf; beging Selbstmord durch Ertrinken im April 1922.

Dieser Fall ist jedenfalls merkwürdiger. Immerhin kann der Skeptiker einwenden, daß Neigung zum Selbstmord in erblicher Belastung begründet sein kann und diese Anlage dann bei beiden gleichzeitig zum Ausbruch kam.

3. Wilhelm Gruber, geb. am 6. August 1914, 8 h 45 m nachm. M. E. Z., München, brachte am 9. Juli 1919 den Daumen der rechten Hand in eine Maschine und erlitt eine tiefe Schnittverletzung.

Hans Gruber, geb. am 6. August 1914, 9 h nachm. M. E. Z., München, brachte am 10. Juli 1919 den Daumen der linken Hand in dieselbe Maschine und erlitt eine Schnittverletzung. Die Narben waren bei beiden lange Zeit sichtbar.

Dies ist schwer anders als astrologisch zu erklären, wenn man sich nicht, wie immer in solch unbequemen Fällen, auf den „Zufall“ hinausreden will; denn nach menschlichem Ermessen hätte doch gerade der Zweite durch den Unfall des Anderen vorsichtig geworden sein müssen. Daß das eine Mal die rechte, das andere Mal die linke Hand betroffen war, ist weiter nicht verwunderlich, nachdem die Forschung bei Zwillingen vielfach gefunden hat, daß Erbmerkmale, Gebrechen, Muttermale u. dergl. bei Zwillingen sozusagen spiegelbildlich auftreten, also beim Einen auf der rechten, beim Andern auf der linken Körperseite.

Weit merkwürdiger aber als diese Uebereinstimmungen bei Zwillingen sind solche bei gleichzeitig geborenen Menschen, die keine verwandtschaftlichen oder sonstigen Beziehungen aufweisen. Auch hier nur einige Beispiele:

1. Weibl. Geburt am 26. Juni 1828, 2 h nachm. O. Z., Genf, gest. am 20. Febr. 1911 (Lebensdauer 83 Jahre).

Weibl. Geburt am 26. Juni 1828, 2 h nachm. O. Z., Genf, gest. am 27. Okt. 1911 (Lebensdauer 83 Jahre).

2. Männl. Geburt am 29. Nov. 1909, 5 h 30 m nachm. M. E. Z., Genf, gest. am 7. Juli 1910 (Lebensdauer 7 Monate).

Männl. Geburt am 29. Nov. 1909, 7 h nachm. M. E. Z., Genf, gest. am 16. März 1910 (Lebensdauer 3½ Monate).

Diese Fälle, die sich noch um viele vermehren ließen, sind doch recht merkwürdig, wenn man bedenkt, wie gering nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung die Möglichkeit ist, daß zwei gleichzeitig Geborene auch gleich alt werden.

3. Männl. Geburt am 19. Juni 1900, 11 h vorm. M. E. Z., Genf, Tod durch Verbrennen am 5. April 1904.

Weibl. Geburt am 19. Juni 1900, 11 h 45 m vorm. M. E. Z., Bâle, Tod durch Verbrennen am 31. Dez. 1903.

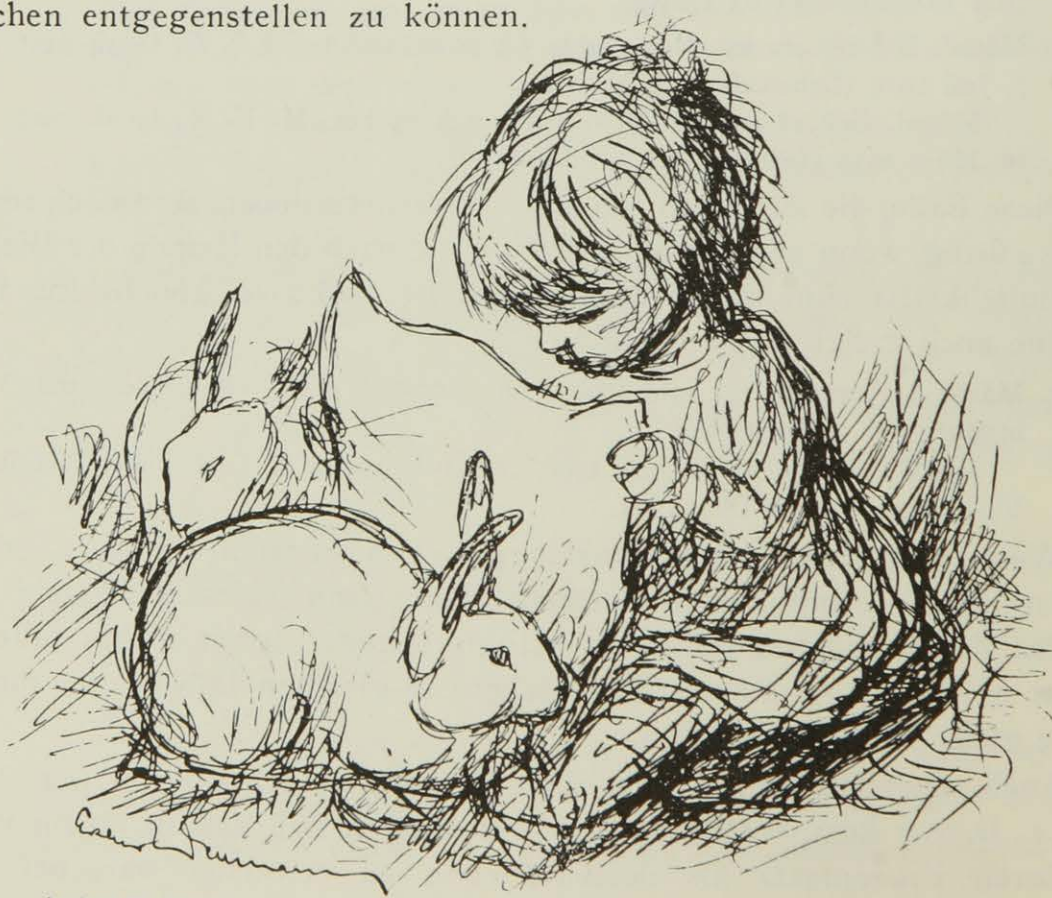
Wenn man den verhältnismäßig geringen Prozentsatz von Todesfällen durch Verbrennen in Betracht zieht, dann ist es doch mehr als bloßer Zufall, wenn zwei gleichzeitig geborene, durch nichts miteinander in Beziehung stehende Menschen im gleichen Lebensalter durch diese gleiche Todesart enden.

Auch sonst läßt sich durch Statistik noch manches feststellen. So fiel z. B. vor dem Weltkriege den Astrologen auf, daß in einem weit größeren Prozentsatz als normalerweise zu erwarten war, bei be-

stimmten Jahrgängen gewaltsame Todesarten im Horoskop angezeigt waren. Da hauptsächlich das männliche Geschlecht hiervon betroffen war, so konnte man schon aus diesem Umstande allein, abgesehen von den Methoden der politischen Astrologie, auf die ich hier nicht näher eingehen will, auf einen kommenden großen Krieg schließen.

Sehr zu denken gibt jedoch der Umstand, daß auch jetzt noch in den Horoskopen einer weit größeren Anzahl von Menschen, als dies dem erfahrungsgemäßen Prozentsatz gewaltsamer Todesfälle entsprechen würde, Konstellationen zu finden sind, die auf gewaltsamen Tod schließen lassen. Wie mir ein Mitarbeiter des Statistischen Zentralamtes für Astrologie aus Genf mitteilt, der über eine mehrere Hunderttausende zählende Horoskopsammlung verfügt, finden sich diese fatalen Konstellationen hauptsächlich in Horoskopen englischer Staatsbürger, und zwar auch beim weiblichen Geschlecht. Zieht man hierzu noch das unglückliche Horoskop des englischen Thronfolgers in Betracht, so mag der Schluß nicht unberechtigt erscheinen, daß England in den kommenden Jahren vor einem katastrophalen Ereignis steht, wie es ihm ja von verschiedener Seite, z. T. vielleicht in etwas allzu schwarzen Farben, prophezeit wurde.

So mögen denn diese kurzen Hinweise dazu beitragen, den Gegner der Astrologie etwas nachdenklicher zu stimmen, ihren Freunden aber sollen sie es ermöglichen, den Haupteinwänden der Gegner einige Tatsachen entgegenstellen zu können.



Arthur Wellmann



DE GAS ALS PLASTIKER

Von
ARNOLD ZWEIG

1. Zeitalter, die unmittelbar aneinander grenzen, berühren sich mit der letzten Fremdheit: noch wirkt die Abstoßung, durch die man sich von ihnen befreite, in der Seele vor, und mit feindlicher Haltung verneint man, wo immer man das Überwundene antrifft, sein eigenes Gestern. So verfallen Wagner und Ibsen, so die großen Impressionisten einem Gesetz, das ihnen für die Gegenwart die Gültigkeit bestreitet.

2. Ein Zweites meldet sich. Unsere Generation, nach der totalen Kunstferne des naturalistischen Prinzips, hat vor sich die überwältigende Aufgabe: die Form. Roman, Drama, Bild und Statue, ganz aufgelöst unter dem Diktat des Stoffes, der dem Kunstwerk Methoden seiner Anordnung aufdrängt, welche der Anordnung dieses Stofflichen in der wirklichen Welt entnommen waren — ein wirkliches Gespräch das Muster für die Szene, ein Ausschnitt aus wirklicher Natur die Bildfläche füllend — Roman, Drama, Statue und Bild besinnen sich auf ihre eigentliche Wesenheit: Kunstwerke zu sein und aus diesem Charakter des Kunsthaften ihre gesetzlichen Bestimmungen vor allem anderen zu empfangen; dieser Charakter aber ist die Form, sie, die so nur den Werken der Künste zukommt. Form als Aufgabe, als Ziel des Suchens und der Anstrengung, als das neu zu Erringende, bedingt Konzentration auf das Einfache, machtvoll Allgültige. Die Nähe der Geometrie wirkt ein, und das magisch Bezwingende der gewaltigen Ägypter erschließt sich von hier aus, indes die inbrünstige Beseeltheit, die sehnsüchtige Empfindlichkeit des heutigen Künstlers Gestalt und Geste formhaft konzipierter Statuen

zur gotischen Erschüttertheit Lehmbrucks dehnt. Rodin liegt hinter uns, Afrika und der Ferne Osten bringen unser Herz zum Schlagen, die Holzplastik des Mittelalters war wie aufbewahrt für uns: in dieser Einstellung begegnet der zufällig Anwesende in der Galerie Bernheim den zweiundsiebzig Bronzen, nach Wachsooriginalen des Degas von Hébrard meisterhaft gegossen.

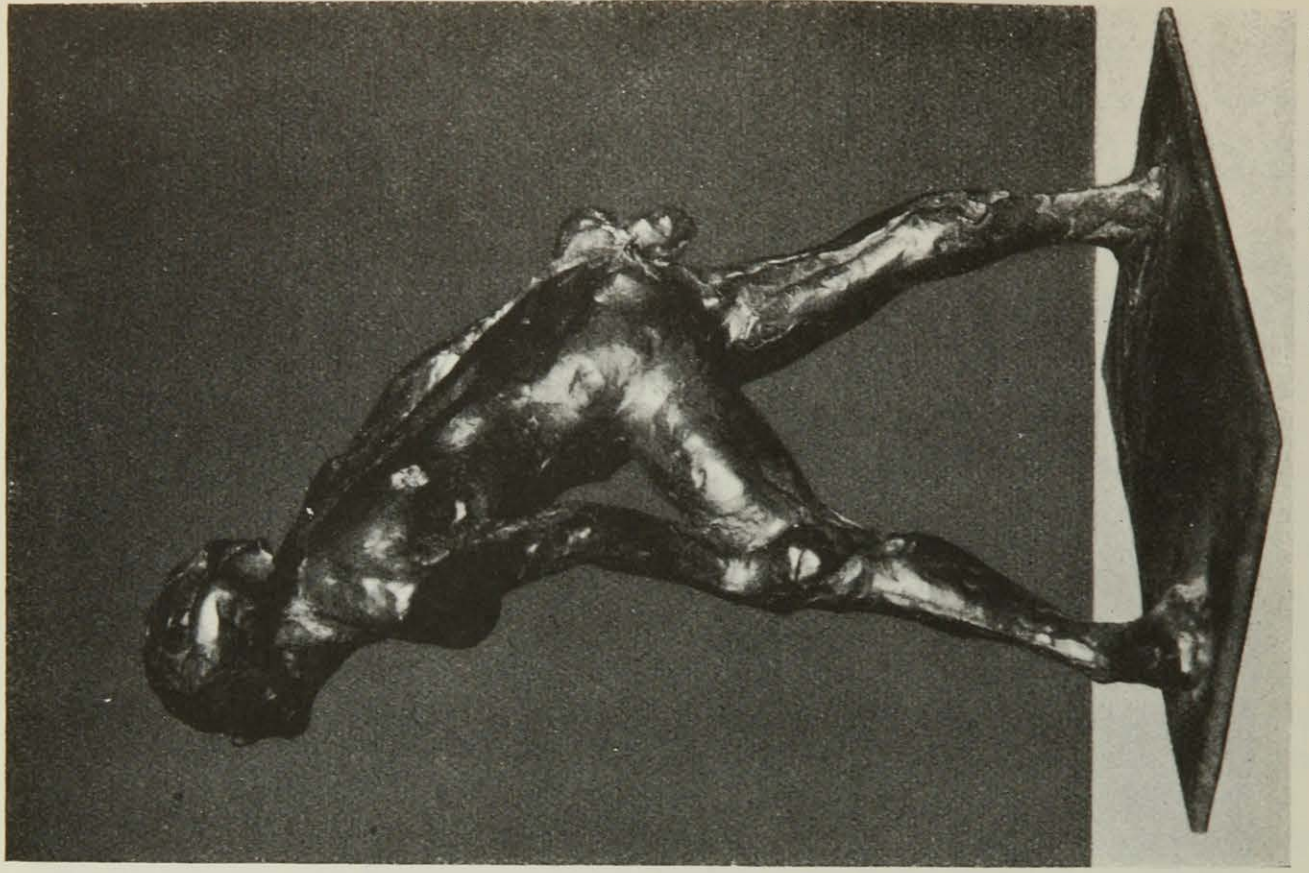
3. Eine Atmosphäre von Fremdheit, von Widerstand und Ablehnung scheint sie zu umlagern: als seien diese Stellungen von Tänzerinnen, diese nackten Frauen in momentaner Haltung, diese bewegten Improvisationen, fern von allem Statuarischen, diese Pferde und Reiter errichtet jenseits aller Angelegenheiten, die uns erregen könnten; zugleich greifen sie den Betrachtenden mit solcher Eindringlichkeit an und sind so unerhört da, existent, vorhanden, daß Abkehr sofort unmöglich wird. Sie packen das Auge und halten es, lenken den Blick und bald auch die nachtastende Hand, und während noch der Widerspruch sich vom inneren Auge her an den Erinnerungen geliebter ägyptischer Werke Kraft und Halt holen möchte, schwindet er schon vor der unverkennbaren Meisterschaft jeder einzelnen Statuette. Man öffnet sich ihnen, beschließt, nur zu sehen, nur der Gegenwart sich zu überliefern: und wird eingelassen zum Wunder...

4. Die furchtbar mühevollen Stellungen der Tänzerinnen verlieren sich in der strahlenden Leichtigkeit fast fliegender Genien. Auf ein Bein gestellt, das andere, den Rumpf und die Arme vorwärtsgeschleudert, wage-recht sausend: das ist Atalanta, die ewige Wettläuferin, die jauchzende Schnelligkeit des Menschen selbst. Diese hier ist Nike, der ewige Sieg, mit aufgehobenen Armen gerade landend vom Olymp. Ein Torso mit aufgehobenem Knie und das Haupt gewendet, so stieg Leda in die schicksalhafte Flut. Die mütterlichen Hände vor dem Leib dieser Schwangeren, vor dem furchtbar entstellten und geheiligten Leib, behüten alles Ungeborene, wie sie uns selbst beschützen. Diese Frau dort, deren Blick, den Arm entlang, die Fußsohle prüft, die sie in der Hand hält, und deren Körper vom stehenden Fuße bis zum geneigten Haupt ein einziger sanfter Rhythmus beugt: sie steht hier für alle weibliche Anmut, die uns je beglückte. Den Arm aufs vorgesetzte Knie gestemmt und das Haupt spähend erhoben über dem geschmeidig schrägen Rücken: so fordert die Kämpferin der Liebe uns heraus zu dem Gefecht, in dem ewige Unentschiedenheit das Gleichgewicht des Lebens schafft. Und dieser Torso, dessen gerundete Schultern unter der Last des Lichtes zittern, dessen Hüften die Hand des Liebenden herausfordern und dessen Brust die der ewigen Jugend ist, ist der Torso Aphroditens, die ewig junge, heilige Lust des Menschen an der Schönheit, die Divinität des weiblichen Leibes.

5. Eine heidnische Plastik steht noch einmal um uns herum; Kunst von den Sinnen her, Kunst, die nichts als den Körper geben, nichts als die fliehende Geste halten, nichts als das zitternde Steigen des Pferdes in Dauer umsetzen will. Alles Magische, alles Spirituelle, die ganze neue Christlichkeit heutiger Kunst existiert hier noch nicht. Das vibrierende



Edgar Degas, Bronze Ausstellung Galerie Flechtheim, Berlin



Galerie Flechtheim, Berlin



Edgar Degas, Bronzen



Edgar Degas, Bronzen



Galerie Flechtheim, Berlin



Galerie Flechtheim, Berlin

Edgar Degas, Bronzen



Leben allein ist hier Gegenstand des Werks, und so selbstverständlich wie im Cinquecento löst es alle Bindungen strengerer Gehaltenheit und alle formalen Absichten des Betrachters auf in den Sieg des Körpers. Nicht ohne Ursache begeben sich die Göttinnen und Heroinnen der Antike in die Gesten dieser Tänzerinnen — dieser unerhört geplagten, unerhört geduldigen Modelle, an deren Qualen man immer einmal denken darf, und welche sich diese Verewigung ihrer wohlgestalteten Leiber schwerer verdient haben als die Fürsten die ihrer langweiligen Herrscherantlitze. Denn indem der Künstler nichts weiter als die äußerste Wahrheit und Endgültigkeit einer weiblichen Bewegung darstellen wollte und nur auf diese letzte Lebendigkeit zielte, ergab sich ihm, als Gnade, das Wunder des symbolischen Ausdrucks. Jede dieser Gesten und Posituren wurde sinnbeladen, stellte etwas typisch Menschliches dar, wies über den Einzelfall hinaus so sehr ins Allgemeine, daß nur antike Namen würdig die Seinssphäre andeuten, in die sich diese Statuen erheben. Aus der äußersten Sinnlichkeit, durch die Pforte der vollkommenen Form, tritt der Geist.

6. Darum sind sie so schön. Ja, schön sind sie, nichts als das, und wenn alles Moderne sich aus der letzten Ausdrucksheftigkeit ekstatischer Qual seine im Grotesken wurzelnde Bann- und Zauberkraft holt, geht ihre Liebenswürdigkeit auf die heilige Anmut zurück. Auf die holde Bewegtheit des weiblichen Körpers, auf den Liebreiz, der zum Geschlecht und den Sinnen spricht, auf das Mozartische, den Gesang, die Melodie, das unsterbliche *Voi, che sapete, che cosa è l'amor*, auf Harmonie und Glück des Vegetierens; auf den Menschen als Lebewesen. Man begreife, was das heißt: auf die Mitte, das Lotrechte der Kunst wieder einmal zurückgeführt zu werden in einer Zeit, die ganz nach links drängt ins beseelte Häßliche; — auf das pure Schöne! Auf jenen Wert, der der Kunst unter allen Werten vorzüglich zugeordnet ist! Gibt es einen Zweifel daran, daß das Schönsein einer Negerplastik, einer ägyptischen Prinzessin, eines griechischen Reliefs — jener Flötenspielerin vom Thron der Aphrodite im Thermenmuseum zu Rom! — und einer Rodinschen Eva von Dimension verschieden ist, und daß es einer eigenen Untersuchung bedürfte, um zu erkennen, was eigentlich bei diesen vier völlig differenten Typen gefällt, schön wirkt, schön ist? Nun, von ihnen nähert sich die Plastik des Degas dem Typ jenes Reliefs, jener unaussprechlich melodischen Flötenden, die dank der Sinnlichkeit jeder Linie in ihrem steinernen Kissen so weich ruht. Dabei ist gewiß, daß die Anhänger klassischer Glätte aufschreien müssen, diese Aussagen alle müssen sie ins Fleisch treffen. Denn die Oberfläche dieser Bildwerke ist gewiß das Rauheste, Unbearbeitetste, Willkürlichste, was je in Bronze gegossen wurde. Rodins Oberflächen wirken poliert daneben; jeden Fingerdruck des Wachses, alle aufgeklebten Stücke, herausgegrabenen Löcher hat der Guß dem Original nachgeschaffen, das Momentane versteinern — verewigend. Ach, dies Rauhe und Wilde ist ja gerade die Hälfte der Schönheit, die niemals, niemals glatt war. Wie auf der Oberfläche antiker Torsi oder Säulen spielt das Licht über Erhöhungen und Tiefen dem Auge eine zitternde

Oberfläche, das Leben selbst vor. Und aus dem gebeulten Auf und Ab der Konturen stellt es sich einen Umriß von solcher Reinheit her, daß kein Glätter und „Vollender“ je das Glück hätte, ihm mit spiegelnder Genauigkeit auch nur nahezukommen. Aus der wilden Unordnung, die die geniale Spur des exaltiertesten Wissens und Machens ist, entsteht, ergibt sich, schenkt sich jeden Augenblick das zitternd Schöne.

7. Aber freilich doch nur, weil sie eines zur Voraussetzung hat, diese Unordnung: die unfehlbare Hand nämlich, das schlechthin Meisterhafte des Könnens, das unerbittlich erfahrene Auge, ja, die erfahrenen Fingerspitzen des Formenden. Diese Statuen können so vollkommen sein, sie vermögen bei ihren geringen Ausmaßen, dank der Rauheit ihrer die Luft gleichsam ansaugenden und verdichtenden Oberfläche, ins Monumentale aufzusteigen doch nur: weil dieser Künstler sich um die Form überhaupt nicht zu bekümmern brauchte. Gleich einem glücklicheren Monsieur Jourdain, der Prosa sprach, ohne es zu beabsichtigen, entstehen diese Statuen aus Degas' Händen und sind formal fertig, vollkommen, da. Die Form ist das Selbstverständliche. Sie ist die Voraussetzung. Sie ist das, was man kann. Eine Plastik muß stehen? Aber man macht eine breite Bronzeplatte, rauh wie sie selbst, und sie steht darauf. Pferden fehlen Ohren, Hals, Beine, manchmal drei von den vieren? Aber was tut das, wenn das Vorhandene so vollkommen wahr, gekonnt, bebend vor Leben ist, daß der Betrachter automatisch alles ergänzt, was jenseits des Vorhandenen zur Form notwendig ist? Ebenso wenig wie einem deutschen Musiker je die musikalische Form problematisch, Aufgabe, Gegenstand der Anstrengung war, ebenso wenig ist es die plastische Form diesem Franzosen. Hier ist er zu Hause und sind wir die Suchenden. Eine Tradition von mehreren Jahrhunderten, spät oder nie unterbrochen seit den Plastikern der Kathedralen, gibt ihm die Gleichmut, die wie ein Instinkt wirkt. Er formt, das Leben intendierend, in einer unfehlbaren Entfernung von ihm, genau in der Mitte zwischen Sklaverei und Formsuchen, und es entstehen die schönsten Bronzen seit Cellini.

8. Diese Galerie von Statuetten — von denen die genrehaften, Frau in Badewanne und dergleichen, nicht minder gekonnt, aber für uns belangloser sind — in diesen Moment hineingestellt, was bedeuten sie? Was bedeutet uns, orientierend, wegweisend, dieser so jäh aufstehende alte Kerl von Plastiker, dieser neue Degas? Vor allem kein Programm: außer dem einen, das jeder Künstler aufs Innere seines Brustkastens und auf jede Rippe besonders geschrieben trägt: macht eure Sache so meisterhaft wie möglich; nehmt all eure Kräfte in ein Bündel und heizt damit der Leidenschaft des Dienens ein, der Selbstvergessenheit, der Sache. Und noch ein Leitsatz ist abzuleiten: seid so lebendig wie möglich, so gegenwärtig, so neu, schablonenlos wie möglich. Der Künstler — gesetzt, die Menschheit sei eine Schlange, die sich langsam ins Unbewältigte, ins Chaos schiebt — ist dieser Schlange ein Kopf. Vor ihm lagert das Ungeformte, alles, was er durchdrang, ist für die Anschauung bewältigt. (Diese Schlange hat mehrere Köpfe, Hydra, wie es sich gehört: auch Gelehrter, Philosoph,

Sozialist und Religiöser sind solche Köpfe, aber für die Anschauung wirken sie nicht.) Vor allem aber folgt aus Degas kein alleinseligmachender Ismus. Man muß weder Impressionist noch Kamel sein, auch nicht Krebs; es heißt niemals: „zurück zu...“, sondern immer nur: „vorwärts zu...“. Denn das wirklich Fertige, das Vollkommene befindet sich immer vor jeder Gegenwart, wie Shakespeares männliches Haupt unerreichbar vor jeder Dramenzeit herschwebt.

9. Sinnlichste Virilität, die Kraft und Geduld eines greisen Riesen, das schärfste geistige Auge und die nervösesten Fingerspitzen führen zu solchen Werken, deren erdhafte Ungeistigkeit sie in dieser Zeit zu Wundern macht. Und vielleicht können nur wir Söhne dieser spiritualistischen Epoche sie so als Glück und Wunder umfassen. Denn wir wollen diese unsere Gegenwart nicht anders, als sie ist, dem Geiste und seinen Diktaten auf allen Wegen nachströmende End- und Frühzeit, Mischzeit der Katastrophen und der europäischen Niederlage. Jenseits unseres Elends von heute und morgen, welches ja schließlich nur das allgemeine Elend des Menschen auf der giervereiterten Erde, nur besonders dick, symbolisiert, und jenseits der Feindschaft zwischen den zu guter Nach-



Wilhelm Wagner

barschaft prädestiniertesten beiden Völkern Europas tritt dieses plastische Lebenswerk des meisterlichen Franzosen zu unserer deutschsprachigen Geistigkeit mit der Mahnung: „Vergeßt die Erde nicht, das göttliche Fleisch und die Entzückungen des sinnlich Schönen nicht!“ — damit den einen der beiden Pole aufrichtend, zwischen denen das Leben des Künstlers ausgespannt ist — des Künstlers, der hier vor allem als Repräsentant des runden Menschen steht. Den anderen Pol stellte am Abend eines vor den Plastiken des Degas verbrachten Nachmittags eine letzte Kantatenprobe hin: Bach, in einer Kirche vom Kirchenchor mit der ganzen Reinheit, Frische und Innigkeit junger Dilettanten gesungener Bach. Aus der letzten Geistigkeit, durch die Pforte vollkommener Form, trat die sinnlich strömende Schönheit des Klanges. Und so war die schwebende Linie ausgespannt, auf der unser Leben verläuft: über ihr als Basis errichtet sich das ewig unvollkommene Dreieck unserer Existenz, dessen Spitze sehnsüchtig nach dem ewig unerreichbaren Absoluten hinweist.

R E V I S I O N E N

I. EINE VERKANNTÉ FRAU

Von

L. BAUMANN

Xanthippe, du Vielgeschmähte, seit zweieinhalb Jahrtausenden lebst du in der Geschichte, und nur ganz vereinzelt ist gelegentlich einmal ein Ritter für dich auf dem Kampfplatz erschienen. Wo aber sind die Frauen, die sich ihrer unverstandenen Schwester angenommen und den undankbaren Versuch dieser Mohrenwäsche unternehmen hätten?

Nomen atque omen. Dein Name war dein Unglück. Wenn er nicht existierte — man müßte ihn geradezu erfinden. Was kann aufreizender und keifender klingen als dieser unvermittelt-scharfe Vorstoß der Zunge gegen die Zähne: Ksss——anthippe! Und den Rest gab dir die Klangverwandtschaft mit der „Zank“-thippe, zu der du armes Opfer deines Namens und deines berühmten Mannes im Volksmunde wurdest.

Zeitgenossen und Nachwelt faßten die Situation in dem Stichwort zusammen: Armer Sokrates! Es ist aber endlich an der Zeit, mit dem Ruf: Arme Xanthippe! auf die Seite der Geächteten zu treten. Wie sah dies Frauenschicksal in Wirklichkeit aus?

Ueber Xanthippes äußere Reize herrschte beredtes Schweigen. Gegen eine „schöne“ Zänkerin hätte sich das Männergeschlecht erfahrungsgemäß nicht so einstimmig entschieden. Gerüchte über eine gewisse Sittensfreiheit, die sie vor und während ihrer Ehe geübt haben soll, sind eben als Gerüchte zu werten, denn die Dankbarkeit hätte das Urteil der Männer wohl zu ihren Gunsten beeinflußt. Xanthippe war reizlos, und das war ihr Verbrechen!

Aber sie war jung, als sie den sehr viel älteren Sokrates heiratete, jung und — temperamentvoll. Sie wird ihn geheiratet haben, um sich in die Obhut eines Ehemannes und Versorgers zu begeben, so wie vermutlich alle ihre geistig gleich armseligen Gefährtinnen. Von seiner Bedeutung hatte sie, die durchschnittlich ungebildete Griechin, keinen Schimmer. Sokrates war alt, unelegant und von abstoßender Häßlichkeit. Zu jeder Jahreszeit trug er den gleichen, groben Mantel und ging barfüßig einher. Zu einem Waldschreck fehlten ihm nur die Bockfüße. Ein Physiognomist, der Sokrates nicht kannte, erklärte ihn für ein der Unzucht und dem Trunk ergebenes Brutum. Ob Xanthippe jemals seine faunische Häßlichkeit überwunden hat, kündigt keine Kunde, wie man sich ja überhaupt mit der Psyche der Frau, wenn es nicht gerade eine

Hetärenpsyche war, nicht viel befaßte. Sokrates selbst, dem nach griechischem Sprachgebrauch Schönheit und Zweckmäßigkeit gleichbedeutend war, rechtfertigte seine wulstigen Lippen mit ihren desto weicherem Küssen. Es sei aber daran erinnert, daß er zwar seine ehelichen Pflichten gegen Xanthippe übte, sein außereheliches Vergnügen jedoch bei Aspasia — und nicht nur bei ihr — suchte. Daß er bei Perikles' geistreicher Freundin mehr Interesse für seine verstandesmäßige Natur fand, beweist durchaus nichts gegen Xanthippe. Es war für die grande

amoureuse gewiß reizvoll, auch einen gedanken-schweren Silen in ihrer Kollektion zu haben. Sie konnte es sich leisten, für jeden Bereich ihres Wesenskomplexes Befriedigung zu suchen, während Xanthippes gesamte Frauen- und Menschensehnsucht durch Sokrates saturiert werden sollte. Zugegeben, daß sie gar nicht befähigt war, dem sokratischen Fluge zu folgen, so fiel es für ihre beschränkten Kräfte doppelt ins Gewicht, daß sie durch stündlichen Verdruß und tägliche Misere absorbiert wurden. In welchen Aengsten mag sie nach dem Gastmahl des Platon ihren Eheherrn erwartet haben, der das Nachhause-

kommen einmal wieder so gründlich vergessen hatte, daß er sich erst am Abend des nächsten Tages wieder bei ihr einfand. Daß Sokrates weder ein Amt noch ein Gewerbe ausübte, und es verschmähte, seine verschiedenartige Begabung zum Gelderwerb zu benutzen, brauchte Aspasia nicht zu beunruhigen. Sie kannte keine Not, während Xanthippe und ihre Kinder darboten. Wenn Sokrates die zweckmäßige Schönheit seiner vorstehenden Augen preist, die es ihm ermöglichen, nicht nur gradeaus, sondern auch seitwärts zu blicken, so wäre es immerhin denkbar, daß sein junges Weib gern auf diese Seitenblicke zugunsten eines einzigen zärtlichen, gütigen oder auch nur verstehenden Blickes verzichtet



Käte Wilczynski

Selbstbildnis

hätte. Daß seine eingebogene Nasenwurzel es ihm erlaubte, mit einem Auge in das andere zu sehen, wie er in humoristischer Selbsterkenntnis berichtet, verführte ihn offenbar dazu, einen zu uneingeschränkten Gebrauch von dieser Sehergabe in sich selbst auf Kosten seiner Familie zu machen, so daß er sie in „tausendfältiger“ Armut schmachten ließ. Er selbst, der Brave, litt weit weniger unter dem Mangel, weil er Hunger und Durst bei den Gastereien seiner reichen Freunde stillte und dabei wiederum so intensiv mit Weisheitspenden beschäftigt war, daß er vergaß, auch nur das kleinste Stückchen Kuchen oder einen Becher Weins, dem er so gern und reichlich zusprach, seiner hungernden Familie nach Haus zu bringen.

Wenn es wahr ist, daß die Eheleute nur ein gemeinsames Oberkleid besaßen, so lag die Entbehrung wieder allein, als einzige Hülle, auf den Schultern der armen Xanthippe, während ihr Mann sich — unbekümmert um den ihr aufgezwungenen Hausarrest — auf Straßen und Plätzen in Psycho-Analyse versuchte und mit jedem vorübergehenden Schuster und Schneider philosophisches Seminar abhielt.

Naturgemäß fürchtete ihr kleinerer Geist die Lächerlichkeit, die sein überlegener verachtete, wenn er als alter, mit Hängebauch begabter Mann in müllernder Vorahnung Tanzübungen anstellte, um sich beweglich zu erhalten, Musikstunden wie ein Knabe nahm und unentwegt von seiner inneren Stimme sprach, wie die Jungfrau von Orléans. Daß sie darin seinen Dämon nicht erkannte, ist ihr so wenig zum Vorwurf zu machen, wie Wagners erster Frau, daß sie dessen überragende musikalische Kraft nicht zu erkennen vermochte. Es ist eben — auch abgesehen von dem Reichtum der geistigen Veranlagung — doch unendlich viel leichter, als Mathilde Wesendonck und Aspasia durchs Leben zu gehen, denn als Frau Minna Wagner und Xanthippe. Daß es nicht einfach ist, die Frau eines Großen zu sein, hat auch die Tolstoische Ehe gelehrt. Aber geradezu erdrückend sind die Forderungen und Beschränkungen, die der Ehefrau eines Tugendhelden, wie Sokrates, auferlegt waren.

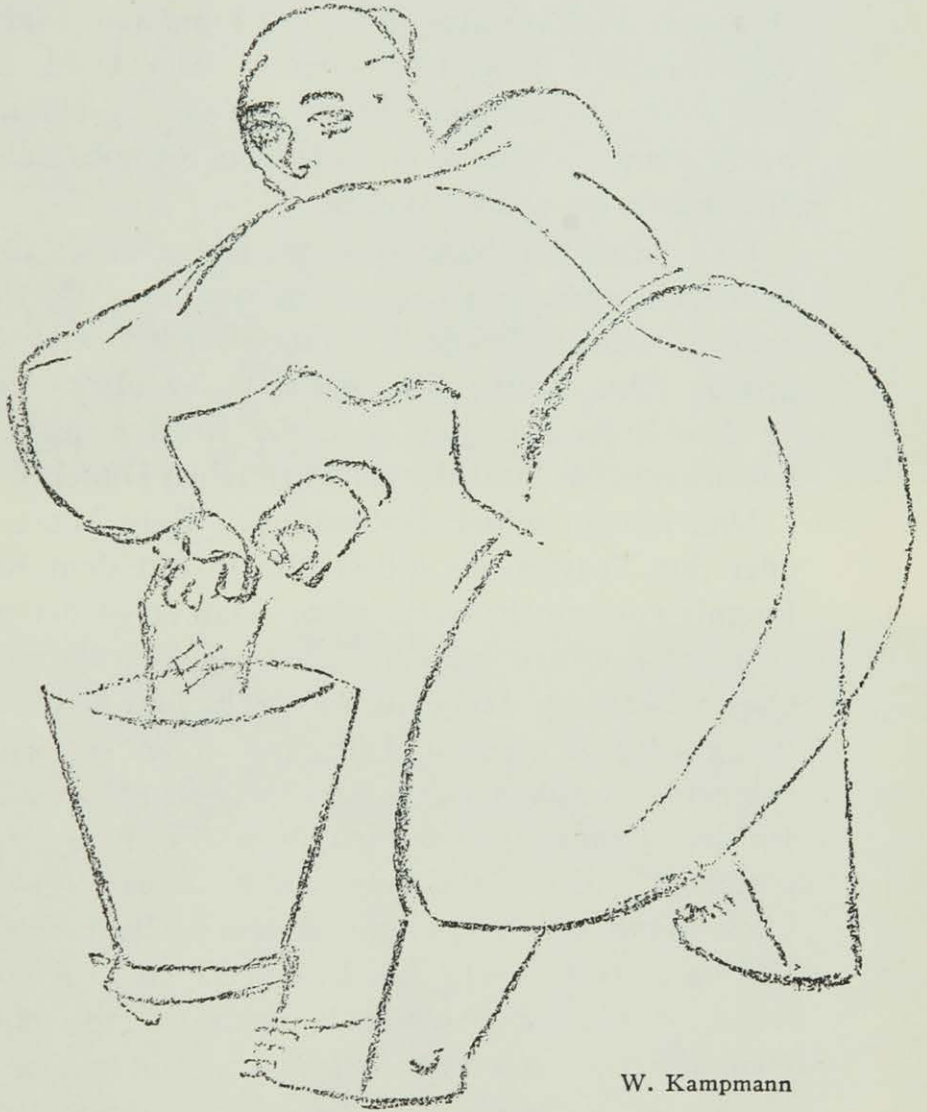
Wie ist denn überhaupt das auf uns gekommene Charakterbild der Xanthippe entstanden?

Wohl mag sie beobachtet worden sein, als sie nicht nur die Schale ihre Zornes über das Haupt ihres Weisen entleerte, nachdem er sie vermutlich mit seiner philosophischen Ruhe, ihren berechtigten Vorwürfen gegenüber, zur Verzweiflung getrieben hatte. Oder es mögen Zuschauer der — übrigens keineswegs verbürgten — ehelichen Szene beigewohnt haben, in der sie ihm, müde des ewigen Zu-Hause-Sitzens, das gemeinsame Oberkleid auf offenem Markte vom Leibe riß. Vielleicht hat auch der junge Alkibiades dem damals nicht minder als heute blühen-

den Klatsch neue Nahrung zugeführt durch die Verbreitung eines Intermezzos, das er selber veranlaßt hatte, als er dem geliebten Lehrer einen Kuchen überbrachte, den Xanthippe in leidenschaftlicher Eifersucht zertrat. Oder der Gast, den der großzügige Sokrates ins Haus brachte zum Essen, das für die notwendigste Sättigung der kleinen Familie nicht einmal aureichte, hat vielleicht selbst den Athenern von Frau Xanthippes ungastlichem Empfang erzählt. Aber die hauptsächlichsten und markantesten Züge, aus denen sich das auf uns gekommene Bild der Xanthippe zusammensetzt, verdanken wir dem liebenden Gatten, dem edelmütigen Weisen, Sokrates selbst.

Wäre es überhaupt denkbar, einem Ehemann so taktlose, das intime Eheleben streifende Fragen zu stellen, wenn der Frager nicht von vornherein sicher wäre, die Gefühle des Ehemannes durch diese Fragen nicht zu verletzen? Mit welcher die Ehefrau bloßstellenden Rückhaltlosigkeit muß er über sie zu seinen Freunden gesprochen haben! Ja,

hat er ihnen nicht geradezu die üble Meinung über sie suggeriert? Er, der in haarspaltender Dialektik das Innerste aus den Menschen herausfragte, der geborene Psycho-Analytiker, hat zweifellos einen ungeheuren suggestiven Einfluß auf die Urteilskraft seiner Mitbürger ausgeübt. Diese suggestive Kraft hätte es ihm wohl auch unschwer ermöglicht, aus der zänkischen eine liebende Gattin zu formen, wenn er gewollt hätte. Aber er wollte es ja gar nicht. Das hat er wiederholt ausgesprochen. Auf die naheliegende Frage der Freunde, warum er gerade diese Frau geheiratet und ihr nicht wenigstens die schlimmen



W. Kampmann

Launen abgewöhnt habe, antwortet er nicht etwa in schöner Menschlichkeit: weil sie schön war, weil sie jung war, weil ich sie liebte, weil ich in ihr die wünschenswerte Gefährtin, Hausfrau und zukünftige Mutter meiner Kinder sah. Nein! Der sympathische Herr gibt mit zynischer Offenheit, ohne jede Scham zu, sie als Objekt zur Geduldübung zu seiner Frau gemacht zu haben. Wahrscheinlich hat er sie auch noch bewußt gereizt, um sich fakirgleich im Ertragen von Leiden zu üben; denn er fügt hinzu: er zügle ihre Laune nicht, weil ein guter Bereiter sich nicht mit frommen, sondern mit feurigen Pferden versehe. Sokrates, warum nahmst du nicht lieber gleich ein wildes Pferd statt einer Frau? Welch empörender Mangel an Ritterlichkeit zur Erhöhung des eigenen Ruhmes zeigt sich in den Worten dieses Lehrers seines Volkes.

Und hätte der Sohn gewagt, sich beim Vater über die Mutter zu beklagen, wenn er nicht nur zu oft böse Worte von jenem über diese gehört hätte? Geradezu herzerfrischend wäre es gewesen, wenn den großen Philosophen bei dieser Gelegenheit die Ruhe verlassen und er dem Sohn die Qualitäten der Mutter mit „schlagenden“ Gründen bewiesen hätte, statt der schwächlichen Dialektik zu ihrer Verteidigung.

Und nun zu seiner Todesstunde. Kein Wort des Dankes, der Liebe oder des Trostes, als die Gefährtin mit dem Kinde im Arme im Gefängnis vor seinem Bette sitzt. Daß er — der mehr als Siebzigjährige — mit Gleichmut seinem Tode entgegenschaut, ist am Ende kein Beweis eines gewaltigen Heldentums. Schwingt sich nicht hingegen die Seele der geistig Armen zu achtungsgebietender Größe auf, wenn sie, des eigenen tragischen Geschicks vergessend, wehklagt: „O Sokrates, das ist das letztmal, daß dich deine Freunde sprechen und daß du sie sprichst?“ Die olympische Ruhe dieses Weisen wird keinen Augenblick durch die Sorge um das zurückbleibende junge Weib und die Kinder getrübt. Ihr Leid, ihre Gemütsverfassung berühren ihn so wenig, daß er ihre Anwesenheit nur als störende Unterbrechung seines ewigen Frage- und Antwortspiels empfindet und mit beispielloser brutaler Herzenskälte als einzige Antwort auf ihren Jammer Kriton bittet, sie nach Hause zu führen. Das ist des großen Sokrates Abschied von Weib und Kind!

Und nun frage ich euch alle, ihr Vertreterinnen sanfter Weiblichkeit, Thekla und Margarete, Klärchen und auch dich, holdlispelndes Heilbronner Käthchen. Hand aufs Herz: Wenn euch das Schicksal statt zur Liebsten eines Max, Faust, Egmont oder Grafen vom Strahl zur Frau Sokrates gemacht hätte, wäre nicht selbst eine jede von euch „nur Liebe tönenden“ Gestalten als Frau Xanthippe auf die Nachwelt gekommen ? ? — —

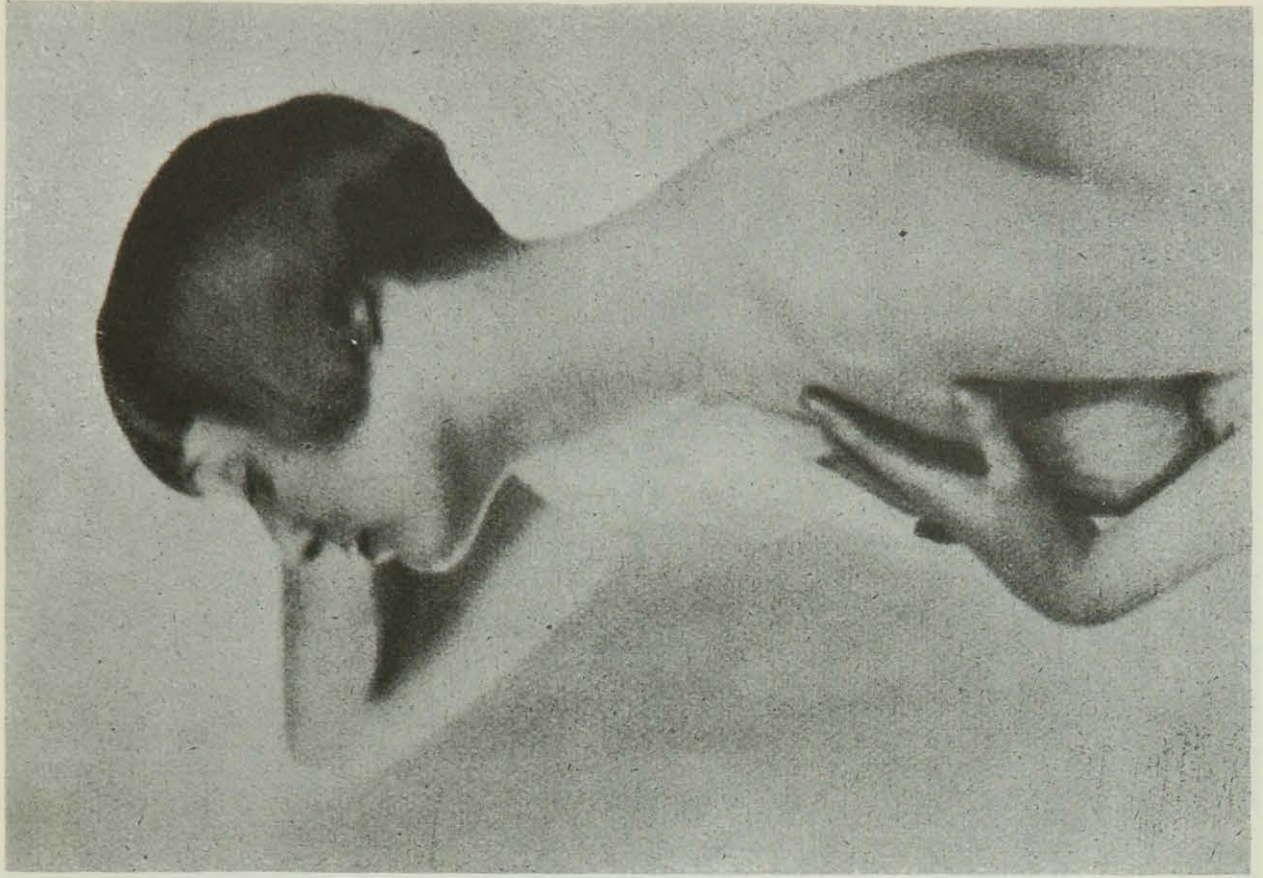


Photo Joan Craven, London



Kunstgesch. Seminar Marburg
Kopf vom Laurentiusportal des Straßburger Münster



Venedig Scuola di S. Rocco
Tintoretto. Karikatur von Fr. Planta



Wide World Photo
Chick, bekannter Komiker in New York

II. HANNIBAL ODER SCIPIO?

Von

PAUL LEVI, M. A. R.

Im Gegensatz zu vielen Mitmenschen bin ich der Meinung, daß es größer sei, einen Krieg zu gewinnen, denn einen zu verlieren. Ich glaube auch, daß, auf die Geschichte angewendet, dieser Fundamentalsatz sich bestätigen wird. Ein Haudegen oder Raufbold kann eine Schlacht gewinnen. Einen Krieg, zumal einen, der so die ökonomischen, finanziellen und militärischen Möglichkeiten der Zeit und zweier an Kraft gleicher Staaten ausschöpfte wie der, den die Römer den Hannibalischen nannten, wird stets das größte Feldherrngenie gewinnen. Ich bin der Meinung, daß Scipio seinem Gegner überlegen gewesen sei: strategisch, taktisch, politisch.

Das strategische Problem des Hannibalischen Krieges formuliert Plutarch in jenen Gedanken, die er dem Fabius Maximus beilegt: „Er war überzeugt, daß auch der Himmel jeden glücklichen Erfolg nur durch das Mittel von Tapferkeit und Verstand dem Menschen verleihe. So rückte er nun gegen Hannibal aus, nicht um die Entscheidungsschlacht zu liefern, sondern mit dem Entschluß, dessen aufloderndes Feuer durch die Zeit, dessen Mangel durch Ueberfluß an Geldmitteln und *letztlich dessen beschränkte Anzahl von Truppen durch Massenhaftigkeit aufzureiben und zu erschöpfen.*“ War also die strategische Grundlage bereits vorher erkannt, so hat sie Scipio mit der Beharrlichkeit des Genies gelöst. Als der 27jährige junge Mann, der in der üblichen Karriere in der Aedilität steckengeblieben war, das Oberkommando über die spanischen Armeen übernahm, beherrschte Hannibal in Italien noch das Feld. Es war das Jahr des großen Schreckens 211: Hannibal vor den Toren; freilich auch das Jahr der großen Wendung. Der junge General hat in Spanien keine andere Aufgabe gelöst als die, den Zuzug, ohne den die Hannibalische Armee sich auflöste, zu sperren. Er warf sich in Spanien auf Neukarthago, das Zentrum der barkidischen Organisation. Er warf Neukarthago durch Ueberrumpelung. Die Ueberrumpelung von Neukarthago wird in der Geschichte dauernd eine größere Rolle spielen als die von Lüttich; denn sie war eine Ueberrumpelung im Zentrum und nicht die eines Außenforts, und sie ist in der für die Gesamthandlung notwendigen Zeit geglückt. Scipio hat, als im Jahre 209 Hasdrubal in Spanien eine neue Armee zusammenbrachte, um seinem Bruder in Italien zu Hilfe zu kommen, ihn am Ebro gestellt und zu vernichten versucht. Als ihm das mißlang, er ihn nur schlug, ließ er den Rest der Armee ziehen in der Erkenntnis, daß, wenn nur er, Scipio, seiner Aufgabe treu bleibe, der Rest der

Hasdrubalischen Armee Hannibal nicht retten und Rom nicht vernichten könne. Gerade die Behandlung der Armee Hasdrubals zeigt den *Feldherrn* Scipio im hellsten Licht: sich nicht vom möglichen Einzelerfolg verleiten lassen, nicht die einzelne Kriegshandlung, sondern die Gesamtheit der Kriegshandlungen, den strategischen Plan über alles zu stellen. Im Jahre 206 hat Scipio die Unterwerfung Spaniens vollendet; dem Hannibalischen Heer war der Zustrom an Kraft abgeschnitten. Jener Teil des strategischen Planes, ohne den der Krieg nie zu gewinnen war, war erfüllt. Von diesem Augenblick an war die Aufgabe: durch Vernichtung der Hannibalischen Armee den feindlichen Staat zum Frieden zu zwingen. Die eigentlich taktischen Aufgaben traten in den Vordergrund.

Cannae ging den Römern ob unterlegener Taktik verloren. Die drei Schlachtreihen, die die Römer aufstellten (*hastati, principes, triarii*), entsprachen der römischen Alterseinteilung. Etwa aktiv, Reserve, Landwehr. In dieser Schlachtaufstellung kämpfte nur die erste Phalanx: die erste Phalanx brachte gewissermaßen auf ihrem Rücken, wie die Schnecke ihr Haus, ihre Ersatzformationen mit sich. Die standen ausgerichtet hinter jener und warteten, bis die erste ausgefallen war. Dann rückte der zweite Manipel, hinter diesem im Notfall der dritte vor. Im Kampf stand immer nur *ein* Manipel von dreien. Als der jetzt 33jährige General aus Spanien zurückkam und seine Armeen mitbrachte, fand und führte er eine Truppe, die seit 216 im Felde stand. Es waren gleichermaßen durchgebildete, kriegsgewohnte Truppen. Mit diesen hatte der 33jährige die Aufgabe durchzuführen, den Sieger von Cannae taktisch zu überwinden. Die taktische Ueberlegenheit des Siegers von Cannae hatte darin bestanden, daß er dem unbeweglichen Heerhaufen der Römer, wo die einzelnen Manipel der drei Phalangen nur immer darauf warteten, bis der vordere zerrieben war, drei getrennte, in Staffeln verwendbare Heerhaufen gegenüber stellte. Angesichts der Tatsache, daß er jetzt über gleichmäßige, gleichermaßen kriegserfahrene und gleichermaßen kriegsmäßige Soldaten verfügte, knüpfte Scipio an diese Taktik seines Gegners an, bildete sie aber genial aus. Aus den drei Phalangen gleichmäßig kriegstüchtiger und ob der Not des Staates gleichermaßen wehrpflichtiger Soldaten machte er drei Treffen beliebig verwendbarer, selbständig manövrierbarer Legionen oder Manipel: sowohl zum Ersatz wie zu jedem selbständigen taktischen Manöver außerhalb der zu Beginn eingenommenen Schlachtfrent waren diese Teile — jeder für sich — verwendbar. Das Zerschlagen der starren Phalanx durch die beweglichen Treffen ist eine taktische Neuerung, nicht kleiner als die Ersetzung des Kaders durch die Schützenlinie. Der 36jährige hat mit den so geschulten Truppen die

letzte Schlacht des Krieges, bei Zama, gewonnen und damit den Krieg. Ludendorff stand bekanntlich im Winter 1917 bis 1918 ebenfalls vor der Aufgabe, seine Truppe im Laufe des Feldzuges eine neue Taktik zu lehren. Er hat das getan: die neue Taktik reichte aber nur bis fünf Kilometer vor Amiens.

Uebrigens blieb der General auch in diesem Stadium des Krieges in erster Linie *Feldherr*. Den Hannibal, der keinen Zug aus Spanien mehr zu erwarten hatte, hörte er auf zu fürchten. Er trug den Krieg nach Afrika in der richtigen Erkenntnis, daß da beides auf einmal zu lösen sei, was jetzt noch an Aufgabe zu lösen übrigblieb: die Armee Hannibals zu schlagen und zugleich den karthagischen Staat zum Frieden zu zwingen. Indem er Karthago angriff, zwang er zugleich Hannibal, Italien zu räumen und sich ihm in Afrika zu stellen. Diese Strategie, ohne Rücksicht auf den Hannibal in Italien, den Krieg nach Afrika zu tragen, ist das Höchste an Planmäßigkeit, Zielstrebigkeit und Bewußtheit eines Feldherrn. Denn sie führte nicht nur zur Säuberung des Landes von einer ohnmächtig gewordenen Truppe, sondern zum Sieg über den feindlichen Staat.

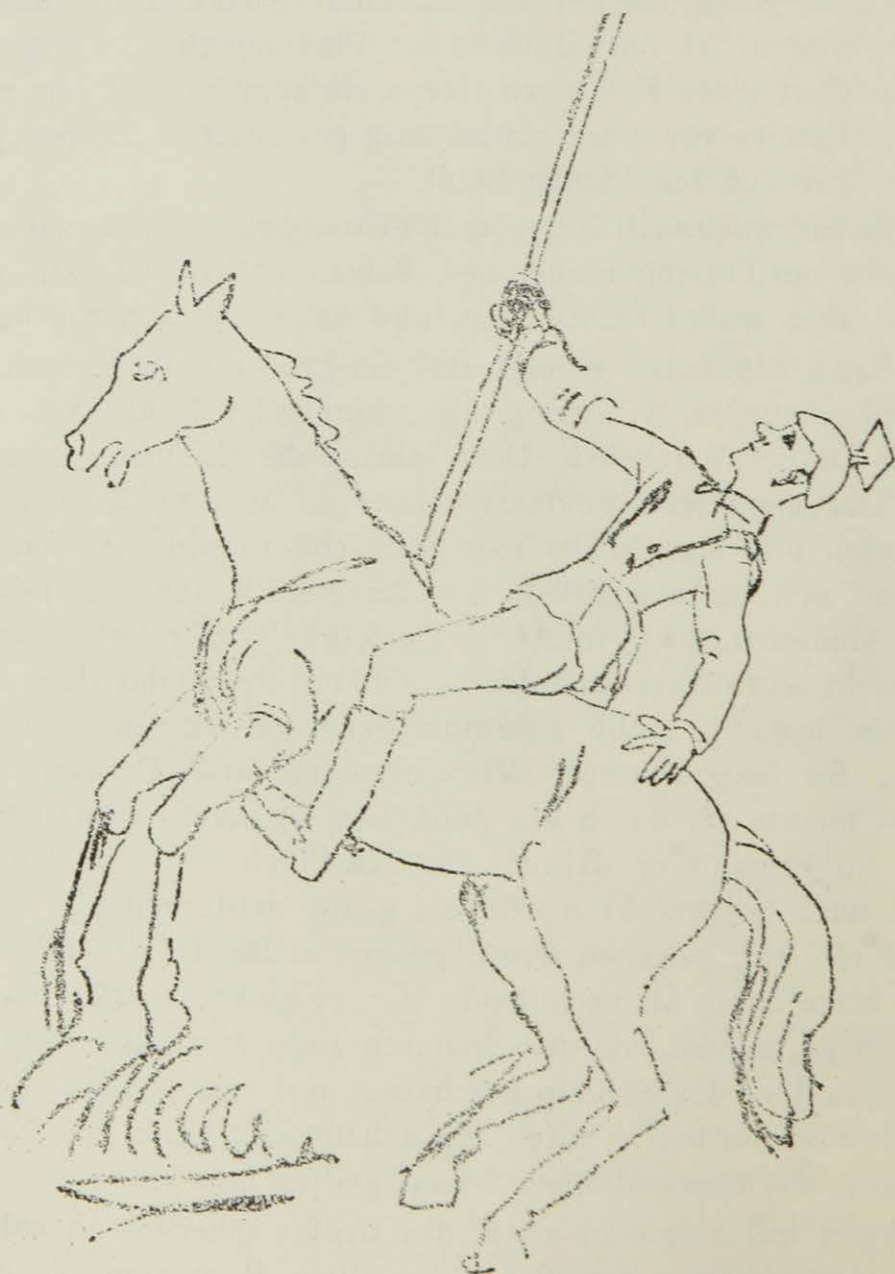
Hannibal hat auch nach den größten Triumphen, nach Cannae und nach der Schlacht am Trasimenischen See, keinen politischen Plan verfolgt. Er siegte, aber wußte nicht wozu, und daher zerrannen seine Siege.

Nach Zama hat Scipio gezeigt, daß ein großer Feldherr sich bewußt bleibe, daß er nur das Werkzeug einer sinnvollen Politik sei. In Rom waren die Dinge umgekehrt. Dort schrien die Zivilisten nach Eroberungen. Der siegreiche Feldherr lehnte es ab, aus Karthago einen Schutthaufen und aus Afrika eine römische Provinz zu machen. Er unterschied sich darin sichtlich von der Politik, die gegenwärtig die Liga für Menschenrechte in Afrika verfolgt. Dieser Soldat war nämlich gar nicht sentimental und dachte, daß ein Reich, das Rom nunmehr zu werden begann, nicht zusammengehalten werden könne durch Legionen, Strafexpeditionen, Verwüstungen und Polizeigewalt; es müsse, so meinte er, durch ein *politisches System* zusammengehalten werden. So bestand er darauf, daß Karthago zwar in seiner Souveränität stark beschränkt werde, als große Stadt und als Staat aber bleiben dürfe, um, gehalten durch politische Bande, der Größe Roms Größeres beizutragen als verfallende Häuser und vertrocknende Felder. Was Karthago angeht, von den Späteren zwar vergessen, hat der siegreiche Scipio doch das Prinzip geschaffen, auf dem bauend allein Rom zum *Weltreich* werden konnte. Es scheint, als seien die Engländer die einzigen, die dieses Mannes Sinn begriffen haben.

So scheint mir Scipio in allem das Größte geleistet zu haben. Er verfolgte den strategischen Plan, der allein Rom zum Siege führen

konnte, trotz Versuchung, mit Beharrlichkeit. Er schuf sich die taktischen Mittel, mit denen er den Plan verwirklichen konnte. Er sprengte die Tore des römischen Staates und fand zugleich das politische Prinzip des römischen Reiches. In diesem einen Manne verkörperte sich die große Wendung der Geschichte zum römischen Weltreich. Sein Ziel hat er nicht traumhaft, sondern *bewußt* erreicht. Mir scheint, daß auf keinen so sehr das Wort von Clausewitz zutrefte:

„Ein Fürst oder Feldherr, welcher seinen Krieg genau nach seinen Zwecken und Mitteln einzurichten weiß, nicht zu viel und nicht zu wenig tut, gibt dadurch den größten Beweis seines Genies. Aber die Wirkungen dieser Genialität zeigen sich nicht sowohl in neu erfundenen Formen des Handelns, welche sogleich in die Augen fallen, als in dem glücklichen Endresultat des Ganzen.“



Fiori

Skizze für ein Ulanendenkmal

III. FERDINAND FREILIGRATH

Von

FRIEDRICH EISENLOHR

Muß es ein um 25 verstärkter Geburts- oder Todestag sein?...
(Für Philologen: Im Herbst des Jahres 1926 würde Ferdinand Freiligrath 115 Jahre, viele Monate und einige Tage alt. Nachzuschlagen im Kürschner. Es stimmt nicht.)

Ich erkläre meine Liebe wem und wann ich will. Heute ist Ferdinand mein Favorit.

Eine Erinnerung aus den ersten Schuljahren steigt auf. Wir hatten „Die Auswanderer“ und gleich darauf den „Löwenritt“ auswendig zu lernen, was zur Folge hatte, daß der Dichter dieser Verse mit den andern zerpaukten Klassikern in den hintersten Winkel des Gedächtnisses geworfen wurde und dort verstaubte.

Ein Bild, das einen knallgelben Löwen mit gräßlich aufgerissenem Maul auf dem Rücken einer durch palmengeschmückte Wüsten galoppierenden Giraffe darstellte, mit einer Freiligrathschen Strophe als Unterschrift, zierte mein zoologisches Lehrbuch und hat das Andenken an diesen unbekümmerten Sänger mit der in tausend exotischen Farben schillernden Phantasie und den unerbittlichen Reimen am Ende jeder Zeile stets in mir wachgehalten.

Bis ich die hübsch bei Cotta im Jahre 1840 gedruckte, vermehrte, 512 Seiten starke Ausgabe seiner gesammelten Gedichte in der Hand hielt und vorsichtig das Inhaltsverzeichnis überflog. Da aber fand ich Titel, die ich nimmer vergaß: „Der schlittschuhlaufende Neger“ (Januar 1833), „Der Wecker in der Wüste“, „Banditenbegräbnis“, „Vier Roßschweife“ (im Eilwagen am 15. Juli 1832), „Der Scheik am Sinai“ (im Spätherbst 1830), „Die Toten im Meere“. Ganz hinten köstliche Übertragungen aus dem Französischen des Alfred de Musset, Lamartine, Jean Reboul, Auguste Barbier, aus dem Englischen des Thomas Moore, Walter Scott, Thomas Campbell, John Keats.

Jener Tag, an dem ich das Buch nicht aus der Hand legte, bevor ich mir den letzten Vers einverleibt hatte, machte mich zu dem Freiligrathianer, der ich bin, Freiligrathkenner und -forscher meinerwegen, obgleich ich nicht weiß, ob er außer diesen Gedichten auch Romane, Novellen, Dramen und dergleichen verfaßt hat, womit lyrische Dichter die Wartezeit zwischen zwei Gedichten auszufüllen pflegen. Jedenfalls bin ich davon überzeugt und beeile mich, es öffentlich auszusprechen: Im Vergleich mit diesen Versen ist alles, was Ferdinand noch gedichtet haben könnte, zweitrangig, drittrangig — minderwertig. Mit solcher Behauptung habe ich mir die Pflicht auferlegt, durch Mitteilung von Stichproben seine Gedichte den staubigen Winkeln der Vergangenheit zu entreißen:

Aus „Meerfabel“ (5. Mai 1833):

„Gerne seh ich Heid' und Ginster
Wuchern um die Dünen her.
Hier vergeß ich, wie so finster
Draußen ist das hohe Meer.
Keine Tonn' und keine Bake
Schwimmt und flammt dort auf der See,
Und allnächtlich steigt der Krake
Aus den Tiefen in die Höh.
Eine Insel, starr von Schuppen,
Rudert dort das Ungetüm.
Ängstlich flüchten die Schaluppen,
Und der Fischer greift zum Riem'.
Ähnlich einer großen, schwarzen
Fläche liegt er kampfbereit,
Und sein Rücken ist mit Warzen
Wie mit Hügeln überstreut:
Ruhig schwimmt er, doch nicht lange,
Auf dem Haupte grünes Moos,
Zischend zuckt die Meeresschlange,
Die gewaltige, auf ihn los.
Wenn sie blutend sich umklaftern,
Wenn die roten Kämme wehn,
Kann man keinen fabelhaften
Anblick auf dem Meere sehn.“

Aus dem „Schlittschuhlaufenden Neger“ (Januar 1833):

„Du, von Gestalt athletisch,
Der oft am Gambia
Den wunderlichen Fetisch
Von Golde blitzen sah;
Oft unter dem Äquator
Des Panthers Blut vergoß
Und nach dem Alligator
Mit gift'gem Pfeile schoß!
Wo aus geborstnen Bäumen
Das gelbe Gummi quillt,
Stehst du in meinen Träumen,
Ein ernstes, schwarzes Bild.
Dort seh ich gern dich treiben
Das Nashorn in die Flucht;
Doch fremd wirst du mir bleiben
Auf dieser nord'schen Bucht.
Was fliegst du auf dem Eise
Und sprichst der Kälte Hohn,
O du, der Wendekreise,
Des Südens heißer Sohn?
O segle, wenn im Lenze
Kein Eis dein Schiff mehr hält,
Nach deines Landes Grenze;

Zieh heim in dein Gezelt!
 Goldstaub auf deine Locke
 Streut dort das Land Dar Fur;
 Hier schmückt sie Reif und Flocke
 Mit Silberstaube nur!"



Heinrich Heuser

Aus dem „Wecker in der Wüste“:

„Dem Panther starrt das Rosenfell,
 Erzitternd flüchtet die Gazell';
 Es lauscht Kamel und Krokodil
 Des Königs zürnendem Gebrüll.
 Es hallt zurück vom Nilesstrand
 Und von der Pyramiden Wand;
 Die Königsmumie, braun und müde,
 Erweckt's im Schoß der Pyramide.
 Sie richtet sich im engen Schrein:
 ‚Dank, Löwe, für dein zornig Dräun!
 Manch lang Jahrtausend schlief ich schon,
 Da weckt mich deiner Stimme Ton!
 Das Grabmal, so mich jetzt beschirmt,
 Hab' ich mit eigener Hand getürmt:
 Ich saß auf speerbewachtem Thron,
 Die Ziegelbrenner trieb der Fron!
 Und dunkel ist's um mich herum...'
 Da wird der Löwe plötzlich stumm,
 Und trüb wird auch des Toten Blick;
 Er lehnt zum Schlummer sich zurück!"

Endlich — aus den „Toten im Meere“:

„Er ward in enger Koje kalt,
Kam nie zurück zum Port.
Man hat ihn auf ein Brett geschnallt
Und warf ihn über Bord.
Oh, könnte man dort unten sein,
Wär' Meeresflut zerronnen:
Man sah der Schläfer lange Reihn,
Sah von Polypen ihr Gebein,
Das bleiche, rot umspinnen.
Man sah, wie ihren Knochenarm
Der Sägefisch poliert;
Wie sie der Meeresfrauen Schwarm
Mit seltnen Gaben ziert.
Sah ihn, benagt von Fisch und Wurm,
Gewurzelt fest im Torfe;
Der Schläfer meint, es sei der Turm
Von seinem Heimatdorfe. —
Was tut's, daß in sein Angesicht
Kein Tränenregen schlug;
Den Toten im Meere kümmert's nicht,
Er ist ja naß genug!“

Ich glaube, mit diesen wenigen Zitaten den Beweis erbracht zu haben, daß die klotzige Phantasie und die unvergleichliche Meisterschaft in der Handhabung des Reims diesen deutschen Sänger auch im Jahre 1926 wieder lesenswert machen.

MEIN TAGESLAUF

Von

SIEGFRIED JACOBSON

Morgens um acht Uhr, wenn die Morgenblätter aufgehen, trete ich an den Schreibtisch der Redaktion. Da steht der Waschkorb mit der Post.

„Sehr geehrter Herr! Ich bitte Sie, mich mit der Zusendung Ihres von den Franzosen (Russen) gekauften Blattes in Zukunft verschonen zu wollen, da mir Ihre Tätigkeit als eine Schädigung unsrer Volksbelange erscheint. Hochachtungsvoll ergebenst (ergebenst durchstrichen)“

„Sehr geehrter Herr! Ihr Blatt gibt mir die einzige schöne Stunde in unserm Ort, wo, wie Ihnen ja bekannt, die zweitdümmste Zeitung Deutschlands erscheint. Ich danke Ihnen und“ Dann gehe ich an die Beiträge.

Da in meinem vornehmen Verlagshaus an- und pseud-onyme Sendungen grundsätzlich nicht geöffnet werden, so finde ich gleich obenauf eine wunderschöne Arbeit von Morus. Während draußen die Flocken wirbeln, lese ich entzückt den Aufsatz meines pünktlichsten Mitarbeiters. Es ist eine Pfingstbetrachtung.



Photo Henri Manuel

Die französische Tänzerin Rositta Cérés



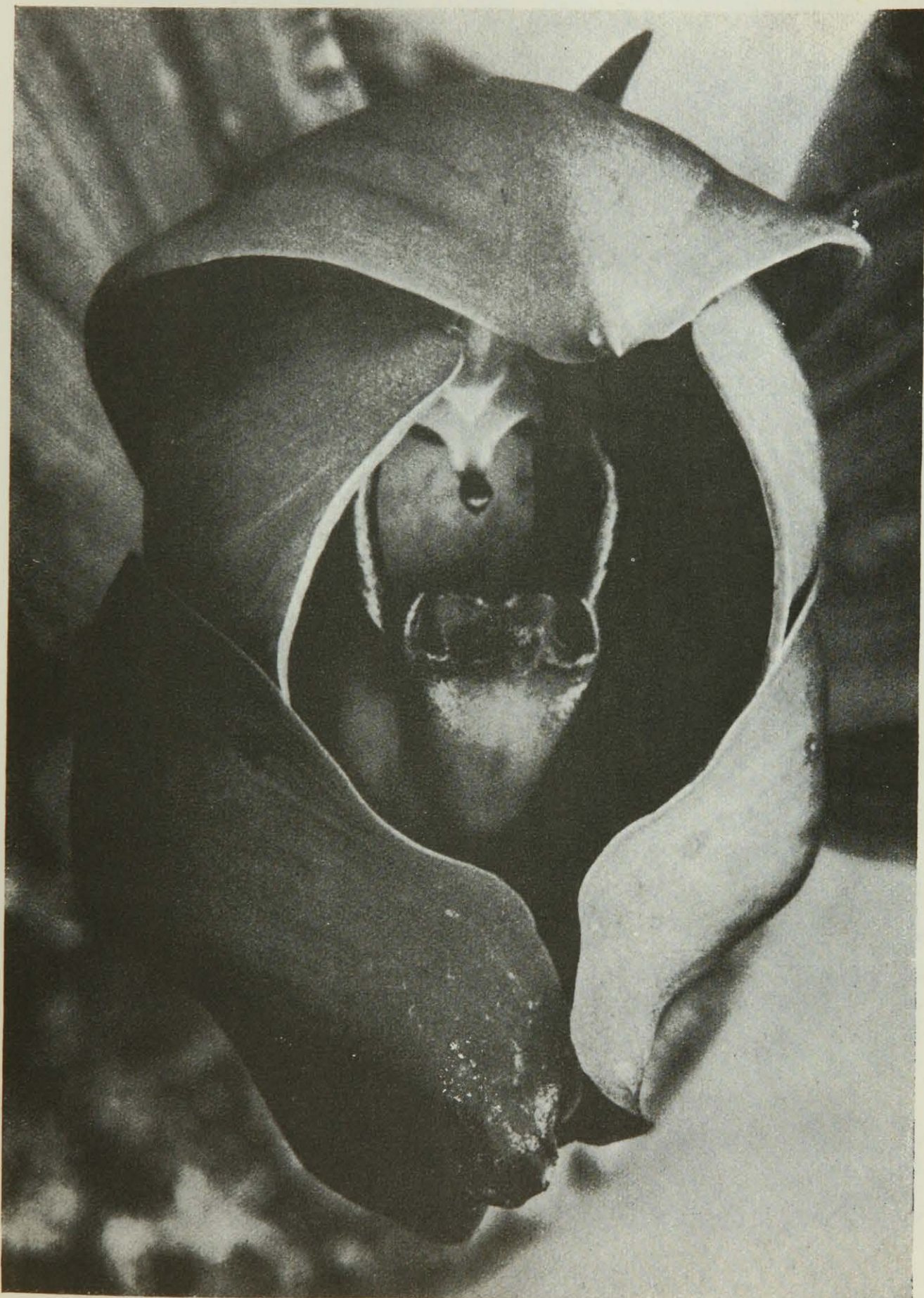
Wide World Photo

Der Filmschauspieler Rudolf Valentino, der „schönste Mann“ Amerikas



Photo G. P. A.

Sam, der Königstiger im Londoner Zoo



Inneres einer Orchideenblüte

Photo Renger-Patzsch



Photo Transocean

Lovis Corinth, Studie zur Kreuzigung
Ausgestellt in der Berliner Sezession

Der Postbote. Telegramm Peter Panters. Bittet um Vorschuß. Wird sofort erledigt: das Telegramm fliegt in den Ablegekorb.

Jetzt hat sich der erste meiner telephonischen Quälgeister erhoben: der Tag beginnt. Schauspieler, denkende Schauspieler, richtige Schauspieler, weibliche Schauspieler, ernsthafte Schauspieler ohne Engagement, ein ernsthafter Schauspieler mit Engagement, der Verein Süddeutscher Öffentlicher Hausbesitzer, der sich durch einen Aufsatz in seinen vitalsten Interessen bedroht fühlt, und dessen Syndikus zufällig in Berlin ist. Der Postbote. Telegramm Theobald Tigers. Bittet um Vorschuß, da in Paris bei einem Restaurateur sitzt und nicht heraus kann. Bekommt eine Mark in Briefmarken geschickt und zwei vom Honorar abgezogen.

Nun ist das zweite Frühstück fällig, und um mir dazu Appetit zu machen, schnauze ich ein bißchen mein Personal an, weil es einen Brief von Walter Bromme unter „Theater“ abgelegt hat. Dann wickle ich mein sauer verdientes Brot aus den Papieren und lese die Papiere. Erhalte auf diesem Wege mancherlei Aufschluß über die moderne Literatur.

Inzwischen hat mein Sohn das letzte Manuskript Robert Breuers in ganz, ganz kleine Streifen zerschnitten und wieder zusammengeklebt. Es ist nicht der alte Sinn, aber hoffentlich merkt's keiner. Manuskript geht in die Setzerei. Der Postbote. Telegramm Ignaz Wrobels. Bittet, Vorschuß nicht an ihn zu senden, sondern an Fräulein Dorothea Zippe, Kassenwart des Vereins Alter Lesbier, mit dem Vermerk: „Alimente, Dezember.“

Das Telephon klingelt, und meine Lieblingsmitarbeiterin ist am Apparat. Leise lege ich den Hörer hin und gehe mittagessen. Als ich wiederkomme, sage ich: „Bis auf den Schluß bin ich einverstanden“, und dann trennt uns das Amt.

Draußen höre ich furchtbaren Krach schlagen: ein Abonnent schreit, er bekäme das Blatt nicht pünktlich und fände außerdem, daß es in der letzten Zeit ungeheuer nachgelassen habe. Als er weg ist, stellt sich heraus, daß es ein Freiabonnent ist. Eil- und Drohbrief eines völkischen Verbandes; zwei orthographische und drei grammatikalische Fehler, aber untadlige Gesinnung. Wird abgelegt unter „Heitere Stunden“. Der Postbote. Telegramm Kaspar Hausers. Zippen sind die Alimente gesperrt, da Vaterschaft zweifelhaft. Das Telephon. Das Personal. Der Postbote. Ein Beamter vom Wohnungsamt: ob hier Herr Dr. Tucholsky wohne. Ich sage, diesen Namen hätte ich nie gehört. Das Telephon. Die Steuer. Der Hauswirt, „wejen die Kohlen“. Das Personal. Die Druckerei fragt an, ob es im Manuskript wörtlich heißen solle: „Die unabhängigen deutschen Richter“, oder ob das ein Schreibfehler sei. Dann erscheint ein Abgesandter der Sowjet-Regierung und zahlt mir mein Monatliches, das nie ausbleibt. Dann die französische Regierung. Dann die englische. Jedesmal schließe ich sorgfältig die Tür, damit wir ganz unter uns sind.

Schließlich — es ist Sieben geworden — klebe ich meine Briefe zu, frankiere sie, zahle der Angestellten, die das tun müßte, ihr Salär, setze mir den Hut auf und gehe zu „Figaros Hochzeit“.



Kiyoshi Hasegawa

Radierung

AUS DER „BUHNE DER LIEBE“
EINEM INDISCHEN TASCHENBUCH FÜR LIEBES-
UND EHELEUTE AUS DEM XVI. JAHRHUNDERT

Aus dem „Sanskrit“ übersetzt

von

CLEMENS

In dieser Welt, die ohne Saft ist, einer baren Scheinwelt gleich, ist einziger Edelster Saft das gazellenäugige Weib; sein Genuß ist der höchsten Seligkeit der Allerhöchsten Allseele ebenbürtig: das wissen die Weisen.

„Lotusschoß“ und „Wunderschoß“, dann „Muschelschoß“ und „Elefantenkuh“ sind die Arten der Frauen, und unter ihnen ist jeweils die vorangehende die schönere. Ihre Eigenarten schildern wir.

„Lotusschoß“: Ihre Augen sind hellbraun wie Gazellenaugen mit rötlichen Winkeln,

ihr Antlitz gleicht dem vollen Monde, ihre Brüste sind voll und stehen nach oben,

sie ist zart wie eine Schirischablüte, und pflegt nur wenig zu essen,

sie ist geschickt,

sie duftet wie blühender Lotus,

sie ist schamhaft und stolz,

ihre Hautfarbe ist dunkel, mitunter auch goldfarbener Tschampakablüte gleich,

sie ist fromm und dem Dienst der Götter ergeben,

ihr Gesicht gleicht dem Kelch eines Lotus, der sich aus dem Schlaf entfaltet hat,

lieblich ist sie und weich ist ihre Stimme,
sie hat den Gang eines schlanken Schwanenweibchens,
sie trägt immer zierliches Gewand,
und ihre Leibesmitte ist mit drei Falten gezeichnet,
sie liebt weiße Kleidung,
sie hat einen schönen Hals und eine reizende Nase,
—: damit ist das Schönste an Frau „Lotusschoß“ beschrieben.

„Wunderschoß“: Sie ist schlankgliedrig und hat den elastisch wiegenden Gang eines Elefanten,
ihre Augen gehen lebhaft hin und her,
sie versteht sich auf Musik und Künste,
sie ist nicht schwächig noch allzugroß, aber in Leibesmitte von schöner Schlantheit,

ihre Stimme gleicht der des Pfauen, ihre Brüste und Schenkelbacken sind voll, sie hat überaus reizende schlanke Beine,
sie riecht nach Honig,
ihre Lippen sind rot wie Bimbafrüchte,
sie ist zärtlich.

Ihre Haare sind dunkel wie Bienen,
ihr Hals ist wie Lotusstengel,
sie ist ergeben und gewandt,
sie hat Sinn für das Seltene, Wunderbare,

—: diese Art Frau erkenne man als „Wunderschoß“.

„Muschelschoß“: lange und schlanke Arme, breiter Kopf, der Leib ebenfalls breit,

reichlich lange Füße hat sie und ein großes Hinterteil, dabei sehr kleine Brüste,
sie neigt zum Zorn.

Sie hat etwas tief liegende und schräg gestellte Augen, einen flinken Gang und merklich heiße Glieder.

Im Liebesspiel versetzt sie häufig Nägelwunden, vom Liebesgott erfüllt.

Nicht wenig gewährt sie, noch viel, immer ist sie vorherrschend gallig,

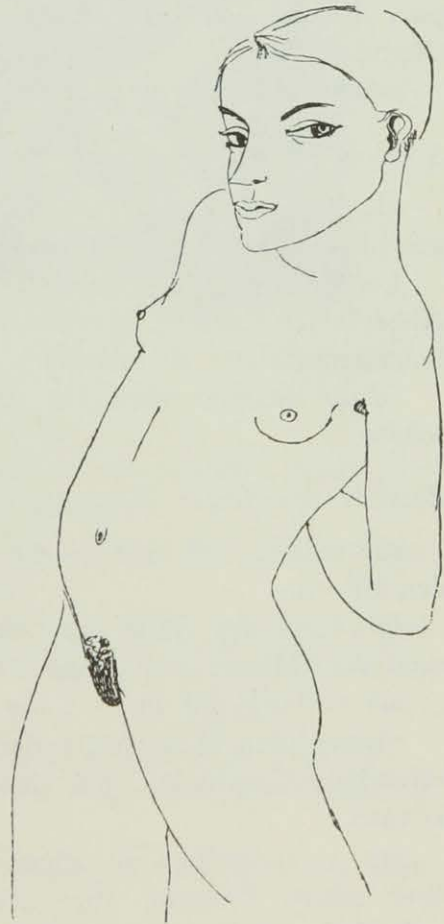
Blumenschmuck und Gewänder liebt sie von roter Farbe,

sie ist ohne Zartgefühl und hat eine böse Zunge,

rotbraunen Haars, argen Sinnes, gerne murrend, barscher Stimme,

—: ist die Frau „Muschelschoß“.

„Elefantenkuh“ massig, mit rotbraunem Haar, ein starker Esser,
hartherzig und schamlos,



Sidi Meyer

von gelber Leibesfarbe, mit krummen Fingern und Zehen
ist sie untersetzt und hat einen gebeugten Nacken,
sie ist langsamen Ganges, und hat volle Lippen,
schwer zu bezwingen und wild stammelnd im Liebesspiel
ist die „Elefantenkuh“.

Mädchen, die man nicht heiratet —

herzlose Mädchen mit fuchsigem Haar und gelben Augen, zwergigte oder
allzulange, magere,

Mädchen mit Hängelippen, breitnackige, gefräßige, mit blauen Lippen und
vorstehenden Zähnen,

schwatzhafte und mit ungleichen Brüsten, mit unsicherem Gange, mit schauf-
ligen Ohren, jähzornige, saftlose,

Mädchen mit frecher Zunge, von kalter Art, mit einem Bartanflug, stark
behaarte,

ein Mädchen, das im Schläfe stöhnt, unter dessen Tritten der Boden wankt,
dessen Wangen sich beim Lachen in Wellen furchen, das voll quecksilbriger
Unruhe ist,

ein Mädchen, bei dem die zweite Zehe länger ist als die große und gekrümmt
und beim Schreiten den Boden nicht berührt,

ein unbekanntes Mädchen, eines, das nach Bergen, Pflanzen, Flüssen oder
Sternen benannt ist,

ein überreifes, mit Krankheiten behaftetes, eines, dessen lianengleiche Augen-
brauen scheckig sind, ein schamloses, eines, deren Wangen mit einem Grübchen-
paar besetzt ist, dem ein Glied fehlt oder zu viel ist, eins von schlechtem
Charakter, —

solche Mädchen übergehen die Kundigen beim Heiratsgeschäft.

Schwiegersöhne wie sie nicht sein sollen —

alt, von bösen Leidenschaften beherrscht, ohne Mitgefühl, mit Krankheiten
geschlagen, Schwerverbrecher, Impotente,

Leute aus übler Familie, Verleumder, Schwindler, aufs Geld Versessene,
Habenichtse, arme Schelme, Flatterköpfe, dauernd auf Reisen Befindliche,
Schuldenmacher, Bettelasketen, Männer ohne Zärtlichkeit, —

solche Männer wird ein vernünftiger Vater nicht als Freier seiner Tochter
schätzen.

Zeichen erwideter Neigung —

sie schämt sich und blickt weg, steht und malt mit dem Fuße Zeichen auf
den Boden,

fährt mit der Hand am Leibe hin und her, schaut auf und wirft Seitenblicke,
sieht dem Manne gerade ins Gesicht, um festzustellen, „er merkt, was ich meine“,

sie verlangsamt ihren Gang oder verfolgt den Gehenden,

mustert den Mann prüfenden Blicks und erzählt ganz harmlos eine eigens dazu
erfundene Geschichte, um ihm mit Worten zu bezeichnen, wo sie sich treffen
können,

sie ist freundlich zu seinen Freunden und holt sie dabei häufig mit Fragen
über seinen Umgang aus: „Gehen viele schöne Frauen in seinem Hause aus
und ein?“ und: „Ist er an eine in unwandelbarer Liebe gebunden?“

Angeblickt, drückt sie ihre Brüste, indem sie die Finger spreizt, gegeneinander,

ungeputzt verweigert sie ihren Anblick dem Geliebten, auch wenn er unablässig danach verlangt,

mit einer Blume oder irgend etwas anderem schlägt sie ihren üppigen Arm, drückt ihn mit der Hand zusammen und reibt ihn,

sie tut, als werde ihr schwach,

sie sieht sich nach allen Seiten um, und Schweißtröpfchen stehen ihr auf Händen und Füßen und im Gesicht,

— an solchen und anderen Zeichen erkennt der Liebende, daß die Kluge mit Augen wie ein Gazellenjunges von Gegenliebe erfüllt ist, und mag, ohne Bedenken eine Botin zu ihr schicken, die in Liebessachen erfahren ist.



Ernst Aufseeser

Holzschnitt

Woran man erkennt, daß die Frau nach Liebe verlangt —

wieder und wieder rafft sie die fließenden Haarlocken mit der Hand zusammen und läßt das Brüstepaar unbedeckt vom Gewande,

auch nagt sie mit den Zähnen an der Unterlippe und hört, schamerfüllt, einen Augenblick damit auf,

sie küßt immer wieder ihren Fingerring, zieht den Leib zusammen und streckt sich gähnend, hält sich die Glieder fest und betrachtet ihre Achselhöhle und lächelt tief auf,

sie umschlingt ihre Freundin, flüstert Zärtlichkeiten und heischt Antwort,

sie spricht undeutlich mit lächelndem Munde und sucht ihre Verschämtheit umsonst zu bemeistern,

unter irgendeinem Vorwande wartet sie auf den Mann und streicht sich über den Scheitel,

an solchem Gehaben merken Kenner, daß die Frau voller Verlangen nach Liebe ist.

Küsse:

Lippen, Augen, Wangen, Kopf und die Partie um den Mund herum, die beiden Brüste und der Hals sind die Stellen, von denen die Kundigen sagen, sie seien zu Zärtlichkeiten und Küssen geeignet;

die Männer aus der Landschaft Lâta küssen in ihrer Liebestollheit auch das Paar der Achselhöhlen, das Haus des Liebesgottes und die Tiefe des Nabels; da das in ihrer Heimat so üblich ist, so kennt ihr Küssen keine Grenzen.

Wenn der Liebende sein Gesicht kraftvoll dem Rande des Mundes der Frau nähert und, von heißer Liebe erfüllt, ihn ganz sacht küßt, — das ist der Berührungskuß,

drückt die Zarte den eigenen Mund auf den Mund des Geliebten und küßt seine Unterlippe, ohne an seinem Munde zu saugen, — so ist das der aufknospende Kuß,

wenn sie hin- und herschweifend mit fest geschlossenen Augen, während ihre Hand die Augen des Geliebten verschließt, ihn küßt, indem sie ihre Zunge in seinen Mund taucht, — das nennen die Dichter den Kuß von (der Landschaft) Lâta,

wenn der Liebhaber das Kinn der Geliebten mit der Hand ergreift und, ihrem äußersten Rande entlang streichend, sie in die Unterlippe beißt, — den Kuß nennen die Dichter den wagerechten,

wenn sie von Liebesqual hin- und hergejagt die Lippe ihres Gebieters mit den Zähnen packt und sie ringsherum abküßt und jäh hineinbeißt, — diesen Kuß der Oberlippe nennen hohe Weise den „ersehten“,

wenn die Frau die Lippe des Mannes flink mit zur Höhlung gebogenen Fingern ergreift und mit der Zungenspitze dagegen schlägt und hineinbeißt, das nennt man den „Kuß der Eingeweihten“,

wenn der Liebhaber mit seiner zu einer Höhlung zusammengebogenen Lippe an der Lippe der Geliebten trinkt, und sie ebenso an seiner Lippe, — dieser Kuß mit seinem Übermaß gegenseitiger Zärtlichkeit heißt der „Höhlenkuß“,

wenn der Liebende verspätet kommt und die Geliebte, die schon schläft, ganz heimlich küßt, — diesen Kuß nennen die großen Dichter den Kuß des Erweckens, er schmeckt süßer als alle anderen.

GEDICHTE VON KLAUS PETERSEN

I

melodie

*wenn geheimer und linder
abends die wolken glühn
siehst du die blicke der kinder
beller und tiefer blühn*

*ganz im goldenen bade
selig ihr angesicht
kennel der wahnsgestade
dunkele armut nicht*

*wenn die bunteren schatten
durch die gesträuche fliehn
siehst du auf bergen und matten
seelen im lichte ziehn*

*menschen die sonst entgeistet
folgen der handlung gang
alles auf erden leistet
gruß dem gelobten sang*

II

nordostdeutsche stadtgärten

*verwaist und herbe sind hier die gärten
verlorene unter des landes härten
ungegenwärtig und ohne kraft
weinen wie krank in gelben weiden
scheidend immer und sehr bescheiden
ängstend entsinkend erschlaft*

*tauend aber an seltenen tagen
so wie hände helfendes sagen
wird ein wind und mahnt ihnen mut
trägt ein grüßen korsischer küsten
und dann tun sie als ob sie wüßten
wie das wundern tut*

III

die brücke

*die brücke baut sich über der bögen heer
die brücke ragt im raume schwarz und schwer
die brücke füllt des hohen himmels haus
die brücke mißt die schweigenden fernen aus*

*die menschen gehen es brennt ihnen nicht der blick
die menschen verschwenden ihr leben an blindes geschick
die menschen merken mitunter wechselndes licht
die menschen vergehen und kennen die brücke nicht*

*die brücke reckt sich hinfort und wuchlet hinauf
die brücke hängt und reicht an der sterne lauf
die brücke wacht wie nie ein sterbliches stück
die brücke ruft die welt in die luft zurück*

IV

verstörung

*woher waren denn über nacht
die ungezählten leute gekommen
die den park in ordnung gebracht
und die letzte herbstzeillose mitgenommen?*

*wohin wollen denn hoffnungsleer
die halbgelesenen worte schwinden
die der garten gewußt vorher
und die wir verarmend nun nicht mehr zusammenfinden?*

BERLINER BOURGEOISIE UM 1880

Von
GRAF PAUL VASILIJ*)

Si la chose vous est possible, je vous conseille vivement d'essayer de vous introduire dans quelques maisons bourgeoises ou bien appartenant à cette petite noblesse qui n'existe qu'en Allemagne et qui, par ses habitudes, sa façon de vivre, ses opinions mêmes, se rapproche plus des classes moyennes que des hautes classes.

Il faut être juste avant tout, même envers ses rivaux, et vous n'auriez qu'une idée fausse de la société allemande si vous la jugiez d'après l'échantillon qu'en offrent les salons élégants de Berlin.

Lorsqu'on veut se rendre compte de l'opinion publique dans un pays, il est indispensable de s'adresser à ceux qui représentent cette opinion. Aujourd'hui, je veux vous conduire dans un de ces intérieurs honnêtes et tranquilles où l'on peut voir l'Allemand tel qu'il est avant d'avoir été atteint par la démoralisation du grand monde.

Suivez-moi donc, et lorsque nous reviendrons de notre pèlerinage, vous rirez peut-être de certains ridicules découverts en chemin, mais vous ne regretterez pas de l'avoir entrepris.

Tout d'abord, il nous faut grimper deux, souvent même trois étages toujours fort raides. Si la maison appartient à la catégorie des nouvelles constructions, l'escalier sera en marbre avec une rampe en fer forgé. Dans le cas contraire, il sera en bois, mais toujours recouvert d'un affreux tapis, qui change de nuance à chaque étage, suivant le goût du locataire sur le palier duquel il s'arrête. Vous sonnez; une fille en tablier et bonnet blanc vient vous ouvrir et vous avertit que les »Herrschaften«, — traduisez les seigneurs —, sont à la maison.

Après avoir déposé votre pardessus dans une espèce de corridor très étroit, où le gaz brûle toute la journée et qui tient lieu d'antichambre, vous êtes introduit dans un petit salon où une dizaine de personnes sont assises sur des chaises ou sur des fauteuils ornés de petits carrés en guipure, décoration obligée des intérieurs allemands. Une lampe éclaire toute la pièce ainsi que les personnes qui y sont présentes. N'oubliez pas qu'il est sept heures et demie du soir, l'heure à laquelle les gens civilisés se mettent à table. Au premier abord, le salon dans lequel vous vous trouvez vous paraît être le plus laid que vous ayez vu dans votre vie. Le plafond est peint en nuance chocolat, agrémenté d'oiseaux ou de paysages rouges ou verts; les murs sont recouverts

*) Aus dem Buche „La Société de Berlin“, das Anfang der 80er Jahre in Paris erschien.



Wide World Photo

Der Mexikaner Bob Crosby, der König der Cow-Boys



Photo J. v. Tucholka

Valeska Gert



Photo Domker, Berlin

Der deutsche Halbschwergewichtsmeister Samson-Körner und der Dramatiker Bert Brecht, der eine Biographie des Boxers schreibt

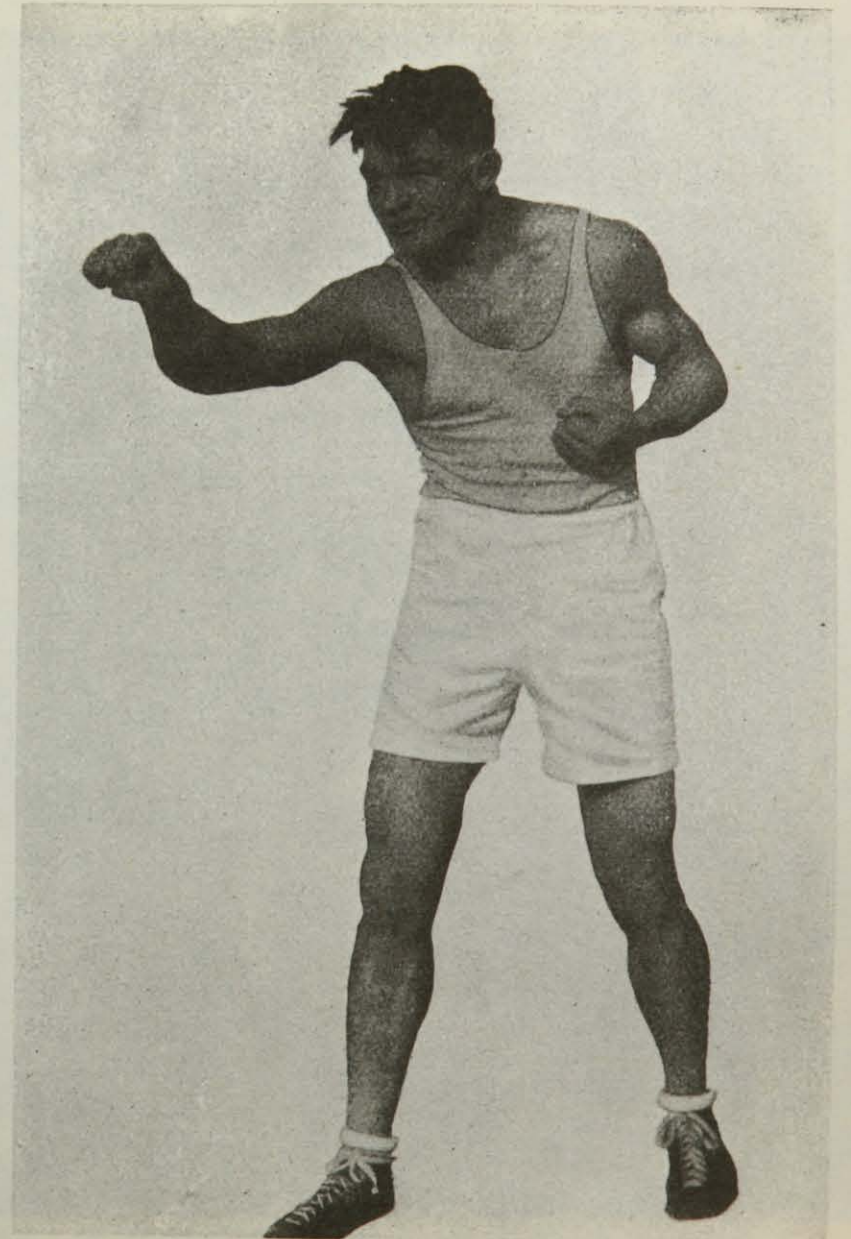


Photo Bilderdienst

Franz Diener, kämpfte zehn Runden „unentschieden“ gegen den Basken Paolino, den Sieger über Breitensträter



Feuerwehrrübung in Boston

Wide World Photo



Tzu-si, die Kaiserin-Mutter von China
(gest. 1908)



König Eduard von England mit seinem
Adjutanten als Kurgast in Marienbad.



Verkündigung der türkischen Mobilmachung 1912

Aus „Weltgeschichte der neuesten Zeit“ herausgeg. von Paul Herre (Verlag Ullstein)

également d'un horrible papier-velours vert, dont quelques tableaux et photographies, accrochés ça et là, ne servent qu'à faire ressortir davantage la vulgarité.

Un énorme poêle en faïence remplit tout un coin de cette pièce, dont l'autre est occupé par le piano. Un immense canapé, la table que nous avons déjà mentionnée et les chaises rangées avec symétrie contre le mur, tel est l'ameublement de ce soi-disant salon.

Sur le canapé, une dame d'un certain âge est majestueusement assise; elle écoute les compliments d'un officier d'infanterie, qui a l'air d'accomplir héroïquement un devoir pénible; deux ou trois femmes encore trônent sur des fauteuils. L'une d'elles est la maîtresse de la maison, laquelle s'empare de vous et vous présente à la souveraine du canapé, en disant d'une voix sépulcrale à force d'être pénétrée de la grandeur du titre qu'elle va prononcer: »Son Excellence madame la générale de X...« Elle ne vous laisse pas entamer une conversation avec cette étoile, mais elle continue à vous nommer: »Madame la conseillère privée, Madame la colonelle«, et finalement vous présente sa fille, en ajoutant: *das ist mein Lischen*: c'est ma Lise. Après cela, vous êtes libre, et vous vous demandez avec terreur ce que vous allez devenir pendant les deux mortelles heures que vous devez passer dans cette cage.

Toutes ces dames ont un ouvrage de tricot en main, paraissent absorbées dans une conversation où le prix de la viande et des œufs joue le principal rôle. Elles semblent être sur un pied de stricte cérémonie les unes vis-à-vis des autres et s'appellent par tous leurs titres, sans oublier, dans aucune de leurs phrases celui d'excellence ou de très gracieuse dame. De désespoir, vos yeux se portent sur la table; vous découvrez qu'elle est jonchée de livres, de brochures et de journaux. Une espèce de lumière commence à se faire dans votre esprit; bientôt la maîtresse de la maison vous propose d'aller fumer avec ces messieurs, vous acceptez, et soudain vous vous trouvez, en entrant dans une autre chambre, transporté dans un autre monde. Tous les hommes dans la société desquels vous tombez sont des gens instruits, polis, bien élevés, quoique ignorants des menus usages du grand monde, occupés, ayant tous leur travail réglé, coordonné, capables de juger sainement les mouvements littéraires et scientifiques de leur époque. Ils n'ont pas le poli, le vernis superficiel de la haute société qui se réunit au palais d'*Unter den Linden* et qui fait le plus bel ornement des jeudis de l'impératrice; ils ne savent pas nouer leur cravate, et la forme de leur redingote date des dernières années de l'Empire; mais ils ignorent les petits cancans qui se colportent dans l'entourage de l'empereur. Ils ont le cœur simple, les manières timides;

mais leurs facultés intellectuelles sont bien développées, bien équilibrées; c'est plaisir de causer avec eux, et l'on en tire toujours un profit quelconque. Remarquez que je me sers des mots »facultés intellectuelles«, car, pour la politique, ces gens sont aussi incapables de la juger, y sont aussi indifférents, que les gens du grand monde.

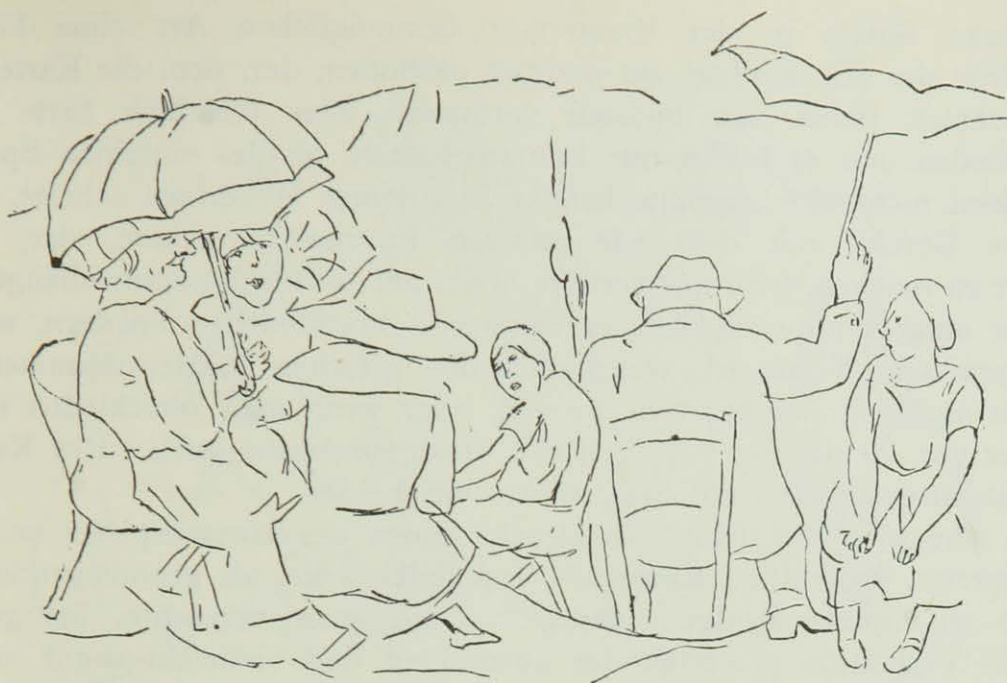
Pour en revenir à notre soirée, le temps se passe, les minutes s'envolent, tandis que, d'étonné, vous devenez intéressé. La porte s'ouvre, la petite servante annonce le souper. Le maître de maison offre son bras à l'Excellence, on vous assigne la colonelle, et tout le monde passe dans la salle à manger. La gêne des premiers moments a disparu. Vous vous sentez à l'aise, et vous oubliez peu à peu les petits ridicules de vos voisins.

Le repas est des plus simples; une selle de chevreuil, de la salade et des fruits, frais ou confits selon la saison, composent le menu. Les convives mangent avec leur couteau, mettent leurs doigts dans la salière, lèchent leur fourchette, s'essuient la bouche avec le revers de leur main, mais vous leur pardonnez ces inconvenances par gratitude pour les heures agréables qu'ils vous ont fait passer.

Lorsque le repas est fini, on retourne au salon. La jeune fille qu'on vous a présentée sous le nom de Lischen se met au piano, et la soirée s'achève aussi gaiement que son début vous avait semblé lugubre. A dix heures et demie tout le monde se dispose à partir; le gaz est déjà éteint dans l'escalier, et la servante vous éclaire avec une chandelle. On se dit bonsoir en se promettant de se revoir, et l'Excellence, la conseillère privée et la colonelle rentrent à pied, ni plus ni moins que le lieutenant qui avait fait l'empressé autour de leur grandeur, et qui se réjouit d'avoir économisé l'argent que lui aurait coûté un aussi bon souper.



Steffi Kohl



Rudolf Großmann

PSYCHOLOGIE DES BRIDGESPIELS

Von

FRITZ HARTMANN

Das reine Hasardspiel ist die Frage an das Schicksal, das verzweifelte Aufblicken zu dem Sterne, unter dem man geboren ist: So entscheidet beim Bakkarat nur der Kartenfall; die persönlichen Fähigkeiten sind ausgeschaltet; Tabellen an der Wand des Spielsaales schreiben vor, wie man sich zu entscheiden hat; beim Chemin de fer bleibt es dem Bankhalter und dem Gegenspieler unbenommen, den anwesenden Croupier fragend anzublicken: „On tire“, oder „on y reste“, sagt der Croupier, und die Karten entscheiden.

Das reine Kopfspiel, zum Beispiel das Schach, will den Zufall ausschließen. Der Unterlegene entschuldigt seinen Verlust mit Kopfschmerzen. Dem nüchternen Verstandesmenschen kann es nicht einleuchten, daß der Persönlichkeit des Spielers vielleicht eine innere Eignung anhaftet, die sich in seinem Schicksale als Glück oder Pech manifestiert und die dem Temperamente des Spielers unbewußte Grundlage ist.

Das Spiel entspringt demnach zwei Trieben: Dem Triebe zur Erkenntnis des Schicksals, dem man gerade unterworfen sein wird, oder dem Triebe, die eigenen geistigen Fähigkeiten im Kampf gegen bekannte oder unbekannte Gegner als meßbares Spielergebnis zum Ausdruck zu bringen, ihnen Geltung zu verschaffen oder pekuniären Nutzen aus ihnen zu ziehen: Das Bridge in seiner zeitgemäßen Form vereinigt in hervorragendem Maße die Ausdrucksformen beider dieser Triebe.

Gesetzt den Fall, vier vollkommen gleichwertige Spieler spielten drei Robber in den drei möglichen Verteilungen nach Partnern und erledigen

sämtliche Spiele in der theoretisch bestmöglichen Art ohne Fehler, so würde der Glückliche am meisten gewinnen, der, dem die Karten am tückischsten fielen, am meisten verlieren. Das Geschick hätte dann entschieden und es bliebe nur zu untersuchen, ob des einzelnen Spielers Schicksal nicht ein hervorstechender Zug seiner Wesensart scheint.

Das Gefühl, mit dem wir unseren Partner betrachten, der, ohne Fehler zu machen, konstant verliert, weist auf tiefere Zusammenhänge hin.

Der entgegengesetzte Fall ist es, wenn verschiedenen Spielern, wie es bei gewissen Turnieren vorkommt, die gleichen Kartenzusammenstellungen nacheinander zugeteilt werden, oder wenn man verschieden starke Spieler vor die Lösung des gleichen Bridgeproblems stellt: Der Kartenfall ist ausgeschaltet, die Spielstärke entscheidet.

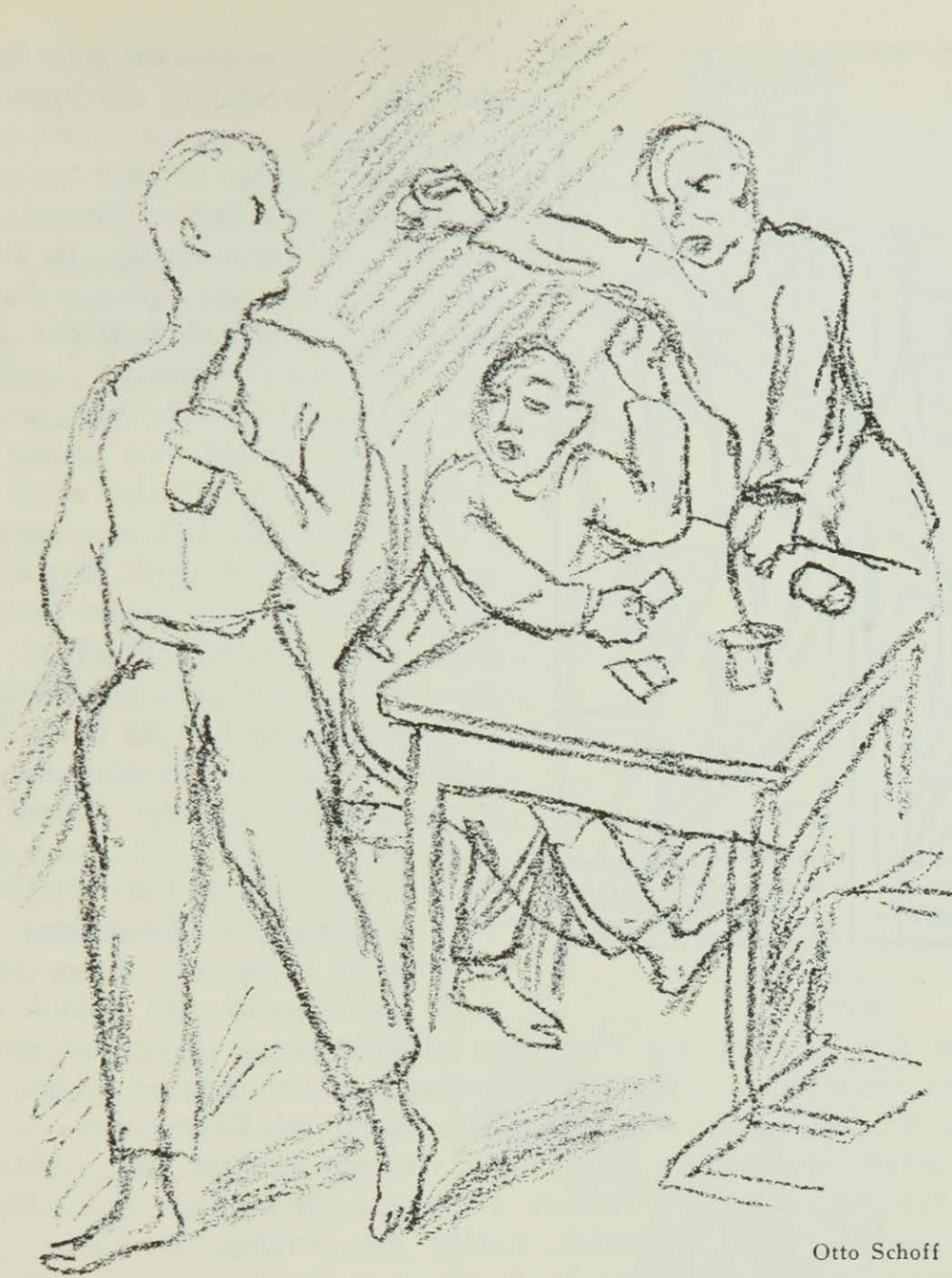
Es sind also die beiden Ausdrucksformen des Hasardspieles und des Kopfspieles, namentlich Kartenfall und Spielstärke, als grundlegende Momente am Spiele Bridge beteiligt. Wenn man versuchte, ihr gegenseitiges Verhältnis untereinander abzuwägen und vielleicht sogar mathematisch zu formulieren, müßte man ungefähr zu dem Satze gelangen:

„Der beste Spieler gewinnt bei günstigem Kartenfalle stets das Maximum und verliert im Pech das unausweichliche Minimum. Der schlechte Spieler holt im Glück nicht vollständig das Maximum aus den Karten heraus, er verliert jedoch bei schlechtem Kartenfalle mehr als unbedingt nötig wäre.“

Sich den Erregungen eines Kartenspieles zu unterwerfen, andererseits jedoch die eigene Spielstärke als verlusthemmend oder gewinnbringend zur Geltung gelangen zu lassen, das also ist der innere Sinn des Viererspieles mit 52 Karten, das als Whist, Boston, Bridge, Auction-bridge und Plafondbridge eine natürliche Entwicklung durchgemacht und steigenden Anklang und Verallgemeinerung gefunden hat.

Die Entwicklung und Popularisierung eines Kartenspieles, die nur mit der modernen Entwicklung des Sportes verglichen werden kann, mußte naturgemäß ihren Ausdruck in einer fortschreitenden Steigerung der durchschnittlichen Spielstärke finden. Diese Steigerung ist heute bereits so weit vorgeschritten, daß trotz der vielen möglichen Varianten des Kartenfalles gegenwärtig für fast jede Situation und Möglichkeit des Spieles eine allgemein gültige Theorie feststeht. Diese Theorie, ob nun erfahrungsgemäß oder instinktiv vollkommen zu beherrschen, ist heute schon Voraussetzung für eine gewisse Spielstärke. Über diese allgemeine Theorie hinaus für besondere Fälle eine originelle Spielart und Lösung zu finden, läßt den Spieler als besonderes Talent erscheinen. Die letzte Vollendung moderner Spielstärke erreicht er jedoch erst, wenn er seine Kenntnis der Psychologie seiner Gegner intuitiv als Spielart in Erscheinung treten läßt.

Die Betonung dieser letzterwähnten Spielereigenschaft, die über reines Kartentalent herausragt, ist der jüngste Fortschritt in der Entwicklung des Bridge. Durch sie ist der Übergang vom Auction-bridge zum Plafond-bridge, auch Kontrakt-bridge genannt, wesentlich bedingt und ge-



Otto Schoff

rechtfertigt. Klare psychologische Intuition ist das Hauptfordernis eines guten Wetters, d. h. eines Spielers, der es erreicht, seine eigene Hand richtig zu beurteilen und anzusagen, die Ansagen der Gegner richtig einzuschätzen und sich mit seinem Partner in unmißverständliches Einvernehmen zu setzen.

Schon in seinem letzterschienenen Buch „Auction-bridge“ gibt Dalton, die unbestrittene Bridgeautorität des Portlandclubs in London, zu, daß er und alle erstklassigen Spieler, die er kennt, das verlässliche und begabte Wetten für das Hauptfordernis eines guten Bridgespielers halten. Ohne Daltons richtiges Urteil zu verbreitern, kann man daher annehmen, daß jene Art des Bridge als modernes Bridge anzusprechen ist, die gutes Wetten voraussetzt und schon durch die starre Regel die Spieler dazu zwingt, in ihren Ansagen ihr ganzes Können und somit auch ihre Persönlichkeit und ihr Temperament zu zeigen.



Spielkarte aus Lyon (15. Jahrh.)

Jedes Spiel, ebenso wie jeder Sport, der eine Entwicklung durchgemacht hat, führt, je intensiver es betrieben wird, immer näher zu einer technisch möglichen einfachsten Formel von Angriff und Verteidigung. In diesen beiden Formen des Spieles, die am besten die Verschiedenheit der Temperamente der Teilnehmer voneinander scheiden, liegt sein Reiz, im ausgeglichenen Verhältnisse beider zueinander seine Möglichkeit. Erst das Plafond bietet die wirksame Angriffswaffe und gleichzeitig die Möglichkeit geschickter und aufregender Verteidigung, vorausgesetzt allerdings, daß man es mit dem richtigen Score spielt.

Voraussetzung für das Score beim Plafond-bridge ist ein angemessenes Verhältnis zwischen der Prämie für erreichte Manche und gemachten Robber einerseits und der Strafe für Nichterfüllung des Kontraktes und Unterstiche andererseits. Diese Strafe muß naturgemäß der Prämie für

erfüllten Kontrakt und für Überstiche gleichkommen. Honneurs werden nicht in so starkem Ausmaße honoriert wie bei Auction-bridge, ein weiterer Hinweis auf die schwindende Bedeutung des Kartenfalles.

Persönlich empfehle ich eine Prämie von 300 Punkten für die Manche, ferner 750 Punkte für den Robber, 50 Punkte für erfüllten Kontrakt und 50 Punkte für jeden Überstich, analog den Strafen für Faller. Die Gefahrzone, in die die spielende Partei nach Erreichung einer Manche eintritt, verdoppelt sowohl die Prämien für Überstiche als auch die Strafen für Unterstiche, wobei die Erfüllung oder Nichterfüllung des Kontraktes jedesmal als ein Stich gewertet wird. Kleinschlemm 100 Punkte, Großschlemm 200 Punkte in jedem Falle. 4 Honneurs in einer Hand 100 Punkte, 5 Honneurs 200 Punkte. 3 Asse gelten als 4 Honneurs, 4 Asse als 5 Honneurs. Kontra und Rekontra wie bisher. Sonst werde nichts geschrieben.

Nur diese Art der Buchführung ermöglicht nach meiner Ansicht eine gewisse Verteidigung gegen eine jähe Glückswelle der Gegner oder auch gegen deren Angriffsgeist. Sie erlaubt es mit verhältnismäßig kleinen Opfern den Gegnern, die bereits eine Manche geschrieben haben, die Erlangung des Robbers zu erschweren, und doch bestraft sie das allzu unlogische Wetten letzten Endes mit Verlust.

Stellt diese Art der Buchführung einen gewissen mathematischen Aus-

gleich her, der entgegen dem Auction-bridge einen Fortschritt bedeutet, so beruht der Hauptvorteil, den moderne und junge Spieler dem Plafond-bridge vor allem geben müssen, doch in der psychologischen Sichtung, die dieses Spiel in den Reihen der Spieler treffen wird. Denn das Plafond verlangt außer der psychologischen Einsicht in den Charakter der Mit- und Gegenspieler auch eine gewisse Anzahl von Charaktereigenschaften beim Spieler selbst, die sich, unbeirrt vom Temperamente, durchsetzen müssen: Stetigkeit und Verlässlichkeit in der Taktik, Schnelligkeit in der Technik, Entschlossenheit und Selbstvertrauen im Angriff, und ruhige Ausdauer und kaltes Blut in der Verteidigung.

SPIELKARTEN

Von
ERNST SMITHANDERS

Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß die Araber, denen ursprünglich unsere Zivilisation so viel verdankt, auch Erfinder der Spielkarten sind. Über Griechenland kamen sie zur Zeit der Kreuzzüge in die europäischen Länder. König Eduard I. von England, der im 13. Jahrhundert mit Ludwig dem Heiligen einen Zug nach dem Orient zur Rückeroberung des heiligen Landes unternahm, spielte, wie die Hauschronik besagt, ein Spiel „Die vier Könige“, das offenbar auf die vier Könige im Kartenspiel hindeutet. König Karl I. von Spanien war diesem Spiel weniger zugetan. Er verbot es gegen Ende des Jahrhunderts gänzlich. Es ist demnach begründet, daß die Spielkarten schon in Spanien in älterer Zeit bekannt waren. Ihre Erfindung wird den Spaniern aber mit Unrecht zugeschrieben. Anlaß hierzu gab wohl die spanische Benennung „Primer“, „Quinola“, „Ombre“, „Spadilla“, „Manilla“, „Basta“, „Matador“, die größtenteils beibehalten wurde. Unsere „Baste“ kommt von dem spanischen Wort „bastos“, das „Knüttel“ bedeutet, da eine Profanierung der Figur des Kreuzes dort nicht gestattet war. Spandille, der Name des Pique-As, der höchsten Karte des l’Hombre,



Meister der Spielkarten

ist das spanische „espados“ (Schwerter). Im 15. Jahrhundert besaßen die Italiener das Kartenspiel, und man war längere Zeit der Meinung, daß ihre Spielkarten die ältesten wären. Das ist aber, wie oben gezeigt, nicht der Fall. Im italienischen Kartenspiel wurden die vier Farben durch Becher (copi), Pfennige (denari), Schwerter (spadi) und Stäbe (bastoni) bezeichnet. Hier ist der Ursprung des Tarockspieles mit 78 Blättern. Erst unter König Karl VII. im gleichen Jahrhundert trat in Frankreich die Whistkarte hervor. Ihre vier Farben haben eine auf Krieg ausspielende symbolische Bedeutung. Treffe das



Peter Flötner

Kleeblatt, jene für die Tiere nützliche Wiesenpflanze, sollte daran erinnern, daß man Lagerplätze wähle, wo die Pferde keine Not leiden. Pique und Carreau sind Waffen. Das erste Wort erklärt sich von selbst, das zweite bezeichnet schwere viereckige Pfeile, die mit der Armbrust geschossen wurden. Coeur bedeutet ein mutiges Soldatenherz. Die höchste Karte, das As, ist das Geld, der nervus rerum, dem sich selbst der König unterordnen muß. Vier berühmte Helden repräsentieren die Könige: David, Alexander, Cäsar und Karl der Große. Die Damen sind ebenfalls historische Berühmtheiten: Treffe-Dame die Königin Marie von Anjou, Coeur-Dame Agnes Sorel, Pique-Dame die Jungfrau von Orleans und Carreau-Dame die Gemahlin Ludwigs des Frommen. „Valet“ wurde jeder junge Adlige genannt, bis er den Ritterschlag erhielt. Das Pique-

Spiel war das erste Spiel, das in Frankreich mit 52 Blättern gespielt wurde. Seitdem haben letztere in Form und Zeichnung mancherlei Modernisierung erfahren, sind aber nach Einteilung und Rangordnung unverändert geblieben. Deutschland kannte die Karten schon im 14. Jahrhundert. Sie haben sich unerhört verbreitet, so daß obrigkeitliche Verbote Platz greifen mußten. Die Benamung der Karten hatte auch hier kriegerischen Klang. Der „Daus“, „König“, „Ober“ und „Unter“ bezeichnen die militärische Reihenfolge, Generale, Hauptleute, Unteranführer usw. Die Schellen deuten den Adel an, weil damals von Rittern im Prunkgewande Schellen am Wams und an den Schuhen getragen wurden. Die Herzen symbolisierten einen Sinn ohne „Furcht und Tadel“, das „Blatt“ den Nährstand und die

Selbstbildnisse



Der Japaner Yasuo Kuniyoshi

Slg. Acofield Thayer, New York



François Samuel Cordey

Slg. Gustave Geffroy, Paris. Photo Druet

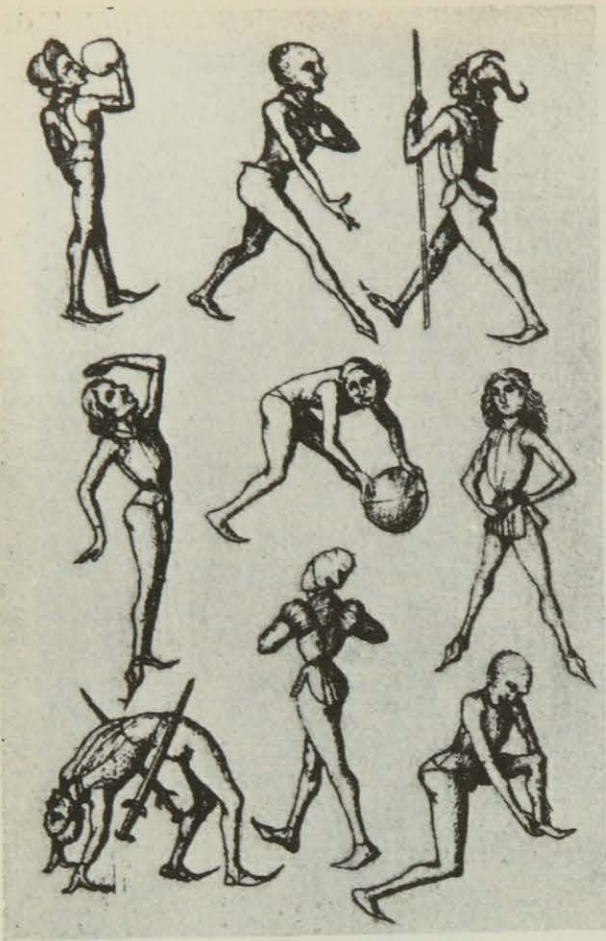


Ernst Barlach, Die gefesselte Hexe (Holz)
Ausstellung bei Paul Cassirer



Die schwedische Tänzerin Carina Ari

Photo Henri Manuel



Meister ES



Virgil Solis



Haller von Hallerstein

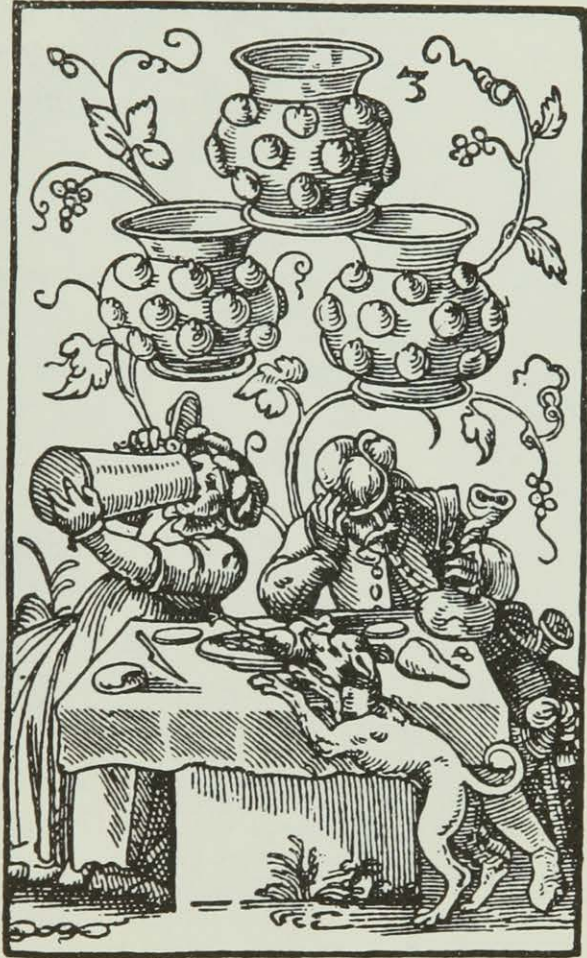


Französisch. Zeit der Restauration

„Eicheln“ den Landmann. Das Wort „Trumpf“ kommt vom französischen trompe (Sieg). Der „Eichelober“ Wenzel hat seinen Namen von St. Wenzeslaus und der „Grünober“ Beste von St. Sebastianus.

Anfangs waren die im Gebrauch befindlichen Spielkarten lediglich Handzeichnungen. Der Preis wurde demgemäß sehr hoch gestellt, denn es brauchte viel Zeit, bis die Blätter gezeichnet und illuminiert waren. Ein Spiel Karten wurde als eine Kostbarkeit betrachtet, die fürstliche Damen nebst anderem Schmuck zur Aussteuer erhielten, so Margaretha, die Tochter Heinrichs VII. von England, und Katharina von Spanien.

1474 fand die Gemahlin des Grafen von Württemberg, Eberhards im Barte, Gräfin Barbara, unter ihrem Brautschatze ein Spiel Karten, das „ihr zu hoher Freude gereichte“. Es befindet sich in der vormals königlichen Kunstkammer in Stuttgart. Die Erfindung des Holzschnittes im 15. Jahrhundert veranlaßte den Druck der Spielkarten-Figuren, doch gingen aus der Presse nur die Konturen der Figuren hervor, die dann mit der Hand ausgefüllt wurden. Erst nach der Erfindung der Kupferstecherkunst erhielten sie eine höhere Vervollkommnung, bis endlich der Farbendruck den Pinsel entbehrlich machte. Einige haben gegen das Alter der Spielkarten einwenden wollen, daß vor 1350 kein Papier aus Lumpen angefertigt worden sei. Man kann jedoch einen anderen ähnlichen Stoff verwendet haben wie früher beim Schreiben. Die ältesten Karten



Jost Amman

waren von Pergament und auf der Rückseite, um sie dauerhaft zu machen, mit gefärbtem Kartenpapier überzogen. In der Staatsbibliothek Rouen findet man Hindukarten, Kartenstücke mit allerhand mystischen Zeichen bemalt, auch chinesische Karten auf Holzblättchen. Das läßt annehmen, daß man sich anfangs in Europa ebenso beholfen hat. Heute beherrscht die französische Karte die Welt. Selbst die Engländer haben sie zu ihrem Nationalspiel Whist verwendet, ein eigentümlich englisches Spiel, was schon in dem Namen „whist“ (still) liegt, von einem Engländer, dem Arzt Cafile erfunden, dessen Geburtstag (10. Januar) alljährlich mit zahlreichen Spielpartien gefeiert wird.

J E A N N E D ' A R C

Von
JOSEPH DELTEIL *)

1. Der Krieg in der Knospe

Domrémy war auf seiten Frankreichs. Der Vertrag von Troyes (1420) hatte Frankreich den Engländern ausgeliefert. Heinrich V. von England, durch den Vertrag eingesetzt, Herr von Paris und alles Landes nördlich der Loire, anerkannt vom Herzog von Burgund und seinen mächtigen pikardischen und flämischen Vasallen, schien de jure und war de facto richtiger König von Frankreich. Der andere, der Dauphin Karl von Valois, ein schwacher und unentschiedener Fürst, brachte, unsicher über seine Abstammung und an der Zukunft verzweifelnd, an den Ufern der Loire sein Leben in mageren Vergnügungen kümmerlich hin. Man nannte ihn zum Hohne „König von Bourges“. Er hatte fast nichts für sich als sein nacktes gutes Recht und einige Landmädchen: Justitia und Jeanne d'Arc.

Das ganze Tal der Maas um Domrémy war geteilt zwischen der französischen und der burgundischen Partei. Jede Stadt, jedes Dorf wählte sich gewissenhaft seinen Herrn und seine Fahne. Zwischen den Ortschaften, die miteinander rivalisierten, war der Krieg endemisch. Die Leute von Domrémy waren Franzosen, die von Marcey, dem benachbarten Dorfe, Burgunder. Zu jener Zeit war der Feind kein Mythos, kein entferntes Etwas, keine allgemeine Idee; er war eine physische Realität, mit bloßem Auge sichtbar, mit Händen greifbar. Für Domrémy war der Feind Marcey.

Von Zeit zu Zeit frischten Ueberrumpelungen und Truppendurchzüge die kriegerische Atmosphäre auf. Wenn man abends beisammen saß, erzählte man beim suggestiven Scheine der flammenden Feuerstöße von Plünderungen, Brandschatzungen und Blutbädern. Eingeäscherte Dörfer und zerstörte Kirchen kamen wieder und wieder im Sturme der Einbildungskraft. Die Männer fluchten und wurden wild gegen Marcey. Die Frauen ließen das Spinnrad fahren und dachten mit klopfender Brust an den Brand. Die Kinder, die am Feuer kauerten, sanken immer tiefer in Asche und Furcht.

Jeden Abend lauschte Jeanne diesen Erzählungen. Ihr Körper, der sich tagsüber an Sauerstoff gesättigt hatte, überließ sich im Dunkel den Phantomen und Verzückungen. Sie sah deutlich die englischen, normännischen und burgundischen Rotten den Leib Frankreichs treten. Nach und nach blickten ihre Augen irre, und ihre Seele wurde rot vor Zorn. Zwischen ihren Zähnen zermalmte sie den Namen „Marcey“.

Ein großer, lahmer Alter, das Gesicht vom Feuer rötlich angeschienen, sprach überschwenglich von Philipp dem Guten. Dann gedachte man

*) Aus dem Buche „Jeanne d'Arc“ Paris 1925, Verlag Bernard Grasset.

des Dauphins Karl. Einige Männer warfen ihm sein leichtfertiges und weichliches Leben und seine Gleichgültigkeit vor. Aber die Frauen blieben ihm treu und gedachten seines traurigen Schicksals, seines ver steigerten Königtums. Einige spielten an auf das Ungeschick seines Körpers, andere, zarter empfindende, billigten ihm alle Anmut des Herzens zu. Würde er schließlich entthront werden, gezwungen, nach Schottland zu flüchten, totgeschlagen vielleicht . . . ?

Da brach Jeanne am Herde in Schluchzen aus. Man wandte sich um, bemühte sich um sie, fragte sie: „Warum weinst Du, Jeanne?“ Und mit lauter Stimme antwortete sie: „Weil ich den König liebe!“

*

Zwischen Domrémy und Marcey schwelte also ein ständiger Haß und kam bisweilen zum Ausbruch in einem Bauernkampfe um Vieh oder Weiber. Einige Stöße mit der Mistgabel, an einer Waldecke verabreicht, dann kehrte alles zur Ordnung zurück. Die Männer, vernünftig, von der Arbeit in Anspruch genommen, begnügten sich mit Schimpfworten und Anzüglichkeiten; sie führten den Krieg mit der Zunge. Aber die durch die nächtlichen Erzählungen überreizten Kinder,



Porträt der Jeanne d'Arc
Ehemals in der Kirche St. Maurice in Orléans

der, eher zur Tat geneigt als die Erwachsenen, setzten von einem Dorf zum andern richtige militärische Unternehmungen ins Werk.

Die aus Domrémy erwiesen sich als die Hitzigeren. Jeanne war einer ihrer Anführer. Heftigen Temperaments, mit einem von Natur herrischen und kurzen Gebaren, rauher Stimme, einem kühnen Gange und feurigem Blick genoß sie bei den Knaben und Mädchen ihres Alters ein bedeutendes Ansehen. Stark und vollblütig, verschmähte sie es übrigens nicht, den andern ihre Herrschaft mit Puffen einzubläuen. Sie zeigte sich außerordentlich geschickt beim Kampfe, und mehrere ihrer Kameraden behielten Spuren ihres Zornes. Außerdem

verfügte sie über eine lebhaftere Phantasie und die Gabe der List. Sie war es, die die Angriffspläne entwarf. Für sie als zukünftigen General war das die Kriegsschule.

Am festgesetzten Tage versammelte man sich an der „Porte de Bar“, ein Haufen von zwanzig Rangen, zur Hälfte Jungen, zur Hälfte Mädels, in roten oder blauen Blusen und Holzschuhen. Der Morgen war frisch, und die kleinsten Mädels bliesen sich in die schwarzen Finger. Die größten waren mit Schleudern und Knütteln bewaffnet. Die zwerghaften Männchen prahlten vor der Kälte und den Fräuleins. Andere, bis zu den Ohren rot angelaufen, schnäuzten sich in ihre harten Taschentücher. Einige tranken einen Tropfen Kirschbranntwein aus einem Zinnfläschchen. Die jungen Mädchen waren bepackt mit Bettelsäcken und Verbandzeug. Die harmlosesten brachten Kartoffeln und Pflaumen als Bomben mit. Helles Gelächter gab's unter strengem Ernst und reines Blut in allen Adern. Die jungen Anführer eilten hin und her, eine große Stallpeitsche in der Hand. Die Dämmerung roch nach Staub und Milch.

Jeanne hielt Appell. Dann setzte man sich schweigend in Marsch in der Richtung auf Marcey. Man schlug einen Pfad zur Linken ein, unter den Bäumen hin, um die Aufmerksamkeit der Erwachsenen nicht wachzurufen. Der erste Feind des Kindes ist der Mann.

Man ging im Gänsemarsch in den dichten Gräsern mit unschuldigem Gesicht. Die kleinen Mädchen erbrachten den Beweis großer Geschicklichkeit in der Heuchelei. Die Heilige Rührmichnichtan bummelte durch die Gegend. Die frische Luft fegte die Wangen und die Gehirne. Der Marsch machte die Muskeln wieder munter. Nach und nach überließen sich diese in die Natur losgelassenen Kinder ihrer ursprünglichen Ungebundenheit und mischten den Spaß in die Erhabenheit, den Instinkt des Kampfes mit der Freude an den Blumen, das Lachen mit der Furcht. Die größten Necker kniffen die Mädchen unversehens in die Waden. Andere machten Jagd auf die Amseln, fingen wie rasend zu laufen an oder tauschten Gamaschenknöpfe gegen Kreisel.

Plötzlich verkündete ein Dingelchen von zwölf Jahren mit einer rosigen Stimme:

„Und vor allem: Pardon wird nicht gegeben.“

Man überschritt die Maas, indem man von einem Stein zum andern sprang. Dort versah man sich mit Kieselsteinen. Die Mädchen füllten sie in ihre Bettelsäcke und Schürzen. Sie spielten die Rolle von Munitionskästen. Die Jungen hatten die Taschen voll davon. Und die kleine Armee setzte ihren Marsch fort, schwer von Haß und Geschossen.

Bald bekam man Marcey zu Gesicht. Die Rangen näherten sich jetzt kriechend und kamen einander mit Ellbogen und Absätzen ins Gehege. Jeanne und einige Anführer versammelten sich abseits als

geheimer Kriegsrat. In Deckung hinter einer alten, blütenbedeckten, ganz nach Minze duftenden Mauer traf man die letzten Dispositionen. Einige durch die Schlacht gestörte Bienen flogen gereizt und golden davon. Ein Kuckuck rief von ferne . . .

Dort unten, nur hundert Meter weiter: Marcey, Marcey, das Burgundische, staffelte sich über einen Hügel hin. Die flachen Häuser pflanzten sich breit in die gute Erde. Mauern in großen Flächen und unberührte Dächer badeten sich in den ersten Strahlen der Sonne; gerade alte Portale, Geräusche von Kühen, Weibern und Vögeln, Wassergeriesel, und über all dem eine Kolonnade blauer Rauchsäulen: das Dorf! Das Dorf, durchaus ein lebender Organismus, atmete mit all seinen Rauchfängen. Alles war ruhig, unbeweglich, natürlich und göttlich . . .

Indessen, die Stürmer näherten sich, platt auf dem Bauche, versteckt hinter Baumstümpfen, Hecken und Mauerecken. Losungen flogen von Mund zu Mund, kurze Kommandos wurden flüsternd im Grase weitergegeben. Die Schleuder im Munde, die Fingernägel im Boden, die Augen in Höhe des Horizontes rückte man vor, lauernd und kriechend.

Plötzlich erschien am Dorfeingang ein kleiner, granatapfelroter Hund, der Wind bekommen hatte. Er blieb stehen, schnupperte in die Weite und begann zu bellen in kurzen, jämmerlichen Lauten, mit gesenktem Schwanz. Im Schritt kam er näher, unruhig in diesem verdächtigen Schweigen, die Ohren aufgestellt, die Nase im Grase . . .

Die kleinen Strolche blieben unbeweglich und hielten ihren Atem an.

Jeanne kommandierte:

„Im Namen Gottes! Erwürgt ihn! Aber leise, leise!“

Ein Jungchen stürzte sich auf das Tier, griff es mitten um den Leib und suchte das Gebell in seinen Kleidern zu ersticken. Zwei zarte Hände preßten den Köter mit einer außergewöhnlichen Wildheit. In dieser Umklammerung verausgabte sich eine Kraft, die genügt hätte, Löwen zu ersticken. Es schien, als hänge das Schicksal der Welt von der Erdrosselung dieses Hundes ab. Das Tier röchelte zweimal, hatte drei Zuckungen und zog sich dann zusammen für die Ewigkeit; ein kleines fahles Etwas lag irgendwo herum . . .

Aber schon hatte das Gekläff das Dorf alarmiert. Die Jungen von Marcey kamen einer nach dem andern zum Vorschein, vorsichtig schleichend, mißtrauisch, an einem Fenster, einem Gäßchen, einer Straßenkreuzung. Zwei, drei „Große“ gingen auf den Weg hinaus, mit kleinen Schritten, den Hinterhalt witternd. Die Vorsicht, eine wesentlich lothringische Tugend, war an ihre Sohlen geheftet. Sie warfen einander verstohlen fragende Blicke zu . . .

Plötzlich prasselte ein Hagel von Kieselsteinen auf sie nieder. Sie

gaben Fersengeld, stoben bestürzt auseinander, wobei sie ein Kriegs- und Kalbsgebrüll ausstießen.

Alles ist verschwunden. Minuten der Stille und Bewegungslosigkeit. Die Gegner sind einander unsichtbar. Aber man ahnt in den Hintergründen ungewöhnliche Bewegungen. Man fühlt, daß vom Zentrum Marceys frische Kräfte herbeiströmen, Horden von Jungen und von Munitionsträgerinnen. Im Schutze einer verbrannten Mauer sammelt sich der Feind und ergängt seine Vorräte.

Bald eröffnet Marcey das Feuer. Man sah die Schleudern kurz in der Luft wirbeln und die Kieselsteine regnen. Die Steine von Marcey waren spitziger, mit scharfen Kanten; es waren Sandsteinstücke, die von Gebäuden oder von den Felsen selbst abgerissen waren. Die zartfarbigen, von der Maas geschliffenen Kiesel von Domrémy boten größere Zielsicherheit und ballistische Vorzüge.

So plänkelte man eine gute Viertelstunde. Man begleitete die Projektile mit Beleidigungen und Sticheleien, ohne aber alles in allem viel Schaden anzurichten. Dann und wann richtete sich ein Kerl hinter der Barrikade auf, schwang seine Schleuder und verschwand wieder hinter seiner Mauer wie ein Springteufel. Die von Marcey sahen, daß ihre Munition sich erschöpfte, und begannen, um Steine zu sparen, alle möglichen verschiedenen Gegenstände zu schleudern: Flaschenscherben, Erdklumpen, Nüsse, Kuhfladen . . .

Plötzlich und wie auf gegenseitige Verabredung trat eine seltsame Stille ein. Kein Kiesel mehr, kein Bengel mehr. Der Friede, der große Friede der Natur schien schöner zu sein als jemals. Frisch wehte die Brise in den Pflaumenbäumen. Die von der Sonne versilberten Raben werden zum guten Vorzeichen. Der eiserne Hahn auf dem Kirchturm von Marcey pickt in die Wolken. Auf den fernen Aeckern geben sich die Bauern mit erdnahe Seele den Arbeiten für die Zukunft hin. Von den Hügeln her ist das Blöken von Schafen vernehmbar. Alles ist hell und rein und einfach. Alles atmet Freude, die gefiederten Tiere, die Haustiere und die Früchte. In Anmut und glatter Pracht dreht sich die Welt.

In diesem Augenblick ergriff Marcey mit Karpfensprüngen und Pfauengeschrei die Offensive. Dreißig Stück purpurrot erhitzter Kinder tauchten aus den Mauern und Löchern auf, die Haare rot, die Fratzen beschmutzt von Erde und Haß, die Füße nackt, die blauen Blusen in Fetzen. Ihr Atem ging ihnen wie eine Wolke voraus, mit erhobenen Stöcken sprangen sie an. Und sie gröhlten aus vollem Halse: „Französische Schmutzfinken! Scheißkerle! Memmen!“

Die von Domrémy, ihrerseits, stürzten nach einem letzten Steinhagel vorwärts mit dem Rufe: „Dauphin! Dauphin!“ Jeanne war an ihrer Spitze, knallte wild in der Luft mit ihrer großen Ochsenpeitsche und schrie:

„Vorwärts, Kinder! Alles ist unser!“ —

Der Zusammenstoß!!! Fünf Minuten lang war es ein unentwirrbares Handgemenge. Einzelkämpfe, Duelle, Mann gegen Mann. Die Gegner stellten einander zur Rede, wobei sie Beschimpfungen mit Stockschlägen abwechseln ließen. Jeder wählte sich seinen Widersacher und reizte ihn mit höhnischen Bemerkungen. Zwei und zwei drehten sich die Kombattanten im Kreise, schlugen Finten und gingen mit Knütteln auf Hieb und Stoß gegeneinander los. Manchmal zerbrachen die Stöcke. Dann kriegte man sich mit Faustschlägen und Fußtritten zu fassen. Den Jungen schlug man in die Augen. Die Mädchen riß man an den Haaren. In der warmen Atmosphäre von



André Mare

Schweiß gellten Stimmen, klatschte Holz. Ausrufe betonten die Verwundungen. Freudengeschrei mischte sich mit Schmerzgeschrei. Ein paar Kriegführende sanken hin mit gebrochenen Schlüsselbeinen. Die Stärksten faßten in der ersten Reihe Posten zum Schutz der Mädchen und der Munition. Die Jüngsten, zum Kampfe Unfähigen, hielten sich hinten, reichten die Geschosse vor und machten die anderen auf die Schliche des Feindes aufmerksam, vereitelten seine Anschläge:

„Jeanne, paß links auf!“

„Jeanne, nimm dich in acht vor dem großen Blondem!“

Jeanne kämpfte gegen einen dicken, stämmigen und vierschrötigen lothringischen Bengel, der mit einem Knüttel aus Stechpalme bewaffnet war. Das Gesicht voller Geifer, das Haar in den Augen, die Nase blutig, die Bluse von oben bis unten zerrissen, schnaufte sie und schlug: „Da, du Dreckfink! Hier hast du was, Schwein!“ Ihr zerfetzter

Kittel ließ die schönste Hälfte ihrer Brust sehen. Sie schlug mit dem Stocke ein Rad und röchelte förmlich vor Kraft und Vergnügen.

Plötzlich traf sie ein Stein am Augenbrauenknochen. Unter der Einwirkung des Schmerzes schwankte sie und brach beinahe zusammen. Das Blut floß ihr an den Wimpern entlang. Zwei Kumpane sprangen herbei, stützten sie und zogen sie nach hinten.

Nach und nach kam es zum allgemeinen Rückzug von Domrémy. Langsam wich man zurück, sammelte die Verwundeten und hielt den Feind mit Steinwürfen in Respekt. Uebrigens wagte Marcey kaum sie zu verfolgen. Jede Partei machte die Bilanz ihrer Beulen und Verletzungen. Noch plänkelnd ging Domrémy mit Ach und Krach zurück. Sie waren fahlrot, apoplektisch, lendenlahm und mit nichts zu vergleichen. Dem einen waren die Ohren abgerissen, der andere hatte gespaltene Lippen. Mehrere hinkten mit blutenden Beinen. Andere trugen einen Arm in der Binde, hatten einen Verband auf der Schulter oder über dem Auge. Sie atmeten geräuschvoll in ihrer überströmenden Kraft. Diese Kinder gingen zurück mit den Herzen von Männern, stolz auf ihr Blut, geschwellt von Freude und voller Durst.

Bevor sie verschwanden, wollten sie Marcey ein letztes Mal verhöhnen. Sie blieben einen Augenblick stehen und schrien alle zusammen dem Feinde ins Gesicht:

„Es lebe Frankreich!“

Und sie streckten Marcey die Zunge heraus.

*

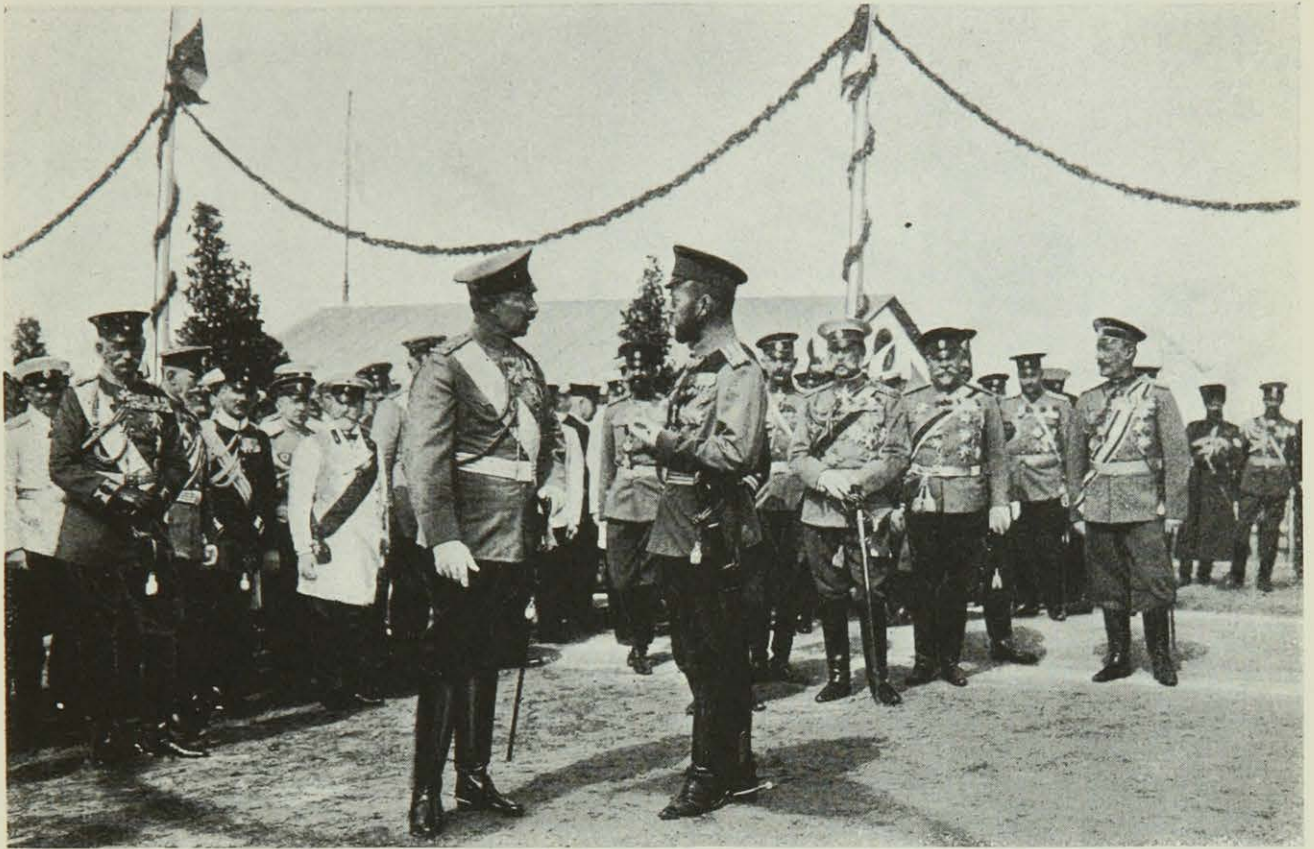
Man zog wieder nach Domrémy. Beim Ueberschreiten der Maas reinigte man sich, wusch die Wunden mit frischem Wasser, und einer neben dem andern auf dem Bauche liegend, stillten sie ihren Durst, wie es das Rindvieh tut . . .

2. Die himmlischen Spielschwestern.

Jeanne hütete die Kühe auf der Wiese. Im Schatten eines Pflaumenbaumes lag sie auf dem Rücken. Man war im Monat Juni des Jahres 1424. Die Luft war warm.

Alle die Hügel in der Runde, regungslos unter ihren Fichten und unter der Sonne, duftend von Pflaumen, von Gras, von Viehherden, träumten und schliefen ausbündig. Behaglich schaukelte sich der Wind in einem weiten Himmel. Es gab so viel Grün in der Welt, daß einem die Haut davon grün wurde.

Jeanne sah mit halbgeschlossenen Augen zu, wie die Pflaumen in den fetten Blättern reiften. Sie empfand ihre Augäpfel selbst als frische gezuckerte Früchte. Halbgeschmolzen lag sie im Licht des lauen Tages. Plötzlich kam von der Höhe des Firmaments ein Weib



Besuch Kaiser Wilhelms II. beim Zaren in Baltischport (5. Juli 1912)

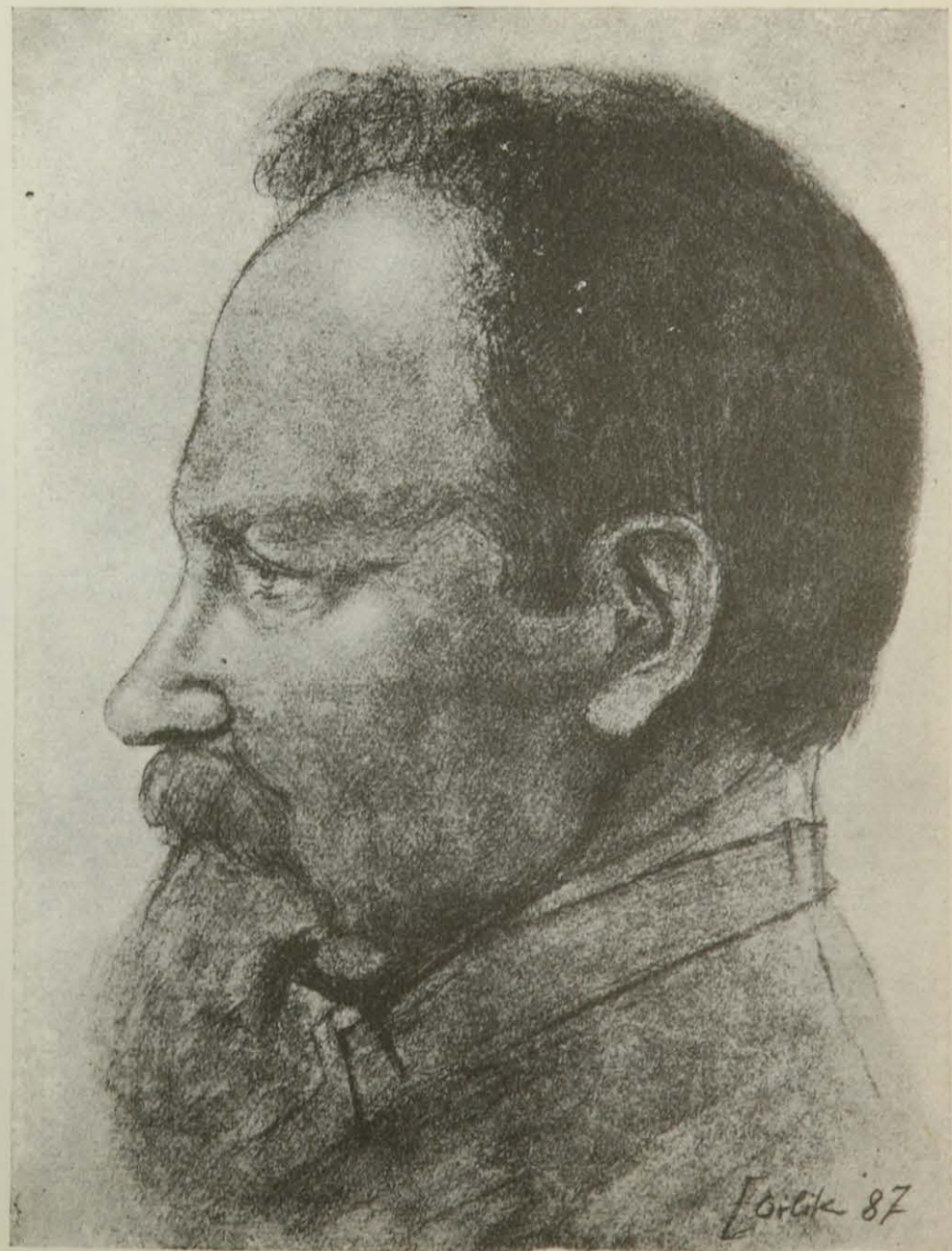


Vermählungsfeier des italienischen Thronfolgers Viktor Emanuel mit der Tochter des Fürsten von Montenegro (Okt. 1896)

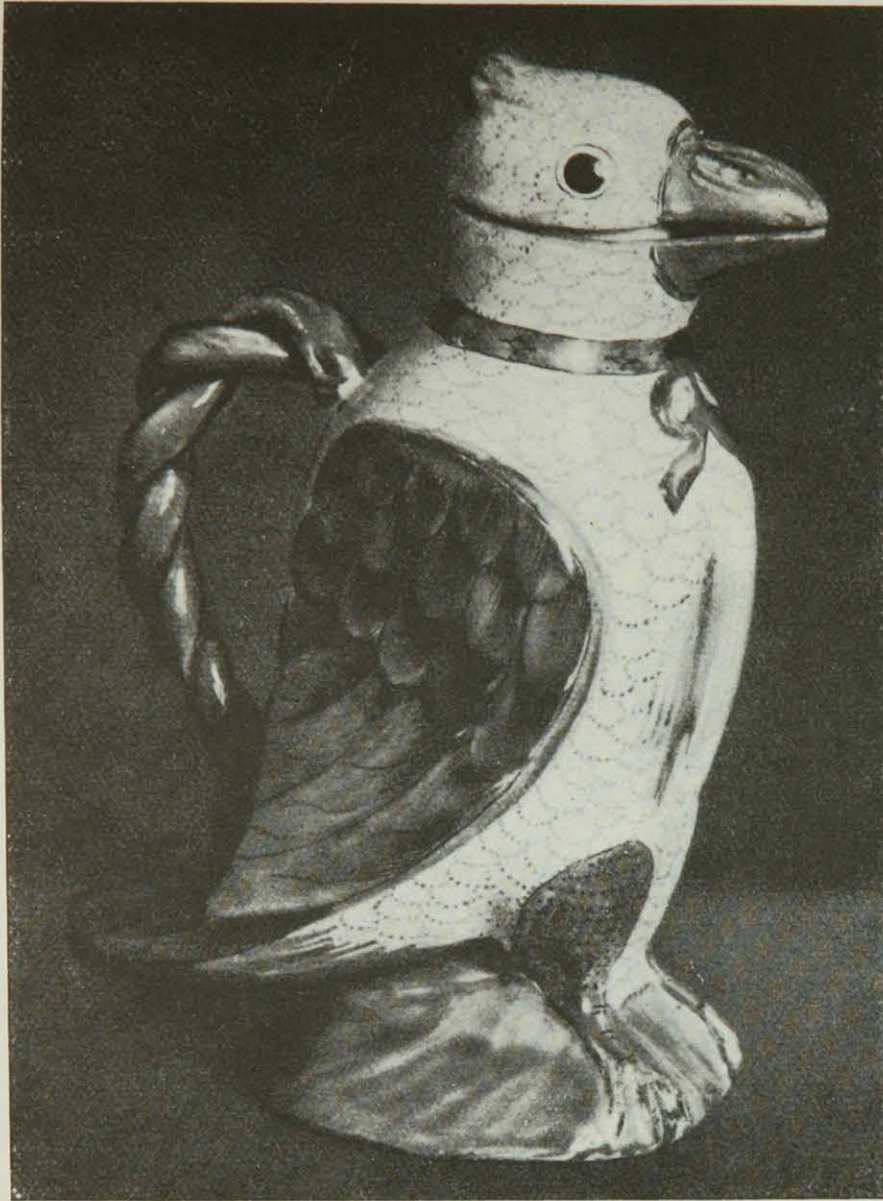
Aus „Weltgeschichte der neuesten Zeit“ herausgeg. von Paul Herre (Verlag Ullstein)



Oskar Kokoschka, Der Hofschneider Ebenstein in Wien



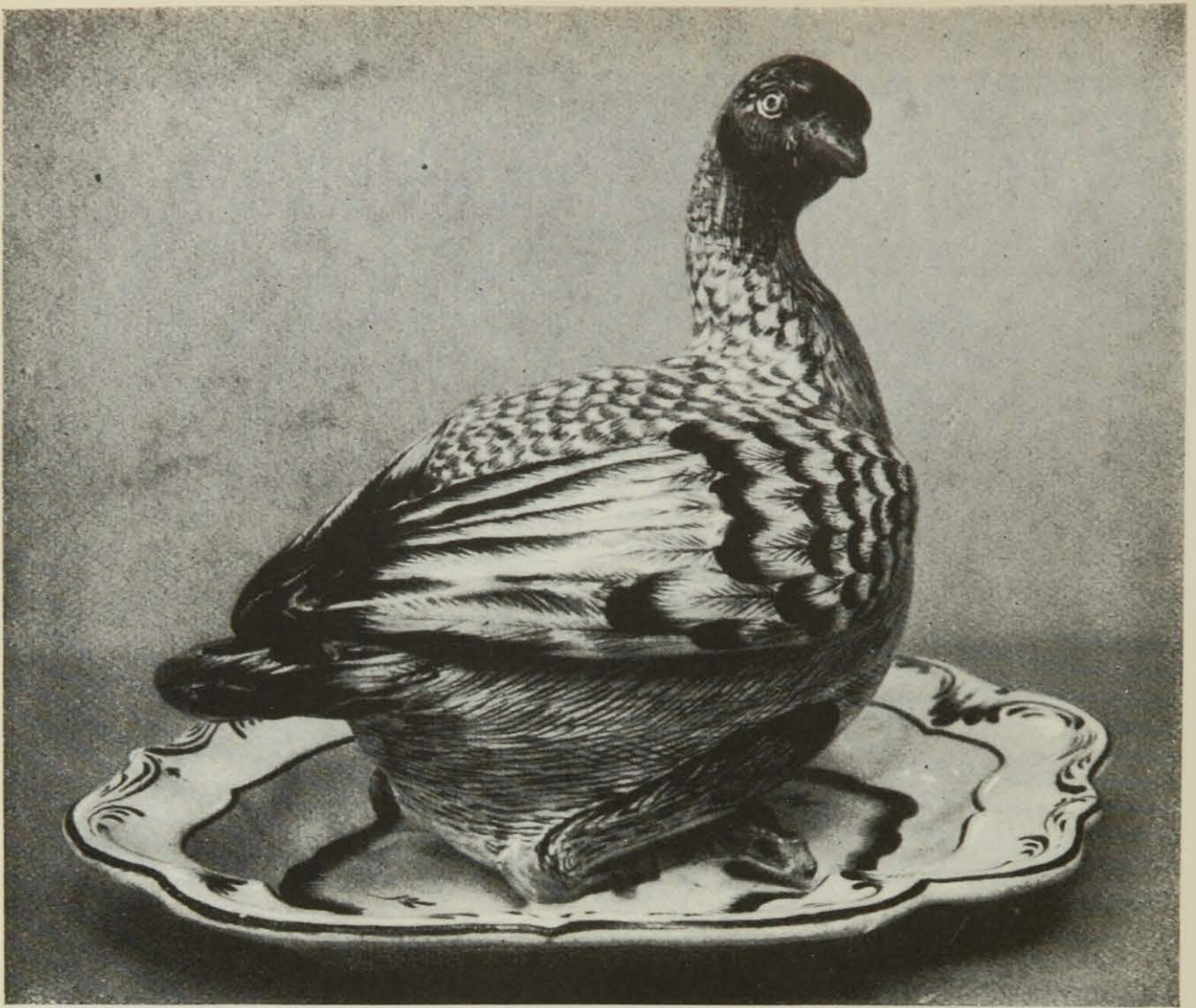
Mit Genehmigung von Paul Cassirer
Emil Orlik, Bildnis seines Vaters, des Herrenschneiders Moriz Orlik
in Prag



Kanne in Form eines Papageien (Glienitz, um 1770)



Kanne in Form eines Affen (Münden, um 1765)



Deckeldose in Form einer Wildtaube (Mosbach, Baden, um 1785)



Deckeldose in Form eines Mopses (Bayreuth, um 1765)

von Wolke zu Wolke herab. Aufgetaucht aus Wind und Weite, gewoben aus Dunst und Traum, glitt sie hinein in die rosige Vergoldung des Morgens. Es hatte den Anschein, als lasse sie sich durch die dichte Atmosphäre fallen im Sinne der allgemeinen Schwerkraft, und ihre fernen Augen blickten Jeanne d'Arc aus den Tiefen der lothringischen Vogesen an. Sie näherte sich mit einer Geschwindigkeit, proportional dem Quadrat der Entfernung, und schwebte bald über der Wiese. Da wurden ihre weichen Formen fest, und ihre Kleider gewannen Farbe. Sie ließ sich über Jeanne auf dem Pflaumenbaum nieder, die Füße in der Gabelung, den Rücken an den Hauptast gelehnt.

Jeanne rieb sich die Augen, ihr Herz schlug, ihre Zunge war trocken. Den Abend vorher hatte sie gefastet, und ihre Sinne waren geschwächt. Eine große Mattigkeit bedrückte ihr die ganze Brust. Sie fühlte sich ein wenig betäubt, ohne Widerstand gegen die Wärme und ihre eigene Gebrechlichkeit. Auch wurde sie seit einiger Zeit bisweilen von Schwindelanfällen heimgesucht. Sie war dreizehn Jahre alt, die Phänomene der Pubertät machten, ohne daß es ihr bewußt wurde, ihrem Körper zu schaffen. Sie rieb sich die Augen, ihr Blutkreislauf stockte, sie hatte ein Kribbeln in den Beinen. Und sie fühlte, wie ihr Atem rauh und weich zugleich wurde wie das Gefieder der Tauben im Frühjahr.

Aber die Erscheinung sagte mit einer rosigen und jungen Stimme:

„Jeanne, Jeanne, fürchte nichts. Gott hat dich erwählt unter den Blumen der Erde. Und siehe, nun sendet er dir seine Töchter!“

Jeanne erhob sich, verwirrt und schwankend. Die Worte des Himmels hatten Energie in ihre Sinne getan und Weichheit in ihren Körper. Sie kniete vor dem Pflaumenbaum nieder und betrachtete die hohe Frau mit ihren körperlichen Augen.

Die hohe Frau war ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren, orangeblond. Ihre Brust, die sich unter einem blauen Gewande mit weißen Sternen abzeichnete, ermangelte nicht der Fülle. Der edle Wuchs verschwand im Blätterwerk, die Arme waren nackt bis zum Ellbogen, ihre hohe Stirn war mit einer Krone aus Mirabellen gegürtet. Sie lächelte zärtlich und schelmisch. Ihre Füße waren wie die einer Bäuerin mit Holzschuhen bekleidet, und um die Schultern trug sie ein kleines Fichu aus lothringischer Wolle. Ihre Zähne glänzten wie Kieselsteine im Mondschein, und Sommersprossen waren über ihre frischen Wangen gesät. Man sah, wie im Rhythmus ihrer Atmung ihre festen Brüste — die Brüste einer Tochter der Vogesen — sich vor ihr zu zwei weltweiten Kreisen rundeten.

Jeanne blieb auf den Knien, ganz fassungslos vor der himmlischen Vision. Und die hohe Frau fuhr fort:

„Sei klug und stark, Jeanne, und liebe den König.“

Jeanne erbebte. Den König lieben! Den König lieben! Sie stammelte:

„Ich bin nur ein armes Mädchen. Ich hüte meine Kühe in den Wiesen und bete meinen Rosenkranz auf der Erde. Ich bin Ihre Dienerin, gnädige Frau.“

Da wird das Lächeln der hohen Frau voller. Sie pflückt eine Mirabelle, reicht sie Jeanne und sagt:

„Steh auf, Jeanne, gib mir die Hand. Gott schickt mich, um dir Rat zu geben und Mirabellen. Nimm hin und iß, denn die Frucht des Baumes ist das Zeichen der Gesundheit. Komm, ich bin die heilige Katharina, und da ist meine Freundin, die heilige Margarete.“

Und sie zeigte auf eine neue hohe Frau zu ihrer Linken, die dort auf einem andern Zweige stand. Margarete schien noch jünger, kaum dreizehn Jahre. Sie war schlanker gewachsen, mit kleinerer Brust, und braun wie eine Schlange. Ihre Augen hatten den Glanz und die Schalkheit der Jungfrauen, und ihre Beine waren von kindlicher Magerkeit. Sie war angetan mit einem rosa Gewande mit weißen Sternen, und ihr Haupt war bedeckt mit einem Hut aus frischem Stroh. Ein Lausbubgesichtchen auf himmlischem Grund. Sie lächelte sorglos und knabberte heimlich Mirabellen mit großer Naschhaftigkeit.

Jeanne erhob sich. Sie streckte den Heiligen ihre Hände hin. Sie hatte keine Furcht mehr. Sie sah sich die hohen Frauen ruhig an. Sie glichen ihren Spielschwestern in Domrémy. Jetzt streichelten sie ihr die Haare mit ihren langen Fingern mit den schönen Nägeln und lachten dabei wie Violinen, und Jeanne hörte in ihrem Haar die Musik des Himmels.

Als Jeanne Margaretes Genäschigkeit bemerkte, fuhr sie zusammen, ganz bestürzt, weil sie ihren Freundinnen noch nichts angeboten hatte. Hastig flüsterte sie:

„Wenn Sie wollen, laufe ich und hole Schinken und Eier, und vielleicht einen Tropfen Wein?“

Aber Margarete antwortete:

„Ich will nicht Wein, ich will nicht Fleisch, aber ich mag Milch und die, die einfältigen Herzens sind.“

Zugleich winkte sie einer der Kühe. Alsobald kam die Kuh mit vollen Zitzen und mit glattem, zufriedennem Fell. Sankt Margarete kauerte sich zwischen ihre Schenkel und begann eifrig zu melken. Sie fing die Milch mit ihren hohlen Händen auf und trank sie, ohne die Hände mit den Lippen zu berühren.

Dann setzten sich die beiden Heiligen ins Gras neben Jeanne. Jetzt waren es drei niedliche Spielschwestern, die von den Dingen der Erde

und des Himmels mit Natürlichkeit sprachen, mit viel Natürlichkeit und ein wenig Leidenschaft . . .

„Jeanne“, sagte Katharina, „Gott bittet dich, eine Kriegsfrau zu sein und Soldaten zu kommandieren.“

„Aber ich kenne die Soldaten nicht, Katharina, und habe große Furcht vor ihnen!“

„Jeanne, Gott wird dir jede Furcht nehmen; er wird dir ein mächtiges Streitroß geben und dich gegen die Engländer schicken!“

„Ich kenne die Engländer nicht, Katharina. Aber man sagt viel Böses von ihnen, und mir ist, als würden sie mir Mühsal schaffen.“

„Jeanne, Jeanne, fürchte niemals die Engländer. Du wirst sie in kleine Stücke schneiden und austilgen.“

Unterdessen hatte Margarete eine Sternblume gepflückt und entblätterte sie langsam mit glänzenden Augen. Sie flüsterte:

„Ein wenig . . . von Herzen . . . über die Maßen . . . gar nicht.“

Und plötzlich stand sie auf in Begeisterung und schrie:

„Ueber die Maßen! Ueber die Maßen.“

Und die Heiligen flogen davon, in feierlichem Schwunge nebeneinander. Sie hielten sich an den Händen und, schon in Wolken, wiederholten sie:

„Jeanne, Jeanne, nimm dich in acht, Gott liebt dich über die Maßen!“

(Deutsch von Franz Leppmann.)

ICH MODELLIERE TIERE

Von

CHRISTA HATVANY-WINSLOE

Der Besuch (auf eine kleine Bronze zeigend): „Was ist das?“

Ich: „Ein Galago.“

Besuch: „Was ist ein Galago?“

Ich: „Ein Galago ist ein Lemur.“

Besuch (erleuchtet): „Aha, ein Lemur . . ., bitte, was ist eigentlich ein Lemur?“

Ich: „Ein Nachtaff.“

Besuch (unsicher): „Fledermaus?“

Ich: „Nein, Halbaffe . . . wissen Sie nicht, im ‚Faust‘ kommt das vor: Das Schweigen der Lemuren.“

Besuch (unbefriedigt): „Reden tut er nichts?“

Ich: „Gott sei Dank nein, sonst würde er womöglich fragen, was ist ein Mensch!“

*

Bei der Arbeit im Zoo. Schulkinder werden vorübergeführt. Ich stehe mit einer fast fertigen Arbeit vor dem Affenkäfig. Natürlich können es die Kinder nicht unterlassen, mir und meiner Arbeit störendstes Interesse entgegenzubringen.

Erstes Kind: „Fräulein, ist das Kitsch?“

Ich: „... hm.“

Zweites Kind (erklärend): „Sie meint Kitt.“

Ich (atme erleichtert auf): „Nein, das ist Plastilin.“

Erstes Kind: „Fräulein, was ist das, Plastilin?“

Zweites Kind: „Fräulein, wozu machen Sie das?“

Ich (verlegen)?

Erstes Kind: „Fräulein, ist das Tier böse?“

Ich: „Nein, aber ich.“

Unterdessen verschwindet ein Teil meines Plastilins, drei Bleistifte und ein Taschenmesser. Schwer hat man's im Zoo, ich wechsele einen verständnisinnigen Blick mit einem Pavian, von dem man 150 mal am Tag verlangt, sich in einem winzigen Taschenspiegel zu bewundern. Auch kein Vergnügen!

*

In meinem Stadt-Atelier. Ich bekomme von Hagenbeck Briefe folgenden Inhaltes: „Für Ihre Zwecke besonders geeignet offeriere ich Ihnen: Präriehunde... (folgt Preis), eine Genettkatze, eine Meerkatze usw.“

Daß ein Präriehund kein Hund ist, sondern ein Nagetier, eine Meerkatze keine Katze, sondern ein Affe, das weiß ich, das sind so die Raffinements der Zoologie. Aber eine Genettkatze? War mir noch nie vorgekommen; doch da sie für meine Modellierzwecke geeignet sein sollte, telefonierte ich einem Herrn Dr. S. der Tierärztlichen Hochschule. Da der aber Tierpathologe ist und nur mit toten Tieren und deren Bazillen arbeitet, konnte er mir keine Auskunft geben, sondern wies mich an die Kollegen von der Zoologie, aber diese waren auch nicht klüger und wiesen mich wieder an Professor X. der alten Akademie (Museum ausgestopfter Tiere).

Ich rufe an.

„Hier Portier Museum usw.“

Ich: „Bitte, kann ich Herrn Professor X. sprechen?“

Der Portier: „Naa, der is jetzt grad nüt da, was woll'n's denn eigentlich von ihm?“

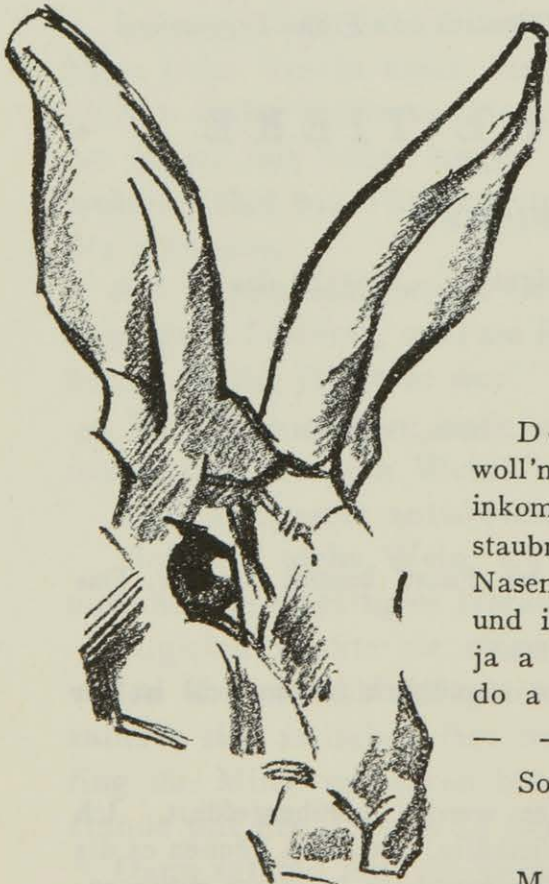
Ich: „Ich möchte gern wissen, was eine Genettkatze ist und wie sie aussieht.“

Der Portier: „O mei, dös, wanns wissen woll'n, brauchts fei nüt den Herrn Professor zu inkommodieren, dös waas ja i eh, tus alleweil abstaubm, dös is a ganz langes Viech, a rechte spitze Nasen hat's und an großmächtig langen Schwaff und is gescheckat als wie a Katz, aber eigentlich is ja a Katz gar nit gescheckat, aber döstweg'n is ja do a Genettkatzen, aber a Katz is gewiß nüt.“

— — — — —
Soll ich nun eine Genettkatze modellieren?

*

Man soll mit Zoologen nicht befreundet sein, denn sie bringen einen unter Um-



Christa Hatvany-Winsloe

ständen in die gräßlichsten Situationen. Während des Krieges wurde ich einmal gebeten, ein paar Schlangen wohlverpackt von Wien nach Berlin mitzunehmen. An der Bahn beanstandete ich sofort, daß die Tiere in Zigarrenkisten verstaut waren, was mir bei der Grenzüberschreitung bestimmt Unannehmlichkeiten bereiten würde. Richtig:



Christa Hatvany-Winsloe

Der Zollbeamte:

„Haben Sie verzollbares Gut bei sich?“

Ich: „Nein.“

Der böse Zollbeamte (triumphierend): „Und die Zigarrenkisten?“

Ich: „Machen Sie die ja nicht auf, da sind Schlangen drin.“

Der Zollbeamte lächelt überlegen und nimmt kraft seines Amtes eine der Kisten, öffnet sie und schwups... saust ein langes Etwas über die geöffneten Koffer der Mitreisenden, über Dienstleute, Zollbeamte, über die Grenze hin, ohne Paß, ohne Erlaubnis, ohne Visum!!! Panik unbeschreiblich. Ich hatte viele Scherereien, aber einen Vorteil: Ich blieb bei der Weiterreise allein im Abteil, es war niemandem an meiner Gesellschaft gelegen.

*

Ich werde so oft gefragt, ob es nicht schwer sei, Tiere zu zeichnen, weil sie nicht ruhig hielten. Ich pflege zu erwidern, daß gerade die Bewegung das Interessante sei. Im übrigen haben ja alle Tiere Momente der Ruhe, wo man sie mit Muße studieren kann. Es gibt bei der Tiermodelliererei andere Schwierigkeiten, zum Beispiel, wenn man ein einzelnes Meerschweinchen modelliert, ein recht rundes, dickes, und kommt am nächsten Tage dazu und findet anstatt eines dicken ein dünnes und vier neue. Das ist Pech. Ich lasse, um sie gut kennenzulernen, meine Tiere frei im Atelier herumlaufen. Da habe ich ein Aguti. (Bitte, fragen Sie nicht, was ein Aguti ist, sondern schlagen Sie im Brehm nach). Aguti hat riesige Nagezähne und die Angewohnheit, Hindernisse in Gestalt von Stühlen oder Türen einfach wegzunagen. Außerdem hat es die Leidenschaft, uneßbare Gegenstände zu fressen. So hat es einmal in einem unbewachten Augenblick sein eigenes Plastilinmodell als Mittagmahl verspeist. Wenn mein Affe die Füllfeder zerkaut und meine Eichhörnchen Kohinoors (Stück 60 Pf.) zernagen, sind das schwere Schläge.

*

Ich habe aber jetzt die Absicht, zu ernsteren Dingen überzugehen und habe mir für kommendes Frühjahr ein Känguruh-Pärchen bestellt.

Ob sie aber auch boxen werden???

BUCHER - QUERSCHNITT

Von Alexander Bestmerty

ALFRED HOLTMONT, *Die Hosenrolle*. Variationen über das Thema das Weib als Mann. Meyer & Jessen Verlag, München.

Alles Material über die als Mann angezogene Frau mit famosen Bildern auf wenig Raum konzentriert, dabei alle Fragen, die man aufwerfen kann, berührt; alles vom ganz Frühesten bis zum Letzten von heute erwähnt zu haben, ist kein kleines Verdienst. — Das Grotteske herrscht schließlich als Eindruck.

Die Wirtschaftswissenschaft nach dem Kriege. Festgabe für Lujo Brentano. Verlag Duncker & Humblot, München und Leipzig. 2 Bde.

Von den 29 Beiträgen, die zusammengetragen wurden, den Senior der Wirtschafts-Wissenschaft zu ehren, sind die interessantesten: „Imperialismus als Wirtschaftspolitik“ von Karl Brinkmann; „Romantische und religiös-mystisch verankerte Wirtschaftsgesinnungen“ von Paul Honigsheim, Franz Oppenheimers „Pseudoprobleme der Wirtschaftspolitik“, sowie Adolf Löwes Aufsatz über „Konjunkturforschung“ und Palyis „Ungelöste Fragen der Geldtheorie“. — Im ganzen ein über das Zunftinteresse hinausgreifendes, schon durch seine Problemstellung dokumentarisch hervorragendes Sammelwerk.

DANTE ALIGHIERI, *Das Dichten in der Muttersprache*. De vulgari eloquentia. Aus dem Lateinischen von Domseiff und Balogh. Darmstadt, Verlag Otto Reichl. Die erste unzureichende und verschollene Übersetzung erschien im Jahre 1845. Diese neue Übertragung in klar verständlichem Deutsch und mit gutem kritischen Apparat zeigt die Bedeutung dieser Schrift für die Kenntnis Dantes und für die Anfänge der Sprachvergleichung.

LEACOCK, *Die Abenteuer der Armen und Reichen*. Humor und Humbug. Beides Williams & Co., Verlag, Charlottenburg.

Leacock ist der Schlagzeugmann der amerikanischen Literatur, ein Exzentrik stochernder Beschaulichkeit. Herzlich uneuropäisch und von allen kontinentalen Komplikationen erlösend frei zu lesen.

DE COSTER, *Braf, der Prophet*. VOLTAIRE, *Candide*. SCHÖNHERR, *Die erste Beicht*. RICARDA HUCH, *Der neue Heilige*. LOTI, *Die Island-Fischer*. MEYRINK, *Der violette Tod*. BURNETT, *Das Land der blauen Blume*. ALGREEN-USSING, *Auf und nieder*. J. BOSSHART, *Richter Dämigh*. H. JESS, *Heinrich Heine*. HERMANNBAHR, *Die schöne Frau*. BAUER, *Die Purzelbaum-Allee*. FLAUBERT, *Ein schlichtes Herz*. Alles im Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig.

Von der Marlitt bis herab zu Gerhart Hauptmann ist alles da, was man gelesen haben sollte, besonders übrigens Voltaires *Candide* in der vortrefflichen Uebersetzung von Sander. Für 80 Pf. bekommt man anständig gebundene, gut leserlich gedruckte Bändchen, und vor allem ohne die Aermlichkeit, die früher den Eindruck machte, als ob sie von der Pauverté käme. Heute wirken diese Reclam-Bändchen angemessen, sachlich und angenehm.

C. A. BERNOULLI, *Johann Jakob Bachofen und das Natursymbol*. Ein Würdigungsversuch. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel.

Ein Würdigungsversuch — nicht mehr — weil die Fülle der Probleme nur angedeutet werden konnte — und nicht weniger, weil Bernoulli als erster überhaupt den Versuch wagt, Bachofens Gedankenwelt darzustellen und seine Anregungen von ihren Ursprüngen bis zu den letzten Auswirkungen zu verfolgen. Jedenfalls die einzig umfassende Darstellung jenes genial wirkenden Geistes.

JAKOB SCHAFFNER, *Der Dechant von Gottesbüren.*

JAKOB SCHAFFNER, *Die Weisheit der Liebe.*

JAKOB SCHAFFNER, *Das Wunderbare.*

JAKOB SCHAFFNER, *Johannes.* Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die Romane Schaffners vertreten einen Typus, der schon deshalb in Deutschland wichtig ist, weil er Seltenheitswert hat. Er hat nicht die schreckliche Ambition des Literaten, der dabei unter dem Niveau seines eigenen Stoffes bleibt, und macht nicht die Schmierkonzessionen des Erfolgsschreibers. Schaffner ist ein Unterhaltungsschriftsteller, wie er sein soll: Mit der Eindringlichkeit eines Heimatverwurzelten, dem Geschmack eines Europäers und der Phantasie des Poeten. Das Erzählenkönnen versteht sich von selbst.

GOETHE, *Faust.* Verlag der Bremer Presse, München.

Der angemessene Druck. — Ein im Zusammensein von Type, Satz, Papier und Einband vollendet einheitliches Werk — gar kein Luxusdruck — also nicht etwa überflüssig, sondern für 14 M. erwerbenswert.

A. KUPRIN, *Sulamith.* Ins Deutsche übertragen und bearbeitet von M. v. Schlippe und Melitta von Speck, mit Original-Lithographien von Arnold Schott, Berlin, Glagol-Verlag.

Aus dem unvergleichlichen Reichtum der Sagen über Salomo greift Kuprin einige heraus, um in ihrer Beleuchtung das „Hohe Lied“ in ein neues, faszinierendes Licht zu setzen. Einzelne Kapitel, wie das der Mysterien im Isistempel, bezaubern durch die gedrängte Fülle des Geschehens und die Plastik der Gestaltung, die diese Erlebnisse gleichzeitig zeitgebunden und doch unerhört modern erscheinen lassen. Man begnügt sich nicht mit einmaligem Lesen. Leider bedeuten die dem Buch beigegebenen Holzschnitte keine Bereicherung, während die Uebersetzung ausgezeichnet ist.

B. Sch.

ERICH MENDELSON, *Amerika,* Bilderbuch eines Architekten. Verlag Rudolf Mosse, Berlin.

Ein Ausschnitt aus dem Koloß Amerika „gesehen durch ein Temperament“. Das Wirbelnde, Ungeheuerliche, Gigantische, Grotteske, Kulturlose und wieder das sachlich Klare, Kühne, wuchtig Grandiose einer werdenden neuen Welt finden ihren Ausdruck in diesen prägnanten Bildern, photographischen Aufnahmen Mendelsohns. Diesen Atlas zu durchblättern ist ein kurzweiliges Geschäft.

C. F. R.

EDUARD FUCHS und PAUL HEILAND, *Die deutsche Fayence-Kultur.* Verlag Albert Langen, München.

Aus der 3000 Nummern umfassenden Berliner Privatsammlung Heiland sind 150 der schönsten Stücke ausgewählt und in guten Abbildungen großen Formats wiedergegeben worden. Wir erhalten einen Ueberblick über die Arbeiten der deutschen Manufakturen etwa des halben Jahrhunderts 1720—70, der Hauptblütezeit der deutschen Fayence. (Amüsant die Gefäße in Form von Tieren, von denen wir einige in diesem Heft abbilden.) Die Einleitung von Fuchs ist flott geschrieben, aber die politische Einstellung des Verfassers ergibt manche recht fragwürdigen Schlußfolgerungen. („Das Proletariat fing damals an, eine Massenerscheinung zu werden.“) Die „Tafelbeschreibungen“ von Heiland geben weit mehr als dieses Wort besagt, sie enthalten eine Geschichte der Fayence-Kunst, geschrieben von einem der intimsten Kenner des Gebiets, mit einer Fülle neuen Materials.

C. F. R.

Nachricht

Von dem

Liegenden

Schiffe /

So aus

Portugal /

Den 24. Junii in Wien mit seinem

Erfinder /

Glücklich ankommen.

Von neuen nach dem allbereit gedruckten Exemplar in die Naumburger Meß gesandt.

ANNO 1709.

Eine Lügenschrift, herausgegeben 1709 in Wien auf die von Lissabon her fälschlich verbreitete Nachricht, daß der Pater Gusmao dort in einem Luftballon aufgestiegen sei.

(Aus dem soeben erschienenen dritten Bande von Arthur Fürst, „Das Weltreich der Technik“.)

ROBERT SCHMIDT, *Das Porzellan als Kunstwerk und Kulturspiegel*.
Verlag F. Bruckmann A. G., München.

Die dankenswerte Arbeit eines trefflichen Kenners des Porzellans und seiner Geschichte. Die übliche einseitige Betrachtung nach künstlerischen und stilgeschichtlichen Gesichtspunkten wird endlich einmal durchbrochen und der Ver-

Wien vom 24. Junii 1709.

Bestern früh um etwan neun Uhr war alles in hiesiger Stadt in grossen Alarm und Bestürzung/ alle Gassen lieffen voller Leute / und die jesnigen / so nicht auff den Gassen waren / lagen in den Fenstern / frugen was zu thun wäre; fast keiner aber konte dem andern gewissen Bescheid geben / die Leute lieffen umher und riefen / der Jüngste Tag wolte einbrechen / andere / man verspührete ein starkes Erdbeben / noch andere / es liesse sich eine ganze Armee Türcken vor den Thoren sehen. Endlich kam allen zu Gesichte in der Luft eine unbeschreibliche Menge grosser und kleiner Vögel / welche / wie es anfänglich schiene / um einen gar grossen Vogel umher flogen und mit demselben stritten. Es zog sich aber dieser Schwarm nach gerade weiter herunter und der Erden näher zu / da man sehen konte / daß dasjenige / so man für einen grossen Vogel angesehen / eine Maschine war / in Gestalt eines Schiffes / mit einem darüber her sich ausbreitenden Seegel / welche in der Luft daher schwebete / und einem Menschen / wie ein Mönch gekleidet / in sich hielt / der mit verschiedenen Schüssen seine Ankunft kund machte. Nach vielen circulariten / so dieser Luft-Keuter in der Luft machte / sahe man wohl / daß seine Intention war / sich auff einem Plage in dieser Stadt nieder zu lassen / es kam aber unvermuthet ein Wind / der ihn an seinem Vorhaben nicht allein verhinderte / sondern ihn auch an die St. Stephans Thurms Spitze trieb / und machte / daß sich an derselben das Seegel verwickelte / so daß die Maschine daran hangen blieb. Diese Begebenheit verursachte einen neuen Lärmen unter dem gemeinen Volcke / welches alles nach dem Thum-Plage zu lieff / so daß wol 20. Menschen in dem grossen Gedränge solten

Rückseite von nebenstehendem Titel

sich gemacht, dem Thema von der kulturellen Seite beizukommen. Der Porzellanliebhaber erfährt nicht nur von den Manufakturen, den Malern und Modelleuren, sondern man sieht einmal, wie ein neuentdeckter Werkstoff von seiner Zeit und dem besonderen Milieu geformt und gestaltet wird und wie wiederum die so aufblühende Produktion Zeit und Kultur beeinflusst. C. F. R.

V. B. IBAÑEZ, *Die Toten befehlen*. Deutsch von Dr. van Bebber. Paul List Verlag, Leipzig.

Auf der Insel Mallorca leben noch Nachkommen der einstigen jüdischen Bevölkerung, seit Jahrhunderten christianisiert; aber zum Unterschied von den spanischen Marannen sind diese „Chuetas“ verachtet. Den Konflikt, der sich aus einer Verbindung zwischen einem verarmten Aristokraten und einem Chueta-mädchen ergibt, schildert Ibañez mit der Explosivkraft des großen romanischen Literaten, dessen Stil nicht minder revolutionär ist als seine aufklärende Gesinnung.

AUS DEM PROPYLAEN-VERLAG

Dieser Tage erscheint ein weiterer Band der *Propyläen-Kunstgeschichte*, „Die Kunst des 20. Jahrhunderts“, herausgegeben von Carl Einstein. Er bietet ein außerordentlich reiches Material: 480 Abbildungen, darunter 22 farbige Tafeln und 21 Kupfertiefdrucktafeln, zeigen die bedeutendsten Kunstwerke der letzten drei Jahrzehnte. In so umfassender Weise ist bisher an keiner Stelle zusammenhängend Expressionismus, Futurismus, Kubismus usw. behandelt worden. Die einzelnen Persönlichkeiten kommen voll zu ihrem Recht: Picasso ist mit 40 Abbildungen vertreten, Braque mit 34, Kokoschka mit 28, Matisse mit 28, Derain mit 24, Barlach mit 18, Gris mit 17, Nolde mit 17, Léger mit 16, Utrillo mit 15, Grosz mit 14, Schmidt-Rottluff mit 14, Heckel mit 13, Maillol mit 12, Feininger mit 12, Chagall mit 11, Rousseau mit 11, Klee mit 10 usw. Dem Bildercorpus ist eine Einführung von 170 Seiten vorangestellt. Ihren Verfasser, Carl Einstein, brauchen wir den Querschnittlesern nicht vorzustellen.

Wiederum ist eine unserer großen Klassikerausgaben zu Ende gebracht worden: Die von Conrad Höfer besorgte sogenannte Horen-Ausgabe von Schillers sämtlichen Werken gelangt mit dem zweiundzwanzigsten Bande, der soeben erscheint, zum Abschluß. Der Band enthält Gedichtentwürfe und Gedichtpläne sowie dramatische Fragmente aus Schillers Nachlaß, vor allem aber trägt er durch eine Anzahl ausführlicher, nach den verschiedensten Gesichtspunkten bearbeiteter Register dem Anspruch auf praktische Benutzbarkeit der ganzen Ausgabe in weitestem Maße Rechnung.

In der modernen Erzählerreihe bringt der Verlag das Erstlingsbuch von Marcel Proust heraus, die „Tage der Freuden“, das Anatole France beinahe bewundernd eingeleitet hat, und in dem die Besonderheit des Dichters jugendlich zart und doch unverkennbar zum Ausdruck kommt. Bilder fremdartiger Erscheinungen einer aristokratischen Welt gewinnen in der delikaten und aparten Form der Erzählungen Lebendigkeit. Die Uebersetzung von Ernst Weiß durchdringt den Geist dieser diffizilen Sprache.

In die gleiche Reihe gehört „Der Flug“ von Nikitin, stofflich und formal ein bedeutungsvolles Zeugnis aus dem bolschewistischen Rußland. Das Buch schildert das Dasein der Nachkriegszeit einer kleinen entlegenen Garnison, den Kampf zweier Freunde um eine Frau, die Sinnlosigkeit der Existenz in einer leidenschaftslosen und dabei vibrierenden Art, einer abrupten und dabei musikalisch erfüllten Sprache, die Gregor Jarcho nachgedichtet hat.



Ottomar Starke

MARGINALIEN

Eismädchen, Ringkämpfer und Rachmann

Eine Erinnerung an Neuyork

Von *Hanns Heinz Ewers*

Unionsquare — ein wirres Durcheinander. Zerbrochene Gitter, tiefe Löcher und mächtige Steinhaufen. Holzbuden, Plankenzäune, Laternenpfähle, dazwischen kahle Bäume. Ein paar zerschlagene Bänke — ein Denkmal dann. Ratten. Das war einmal ein Platz, sagten die Leute, und es sollte auch wieder einmal einer werden —

In die vierzehnte Straße bog er ein. Sah oben Licht bei Lüchows, fragte den Portier, was es gäbe?

Der sagte, daß man da eine Weihnachtsfeier veranstalte. — Wer? — Ach, der Herr Direktor Rachmann.

Er ging hinauf, lauerte durch die offene Türe.

Hinten ein Weihnachtsbaum. Tischchen davor mit Geschenken und Kuchentellern. Da stand Fritz Rachmann aus Berlin, sehr feierlich und väterlich im Frack. Er schlug die Augen unter sich, hielt die Hände über dem Bäuchlein gefaltet. War ganz Andacht, stand still und stumm. Nur die Daumen drehte er, und dazu kauten die Kiefer — irgendeine Bewegung mußte er doch haben. Neben ihm stand seine Frau, Mizi Gizi, die Soubrette — Meisei Geisei sagten die Neuyorker, wie sie ihn Sammy nannten. Nicht minder ernst und würdig als er, tief ausgeschnitten, sehr bewußt ihrer Hoheit. Ein wenig nervös: dies war das erste Auftreten ihres Töchterleins.

An der rechten Wand die Ringkämpfer. Aberg, Lurich und Wladek Zbysko. Der wilde Hevonpä, Linoff, der Kosak, Pierrard le Colosse, wie sie alle hießen. Ungeschlacht, eckig in ihren Straßenanzügen, sehr geniert dazu. Und gegenüber die Eismädchen.

Fünfundzwanzig Dinger zwischen fünfzehn und achtzehn. Berliner Rangen von echtestem Blut. Acker- und Mulackstraße bis zum Wilmersdorfer Schramm. Admiralsgarten und Eispalast — nun hinübergeworfen durch den Krieg an das Neuyorker Hippodrom. Drüben ein wenig schon Mode von gestern — hier die große Sensation. Die neue Kunst, das, wovon Neuyork sprach. Sie — und das russische Ballett. Nijinski und die kleine Charlotte, das war heuer das höchste der Gefühle in dieser Stadt. Nur — die Russen boten einen jämmerlichen Abklatsch von dem, was sie früher waren — einen siebzehnmal verdünnten, schalen Abguß ihrer einstigen Kunst. Strahlten im Weihrauch ihres alten Weltrufs, verschenkten dünnsten Kamillentee statt des wilden Feuerweins, servierten fade Chickensandwiches statt des Kaviars. Gut genug für die Yankees, dachten sie.

Die Eismädchen hatten nie Kaviar vorzusetzen und nie berausenden Wein. Sie boten Berliner Pfannkuchen und nichts anderes. Aber echt und heiß und knusprig und unverfälscht — genau wie in Berlin.

Hunderttausende zahlte man den Russen in der Metropolitan Oper. Zehn Dollar bekam jedes Eismädchen für die Woche im Hippodrom.

Hinter dem Christbaum hervor kroch das Weihnachtsengelchen, Kätchen Rachmann, gerade fünf Jahre alt. Sprach ihr Verschen, ohne zu stocken, glatt und hell, mit Ausdruck sogar. Sehr stolz wurde Herrn Rachmanns Gesicht, und Mizi Gizi brauchte ihr Vorsagezettelchen nicht.

Hübsch war die Kleine in ihrem weißen Kittelchen, mit den großen dunklen Augen der Mama, sehr hübsch und lieb —

Und die Riesen da an der Wand wurden weich wie Schmalz am Johannis-tag. Der mächtige Aberg zog ein Taschentuch heraus, Pierrard le Colosse schluchzte im Takt. Hevonpä aber, dem finnischen Berserker, rollten die dicken Tränen über die Wangen —

Drüben kicherten die Eismädchen und stießen sich an. Ihre Gardedame, das hübsche Fräulein Elisabeth, mußte ihnen einen strafenden Blick zuwerfen. Da hielten sie sich, taten feierlich, bissen in die Taschentücher.

Mizi Gizi wandte sich rasch, setzte sich ans Klavier. Begleitete die ‚Heilige Nacht‘, in die ihres Engelchens Ansprache ausklang.

Allein sang die Kleine die erste Strophe — mit ihrem süßen, schmeichelnden Kinderstimmchen — ein wenig zu tief.

Dann fiel die Mama ein. Alle die Eismädchen auch, froh, sich Luft machen zu können. Und Fritz Rachmann schob den Kaugummi in die linke Backetasche, räusperte sich, machte einen sehr ernsthaften Versuch mitzusingen.

Aber keiner, keiner der Ringkämpfer konnte einen Ton nur hervorbringen. Das schluchzte, weinte und heulte —

Jeder Mensch vom Bau wußte: Fritz Rachmann sitzt heuer mächtig in der Patsche. Seine große Schau war ein Reinfall; seine Ringkämpfe im

ZWEI WERKE ÜBER GEORG KAISER

Weit über Deutschlands Grenzen hinaus ist Kaisers Name als Dramatiker berühmt. Kaiser ist heute der in Deutschland am meisten gespielte Bühnendichter, mit dessen Werk jeder Theaterinteressent sich auseinandersetzen muß.

Die Bedeutung Kaisers bedingte die Notwendigkeit der untenstehenden Publikationen, die sich in ausgezeichneter Weise ergänzen. In keiner Bibliothek dürfen diese beiden Bände fehlen.

MAX FREYHAN Georg Kaisers Werk

Max Freyhan hat das literarhistorische Werk über Georg Kaiser geschrieben. Sein Buch will Georg Kaiser als Repräsentanten und Exponenten der Zeit verständlich machen. Es will ihn messen am Geist der Zeit, sofern sie fruchtbar, sofern sie trüchtig von Zukunft ist, und mit alledem durch Erkenntnis auch Liebe wecken zum Erkannten.

Broschiert Mark 4.50. In Ganzleinen Mark 7.50

LUDWIG LEWIN Die Jagd nach dem Erlebnis Ein Buch über Georg Kaiser

Lewin erstrebt in seinem Buch keine literarhistorische Einreihung, vielmehr soll durch sein Werk unmittelbar Erlebnis vermittelt werden. Wie selten einer hat Georg Kaiser die Gabe, unser Lebensgefühl zu erhöhen und zu steigern, und so ist auch das vornehmste Ziel dieses Werkes über ihn, den Leser in Spannungen und Lösungen psychologisch tiefspuriger Einzelbetrachtungen aufzurufen zu dem einen Ziele: ›Erlebnisbereitschaft‹.

Broschiert Mark 3.—. In Ganzleinen Mark 5.—

Beide Werke wurden bei Jacob Hegner in Hellerau auf bestes englisches Alfa-Papier gedruckt

VERLAG DIE SCHMIEDE
BERLIN W 35 / MAGDEBURGER STR. 7

Manhattan-Opernhaus ziehen noch nicht. Jedermann wußte: Sammy hat, um durchhalten zu können, all seine Ringe versetzt, seine Hemdknöpfe und die dicke Busennadel mit der mächtigen Perle dazu. Und Meisei Geiseis Schmuckstücke sind denselben Weg gewandert und zum selben Zwecke. Man wußte auch: seit einer Woche schon hat er keine Gagen mehr bezahlt. Ringkämpfer werden unangenehm, wenn sie hungrig sind — da freute sich die Konkurrenz.

Sammy zahlte doch Gagen; hier einen Dollar und da einen, wo er hunderte schuldig war. Er sagte den Riesen: „Wartet nur, Kinder! Ihr wißt doch: wenn ich Geld habe, habt ihr auch Geld.“ — Sie schlugen ihn nicht tot, sie prügeln ihn nicht, schimpften nicht einmal — da ärgerte sich die Konkurrenz.

Sammy Rachmann wußte: wenn ich nur durchhalten kann, kommt ganz



KANTOROWICZ



sicher das Publikum. Die Presse muß ich bezahlen, die Theatermiete, die Plakate — — Keiner borgt mir einen Cent hierzulande.

Nur — die Ringkämpfer.

Dennoch: nicht deshalb lud er sie zur Weihnacht. Nicht, daß sie ihm helfen sollten — nur weil sie ihm halfen und geholfen hatten. Dann auch: ihnen eine Freude zu machen, seinen Freunden. Deutsche Weihnacht, hier in fernem Lande, zur Kriegszeit.

Und vergaß ganz, wer seine Ringkämpfer eigentlich waren. Gewiß waren auch ein paar Deutsche dabei: Winnetou, der Komanchenhäuptling, der eigentlich Huber hieß, und Fürst, der Stolz von Hernals, aus Wien. Aber die andern? Polen, Russen, Letten, Spanier, Franzosen und Italiener. Auch ein paar sogenannte Amerikaner: Lew Einstein, ein Jude von der Ostseite Mannhattans, und der Nigger Hawkins. Was sollten all diese Männer unter dem deutschen Tannenbaum?

So mußte es sein: die deutschen Mädels sollten weinen, die Berliner Rangieren vom Eisballett. Kaum der Schule entwachsen — zum erstenmal draußen in der Welt, in dieser Zeit! Fern von Vater und Mutter, von Geschwistern und Heimat. Die sollten gerührt sein, sollten schluchzen, flennen und heulen.

Aber die Eismädchen kicherten und stießen sich an.

„Mensch,“ raunzte die blaue Marta, „kiek bloß mal, wie dem Dicken da die Träne kullert!“

Und die Hildegard flüsterte: „Bloß schade, det hier so jeheizt is! Die heulen ja 'n See zusammen — wenn det friern möchte, könnten wir jleich drauf Schlittschuh laufen!“

Fräulein Elisabeth kniff sie in den Arm, daß sie still sei.

„Au!“ machte der blonde Fratz, die Hildegard.

Die starken Männer merkten nichts davon.

Sie starrten nur auf das Weihnachtengelchen, das jetzt „Ihr Kinderlein kommet!“ quiekte. Pierrard le Colosse — dreihundert Kilo schwer und mit dem Kegelkugelhöfchen eines fünfjährigen Kindes — zog sein rotes Taschentuch heraus, schneuzte sich dröhnend. Lopez, der Löwe von Valencia, der neben ihm stand, schluckte und schüttelte sich, drückte beide roten Prätzen vors Gesicht, ganz aufgelöst.

Nicht einmal Danke sagen konnten sie, als das Christengelchen ihnen ihre Geschenke brachte. Zwei neue Hemden für jeden und einen Kuchenteller. Völlig abwesend knabberte der Lurich an einem kleinen Stückchen Pfefferkuchen — er, Georg Lurich aus Wilna, dessen regelmäßige Abendmahlzeit aus zehn — 10! — großen Beefsteaks bestand. Mit Zubehör jedesmal, versteht sich! Fünf Liter Milch trank er dazu — das Bier kam erst hinterher.

Linoff, der Kosak, fletschte die Zähne, wie er auf der Bühne tat. Aber Wladeck Zbysko mit den Blumenkohlhören, Zbysko, der Weltmeister im Catch-As-Catch-Can, Zbysko, der Kavalier, kniete hin, beugte sich tief herab, küßte die süßen Kinderhändchen des weißen Engelchens — — —

Die im vorigen Heft auf S. 103 wiedergegebene **Lithographie von Rahel Szalit-Markus** ist, wie uns nachträglich bekannt wird, in der Mappenzeitschrift „Die Schaffenden“, herausgegeben von Paul Westheim im Euphorion-Verlag, Berlin, erschienen.

DIE FÜNF WELTTEILE

Die weltumspannende Bücherreihe
Geistiger Sammelpunkt derer, denen die Erde ein einziges Erlebnisfeld ist,
bringt u. a. die Werke von

JAMES JOYCE

dem großen Erneuerer der Erzählungskunst (s. S. 232)

DER RHEIN-VERLAG

BASEL / ZÜRICH / LEIPZIG / PARIS / STRASSBURG

Sam Rachmann oder: Die Minorität hat immer recht

Von *Elfriede Mertens*

Gegen Sam Rachmann wurde viel geschrieben. Ich will für Sam Rachmann schreiben, für den tüchtigsten Geschäftsmann, für den genialsten Theatermann, von dem man noch mehr Schlager ganz großen Stils zu erwarten hat.

Sam Rachmann ist der Mann mit amerikanischem Tempo. Er entschließt sich innerhalb zehn Minuten zu einer Reise über den Ozean. Seine grandiosen Ideen und Einfälle befallen ihn morgens um vier Uhr. Um fünf Uhr hat er bereits alle Leute, die er braucht, zusammentelephoniert, um sechs ist das Geschäft gemacht, um acht hat er alles wieder vergessen; neue, alles übertrumpfende Ideen befallen ihn....

Aus einem Rachmannschen Telephongespräch:

„Guten Tag, Herr Rachmann, wie geht's?“

„Nix guten Tag, nix wie geht's — Zoff.“

„Ich wollte Sie fragen, —“

„Gemacht, erledigt.“ Rachmann hängt an.

Ursprünglich war Rachmann Komiker. Er und sein Kollege sangen in den kleinsten Varietés: „Wir sind die Gebrüder Grey, eiwai, eiwai.“ Dann ging Sam mit dem Teller herum. Mit sicherem Instinkt seine Begabung erkennend, gab er seine Komik auf und managte wirkliche Humoristen, stellte Ensembles zusammen, verteilte sie auf ganz Deutschland, wurde Leiter der größten Varietébühnen, exportierte Stars nach Amerika. Dort überraschte ihn der Krieg, in einer für ihn sehr ungünstigen Situation, nämlich ohne Geld. Er hatte eines Tages noch einen Dollar und überlegte, da er Hunger hatte, ob er den Dollar in einem bescheidenen Restaurant veressen oder im Waldorf Astoria einen Mokka trinken sollte. Er ging ins Waldorf, lernte einen der größten Filmmagnaten kennen, hatte eine Stunde später zehntausend Dollar in der Tasche und war acht Tage später Direktor einer der größten Filmkonzerne. Sam Rachmann kam mit amerikanischem Geld nach Deutschland, sprach fließend Englisch, natürlicherweise noch schlechter Deutsch, ermöglichte der deutschen Filmindustrie, sich zu entwickeln, und engagierte Filmstars nach Amerika.

DIE FÜNF WELTTEILE

JAMES JOYCE: *Jugendbildnis*

Selbstporträt / vorbereitend auf die Göttliche Komödie unserer Zeit: *Ulysses*. 380 S. Ganzln. M8.—

Die geistige Welt über den Verfasser des Ulysses (vergl. S. 249) :

Das literarische Können von Joyce ist von klassischer Qualität. *Bernard Shaw* / Ein Genie von höchster Rangordnung, nur noch mit Goethe und Dostojewski vergleichbar. *The Nation, London* / Balzac ist zum Bettler und Zola zum Bankrotteur gemacht. *The Quarterly, London* / Seit zwei Jahren steht der Name Joyce in der literarischen Welt so im Vordergrund wie in der wissenschaftlichen Welt nur die Namen Freud und Einstein. *La Nouvelle Revue Française, Paris*

DER RHEIN-VERLAG

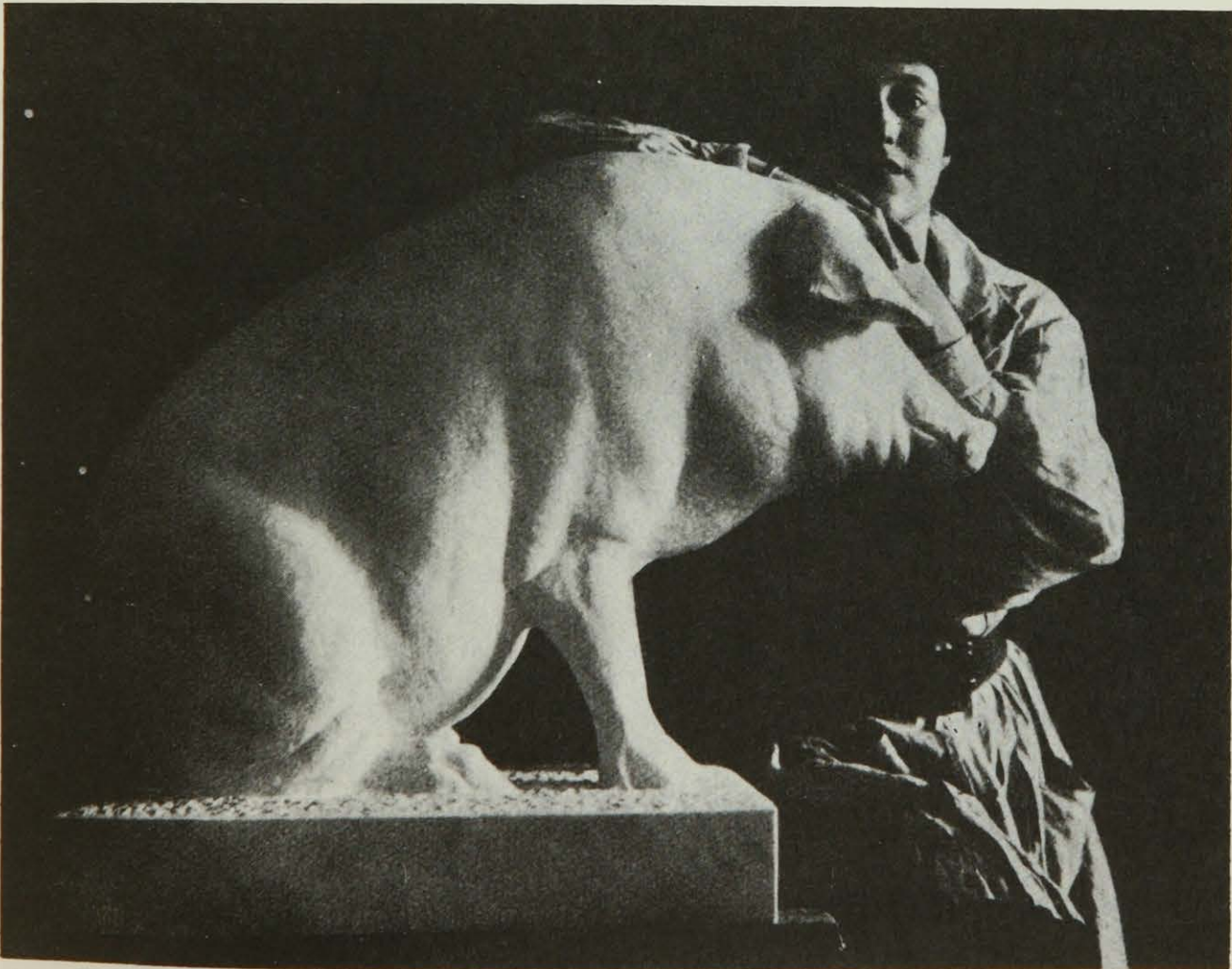
BASEL / ZÜRICH / LEIPZIG / PARIS / STRASSBURG



Die Künstlerin mit ihren Tierfreunden



Maki (Halbaffe)



Die Künstlerin neben einer ihrer neuesten Arbeiten

Photos Paul Cassirer



Photo Sport & General

Baby-Bad in einer Londoner Klinik



Photo Graudenz, Berlin

Die chemische Waffe im künftigen Krieg (amerikanische Gasmasken verschiedener Konstruktion)



Wide World Photo

Die New-Yorker Motorrad-Polizisten bei einer Auffahrt im Central Park

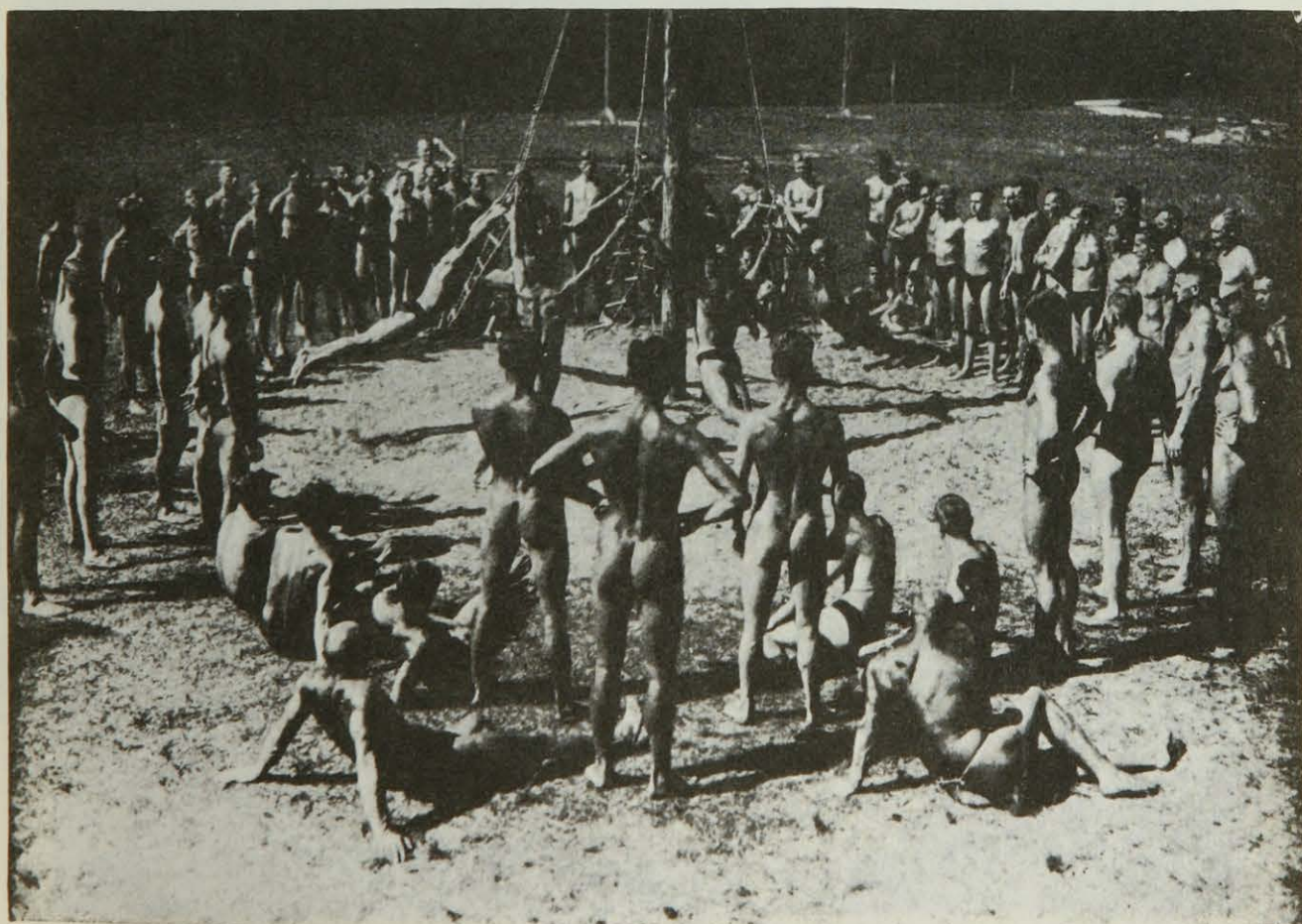


Photo Riebicke

Turnübungen der Berliner Schupo

Künstler im Atelier



Georg Baschwitz mit seinem Modell



Prinz August Wilhelm von Preußen in Liegnitz

Atlantic Photo

Ein Gespräch beim Abschluß des Vertrages zwischen Rachmann und Jannings:

„Vierzigtausend Mark die Woche müssen herauskommen, Herr Rachmann.“

„Das ist zu wenig, Jannings, sechzigtausend.“

„Ja, aber ein Auto müßte ich auch haben.“

„Sollen Sie haben, spielt gar keine Rolle, und Benzin für ein Jahr auch noch dazu.“

Vor dem Adlon standen Autos von Rachmann, 26 an der Zahl. Er fuhr immer in ein und demselben. Die andern 25 dienten der Freude des Publikums und seiner Verwandten. Von Zeit zu Zeit pflegt er seine Mischpoche einzukleiden; dann läßt er drei Dutzend Tanten und Onkels an sich vorüberdefilieren und singt dazu: „Wenn Kalkulators in die Baumblüte ziehn.“ Dann ist Sam restlos glücklich. Ein Hoteldirektor beschwerte sich eines Tages diskret bei ihm, daß die Toilettenfrau vom Apollo-Theater unten sitze und auf eine Verwandte von Rachmann warte, dies sei doch immerhin peinlich. „Wissen Sie, warum die Frau diesen Beruf hat? Weil ihr Mann im Krieg gefallen ist, während Sie sich hier gedrückt haben,“ antwortet Rachmann.

Ist das Kino am Zoo kein Schlager? Bekommt man nicht Herzklopfen, wenn das fünfundsiebzig Mann starke Orchester unter Ernö Rapée, einem der größten amerikanischen Kapellmeister, spielt, und dabei in rasender Geschwindigkeit das Programm heruntersaust?

100000 Mark Roman-Preiswettbewerb

des Hamburger Fremdenblattes und der Münchner Neuesten Nachrichten

Das Preisgericht hat von mehr als 300 eingegangenen Arbeiten den beiden besten Romanen je einen Preis von 50000 Mark zuerkannt. Diese beiden preisgekrönten Romane sind:

„Borwin Lüdefings Kampf mit Gott“

von Dr. Elsa von Bonin in Brettin bei Genthin

„Der Weg aus der Nacht“

von Regierungsbaurat Edmund Riß, Reddinghausen

Ferner hat das Preisgericht zwölf Romane zum Ankauf empfohlen, wovon die nachfolgenden elf erworben worden sind:

„Der Mann aus dem Schützengraben“ von Felix Moeschlin, Utikon am See * „Zinzer oder die verzweigte Luft“ von Hans Leip, Hamburg * „Heimwehland“ von Hermann Falk, Gleiwitz * „Der Knecht Gottes Andreas Nyland“ von Ernst Wiechert, Königsberg in Preußen * „Wesen und Erscheinung“ von Fräulein Eva von Eckardt, Hamburg * „Der Preisroman“ von Dr. Konrad Beste, Berlin-Lichterfelde * „Schiff in Rot“ von Frau Lu Wolbehr, München * „Höhenfeuer“ von Frau Anne-Marie de Grazia, Dresden-Loschwitz * „G. F. der Abenteurer“ von Oscar Bauer, Prag * „Magnus Rasmussen“ von Dr. phil. Baronin Gertrud v. Broddorff, Sophienlust-Altschberg (Holst.) * „T. : Neue“ von Juliane Kay, Wien

Die Veröffentlichung des ersten preisgekrönten Romans „Borwin Lüdefings Kampf mit Gott“ hat am 13. Februar begonnen. Der Anfang des Romans wird nachgeliefert.

Sonntagblatt Staats-Beitung und Herald.

72. Jahrgang, No. 2. — 48 Seiten. —

New York, Sonntag, den 31. Januar 1926.

3 Seiten.

Preis 10 Cent

Nun zittert, nasse Pennsylvanier!

Trockenlegung des Staats
mit den vereinten Kräften
Mellons und Pinchots.

„Mundsperr“ für Völkergerichts - Gegner?

Man fürchtet, Obstruktion ge-
fährde indirekt Steuerbill.

Senator Frazier will nur dann
von Anschluß an Weltchieds-
gericht wissen, wenn alle Kriegs-
flotten abgeschafft.

Oper an und für sich im neuen Bau.

Rahn sieht Gesellschafts-
patronage nicht mehr als
wesentlich.

Erbbesitz der Logen soll abge-
schafft werden. — Abfall „erster
Familien“ daher sehr möglich.

Toselli gedenkt noch im Tod der Gattin.

Ordnet tief empfundene Inschrift
für seinen Leichenstein an.

Senator wirft Coolidge Amts-Mißbrauch vor.

„Der Präsident macht Zolltarifkommission partei-
politischen Zwecken dienstbar und läßt sich von den
Leuten, die er ernennt, vorher Demissionschreiben
einhändigen“, sagt Norris.

Indianer und ihre Reservationen.

Was Frau Seymour, eine Kennerin, über
die heutigen Rothhäute zu berichten weiß.
— Manche irrigen Ansichten richtig gestellt.

Frau von Tschaikowsky keine Zarentochter.

Großfürstin Olga hat sich in
Berlin davon überzeugt.

Bier Stock tief gestürzt.

Wäscheleinen dienen dem Fal-
lenden, der nur Wein brach,
als Lebensretter.

Trinkfeste Männer sah Bismarck gern.

Die Laufbahn des Freiherrn
Sermann von Eckardstein.

Von dem „Eisernen Kanzler“
wurde er aus der Garde-Ka-
vallerie zum diplomatischen Dienst
herangezogen.

Wasserfömpel planen Schowdown-Ausstellung.

Bei einem Ehrenschaus und
Kummel für „Puffyfoot“ wird
eine Kateridee geboren.

Frl. Ginger kämpft um große Erbschaft.

Beantragt beim Gericht, daß die
Kohlen-Durchschrift des ver-
storbene Testaments ihrer Tante
anerkannt wird.

Willem Mengelberg nach drüben abgereist.

Brooklynner macht auf „Bolen-
dam“ seine 131. Fahrt über den
atlantischen Ozean.

Sing Sing sucht neuen „Scharfrichter“.

John Hulbert hat darauf ver-
zichtet, die sieben Todeslandidaten
noch ins Jenseits zu befördern.

Ist die Gattin los.

Satte sie mit seinen Freunden
in einem Hotel überrascht.

In der Supreme Court ist
gestern Thomas P. Hanagan,
einem Anwalt von 1249 45. Str.,
Brooklyn, die Scheidung von
seiner Gattin Mildred bewilligt
worden, mit welcher er seit 1917
verheiratet war. Die Frau hatte
auf die Verteidigung verzichtet.

Aus der Verhandlung ergab
sich, daß der Kläger die Gattin
in Gesellschaft eines fremden
Mannes mit zwei Freunden in
einem New Yorker Hotel über-
rascht hat.

Präsident soll Gruben in Betrieb nehmen.

Copeland beantragt das in Resolution.

40 Knochengeriiste im Walde von St. Mihiel

Skelette mögen von Amerikanern herrühren, die dort gekämpft hatten.

Fürst Schaumburg- Lippe in dürftiger Lage

Wohnt auf seinem alten Schloß und bezieht Arbeitslosen-Unterstützung.

Schwab erwartet für Stahl höheren Preis!

Geschäftsoptimismus des Bethlehemer Stahlmagnaten beruht auf patriotischer Grundlage.

Heimatreise der Bayern verlockend.

Reise-Plan und Spezial-Tour ins Bayerische Hochland glänzend ausgelegt.

Weltkrieger von Nichte schwerer Schuld geziehen:

Vierzehnjährige behauptet, vergewaltigt worden zu sein.

Russischer Schieber nasweist Richter.

Richter begleicht Forderungen aus hinterlegter Kaution und Schieber verduftet.

Proletariat soll aus Italien ver- schwinden.

Faschisten wollen alle weiteren Streiks strafbar machen.

Die Türkei um 582 Jahre vorgerückt.

Durch Gesetz die internationale Zeitrechnung jetzt eingeführt.

Dröhnende Breitseiten gegen das Völkergericht

Heftiger Kampf entwickelt sich im Senat.

Der Republikaner Johnson sagt, der Eintritt Amerikas würde uns zum Feigling unter den Nationen stempeln. — Der Demokrat Reed erklärt, es handle sich um „eine absolute, un-demokratische, despotische und infame Oligarchie“.

New Jersey.

Kellerstraß und zwei Kinder verschwunden

Bekannter Viederkränzer von Elizabeth ist un-auffindbar.

Berlins Polizisten auf Rollschuhen.

Neuerung notwendig gemacht, um größeres Gebiet zu bedecken.

Münchener hörte ständig N. D. WZB- Station.

Schreibt an Edison Co., Aufnahme sei monatelang durch eiserne Gardinensänge inmitten dichten Häusermeers erfolgt.

Habe drei mal
Versuch gemacht:

Kaffee Hag ist

doch unerreicht in **Qualität**

Frau von 146 Jahren in Persien ermittelt.

Lebt dort wohl und zufrieden mit ihrem 117 Jahre alten Sohn.

Raymond's Romanze endet im Kittchen.

Selbst das Telephon mußte herhalten, um seine Angebetene, eine verheiratete Frau, zu bestürmen.

Lachsalven ohne Ende in Tanzoperette „Mädi“

Publikum plähte bei Sonntagsvorstellung abgezählte 116 Male heraus. — Montag „Zigeunerbaron“.

Harrisburg hat es mit Kohlen- frage nicht eilig

Coolidge warnt von neuem vor überstürzten Aktionen.

Streiker trotz der Leiden zum Durchhalten entschlossen. — Walter und Prall werden konserieren.

Milchmann erstickt Gieg über John D. Rockefeller.

Die durch das Besitztum des Millionärs führende Straße wird nicht geschlossen.

Gould-Testament bedenkt auch Tiere.

Testator setzt Pferde und Hunden lebenslängliche „Pension“ aus. — Zehn-Millionen-Nachlaß fast vollständig an Hinterbliebene.

Chaplin für Film nach Rußland geladen.

Wird Gelegenheit für Kunststücke mit seinem Ueberrock gegeben werden.

Dauer-Schwimelei am Trau-Altar beschlossen.

Shaws Freundin, Fawn Gray, möchte Ehe annulliert wissen.

Erklärt, alle wären nach der dreitägigen „Sitzung“ bis zur Bewußtlosigkeit bezechet gewesen.

Wilson's Freund wurde zum Landstreicher.

Seruntergekommener Ladenbesitzer aus Trenton ins Altenheim geschickt.

Gabbath-Mucker macht uns die Hölle heiß.

Will u. a. die Sonntagsblätter verpönt haben. — Plant Appell an Coolidge.

Banditen stehlen 360 Radierungen.

Bubikopf-Räuberin mit Begleitern plündert Taxifahrer.

Junge Burschen dringen in Apartment und fordern von Frau unter Todesdrohung gegen 9jährigen Sohn Hergabe von Juwelen.

Unsere Helden beim Steubenball im Bilde.

Pressfreiheit wird durch Brunkwagen verherrlicht.

Riesenfest der Steuben Society of America am 28. Januar wird Ereignis von weittragender Bedeutung.

Suggestion soll als Gegengift wirken.

Hypnotische Experimente bei organischen Krankheiten

Auswirkung auf Blutdruck und Pulsschlag beobachtet. — Suggestion, daß Gifte nichts als Wasser.

„Car“ stürzt in Strom; drei tot, 20 verletzt.

Boden des Ohio wird nach weiteren Opfern abgesehen.

Kein triftiger Grund für diesen Staat, Geld für Mietshausbauten zu leihen, bis die 2000 Heimstätten in Treasureland verkauft sind!

TREASURELAND LIEGT IN NEW YORK CITY—NUR 25 MINUTEN VON MANHATTAN

Verlangt! 15,000 Leidende an

TAUBHEIT

Kopf-Geräuschen oder Nasen-Katarrh

Ich wünsche die Namen von 15,000 Personen, die an katarrhalischer Taubheit, Schwerhörigkeit oder Kopfgeräuschen leiden. Ich besitze eine originelle Heim-Behandlung für solche unselige Zustände, und ich wünsche, daß Sie dieselbe ausprobieren ohne Kosten der Auslagen.

Dante sucht Beatrice

Tonkünstler, 40 Jahre, ernst, entschlossen, arbeitsfreudig, umstellungsfähig, vielbereist, allseitig interessiert, ist des Alleinseins müde. Meine Erwählte kann berufstätig sein, eigenes Geschäft oder Vermögen haben, sie kann bettelarm sein, wenn sich der Inhalt folgenden Gedichtes erfüllt:

Still wie die Nacht, tief wie das Meer
soll ihre Liebe sein!

Wenn sie mich liebt, so wie ich sie,
will ich ihr Eigen sein.

Heiß wie der Stahl und fest wie der Stein
soll ihre Liebe sein!

Strengste Verschwiegenheit auf Gegenseitigkeit. Vertrauende Darlegungen mit Aufschrift „Der arme Heinrich“ befördern die Münchner Neueste Nachrichten.

(Münchener Neueste Nachrichten)

DIE FÜNF WELTTEILE

BLAISE CENDRARS: *Gold*

Die fabelhafte Geschichte des tollen Generals Suter, die neue Form des „romanrapid“: der Dichter als Weltreporter (vgl. S. 247)

In Ganzleinen M. 7

Was Kasimir Edschmid möchte, das kann Cendrars: verwirrend buntes Leben mit Tempo und sachlicher Schärfe bezwingend in Worte fassen. *Hambg. Fremdenbl.* — Cendrars hat die schönste Erzählung der Welt geschrieben. *Kölner Tagebl.* — Das Buch verdient, daß man es in der ganzen Welt lese. Es grenzt ans Sagenhafte, mit welcher Fülle die Wogen der Erzählung fluten. *Der Bund, Bern.*

DER RHEIN-VERLAG

BASEL / ZÜRICH / LEIPZIG / PARIS / STRASSBURG

Wiedersehen mit meinen Bildern

Von *Wilhelm Uhde*

Dicht an der Oper, an einer Ecke des Boulevard des Italiens, liegt die *Maison de Blanc*, ein großes, feines Wäschesgeschäft. In der dritten Etage arrangiert man seit einiger Zeit Kunstausstellungen. Und augenblicklich sieht man dort Bilder von Henri Rousseau. Ich wußte nichts von dieser Ausstellung — sie war wohl eben eröffnet —, las den Namen ganz zufällig an der Tür und beeilte mich, sie zu sehen. Da hingen die Bilder, die ich so gut gekannt, so sehr geliebt, und für die ich so viele Jahre gekämpft hatte, gekämpft gegen angeborene Torheit und gegen die tiefe überzeugungslose Komödiantenstimme im *Café du Dôme*.

Das war jetzt die dritte Ausstellung von Henri Rousseau, die ich sah. Die beiden anderen hatte ich selbst arrangiert. Die erste in einem kleinen Laden des *Quartier Montparnasse*. Ein guter Mann hatte ihn eingerichtet und mir zur Verfügung gestellt, damit ich dort ausstellen könnte, was ich wollte. Ich stellte Marie Laurencin aus und Henri Rousseau; der ganze kleine Laden war voll von seinen Bildern. Er selbst half sie mir hängen. Aber es kam niemand, sich die Bilder anzusehen, denn ich hatte vergessen, auf den Einladungen die genaue Adresse dieser kleinen, ganz unbekanntem Galerie anzugeben. Hieraus und aus manchem anderen erkannte der gute Mann, daß ich ungeeignet für seinen Laden wäre, und schloß ihn wieder. Die zweite Ausstellung machte ich bei *Bernheim Jeune* nach Rousseaus Tode. Mein kleines Buch über ihn war gerade in Paris bei *Figuière* erschienen. Das war nun ein großer Erfolg. Alle Leute kamen, sich die Bilder anzusehen, und fanden sie sehr schön.

Und jetzt war es die dritte Ausstellung, die ich sah. Dreizehn Jahre waren seit der zweiten verflossen. Da hingen wieder die Bilder, in kleinem Format ein Urwald, unheimlich blau-grün, mit dem Tiger im Schilf; auch das Bild mit den Telegraphendrähten war da, und die kleine rote Frau im Frühlingsgehölz promenierend; Bilder, von denen ich mich nie getrennt hatte und die in meiner Wohnung am *Quai* hingen. Bis sie eines Tages ins große Auktionshaus gebracht und als deutsches Gut versteigert wurden, mit vielen anderen schönen Bildern von Picasso, Braque, Marie Laurencin zusammen, die mir gehörten.

Ein älterer Herr, den zu kennen ich mich nicht entsann, mit dem Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch, kam auf mich zu, sehr freundlich, und redete mich an. „Dieses Bild gehörte Ihnen einst,“ sagte er weich und deutete auf die Frau im Frühlingswald. „In der Tat,“ sagte ich, „ich hatte es bei einer Wäscherin im entlegenen Viertel kleiner Leute gefunden und für vierzig Franken gekauft. Rousseau war damals eine komische Figur, und seine Bilder hatten keine Preise. Das Bild stand als Schirm vor einem Kamine.“ — „Sie können es wiederkaufen,“ sagte er lächelnd. Und als ich ihn fragend ansah, fügte er hinzu: „Es werden dreihunderttausend Franken dafür verlangt.“

Unter diesen Bildern war ein einziges, das ich nicht kannte. Wie kommt es, daß man inzwischen keine neuen Bilder von Rousseau gefunden hat? Alle

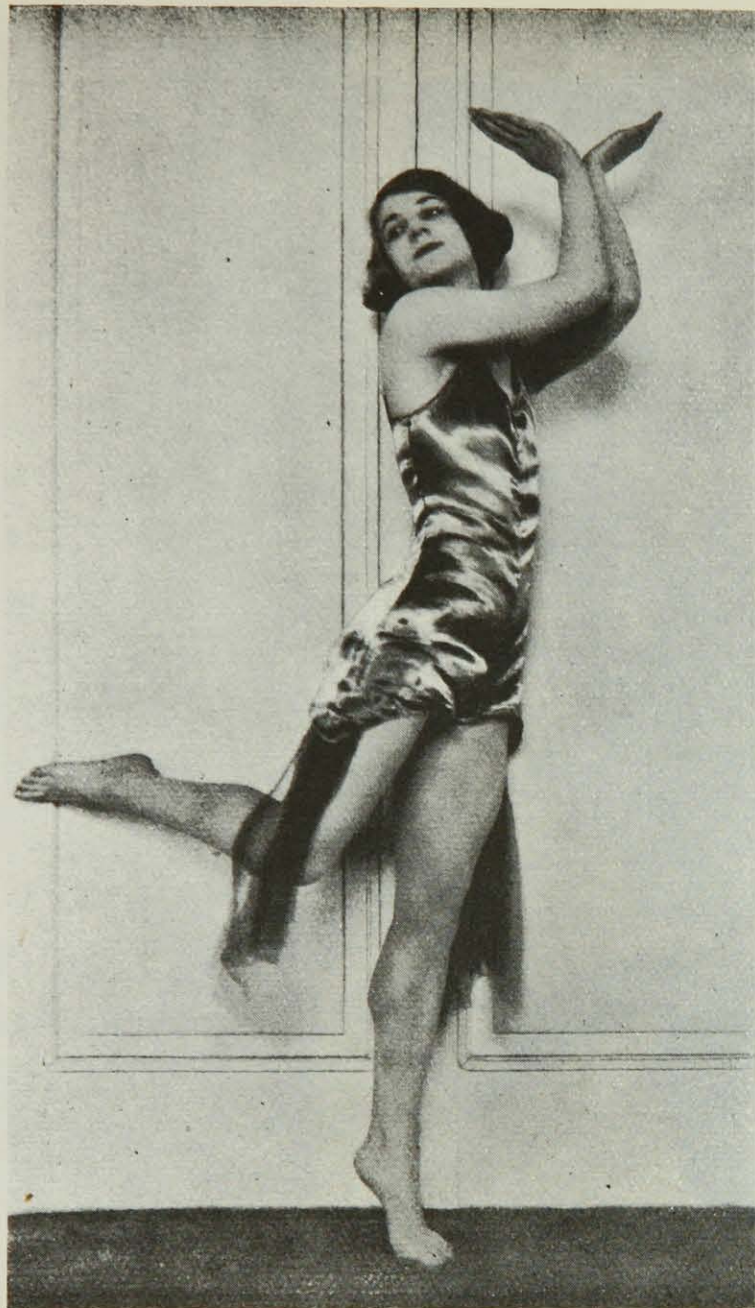
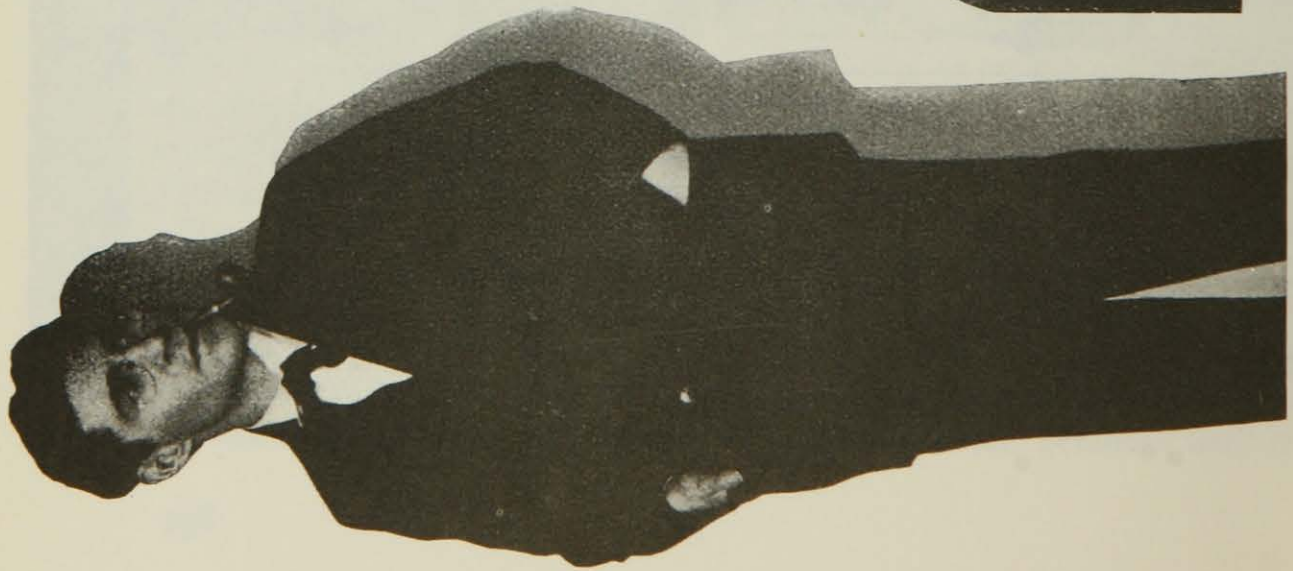


Photo Bonney

Lisa Duncan, Tochter Isadora Duncans, in ihrem „Goldfischtanz“



Wilhelm Albrecht, Inhaber vieler Meisterschaften im Hochradfahren



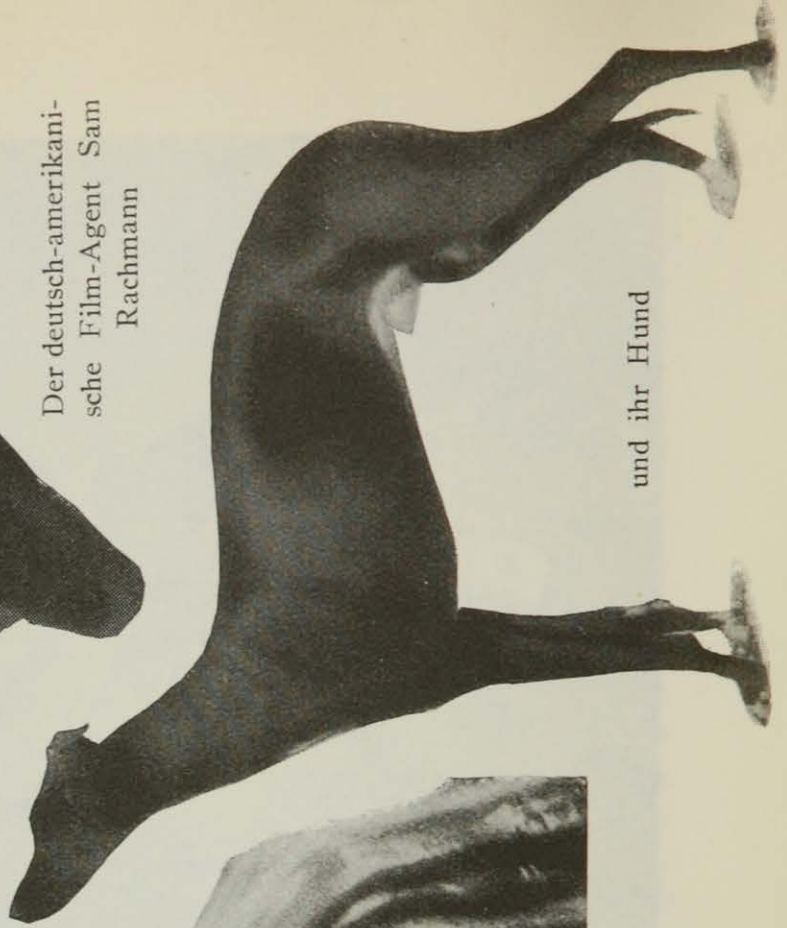
Der Schriftsteller
E. Szittyá



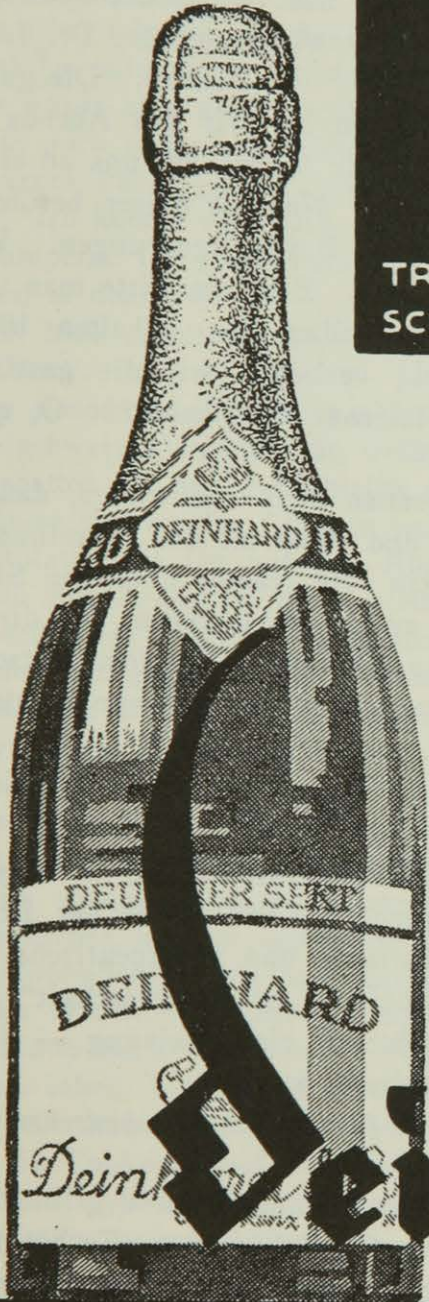
Die Schauspielerin Elfriede Mertens



Der deutsch-amerikani-
sche Film-Agent Sam
Rachmann



und ihr Hund



DURCH:

Deinhard

DEINHARD & CO GEGRÜNDET 1794
SEKTKELLEREI
COBLENZ AN RHEIN UND MOSEL

Mittags hatte man ein Festmahl „für Herren“ angesagt. Dieses stand ganz im Zeichen des Karnevals. Die hervorragendsten Büttenredner von Köln und Düsseldorf rangen um die Siegespalme des Humors; ach Gott! o, Gott! Köln marschierte wie immer in diesem Fall an der Spitze, denn es wurde dem Dichter von dem Kölner Redner eine „Eulenburg“ (huch wie geistreich!) aus alten Zigarrenschachteln überreicht. Niemand war da, der nur mit einem Wort die geistige Potenz Eulenburgs hervorhob, bis zum Schluß der Schwager des Dichters dies tat. Auch der Düsseldorfer Oberbürgermeister, Dr. Lehr, und Walter Cohen fanden einige würdige Worte für den Dichter. Die ganze Sache war eine absolut lokale Angelegenheit, denn als wir des Abends zu einer Nachfeier im Parkhotel erschienen, setzten wir Münchener uns an einen Tisch, auf dem das Wort „Westendorf“ prangte. Nun ist dieser berühmte Düsseldorfer Name noch nicht bis zu uns nach Bayern gedrungen. Wir saßen also, man denke, an einem „falschen Tisch“. Erdolcht hätte man uns, wenn Eulenburg nicht seine schützende Hand über uns gehalten hätte. „Düsseldorf, die große Kleinstadt!“ Beglückt verließen wir die gastliche Stadt. Wie konnte Düsseldorf früher Feste feiern! Und heute?? O, quae mutatio rerum!

Und du, lieber Herbert Eulenburg, wir kennen dich und wissen, daß du ein Dichter und ein wahrhafter Mensch bist, und wenn all die Prominenten, die uns einluden, nur einer schönen Geste wegen ihre Namen unter ein Stück Papier setzten, und dann keine Zeit fanden, zu dir zu kommen, um dir zu deinem 50. Geburtstage die Hand zu drücken, so gehörst du doch dem deutschen Volke, dem Volke, das du so innig liebst, und das dich zu ihrem geistigen Führer zählt.

Es monumentum aere perennius.

Sonnige Klarheit. . . . sein Lehrbuch der Frauenkrankheiten, die Physiologie und Pathologie des Wochenbetts, die operative Geburtshilfe der Praxis und Klinik, sowie die in Schwalbes „Diagnostische und therapeutische Irrtümer und ihre Verhütung“ bearbeiteten Kapitel „Schwangerschaft“ und „Geburt“ zeichnen sich — und darüber herrscht nur eine Meinung — durch sonnige Klarheit und Gediegenheit der Darstellung aus.

(Klinische Wochenschrift.)

Prof. Dr. Gustav Pauli, Direktor der Kunsthalle Hamburg und der Schöpfer der Bremer Kunsthalle, feierte seinen 60. Geburtstag. Er hat seine Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner viellesse verte freuen.

Das Bauhaus in Dessau. Das Bauhaus, das im April 1925 mit seinem gesamten Personengremium von Weimar nach Dessau übersiedelte, arbeitet jetzt mit allen Abteilungen an der Ausgestaltung seines umfangreichen Neubaus, der im Herbst d. J. vor einer breiten Oeffentlichkeit eröffnet werden soll. Diese konkrete Aufgabe, die die Stadt Dessau dem Bauhaus gestellt hat, bietet die denkbar besten Ausbildungsmöglichkeiten für seine Werkstätten.

Motto homo.

Von *Boxer Erich Brandl*.

Als ich sechzehn Jahre alt war, hatte ich keine Lust mehr, auf der Schule herumzusitzen und brannte durch. — Ich ging auf den Rummel und machte mich da zuerst beliebt, ich schmiß die Jungens von den Treppen und machte Platz für die Leute, die in die Buden hereingehen wollten. Dann kam ein Herr zu mir, der sah aus wie der alte Kerl in dem Film, den ich neulich auf der Tauentzien sah, ich glaube Caligari hieß der Mann, und frug mich, ob ich eine Attraktion mitmachen wolle. Ich sagte ja und da hat er mich hinbestellt und dann wurde eine große weiße Tafel angemacht mit einem schwarzen Punkt. Ich mußte mich anderthalb Meter davon ab setzen und mußte unaufhörlich auf den schwarzen Punkt gucken. Meine Augen gewöhnten sich daran und wurden ganz starr. Ich konnte dies auch eine ganze Stunde aushalten, ohne mit den Wimpern zu klimpern. Ich glaube, ich war ganz so wie der junge Kerl, der immer morden mußte, in dem Film. —

Ich hieß „Motto homo, Mensch, Puppe, Automat oder willenlose elektrische Maschine“.

Zu meinem Auftreten brauchte ich einen schwarzen Frack, schwarze Hosen, einen schwarzen Zylinderhut, weiße Handschuhe mit schwarzen Streifen. Das Gesicht hatten sie mir ganz bleich geschminkt. Ich sah aus wie eine Leiche. An der Hose und an den Schuhen wurde ein elektrischer Draht verbunden mit einer Schaltplatte, die ich auf den Rücken bekam. — Der Ausrufer rief dann aus: „Motto homo, was ist das, ist das ein Mensch, eine Puppe, ein Automat oder eine willenlose elektrische Maschine? — Nein, Original-Motto homo ist nachweisbar der einzig existierende Mensch der Erde, der imstande ist, durch außergewöhnliche Demonstrationen menschlicher Energie und Willenskraft sich selbst zu hypnotisieren und in dem Zustande eine Puppe zu imitieren. Man nennt dies Autosuggestion, Starrkrampf, Scheintod oder Selbsthypnose. Überall, wo Original-Motto homo sich sehen ließ, erregte er das größte Aufsehen, erhielt in Gent in Belgien das Ehrendiplom sowie die goldene Medaille am Bande für hervorragende wissenschaftliche Leistungen und Experimente. Motto homo hat seine Vorstellungen in drei verschiedene Abteilungen eingeteilt. I. Abteilung: Imitation gewöhnlicher Holz- und Gelenkpuppen. Er wird marschieren wie ein Soldat auf der Straße, und wenn diese Imitationen ihren Höhepunkt erreicht haben, wird Motto homo aus seiner Hypnose erwachen. II. Abteilung: Da können Sie deutlich sehen, wie der übernatürliche Glanz der Augen einem natürlichen Platz macht, die leblose Brust hebt und senkt sich zum Atmen, die erstarrten Glieder treten in Funktion und Motto homo steht vor Ihnen als Mensch, als lebende Person. III. Abteilung: Hier wird sich Motto homo vor Ihren eigenen Augen wieder selbst hypnotisieren.“

DER

ANZUGSTOFF DES ANSPRUCHSVOLLEN * FÜR STRAS-
SE / REISE / SPORT UND GESELLSCHAFT * MUSTER
KOSTENLOS * SAUER & WEICHMANN / COTTBUS A



Dann sind die Leute in die Bude gekommen und wollten mich an-
gucken. Jeder zahlte 50 Pf., und als die Vor-
stellung anfang, wurde ich hypnotisiert und
ganz leblos auf die Bühne getragen, und
dann habe ich Experimente gemacht. Es
sind dann Leute auf die Bühne gekommen,
die mich mit Nadeln gestochen haben, was
ich aber gar nicht fühlte, und sie mach-
ten noch allerhand Fisi-
matenten mit mir.



Erich Hecht,
Teilhaber von Hecht, Pfeiffer & Co.
Photo Rieß

Dann wurde ich wie-
der geweckt und ging

leben, Geld, Briefen und Reisen, und sie haben mich furchtbar bedauert, weil von
Professoren und Doktoren festgestellt war; daß ich nur 21 Jahre alt werden würde,
und dann mußte ich wieder auf die Bühne und dann fing's von neuem an.

Ich machte das wochentäglich 6—7 mal und Sonntags wohl 20 mal.

Mit der Schaustellertruppe bin ich auf den Rummels in Berlin, Hannover,
Nordhausen, Halberstadt, Chemnitz und Hamburg gewesen. — Dann hat es mir
nicht mehr gefallen und ich bin weggelaufen. Ich kaufte mir eine neue Kluft
und besuchte meine Eltern, die mich fast zwei Jahre nicht gesehen hatten.
Und die taten mich zu Hecht, Pfeiffer & Co. als Stift. Eines Tages durch Zu-
fall kam ich auf die Boxerei. Ich pfiff auf Hechtsens, besonders, weil mich mal
der junge Hecht furchtbar anpfiff, ich glaube, er hat mir ein paar hinter die
Ohren gehauen, und Sozius konnte ich da doch nicht werden. Ich ging auf eine
Boxakademie und zeigte Anlagen zu diesem Sport, und bekam nach ungefähr
vier Wochen meinen ersten Kampf. Den gewann ich und hatte große Freude
an der Boxerei und boxte weiter. Und neulich hatte ich meinen 20. Geburtstag,
und jetzt steuere ich auf die deutsche Mittelgewichtsmeisterschaft los und werde
von Frau Sintenis ausgehauen. Und der bekannte Billy Smith ist mein Trainer.

dann zu den Leuten
hinunter und verkaufte
meinen Lebenslauf. Das
war aber gar nicht
mein Lebenslauf, son-
dern der eines anderen,
und zwar meines Vor-
gängers, der durch-
gebrannt war. Ich be-
kam für jeden Lebens-
lauf 50 Pf., die ich aber
nicht abgab, denn ich
mußte meinen Lebens-
lauf selber drucken
lassen. Die Leute konn-
ten dann Fragen an
mich richten, ich habe
ihnen gewahrsagt, und
ich wurde sehr berühmt
weil ich immer Schönes
sagte, von treuem Lie-

DIE FÜNF WELTTEILE

CLAIRE GOLL: *Der Neger Jupiter raubt Europa*

Die Geschichte einer Zweirassenehe / Die Enthüllung der Negerpsyche

In Ganzleinen M 6,50

Ein endgültiger Fortschritt im Verstehen des Negers. Mit einem Schnitt hat die Dichterin das
Geheimnis Schwarz bis auf die Wurzeln bloßgelegt. *Manfred Georg im 8 Uhr-Abendblatt*
Die charmant geschriebene Tragödie der Rassen, spritzig, gescheit, faszinierend. *Die Literarische Welt*
Der „Neger-Jupiter“ wird ein großer Erfolg sein. *Prager Tagblatt*

RENÉ MARAN: *Batuala* / Geschichte eines Negers (s. S. 249)

DER RHEIN-VERLAG

BASEL / ZÜRICH / LEIPZIG / PARIS / STRASSBURG

George Grosz

Nur einige Worte*)

Von Emil Szittya

I. Man spricht immer von der Unzulänglichkeit der deutschen Malerei, aber der Fehler liegt nicht darin, daß die deutsche Malerei keine Möglichkeiten hätte, sondern in der Feigheit der Maler, die Angst haben, nicht ohne ausländische Tradition auskommen zu können. George Grosz ist der mutigste deutsche Maler, weil er aus deutscher Atmosphäre eine persönliche Meinung universell gestaltet.

II. Bei einem Maler wie George Grosz sind Wertschätzungsbegriffe (gleichgültig, ob für oder wider) unmöglich geworden, weil sein Temperament sich nicht festlegen läßt und bei jeder neuen Arbeit einen neuen Wertschätzungsbegriff begehrt. (Das bedeutet nicht ein „Unfertigsein“, sondern immer nur ein neues Werk.)

III. Die Unzulänglichkeit der deutschen Malerei entsteht dadurch, daß man immer nur lernt und sich niemals für genügend abgeschlossen hält und durch diese falsche Einstellung auch mit sich niemals fertig wird. (In keinem Lande kann man soviel talentierte Skizzen finden, denen immer etwas Letztes fehlt, wie in Deutschland.)

Der Maler George Grosz lernt niemals, sondern verwertet nur, und dieses Verwerten ist durch seine Persönlichkeit so durchsiebt, daß man schwer feststellen kann, von woher er etwas hat.

IV. Die meisten, die sich zum Verkünder einer Stadt ausersehen glauben, begehen den Fehler, daß sie sich von der Stadt, deren Verkünder sie sein wollen, erdrücken lassen. Sie werden keine Verkünder, sondern sind nur eine Ausdrucksform.

George Grosz hat die souveräne Begabung, Berlin zu überschauen, er benützt die Stadt, um mit ihr seine malerische Anschauung festzulegen. Er baut ein Berlin, er amerikanisiert Berlin mit französischer Farbe, und seine Gestaltungskraft liegt darin, daß Berlin dadurch immer mehr Berlin wird.

V. Man müßte George Grosz' Bilder im Auslande als Aushängeschilder für Berlin zeigen, vielleicht würde man dann Berlin, wie Paris, im Auslande zu lieben beginnen und an die Zukunft einer deutschen Malerei glauben.

*) Anlässlich der bevorstehenden Ausstellung bei Flechtheim.

H A N S E. K I N C K

Die Anfechtungen des Nils Brosme

Roman. Broschiert M 4.—, Leinen M 7.—

Mit seinen „Anfechtungen“ tritt der bedeutende Norweger Hans G. Kinck als Kulturkritiker und Dichter von hohem Rang in das mitteleuropäische Gesichtsfeld ein. Menschliches Zweifeln, Überheblichkeit, Verschlagenheit, Gottessehnsucht und Naturgewalt ringen ihren ewigen wechselvollen Kampf. Szenen von Mensch zu Mensch, die zu den ergreifendsten der Weltliteratur gehören!

H. H A E S S E L / V E R L A G / L E I P Z I G

DAS AUSLAND: AMERIKA

Hearst, der scharfsinnig die Politik von der ersten Seite verbannte und sie der Schilderung von Verbrechen einräumte, kaufte die Zeitung „The Georgian“ in Atlanta (200 000 Einwohner) im Staate Georgia mit einer Auflage von 38 000. Sein Chefredakteur Speed vermehrte sie durch tollkühne Ueberschriften in knappen 1½ Jahren um 30 000; dann kam der Fall des Mörders Frank, der das Mädchen Mary Phagan erschlug. Am Tage seiner Verurteilung hatte die Zeitung eine Auflage von 135 000 Exemplaren erreicht.

Der Fall Frank, der sich zur größten Zeitungssensation in der Geschichte des Staates Georgia, wenn nicht des ganzen Südens, auswuchs, war plötzlich spät in der Nacht an einem Sonnabend da, ungefähr einen Monat später, als ich nach Atlanta kam. Coates hatte Dienst bei der „Georgian“, als Mary Phagan ermordet im Keller der Fabrikräume der National-Pencil-Company aufgefunden wurde, wo sie arbeitete, und wo Frank Direktor war. Coates sah die Möglichkeiten des Falles sofort und machte Mike Clofine scharf. Clofine sah noch mehr als Coates, und am Vormittag des nächsten Tages begann eine rasende Arbeit aller Reporter des „Georgian“, während die Leute der „Constitution“ und des „Journal“ (der beiden Konkurrenzblätter in Atlanta) friedlich in der Kirche schlummerten oder sich sonstwie den Sonntag vertrieben. Am Montag Morgen brachte die „Constitution“ ungefähr eine halbe Spalte über das Verbrechen, das „Journal“ in seiner ersten Ausgabe sogar noch weniger.

Aber der „Georgian“ brachte drei ganze Spalten über den mysteriösen Fall und unsere erste Ausgabe war um acht Uhr früh auf der Straße. Wir hatten Bilder auf jeder Seite, Bilder des ermordeten Mädchens, ihres Vaters, ihrer Mutter, ihres Großvaters, ihrer Schwestern, Onkel, Tanten und Kusinen; Bilder ihres Geburtshauses in Marietta, ihrer Wohnung in Atlanta, der Bleistiftfabrik, des Chefs der Polizei und eines Trambahnschaffners, der meinte, er hätte jemanden gesehen, der sich verdächtig benahm, — alle Arten von Bildern, die sich denken lassen. Quer über der ersten Seite war eine schreiende Kopfzeile von anständigen Proportionen, kleinere Zeilen unter ihr, und ein Leitartikel, in dem Verhaftung und Bestrafung des Mörders gefordert wurde. Wir hatten ein Bild des Mörders selbst, das von einem unserer Zeichner nach Beschreibungen eifriger Bürger verfertigt wurde, die jemand gesehen haben wollten, der vielleicht der Täter war, wir hatten einen Grundriß der Bleistiftfabrik und der Kellerräume, wo der Körper gefunden und hingeschleppt wurde — und so fort.

Bad Wildungen
für Niere und Blase
Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden · Harnsäure · Eiweiß · Zucker ·
Badeschriften sowie Angabe billigsfer Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung



Mit Gen. der Gal. Neumann-Nierendorf

Max Beckmann, Die Brücke. Oelgemälde

Aus dem soeben erschienenen Band der Propyläen-Kunstgeschichte: Carl Einstein, Die Kunst des 20. Jahrhunderts



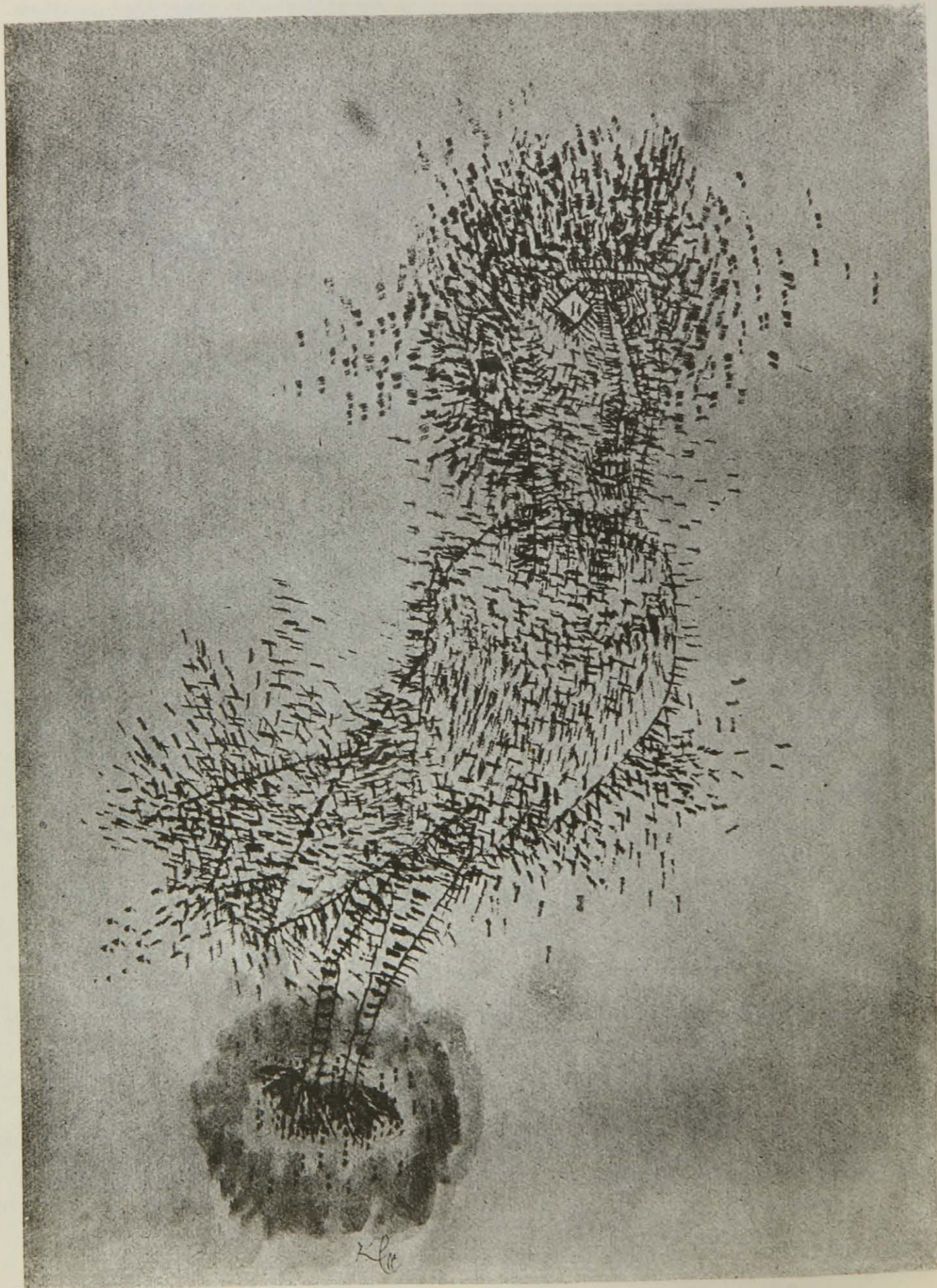
Aus der Propyläen-Kunstgeschichte

Erich Heckel, Clown und Puppe



Aus der Propyläen-Kunstgeschichte

Emil Nolde, Bruder und Schwester



Paul Klee, Die Erfinderin des Nestes. Aquarell

Aus dem soeben erschienenen Band der Propyläen-Kunstgeschichte: Carl Einstein, Die Kunst des 20. Jahrhunderts

Theaterstatistik

Die deutschen Bühnenleitungen sind zwangsorganisiert, ebenso wie die Schauspieler, ebenso wie die Bühnenverleger und die dramatischen Autoren. Daneben gibt es die Organisationen der künstlerischen Bühnenvorstände, der Leiter der gemeinnützigen Theater, der Theaterfriseur, der Inspizienten und Souffleure und der Bühnenarbeiter, die zur Afa gehören oder zu dem Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter, die wiederum mit der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger kartelliert ist. Die Zahl der organisierten Theaterbesucher beträgt in Deutschland nicht viel unter einer Million.

Die meisten städtischen und staatlichen Theater sind im Bühnenverein durch Verwaltungsbeamte, Bürgermeister und Oberbürgermeister vertreten. An der Spitze des Vereins steht ein Rechtsanwalt.

Die Summe der Zuschüsse, die die städtischen und staatlichen Theater in Deutschland in diesem Winter erfordern werden, ist mit 30 Millionen nicht zu hoch gegriffen. Bei den kleineren und kleinen Bühnen bewegen sich die Summen zwischen zweihundert- bis sechshunderttausend, bei den größeren und großen zwischen fünfhunderttausend und zweieinhalb Millionen. Kottbus und Würzburg erhalten sich selbst. Die verschiedenen Wanderbühnen der Volksbühne und des Bühnenvolksbundes, „die Kultur auch auf die Dörfer tragen“, beanspruchen etwa eine Million Zuschuß. Private Betriebe von irgendeiner Bedeutung existieren außerhalb Berlins noch ungefähr fünfundzwanzig. Von ihnen bekommen einige städtische Ehrenzuschüsse, z. B. die Kammerspiele in München, oder Mäzenatenzuschüsse, z. B. das Düsseldorfer Schauspielhaus, einige sind auf Publikumorganisationen gegründet, die das Defizit übernehmen. Mit Gewinn arbeiten sieben bis acht Bühnen, darunter das Gärtnerplatztheater und das Volkstheater in München, das Operetten-theater in Elberfeld-Barmen, das Thalia-Theater und Deutsche Schauspielhaus in Hamburg, das Intime Theater in Nürnberg. In Berlin verdienen im besten Falle fünf Häuser restlos ihre Spesen.

Etwa eineinhalb Millionen holen sich die Städte von den Theatern durch Erhebung der Lustbarkeitssteuer wieder.

Die Querschnittleser wissen aus dem Theaterheft das künstlerische Resultat dieser von Zuschüssen lebenden Organisationsmitglieder.

Wir verweisen auf Direktor Goethe, der zu Eckermann äußert:

DIE FÜNF WELTTEILE

In Vorbereitung:

W. ST. REYMONT: *Empörung*. Das letzte Prosawerk des polnischen Nobelpreisträgers. *Die Geschichte einer vollkommenen Liebe*. Der klassische Liebesroman der Chinesen. Summe und Höhepunkt einer Kultur.

ILJA EHRENBURG: *Die Liebe der Jeanne Ney*. Geschichte einer Frau im neuen Rußland u. a. m.

Früher erschienen u. a.:

MAGDELEINE MARX: *Weib, Du*. Die Selbstenthüllung der neuen Frauengeneration.

RENÉ MARAN: *Batuala*. Innerafrikanisches Leben v. einem Neger gesehen (Goncourt-Pr.).

PETER HAMP: *Goldsucher*. Das Inferno der Inflationszeit (Goncourt-Preis). In Ganzleinen je M. 6.—.

Verlangen Sie kostenlos die Broschüre: Bericht über das größte Prosawerk des 20. Jahrhunderts. (Joyce „Ulysses“)

DER RHEIN-VERLAG

BASEL / ZÜRICH / LEIPZIG / PARIS / STRASSBURG

„Nichts ist für das Wohl eines Theaters gefährlicher, als wenn die Direktion so gestellt ist, daß eine größere oder geringere Einnahme der Kasse sie persönlich nicht weiter berührt und sie in der sorglosen Gewißheit hinleben kann, daß dasjenige, was im Laufe des Jahres an der Einnahme der Theaterkasse gefehlt hat, am Ende desselben aus irgendeiner anderen Quelle ersetzt wird. Es liegt einmal in der menschlichen Natur, daß sie leicht erschläft, wenn persönliche Vorteile oder Nachteile sie nicht nötigen.

Das Theater ist doch immer nur ein Haus, das den Zweck hat, Geld zu verdienen. Diese Ansicht klingt beim ersten Anhören etwas materiell, allein es fehlt ihr, recht bedacht, auch keineswegs eine höhere Seite. Denn will ein Theater nicht bloß zu seinen Kosten kommen, sondern obendrein noch Geld erübrigen und Geld verdienen, so muß eben alles durchaus vortrefflich sein. Es muß die beste Leitung an der Spitze haben, die Schauspieler müssen durchweg zu den Besten gehören, und man muß fortwährend so gute Stücke geben, daß nie die Anziehungskraft ausgehe, welche dazu gehört, um jeden Abend ein volles Haus zu haben.

Wäre ich der Großherzog, so würde ich künftig bei einer etwa eintretenden Veränderung der Direktion als jährlichen Zuschuß ein für allemal eine feste Summe bestimmen; ich würde etwa den Durchschnitt der Zuschüsse der letzten zehn Jahre ermitteln lassen und danach eine Summe ermäßigen, die zu einer anständigen Erhaltung als hinreichend zu achten wäre. Mit dieser Summe müßte man haushalten. Dann würde ich aber einen Schritt weitergehen und sagen: Wenn der Direktor mit seinen Regisseuren durch eine kluge und energische Leitung es dahin bringt, daß die Kasse am Ende des Jahres einen Ueberschuß hat, so soll von diesem Ueberschuß dem Direktor, den Regisseuren und den vorzüglichsten Mitgliedern der Bühne eine Remuneration zuteil werden. Da solltet ihr einmal sehen, wie es sich regen und wie die Anstalt aus dem Halbschlafe, in welchen sie nach und nach geraten muß, erwachen würde!“

Die städtischen und staatlichen Theater würden in der nächsten Spielzeit

Werkstätten
Bernard Stadler AG. Paderborn
Berlin / Bielefeld / Düsseldorf / Hamburg / Köln

Zusammen  arbeiten von
Kaufmann, Künstler und Handwerker

Gesamt-Innenausstattung

nur mehr ein Drittel der Zuschüsse erfordern, wenn sie sich danach richten wollten — und um das Dreifache besser und lebendiger sein.

Die privaten Theater werden florieren, wenn sie das Stück fallen lassen, das sie ohnehin nicht bezahlen. Wilhelm Bernhard

Alfred Richard Meyer: An eine eidechsenhäutig-beschuhte junge Dame

Deinen Ballschuhen — nicht auszudenken! —
Gaben Eidechsen, vierzig, ihr Leben.
Man mußte sie sehr mühsam kleben
Und selbst in den Gliedern verrenken.

Schrittst also beschuht du durchs Waldmoos —
Leicht — sinnig, wie Mädchen so sind —:
Die Dechsen — ei! — horchten geschwind
Und wären absolut haltlos.

Sie entwetzen dir gar — ma foi! —,
Höbe der alte Pan seine Flöte!
Denke dir nur deine Nöte:
In Strümpfen ständest du da!

(Aus dem Almanach des Presseballs 1926.)

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlags Jakob Hegner, Hellerau, bei.

Neue Romane Amerikas

Der Roman des
amerikanischen Arztes

SINCLAIR LEWIS

DR. MED. ARROWSMITH
Roman in 2 Bänden. Ganzleinen RM. 14.—

Der Roman des
amerik. Korpsstudenten

PERCY MARKS

STUDENTENJAHRE
In Ganzleinen gebunden RM. 7.50

Der Roman eines
amerik. Emporkömmlings

***** HERR FETTWANST**
In Ganzleinen RM. 6.50

Der Roman des
amerikanischen Spießhais

SINCLAIR LEWIS

B A B B I T T
In Ganzleinen gebunden RM. 7.50

Hier entrollt sich jenes Amerika des Mittelstandes, das den meisten mit guten Empfehlungen versehenen Reisenden verschlossen bleibt. Ein meisterhaftes, ein erstaunliches Buch. Marie v. Bunsen in der Vossischen Zeitung
Der Babbitt-Roman ist ein Geniestreich! Wer etwas Echtes, etwas Tatsächliches lesen und wissen will, greife zu diesem Buch. Hamburger Echo
Moderner Philister — dein Name ist Babbitt! Der neue Merkur

IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN VORRÄTIG!

Kurt Wolff Verlag / München

Die Firma C. G. Boerner, Leipzig, teilt uns mit, daß sie in der ersten Woche des Mai eine der schönsten Kupferstichsammlungen alter Meister versteigert, die es in deutschem Privatbesitz gibt. Es handelt sich um die Sammlung, die der im vorigen Jahr verstorbene Herr Dr. C. Gaa in Mannheim hinterlassen hat. Dr. Gaa sammelte seit ungefähr 15 Jahren mit einem Sachverständnis und Qualitätssinn, wie sie in Deutschland nicht häufig sind. Die kostbarste Partie ist zweifellos ein Rembrandt-Werk von ca. 150 Blättern. Der Katalog, der im März erscheint, wird von einer Vorrede des Herrn Geheimrat Lehrs in Dresden eingeleitet.

Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Heinrich Heine.

In seiner Vaterstadt Düsseldorf soll dem Dichter Heinrich Heine ein Denkmal errichtet werden — endlich. Wir wissen, daß überall in der Welt Menschen leben, die Heinrich Heine lieben, wissen, daß sie nur auf dies Zeichen warten, um durch große und kleine Spenden ihrer Liebe und Dankbarkeit Ausdruck zu geben. So sind wir sicher, in kürzester Frist die Mittel zusammenzubringen, die nötig sind. Wir, zwei Dichtersleute aus der Stadt Heinrich Heines, fühlen in aller Bescheidenheit die Verpflichtung, zusammen mit einigen Düsseldorfer Freunden den ersten Anstoß zu geben. Wer mit uns übereinstimmt, wer uns mit Rat und Tat helfen will, möge Mitteilung richten an den vorbereitenden Ausschuß für ein **Düsseldorfer Heine-Denkmal**, zu Händen von Dr. Herbert Eulenberg, Kaiserswerth bei Düsseldorf.

Herbert Eulenberg, Hanns Heinz Ewers.



Yvette Guilbert

Dem 100 000-Mark-Roman-Preisausschreiben des Hamburger Fremdenblattes und der Münchner Neuesten Nachrichten ist in der literarischen Welt das größte Interesse entgegengebracht worden, was durch die Einsendungen von fast 350 Arbeiten belegt wird. Das Preisrichterkollegium, bestehend aus: Fedor von Zobeltitz, Berlin; Hans Friedrich Blunck, Hamburg; Felix von Eckardt, Hamburg; Gustav Frenssen, Barlt (Holstein); Frau Ricarda Huch, München; Bernhard Kellermann, Berlin; Dr. Timm Klein, München; Max Alexander Meumann, Hamburg; Dr. Friedrich Trefz, München, hat am 19. Januar in Berlin getagt und den Roman von Fräulein Dr. Elsa von Bonin in Brettin, „Borwin Lüdekings Kampf mit Gott“, und den Roman des Herrn Regierungsbaurats Edmund Kiß in Recklinghausen, „Der Weg aus der Nacht“, mit Preisen von 50 000 Mark bedacht. Ferner haben beide Verlage auf Vorschlag des Preisgerichts noch elf Romane käuflich erworben.

Das Ende der Stuhlverstopfung

Von Dr. med. Johann West

Unser Darm bildet gleichsam ein Fundament, auf dem unser Körper steht und von dem er sein Baumaterial bezieht. Der Verdauungsprozeß findet vorwiegend im Darm statt. Die ganze Gesundheits- oder Krankheitsfrage ist vorwiegend eine Darmfrage. Auch die Ernährungsfrage ist eine Darmfrage; denn was nützt uns Essen und Trinken, wenn der Darm nicht oder schlecht verdaut und dem Körper die für Aufbau und Betrieb, insbesondere für die Blutbildung naturnotwendigen Stoffe und Kräfte schuldig bleibt.

Ein träger Darm ist eine Brutstätte von Fäulnisbakterien, die durch ihre Stoffwechselprodukte giftig wirken und durch ihren Übertritt in die Blutbahn oder in die Bauchhöhle zu chronischen Krankheiten oder schweren akuten Darminfektionen Anlaß geben.

Unser Körper ist sein Leben lang gefährdet vom Darm aus! Unsere Kulturküche, die alles „verbessert“, „verkünstelt“ und „verfeinert“, die überhandnehmende Süßigkeitenschnökerei, unsere zunehmende Vorliebe für Eiweißspeisen sind schuld daran, daß 90 von 100 Menschen darmkrank sind und daß Stuhlverstopfung das Allerweltsleiden des 20. Jahrhunderts ist.

Es wird hohe Zeit, den „Darmfaktor“ als Kulturidee zur Hebung der Volksgesundheit richtig zu erkennen. Es ist nötig, daß Darmhygiene, Darmpflege Kulturbegriff wird und daß man ein Leiden wie Stuhlverstopfung nicht mehr mit „Abführmitteln“ traktiert; denn Abführmittel sind für den Darm dasselbe wie für das müde Pferd die Peitsche. Es kommt ja bei Stuhlverstopfung nicht auf den Augenblickserfolg an, sondern auf den Dauererfolg, auf Erziehung, auf Schonung und Schulung des Magendarmkanals, auf die Wiederherstellung gesunder Schleimhäute und normaler Darmfunktion.

Es ist das große Verdienst der Firma Wilhelm Hiller, Chemische Fabrik, Hannover, den „Darmfaktor“ als Kulturidee auszurufen und mit „Brotella“ eine Darmkultur begründet zu haben, die einem dringenden Bedürfnis entspricht, in einer Zeit, die wie die unsrige den Darmfaktor völlig vernachlässigt. „Brotella“ ist eine Magendarmdiät, nach der Erfindung von Professor Dr. phil. et med. Julius Gewecke-Bonn, nicht zur einmaligen „Beseitigung“, sondern zur dauerhaften Heilung der Stuhlverstopfung. „Brotella“ wird als Suppe zubereitet, schmeckt vorzüglich und ersetzt als Frühstück oder Abendessen eine ganze Mahlzeit. — Der Gebrauch ist außerordentlich billig, da ein Teller fertige „Brotellasuppe“ nur etwa 10 Pfennig kostet. Jedermann, der es ablehnt, seinen Darm zu vernachlässigen und Stuhlverstopfung mit Abführmitteln zu kurieren, der versuche „Brotella“ oder bestelle sich Literatur bei der oben genannten Firma

2 wichtige Musikbücher:

A. FRACCAROLI

Giacomo Puccini

Biographie

Ein Oktavband von 290 Seiten nebst
einem Bildnis Puccinis

Geh. Gm. 4.50 / Ganzleinen Gm. 6.-

★

OTTO KELLER

Die Operette

in ihrer geschichtlichen Entwicklung
Musik – Libretto – Darstellung

Ein Oktavband von 504 Seiten nebst
einem Bildanhang (75 Abb. auf 54 Tafeln).

Geh. Gm. 10.- / Ganzleinen Gm. 12.-

Zu beziehen
durch alle guten Buchhandlungen!

STEIN-VERLAG

LEIPZIG / WIEN / NEW YORK



Der Sieg der Farbe

40

Farbenlichtdrucke

Herausgeber: Adolf Behne

★

Illustr. Prospekte Mk. 0.50

PHOTOGRAPHISCHE
GESELLSCHAFT
CHARLOTTENBURG



Die Deutsche Mark

von 1914 – 1924

Mit Staunen und Bewunderung wird man in
einigen Jahrzehnten eine Sammlung deutscher
Geldscheine betrachten, die Zeugnis dreier
gewaltiger Epochen der

Kaiser-, Kriegs- u. Inflationszeit

ablegen. Zumal die nominell hohen Werte
von 1923 werden von den späteren Gene-
rationen als **geschichtlich wertvolle Doku-
mente** der größten Inflation aller Zeiten und
Völker geschätzt und gewürdigt werden. Samm-
lungen, die heute nur wenige Mark kosten, wer-
den um das Vielfache nicht mehr zu haben sein.
Ich liefere, solange Vorrat reicht, als billige
Volksausgabe ein Album mit ca. 100 versch.,
meist kassenfrischen Scheinen v. 1914–
1924 zu dem niedrigen Preis von 10.50 franko,
Nachnahme 11 Mark. — Desgleichen

Briefmarken

von 1914 – 1924

von 2 Pf. Germania bis zur 50-Milliardenmarke.
Über 300 versch. inkl. schönem Album nur
M 10.50 franko, Nachnahme M 11.– franko.
Es empfiehlt sich jedoch, bald zu bestellen, da
von beiden Kollektionen keine allzugroße
Zahl mehr zusammengestellt werden kann.
Geldscheine und Briefmarken garantiert echt.

Zu beziehen von

Edwin Schuster · Nürnberg

Gabelsberger Straße 62

E.A. ENDERS
LEIPZIG / MÜNCHEN



GEGR. 1838

GROSSBUCHBINDEREI

BUCHAUSSTATTUNGEN IN
DER EINFACHSTEN BIS ZUR
VORNEHMSTEN AUSFÜHRUNG

ABTEILUNG FÜR HANDGE-
ARBEITETE BÄNDE UNTER
KUNSTLERISCHER LEITUNG
VON PROFESSOR WALTER
TIEMANN

DER MODERNE FÜHRER

durch die Literatur aller Zeiten und Völker: Aufsehenerregend in seiner umwälzenden Methode, unentbehrlich für Lehrende und Lernende, ist das in Lieferungen neu erscheinende „**HANDBUCH DER LITERATURWISSENSCHAFT**“, herausg. in Verbindung mit ansgezeich. Univ.-Professoren von Prof. Dr. Oskar Walzel-Bonn. Mit etwa **3000 Bildern** in Doppeltondruck und vielen Tafeln z. T. in Vierfarbendr. Gegen monatl. Zahlung von nur **7 Rm.**

Urteile der Presse: „Das unentbehrliche Handbuch für jeden Gebildeten“ (Essener Allgemeine Zeitung). „Das wichtigste Werk der Zeit“ (Literarischer Jahresbericht des Dürerbundes). — „Ein gewaltiger Dienst am Volksganzen wird geleistet“ (Deutsche Allgemeine Zeitung). — „Ein großer Plan, frisch, lebendig und verheißungsvoll“ (Königsberger Allgemeine Zeitung). — „Eine monumentale Geschichte der Dichtung“ (Vossische Zeitung). Man verlange Ansichtssendung Nr. 32a

Artibus et literis, Gesellschaft für Kunst- und Literaturwissenschaft m. b. H., Potsdam

Institut für Astrologie und Charakterologie

Astrologie · Graphologie · Chirolgie
Einführung · Deutung · Kurse und Privatstunden

Sophus Jessen · Berlin W 30
Neue Winterfeldtstraße Nr. 7

Prospekt kostenlos

Die maßgebende moderne Kunstzeitschrift

für jedermann: Interessant, geistreich, gediegen, vielseitig, reichster Bilderschmuck, z. T. in Farben, herrlich ausgestattet, billig, ist

Das Kunstblatt

Führende Monatsschrift für künstlerische Entwicklung in Malerei, Skulptur, Baukunst, Literatur, Musik. — X. Jahrgang.

Man verlange Probenummer!

Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Wildpark-Potsdam 20.

Dr. SCHRÖDER'S AUFBAUSALZ

TÄGLICH **2x1** PRISE Dr. SCHRÖDER'S AUFBAUSALZ **= 1** GANZES LEBEN JUGEND

In allen Apotheken & Drogerien zu haben.
Fordern Sie Gratis-Broschüre von der
Vitamin-Nährsalz-Ges. m. b. H. Hamburg 36

4 PS



10 PS

Präzisions-Serien-Wagen

Zweisitzer	RM 3 600.—	Stadt-Coupé (5fache Ballonbereifung)	RM 7 950.—
Zweisitzer (Luxusausführung)	RM 3 700.—	Fünfsitzer (offen)	RM 7 950.—
Dreisitzer	RM 4 200.—	Innensteuer-Limousine (4 türlich)	RM 9 000.—
Viersitzer	RM 4 300.—	Sechs-Siebensitzer (offen)	RM 8 450.—
Limousine (3 sitzig)	RM 4 800.—	Pullmann-Limousine (6 sitzig)	RM 9 600.—
Limousine (4 sitzig)	RM 4 950.—	Vierradbremse, 6 Stahlräder, sechsfache Ballonbereifung, Elektrisches Licht, Elektrischer Anlasser, Elektrisches Signal, Stoßdämpfer, Scheibenwischer, Gepäckbrücke.	
Lieferwagen	RM 3 900.—	1 t-Lieferwagen-Gestell (fünff.bereift)	RM 5 950.—

Fünff. Ballonbereif., Elektr. Licht, Elektr. Anlasser, Elektr. Signal, Km.-Zähler u. Geschwindigkeitsmess. Auf Wunsch werden die Wagen geg. 6-, 9- u. 12 monatl. Teilzahl. gelief.

Mehr als 20000 Besitzer sind mit ihren 4-PS-Opelwagen restl. zufrieden. Die Handhabung des Wagens ist so einf., daß fast 98% der Besitzer Selbstfahrer sind. Von der hervorrag. Leistungsfähigkeit, Zuverlässigkeit u. Qualitätsarbeit geben zahlr. Anerkennungsschreib. Zeugnis, die tägl. einlauf. 54000, 68000, 74000 km haben unzähl. 4 PS hinter sich ohne nennenswerte Störung. Weit über 1000 Erstlingswagen der vorgeseh. Hunderttausendserie sind bereits im Verkehr. In den tägl. einlauf. zahlr. Zuschriften der Besitzer kommt die höchste Anerkennung u. Zufriedenheit über den neuen 10-PS-Typ zum Ausdruck.

Die Preise verstehen sich ab Werk Rüsselsheim am Main.

Adam Opel, Fahrräder- u. Motorwagen-Fabrik, Rüsselsheim a. M

Vertreter an allen Plätzen! — Lassen Sie, bitte, sich ausführl. Angebot u. Beschr. von dem nächsten Opelvertreter geben!



Prof. G. Langenscheidt glänzend bewährten Methode

Eine Sprachlektion vollständig kostenlos!

Unsere weltberühmte Sprachlehr-Methode Toussaint-Langenscheidt bietet Ihnen Gelegenheit, in verhältnismäßig kurzer Zeit für das geringe Honorar von nur 2 Mark im Monat jede wichtigere fremde Sprache so gründlich zu erlernen, daß Sie in Ihrem Berufe usw. wirklichen Nutzen aus Ihren Kenntnissen ziehen können. Denken Sie einmal darüber nach: Wäre die Erlernung einer fremden Sprache nicht auch für Sie von Vorteil? Unzählige Tausende haben bereits nach unserer

Toussaint-Langenscheidt

gelernt und sich durch ihre Kenntnisse bedeutend verbessern können. Viele haben sich durch die Erwerbung von Sprachkenntnissen die Möglichkeit geschaffen, zu einem Berufe überzugehen, der ihnen höheres Einkommen und bedeutend größere Aussichten auf Vorwärtskommen bot. Versäumen Sie auf alle Fälle nicht, sich unseren Unterricht anzuhören. Teilen Sie uns auf untenstehendem Abschnitt mit, für welche Sprache Sie Interesse haben. Wir senden Ihnen dann sofort eine Probelektion zu, portofrei, kostenlos u. ohne jede Verbindlichkeit für Sie. Überlegen Sie aber nicht lange, schreiben Sie heute noch.

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt) Berlin-Schöneberg

Auf nebensteh. Abschnitt nur die gewünschte Sprache u. Adresse genau angeben u. in offenem Briefumschlag frank. als „Drucksache“ (5 Pfg.) einsenden. Wenn Zusätze gemacht werden, nur als verschl. Brief zul. Ist der Abschnitt bereits abgetrennt, so genügt es, wenn Sie uns unt. Bezugnahme a. diese Zeitg. sof. eine Postkarte schreiben.

Ich ersuche um Zusage der im „Querschnitt“ angebot. Probelektion der Sprache kostl., portofr. u. unverbindl.

Name:

943) Beruf:

Ort u. Str.



HEINRICH MANN

Das neueste Werk
des großen Dichters

Liliane und Paul

NOVELLE

Pappband Mark 3.90, Ganzleinenband Mark 4.90

Das Kaiserreich

Die Romane der deutschen Gesellschaft im Zeitalter Wilhelms II.

DER UNTERTAN
DIE ARMEN

Zwei Romane in einem Band
DER KOPF

Jeder Band in Halblein. M 8.40, in Ganzleinen M 9.50, in Halbleder M 13.-

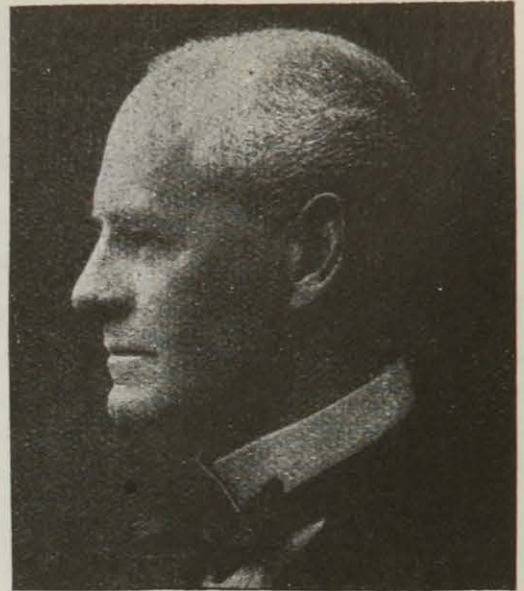
Gesammelte Werke

IN EINZELAUSGABEN

Im Schlaraffenland / Die Göttinnen (Diana, Minerva, Venus) / Die Jagd nach Liebe / Zwischen den Rassen / Professor Unrat / Die kleine Stadt.

Das Ziel dieser Geschenkausgabe ist, dem berausenden Reiz und der Bedeutung des Gesamtwerkes des großen deutschen Dichters zum erstenmal gerecht zu werden.

Jeder Band in Halblein. M 6.-, in Ganzleinen M 7.-, in Halbleder M 10.-



JOHN GALSWORTHY

Die Forsyte Saga

ROMAN

15. TAUSEND

Deutsch von Luise Wolf und Leon Schalit

Ausgabe im Rahmen der Gesammelten Werke in zwei Bänden in Halbleinen gebunden M 13.-, in Ganzleinen M. 15.-, in Halbleder M 26.-, Dünndruckausgabe in einem Band mit Goldschnitt und Echgoldaufdruck, in Ganzleinen gebunden M 16.-, in Ganzleder M 22.-

WILAMOWITZ-MOELLENDORFF:

Das beste Buch des Jahres.

HERMANN GRAF KEYSERLING:

Der bedeutendste Roman des heutigen Europa.

FELIX SALTEN:

Ich beneide die Leute, die eben erst anfangen, den Roman zu lesen. Denn sie werden die Entzückung genießen, die dieses Buch gleich allen wahrhaft schönen Büchern wirkt.

DER BUND, BERN:

Es ist etwas Zolasches im Ganzen und doch mehr als Zola. Wir nehmen die Gestaltfülle Dickensscher Romane wahr; aber mit all den Vergleichen ist wenig gesagt, das Ganze ist ein Galsworthy und sein bestes und imposantestes Werk.

PAUL ZSOLNAY VERLAG / BERLIN-WIEN-LEIPZIG

DER QUERSCHNITT

VI. Jahrgang

Heft 4

INHALTS-VERZEICHNIS

Ramón Perez de Ayala	} <i>Für und gegen den</i>
Luis Araquistain	
Oro y Granate	<i>Der König</i>
José Ortega y Gasset	<i>Ein Schema der Salomé</i>
Carl Einstein	<i>Juan Gris</i>
Azorin	<i>Ein Hidalgo</i>
San Juan de la Cruz	<i>El Pastorcico</i>
Eduardo Foertsch	<i>Tänzerinnen</i>
Federico Garcia Lorca	<i>Baladilla de los tres Rios</i>
Manuel Machado	<i>La Fiesta Nacional</i>
Oliveretto de Fermo	<i>Del Tiempo de los Medicis</i>
Ramón Gomez de la Serna	<i>Reverte I</i>
E. Gimenez Caballero	<i>Große spanische Familien</i>
Enrique de Luna	<i>Wie Lázaro ein Lastträger wurde</i>
René Paresce	<i>Primo de Rivera</i>

*Bücher-Querschnitt / Sammel-Querschnitt
Marginalien*

*Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln*

*

*Abbildung auf dem Umschlag nach einer Radierung von Hans Meid
zu Mendoza, Lazarillo von Tormes*

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für
die Anzeigen: Hans Scheffler, Berlin

In Österreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich:
Ludwig Klínenberger, Wien



SCHLAFZIMMER IM SANATORIUM SCHLOSS FÜRSTENBERG IN MECKLENBURG

MARTIN ADAM

INNENARCHITEKT

*Villen-,
Wohnungs-, Ladenausbauten*

*Anfertigung einzelner Zimmer
sowie aparter Dekorationen und Einzeilmöbel
nach besonderen Entwürfen*

AUSSTELLUNGSRÄUME:

BERLIN W 62 / BAYREUTHER STRASSE 36
(WITTENBERGPLATZ) NOLLENDORF 1762, 8416

wie: die Zeit töten, was paradox sagen will: sie sehr schnell gehen lassen. Der Tyrann des Menschen ist die Zeit. Alle Widerwärtigkeiten des Lebens würden ertragbar sein, wenn wir wüßten, daß wir ewig wären. Aber da wir es nicht sind, und wir Eile haben, dauert ein Unheil womöglich in seiner Unheilbarkeit an. Deswegen eilt der Mensch und besteht darauf, die Zeit, was dasselbe ist wie das Unglück, zu töten.

Bei den Toreros von heute, ihrer Beweglichkeit, ihrem Spielen liegt das Vergnügen, die Zerstreuung. Sie lassen die Zeit schneller gehen. Alles an ihnen ist schwindelerregend, deswegen ist der Eindruck und die Erinnerung, die sie hinterlassen, über die Maßen leicht, flüchtig. Belmonte ist eine Emotion. Alles an ihm ist gelassen, fast im Gleichgewicht. Die Erinnerung an seine Kunst ist stetig. Er hält die Zeit auf. Eine einzige Bewegung von ihm vor dem Stier bedeutet eine Ewigkeit.

II.

LUIS ARAQUISTAIN:

Die Kunst des Stierkampfes ist weder frivol noch barbarisch. Das einzig Barbarische und Frivole dabei, oder barbarisch und frivol zugleich — frivole Barbarei oder barbarische Frivolität — sind weder die Stiere noch die Stierkämpfer, sondern das Publikum; ebenso wie im Römischen Zirkus weder die Gladiatoren noch die wilden Tiere Barbaren oder Frivole waren, sondern der Plebs, der vom Caesar bis zum verächtlichen Sklaven herbeieilte, um an dem Schauspiel zur Kanaille zu werden. Ich verabscheue nicht den Stierkampf, sondern die Zuschauer.

Der Stier scheint mir etwas Großes und Erzieherisches. Er ist ein Tier, dessen Kraft und edle Kampflust, an den verschiedensten Orten und zu den verschiedensten Zeiten, vielartige Symbole hervorgebracht hat. Die Assyrer erhoben den Stier zur Rangstufe des Heiligen Tieres, verewigten ihn in ihren religiösen Darstellungen und gaben seinem Schädel bisweilen menschlichen Ausdruck, wie es die Aegypter mit der Sphinx gemacht haben. Diese bildnerische Symbolik wiederholt sich in unserem primitiven Iberien, wie man am Stier von Balazote sehen kann, der ein menschliches Gesicht hat, an den Stieren von Guisando und vielen anderen alten Darstellungen mehr, die in Spanien gefunden worden sind. Die Jagd auf den Bison, den nahen Verwandten des Stiers, ist das Thema der bewunderungswürdigen Fels-Malereien und -Zeichnungen, die in den zahlreichen Höhlen Spaniens entdeckt wurden. Bedeutend sind die vorzüglichen von Altamira (Provinz Santander), die ein geniales Vorgreifen der kühnsten modernen Mal-Schulen bedeuten.

Es überrascht nicht, daß der Vater des zeitgenössischen Kubismus, Picasso, ein Spanier ist. In Wahrheit kann man sagen, daß er sich darauf beschränkt hat, eine spanische Kunsttradition fortzuführen, die schon in der vorgeschichtlichen Zeit blüht.

Der Stier ist ein typisch spanisches Tier, und ich verstehe nicht, warum in unserer nationalen Heraldik der Löwe figuriert, der, mit ganzer Ehrerbietung sei es gesagt —, ein zu bärtiges Raubtier ist, zu komödiantenhaft, ziemlich lächerlich, mit einem Anflug von Karrikatur. Der König der Wüste hat, wie im allgemeinen alle Könige, etwas mit Pelzwerk und Maske Mißbrauch getrieben, um den unschuldigsten Gemütern Respekt einzuflößen. Die kritischsten Geister haben im Löwen immer ein etwas dummes, von sich selbst eingenommenes Tier gesehen. Als ob er sich stets im Spiegel betrachte, ist der Eindruck, den er macht, wenn er aus seinem Käfig im Zoo in die Ferne schaut, wahrscheinlich, ohne irgend etwas zu sehen. Das Löwen-Symbol hat den Spaniern viel Schaden zugefügt. In den vergangenen Jahrhunderten ahmten fast alle Männer Bart und Mähne des Löwen nach und waren damit zufrieden. Der Löwe läßt sich nachahmen und zähmen, der Rassestier nicht. Don Quijote konnte ungestraft den Käfig der Löwen öffnen; da es kein Publikum gab, drehten sie ihm dückelhaft den Rücken zu. Der Löwe ist zu sehr Schauspieler. Daher ahmen ihn die Schauspieler so gut nach, und machen es bisweilen besser als er; wie man in London bei der Erstaufführung von „Androklos und der Löwe“ von Bernard Shaw bestätigt sehen konnte. Mit dem Stier sind Scherze nicht möglich. Wehe Don Quijote, wenn er sich in die offene Tür eines Stier-Stalles gestellt hätte! Niemals wird sich ein Stier, so „zahn“ er auch sei, weigern, in die Arena hinauszugehen. Und wenn, manchmal, im Stier-Zirkus ein Stier und ein Löwe zusammen in einen Käfig gesperrt wurden, siegte immer, und außerordentlich leicht, der Stier.

Der Stier war der Lehrer des alten Spaniers. Der vorgeschichtliche Spanier jagte ihn für seinen Lebensunterhalt, oder hetzte ihn aus Spielerei auf den großen Wiesen, deren ungeheure Ausdehnung das Freiheitsgefühl des Stieres nährte und deren kräftiges Futter seine edle Kampflost anfeuerte. Hier lernte der Spanier um das Leben zu spielen und mit seiner Tätigkeit und Kunst die fürchterliche Bestie von unbezwingbarem Drang und spitzem Gehörn zu bändigen. Ohne diese ursprünglichen Kämpfe mit dem Stier würden gewisse Momente in der spanischen Geschichte unverständlich sein: die hundertjährigen Kämpfe um die Unabhängigkeit, die Entdeckung und Eroberung Amerikas und des Stillen Ozeans, die Träume von einer Weltherrschaft. Am Ende wurde der alte Stierjäger des Sportes müde und begann, ihn zu einem Schauspiel umzuwandeln. Er verließ die Steppen, wo er mit ihm

gekämpft und täglich seine Tollkühnheit erprobt hatte und errichtete in den Städten Stierkampfplätze, in denen er als Zuschauer zugegen war und weiterhin ist, und wo er vom Berufs-Torero fordert, heldenhaft zu sein, ohne daß er, als Berufs-Zuschauer hierzu, die geringste Notwendigkeit empfindet. Die Schauspiele wahrer Kunst erheben den menschlichen Geist, reißen ihn hin, wenn die Gestalten oder Handlungen, die sie darstellen, schön oder edel sind; oder rühren ihn zu Mitleid und Sympathie, wenn ihr Geschick unglücklich ist. Die Schauspiele der Kraft, der Geschicklichkeit oder des Muts dagegen wirken wie Stimulanzien und höchstes Erstaunen: für einige Augenblicke sind die Instinkte, die sich auf das Schauspiel, das man betrachtet, beziehen, erregt; aber hinterher, nachdem der Reiz vorüber ist, verfällt man in den gegenteiligen Zustand, in physische und moralische Erschlaffung des ganzen Seins.

Die Stierkämpfe sind das Opium oder der Wodka des spanischen Volkes. Zuerst berauschen sie, überreizen; dann machen sie gefühllos und deprimieren. Psychologisch gewöhnen sie das Publikum daran, das Leben von der Barriere aus zu sehen. Ursprünglich waren sie vielleicht ein großer Anreiz zur Tat. Heute narkotisieren sie die Triebfeder der Rasse. Die für den Stierkampf am meisten begeisterten Landschaften, Städte und Individuen, sind lebens-technisch und historisch die auch am meisten abgestumpften. Und entsprechend für jedes private oder öffentliche Unternehmen am wenigsten wagemutig. Sie haben sich daran gewöhnt, ihren Heldengeist in den Torero zu verlegen und übertragen diese Beschränkung auf alle übrigen Tätigkeiten des Lebens, die ein Risiko oder ein Opfer einbegreifen. Wenn es sich darum handelt, etwas Schwieriges fertigzubringen, gibt es in Spanien einen sprichwörtlichen Satz: „Hier fehlt ein Mann!“, womit man sagen will, daß ein Mann gesucht wird, der den Torero macht, während die anderen auf den Balkon hinaustreten, zu sehen, was vorgeht. Die spanischen Revolutionen, oder besser gesagt, die Pronunciamientos des 19. Jahrhunderts und der, unter dem wir in diesen Augenblicken leiden, sind eine Art Stierkampf gewesen, in dem drei oder vier Generale in die Arena sprangen, in diesem Falle: auf die Straße, und die Berufs-Toreros der Politik, welches die Advokaten waren, verfolgten. Das Volk, unterdes, trat an die Fenster, um sich an dem Schauspiel zu vergnügen, ohne viel Anteil weder an den Talaren noch an den Waffen zu nehmen. Die Stierkämpfe haben die spanische Seele herabgewürdigt, wie der Zirkus die Seele Roms erniedrigt und sie dem Einfall der Barbaren ausgesetzt hat, die nichtsdestoweniger, inmitten einer derartigen öffentlichen und privaten Korruption das Prinzip eines sich erneuernden Lebens darstellten, eine Einspritzung neuen Blutes. Jetzt kommen die Barbaren nicht von draußen, sondern von dem Innern des Landes. Und das

Schlimmste ist nicht, daß sie Barbaren sind, sondern dekadente Barbaren, wie die Beherrschten selbst, Barbaren mit syphilitischem Blut, Neigung zur Verrücktheit und ohne jede geistige Ausgeglichenheit.

Das Mittel gegen die Dekadenz des Stierkampfes wie gegen die des Parlaments besteht nicht, wie manche vorschlagen, in ihrer Abschaffung, sondern darin, daß alle Welt zu Toreros und Parlamentariern gemacht wird. Wenn ich Diktator wäre — und wer in dieser bösen politischen Epoche ist sicher davor, daß ihm ein solches Unglück nicht widerfährt? —, würde ich mich wohl hüten, den Stierkampf zu untersagen, — und das etwa nicht, wie unschuldige Gemüter glauben, aus Furcht, daß einzig diese Maßnahme eine Revolution in Spanien hervorrufen würde, sondern, weil ich meine, daß nur durch Wiederherstellung der primitiven, prähistorischen Form des Spiels mit dem Stier es möglich wird, daß die Spanier wieder etwas Großes in der Geschichte leisten. Ein Reformator mit nationalem Gewissen muß das Stiergefecht obligatorisch machen, aber nicht als Schauspiel, sondern als Sport, an dem alle männlichen Bürger von 15—30 Jahren teilzunehmen haben. Heute bedrückt es, die ungeheuren Menschenmassen zu sehen, die vom Zuschauergerüst mit apoplektischen Gesichtern, heiseren Stimmen, hocherhobenen Fäusten verlangen, daß der Torero näher an den Stier herangehe, daß er sein Leben aufs Spiel setze, um ihrer Massenroheit Genüge zu leisten. Wenn man diese Leute, die soviel von dem fremden Mut fordern, zwingen würde, in die Arena hinunterzusteigen, und ihre eigene Tapferkeit auf die Probe zu stellen, würde Spanien bald wieder

das sein, was es vor Zeiten war. In einer spanischen Stadt, Pamplona, herrscht die Sitte, die Stiere am Morgen, wo sie vom Bahnhof zur Arena kommen sollen, freizulassen, damit das Volk in Masse sie hetze. An anderen Orten bindet man den Stier an einen Strick und läßt ihn durch Straßen und über Plätze rasen, damit alle Welt, alt und jung, mit ihm



Manolo

kämpfe. Diese Sitten, die einem Ausländer womöglich recht barbarisch erscheinen, sind zweifellos Ueberbleibsel des primitiven Stiergefechts und weisen darauf hin, was in ganz Spanien gemacht werden sollte. Nicht den Stierkampf verbieten, wie die Gefühlstuer wollen, sondern ihn in einen nationalen, obligatorischen Sport umwandeln.



Der spanische Löwe: In meinem Land wünschen alle die Revolution und jeder hat einen Balkon gemietet, um sie vorbeimarschieren zu sehen

DER KÖNIG

De

ORO Y GRANATE

I.

Der König, dieser erste Kavalier des Staates, der stets mit leicht ironischer Reserve vor den politischen Ereignissen seines Landes zurücktritt, dieser lebenswürdige, kluge, unaufdringliche Mann kommt nach Malaga. Wie wenig hört man vom König von Spanien im Ausland! Während Primo de Rivera über sich und seine Beziehungen zum Lande allzuviel redete, schwieg Alfons XIII. Man möchte beinahe sagen, daß er vor dem Königsgedanken allzuweit zurücktritt, daß er wie der Statthalter der Monarchie wirkt. Deshalb eben liebt ihn sein Volk, denn er ist von der Art, die jeder Spanier im Herzen trägt: Individualist mit der leichteren Auffassung südländischer Völker: *Primero, vivir . . . der Mensch in der Mitte!*

Der König kommt! Er wird das Denkmal des Helden von Malaga, Comandante Benitez, einweihen. Er wird —, man glaubt es kaum — zur Eröffnung eines modernen Riesenhotels des „Principe de Asturias“ den ersten Tee in der Hall nehmen. Zu was für Glossen würde diese Nebeneinanderstellung Anlaß gegeben haben im kaiserlichen Deutschland? Hier nennen wir beides in einem Atem und denken uns nichts dabei. Für Spanien ist es gleich wichtig, daß die Helden geehrt werden und daß die Fremden Geld ins Land bringen. Beides erhält seine Weihe durch die Gegenwart des Königs.

Das festliche Malaga scheint eine afrikanische Stadt. Die „Regulären“, die arabischen Truppen des spanischen Heeres, die in Marokko kämpften, sind eingetroffen und lagern in der Nähe des Stierplatzes. Der große Kraftwagen mit den arabischen Häuptlingen rauscht sonderbar durch die morgendlichen Straßen Malagas.

Unten hupt mahrend das Automobil für die Pressevertreter. Der König kommt.

II.

Flaggen über Stadt und Hafen . . . Korsarenbücher . . . Märchen aus tausendundeine Nacht . . . Fez und Jilaba sind Trumpf. Aus den Mützen, den Uniformen strahlt der Halbmond Mohammeds.

Alle Nuancen von Schwarz sind vertreten, dunkle Neger in Mietskutschen, braune Araber vor den Fenstern der Cafés, arabische Offiziere mit sonderbar helleren Tönen, Mischlinge, in pompösen europäischen Uniformen.

Neben der Stadthalle ist das Quartier der afrikanischen berittenen Truppe. Dort stehen die kegelförmigen Zelte, davor kleine Taburets, auf denen den Offizieren der „Regulares“ Tee serviert wird. Im Hintergrunde striegeln arabische Burschen die Gäule, fast alles Schimmel. Alle lassen sich die Neugier gefallen wie etwas Selbstverständliches. Sie machen den Eindruck von Elitetruppen. Die Zelte sind modernster englischer Konstruktion und das Lederzeug blitzt von Sauberkeit und Qualität. Wir Europäer erschrecken mit unserem Kulturballast vor diesen listig dreinschauenden Riesen, in deren Lässigkeit etwas vom Ausruhen der Tigerkatzen im Zoologischen Garten liegt.

Die Kaide, die Häuptlinge der Stämme, sieht man stets zu fünf oder sechs zusammen; Bulldoggengesichter wechseln mit den harmonischen Zügen alter verzeihender Rabbiner. Wer erinnerte sich nicht des Judenquintetts aus „Salome“, wenn sie plötzlich aus ihrem Schweigen auffahren und, mit den Händen in der Luft, gurrend und aufgereggt verhandeln!

Halbfarben breiten sich über Malaga. Manchmal scheint ein Regenschauer zu drohen, dann wieder bricht die Sonne durch und bestrahlt



Raquel Meller

Photo Sobol, Paris

Der Herzog von Alba und Berwick



Die Herzogin



Der Herzog

Photos Rieß

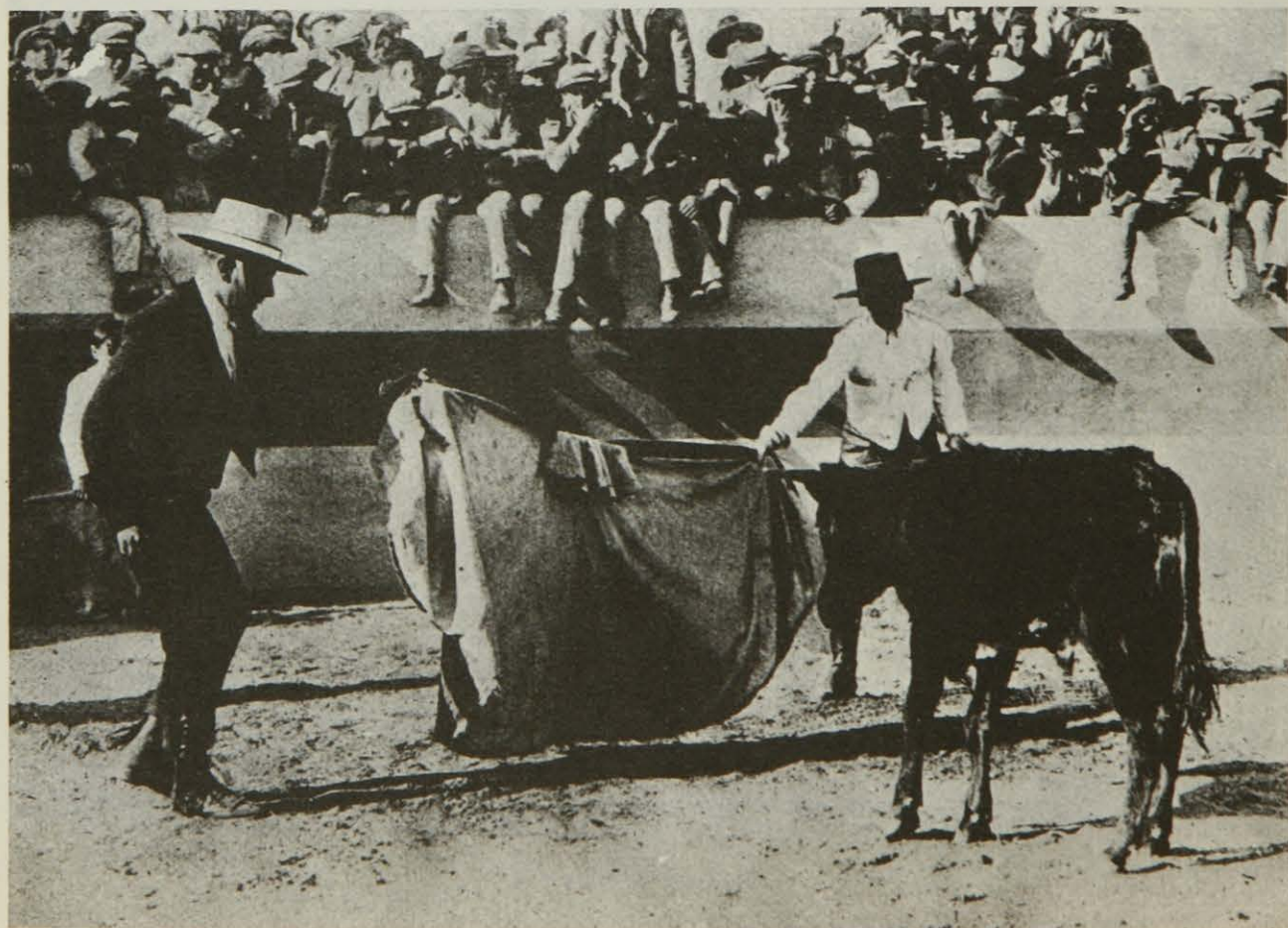
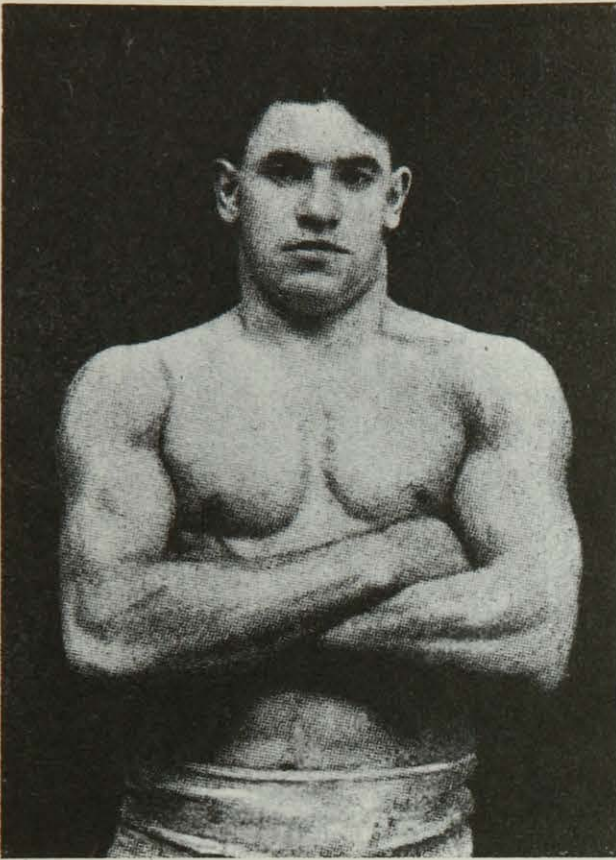


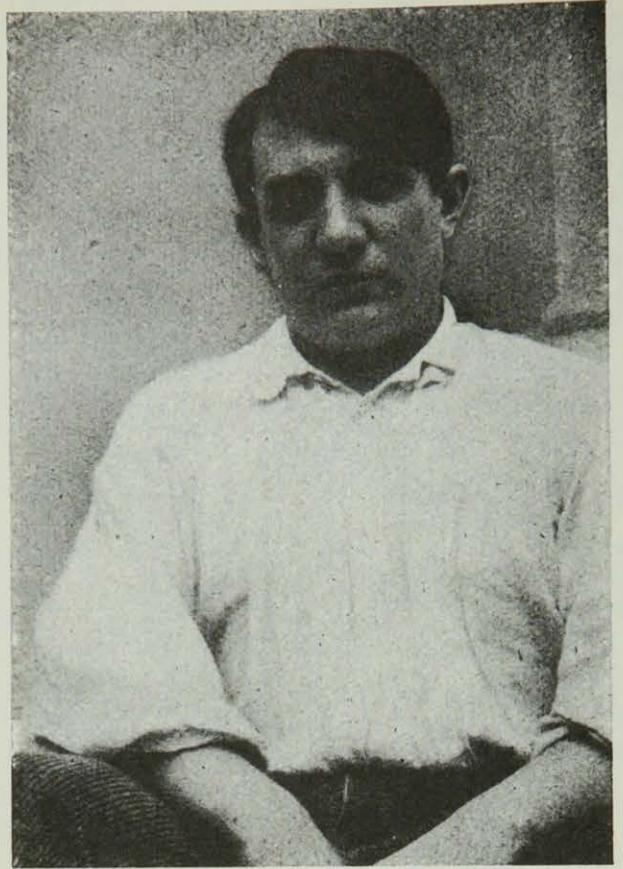
Photo Wide World

Die Herzogin von Santoña, des Herzogs Schwester, bei einem Stierkampf in Sevilla

Toros bravos



Paolino



Picasso



Kampfstier der Zucht Trespalacios

Photo Rodero



Photo Noack

D. Pablo Soler, Botschafter des Königs
von Spanien zu Berlin



La Condesa de Yebcs



Am Brunnen

die weißschimmernde Stadthalle, wo sich das Volk zu sammeln beginnt. Der Moment des feierlichen Empfanges rückt näher. Und nun kommen sie langsam, alle die Hohen und Höchsten um den König, die Stadt Malaga und sich selber zu ehren.

Die Stadtkämmerer mit den schweren, silbernen und goldenen Emblemen sind aus dem Eingang heraus auf die Stufen der Freitreppe getreten. Infanterie aus der Garnison Malagas mit kleinen roten Büschen auf den hohen Ledermützen deckt die Seite nach dem Palmenpark. Die Guardia Civil, diese eiserne unbestechliche Truppe Spaniens, mit ihren quergesetzten Wachstuchhelmen und ihren roteingefaßten Fräcken zieht vor der Fahne auf. Die Pferde sind das erlesenste andalusische Material. Dann rollen die ersten Automobile mit den Geladenen heran.

Jeder kennt jeden: Das ist das Geheimnis der spanischen Gesellschaft. Mühselig entklettert seinem Kraftwagen der Rektor der Medizinischen Fakultät von Granada Fermin Garrido. Heute trägt er ein wallendes Seidengewand und ein phantastisches schwarzes Barett. Ihm folgt die juristische Fakultät. Farbig leuchten die seidenen Togen die Freitreppe hinauf. Ein Signal, drei Marschakte und purpurn entsteigen die Bischöfe von Malaga und Granada der schwarzen Kalesche. Dann ein Wagen mit einer hohen bürgerlich gekleideten Dame und einem riesigen kriegerisch aussehenden Ulanen: Ihre Kgl. Hoheiten, die Infantin Doña Luisa und der Infant Don Carlos. Das Publikum klatscht zum ersten Male warm und herzlich.

Die Spannung wird fast unerträglich. Verspätete Gäste, Ehrendamen mit der klassischen schwarzen Mantilla steigen die Seitentreppe hinauf. Zu den letzten Gästen gehört Benjumea, Graf von Guadalhorce, heute Ministro de Fomento. Das Publikum klatscht und der geniale Löwenkopf grüßt. Wer war Benjumea vor acht Jahren? Ein Narr, der eine Steinmauer da bauen wollte, wo inländische und ausländische Ingenieure die statische Möglichkeit bestritten. Er hatte kein Geld, er borgte, wie und wo er konnte, und die Arbeiter hielten zu ihm, bis die Mauer stand. Jetzt sind die ersten elektrischen Maschinen aufgestellt, die einen geringen Teil der Wasserkraft ausnutzen und 30 000 PS produzieren. Die Abwässer des Stauwerkes werden die Provinz Malaga in ein Eden verwandeln, das dreimal so fruchtbar sein wird wie Kalifornien.

Jetzt! Jetzt kommt der König! Ein quäkendes Trompetensignal, die Königshymne und geräuschlos hält der Wagen vor der Freitreppe: der König neben dem Kraftwagenführer, im Fond des Wagens die Königin und die Prinzessin Salm-Salm. Der König ist ernst, so ernst wie wir ihn selten gesehen haben. Mit einem jugendlichen Sprung ist er auf der anderen Seite des Wagens neben der Königin, dieser kalten, schönen, wunderbar repräsentierenden Frau. Die Stadtkämmerer senken die

Embleme. Der Alkalde von Malaga erscheint auf der obersten Stufe der Treppe. Der König, in Infanterieuniform, die Königin, in einem weitwallenden Nerzmantel, verschwinden in der Tür der Stadthalle.

Schweigen breitet sich aus. Ein kleines grünes, fast schäbiges Automobil fährt vor. Der große Mann in Generalstabsuniform wirkt sonderbar in dem kleinen Wagen. Er wartet nicht, bis man ihm den Schlag aufreißt, er öffnet ihn selber mit einer ungeduldigen Bewegung, während seine außerordentlich stark leuchtenden Augen einen ganzen Kreis von Menschen auf einmal einbeziehen: Primo de Rivera. Ohne Wesens daher zu machen, fast ablehnend, mit einer gewissen Feindseligkeit, beeilt er sich, in die Nähe seines Königs zu kommen.

Die Lichter in den Fenstern der großen Empfangssäle flammen auf. Das Portal wird leer. Ordonnanzen mit Telegrammen laufen hin und her. Der Abend kommt schnell, und es wird kühl und unfreundlich. . .

III.

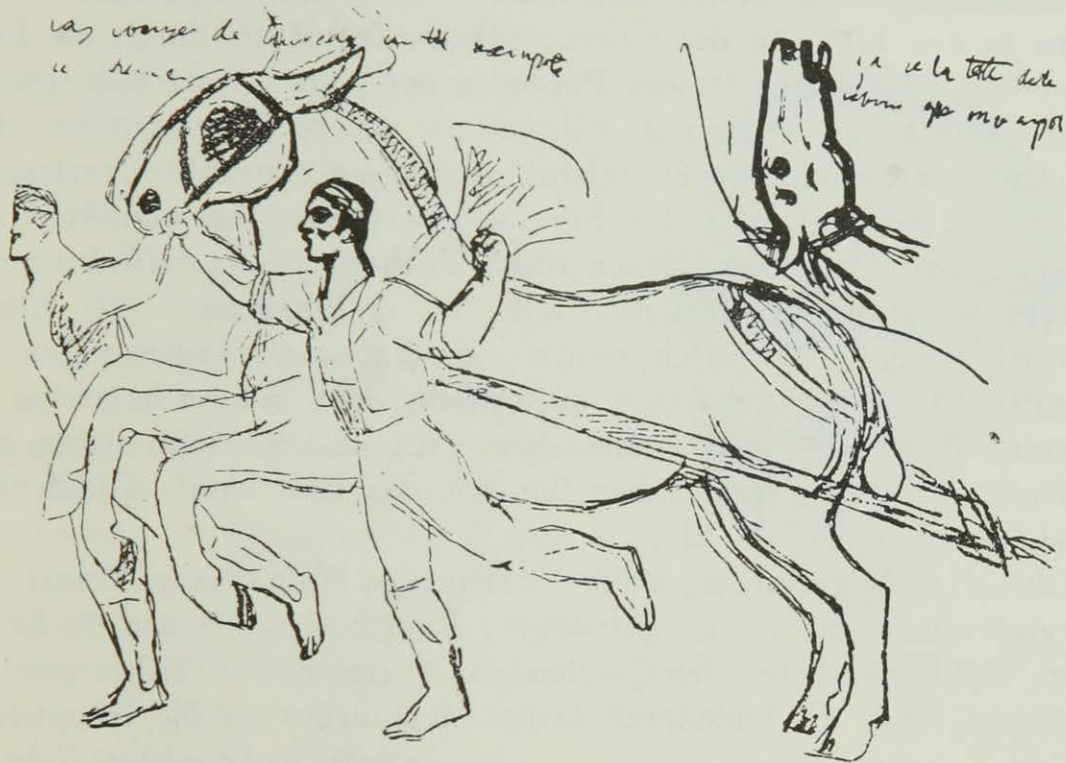
Malaga, die Gastliche, hat das Herz des Königs gewonnen, nicht mit Girlanden und Feuerwerk, sondern mit der spontanen Zuneigung zum Monarchen. Nur in der Hauptstadt wird der König solche Menschenmengen geduldig haben warten sehen, so ihm innerlich verbunden, so inoffiziell, so vertrauend. — Man hat die militärischen Aufgebote bei den Ausfahrten des Königs fast unterdrückt. Der König fühlt sich in Malaga wie der erste Privatmann seines Landes. Strenge und Ernst in seinem Gesicht sind ausgelöst und haben einer fast kindlichen Freude Platz gemacht. Der König genießt den Süden.

Am Morgen hat er das Truppenlager eingeweiht, das, auf halbem Wege zwischen Malaga und den Quellen von Torremolinos, 8000 Mann beherbergen kann. Die Marokkofrage, die niemand im Lande als gelöst betrachtet, wenn auch die spanischen Truppen die Residenz Abd-el-Krims, Aixdir, besetzt halten, zwingt Spanien zu umfangreichen kriegerischen Vorsichtsmaßregeln. Anstatt jedoch die Inlandstruppen hinüberzuführen nach Afrika in wasserlose Gegenden und Notstandsbaracken, wo die Krankheiten immer schlimmer gehaust haben als die Kugeln der Feinde, bringt man sie in gesunden, modernen Kasernen im Heimatland unter. So sind sie nur durch acht Stunden Schifffahrt getrennt von Afrika, so daß sie bei einem erneuten Aufflackern dieses viele Opfer erheischenden Kleinkrieges sofort an die bedrohte Kampffront hinübergeworfen werden können.

Der Tag gipfelt im königlichen Stierkampf, mit Stieren aus der Zucht von Guadalest, die zu den gefährlichsten und schwierigsten neben den Palhas, Murubes und Miuras gehören. Stiertöter sind Marcial Lalanda, der gewandte und unverwundbare, der legitime Nach-

folger des unvergeßlichen Joselito, Litri aus Huelva, der Kämpfer mit dem sprichwörtlichen Mut, und Zurito.

Durch den Palmenpark rasen die Maultierkutschen und Automobile. Obgleich dieser Stierkampf allzu früh in das Jahr fällt, strömen die Menschen in langen schwarzen Reihen hinaus zum Kampfplatz. Wir, die wir Hunderte von Stierkämpfen gesehen haben, erwarten kein ungeteiltes Vergnügen. Die Stiere haben noch kein frisches Grün gefressen, sie sind nicht in der Brunst, und den Stierkämpfern fehlt nach den Wintermonaten das Training.



Picasso: Zeichnung in einem Brief aus Barcelona an Max Jacob (Sammlg. Reber, Lugano)

Der Platz ist ausverkauft. Unsere Skepsis weicht, denn wir fühlen jene Schwingung, die uns ein vollwertiges Ereignis verspricht.

Die eingeborenen Truppen, die Regulares, haben zu dem Fest beigesteuert. Vier ihrer besten Reiter eröffnen den Zug auf tänzelnden, hochgehenden, erlesenen Pferden. Burnusse flattern, Gewehre fliegen durch die Luft, und vor der Präsidentenloge sinkt immer wieder das Pferd des Führers, des Tabors, in die Knie, während der Reiter in einer weit ausholenden, tiefen, bis zur Erde reichenden Bewegung grüßt. Die Zuschauer jubeln und die Stierkämpfer ziehen auf.

Ein Trompetensignal, die Tore des dunklen Stierzingers werden aufgerissen und der erste Stier rast in die Arena.

Der König, der kurz nach der „Fantasia“ der Araber in die Loge trat, hat sich vortrefflich unterhalten. Er steckt uns mit seiner guten Laune an, mit seinem Lächeln und Lachen, mit seiner so außerordent-

lich privaten Art, die nichts von der Schaustellung der Könige hat. Die Königin, weiter zurückgelehnt in die Loge, kümmert sich weniger um die brausenden Ovationen, sie grüßt, aber ihr Interesse ist festgehalten in einem Gespräch mit Primo de Rivera und der Infantin. Primo de Rivera bleibt ganz im Hintergrund, nur hin und wieder erscheint sein grauer, von Sorgen zerfurchter Kopf mit den äußerst intensiven Augen.

Der zweite Stier ist der Stier der Tragödie. Litri hat ihn vor der Königsloge festgehalten mit seinem roten Tuch, und die Hörner des Stieres fahren zentimeternah an seinem Herzen vorbei. Der Stier, mit einer blitzschnellen Bewegung, wendet sich zum Tuch zurück: das Horn in den Muskeln des Oberschenkels fliegt Litri durch die Luft, dann fällt er wie eine leblose Puppe in den Sand. Dort faßt ihn der Stier erneut unter die Achsel, während die anderen hinstürzen. Ungeachtet der eigenen Lebensgefahr, decken sie den Schwerverletzten, sie hängen am Schwanz des Stieres, sie machen ihn blind mit den großen, ganz nah hingehaltenen roten Tüchern. Man rafft Litri auf, eine große Blutlache zeigt die Stelle, wo er hinstürzte. Der König, sichtlich erregt, läßt durch seinen Adjutanten den anwesenden berühmten Chirurgen Lazarraga auffordern, dem Schwerverletzten im Hospital des Stierplatzes beizustehen. Ein dicker Mann neben mir, scheinbar ein Arzt, sagt: Sahen Sie, wie das Blut kam! Die Schlagader! Aus! Armer Kerl! . . .

Litri ist nicht gestorben, dank der schnellen Hilfe. Keine Trauer hat den Aufenthalt des Königs getrübt . . . Langsam verflachen die Ereignisse. Ein Bankett bei den Quellen von Torremolinos, Fahnenweihen, Festessen, und der Südexpreß bringt ihn zurück in die Hauptstadt.

(Deutsch von Levingstone-Hahn.)



E. R. Weiß

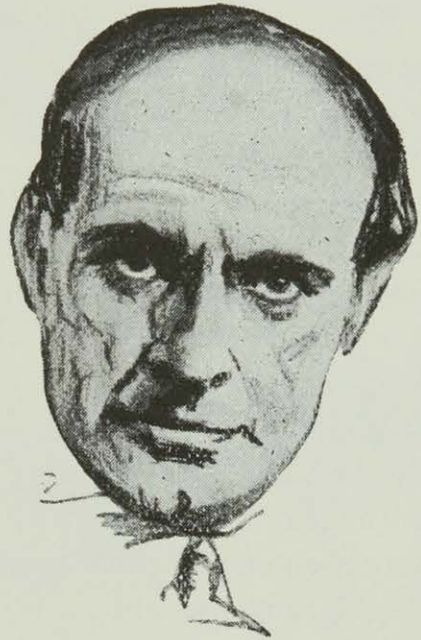
La Casa del Greco, Toledo (Litho)

das wirkliche, ihr auferlegte Geschick. Für den Mann ist das Erstrebenswerte zumeist eine Schöpfung der Einbildungskraft, die vor aller Wirklichkeit kommt, für das Weib im Gegenteil etwas, das sie unter den wirklichen Dingen findet. Und so ist es im Gebiet des Erotischen häufig, daß der Mann a priori, wie Chateaubriand, einen fantôme d'amour erdichtet, eine unwirkliche Frauengestalt, auf die er seine Leidenschaft richtet. Bei der Frau ist das überaus ungewöhnlich, und zwar nicht aus Zufall, sondern dank der Nüchternheit, welche die weibliche Psyche kennzeichnet.

Salome ist phantasievoll auf Männerart, und da ihr eingebildetes Leben in ihrem Leben das am meisten Wirkliche und Positive ist, bekommt dadurch ihre Weiblichkeit einen männlichen Einschlag. Dazu beachte man, wie immer wieder die Legende auf ihre unberührte Jungfräulichkeit anspielt. Ein Uebermaß an körperlicher Jungfräulichkeit, ein unmäßiger Eifer, den Zustand des Mädchentums hinauszudehnen, pflegt beim Weibe neben männlichen Charakterzügen vorzukommen. Mallarmé sah richtig, als er Salome sinnenkühl vermutete. Ihr Fleisch, fest und elastisch, von feinen akrobatischen Muskeln — Salome tanzt — bedeckt vom Gefunkel der Gemmen und Edelmetalle, gibt uns den Eindruck eines „reptile inviolé“.

Salome wäre kein Weib, bedürfte sie der Hingabe ihres Ich an ein anderes nicht; doch als phantasievolles, sinnenkühles Weib schenkt sie es einem Phantom, einem Traumgebilde eigenen Erzeugnisses. So entschlüpft ihre ganze Weiblichkeit durch eine erträumte Dimension.

Bei Anlaß ihrer Liebesschimäre entdeckt nun Salome endlich den Abstand zwischen dem Wirklichen und dem Phantastischen. Der mächtige Tetrarch vermag es nicht, einen Mann hinzustellen, der dem Bilde in jenem kühlen Köpfchen entspricht. Der Fall wiederholt sich unveränderlich: Jede Salome führt mitten im Ueberfluß ein mißgelauntes, mürrisches und im Grunde verbittertes Leben. Ihr fehlt der leibhaftige Träger für die Erfindung ihrer Phantasie, und wie man Kleiderpuppen an- und auszieht, versucht sie den unwirklichen Umriß ihres Traumes an den Männern, die an ihr vorüberziehen.



L. over

23. VI. 1925.

Ant. Zarraga: José Ortega y Gasset

Eines Tages endlich glaubt Salome die Verkörperung ihres Phantoms auf Erden zu finden. Trachten wir jetzt nicht, nachzuforschen: warum. Vielleicht handelt es sich nur um ein Quidproquo; die Uebereinstimmung ihres Paradigma mit diesem Manne aus Fleisch und Blut, den man Johannes den Täufer nennt, ist eher negativer Art. Nur darin, daß er von den übrigen Menschen verschieden ist, gleicht er ihrem Ideal. Die Salomes suchen stets einen von den anderen Männern so verschiedenen Mann, daß er fast einem neuen, unbekanntem Geschlechte angehört. Wieder ein Kennzeichen deformierter Weiblichkeit. Der Täufer ist eine struppige, frenetische Persönlichkeit, die in der Wüste schreit und eine hydrotherapeutische Religion verkündet. Aerger könnte Salome nicht fehlgegriffen haben. Jochanaan ist Ideenmensch, homo religiosus, der Gegenpol zu Don Juan, dem *homme à femmes*.

Die Tragödie entläßt sich unabwendbar wie eine chemische Reaktion explosiver Art.

Salome liebt ihr Phantom, ihm hat sie sich hingegeben, nicht Jochanaan. Dieser wird für sich lediglich ein Mittel, um jenem Körperlichkeit zu verleihen. Das Gefühl Salomes für seine zottige Person ist nicht Liebe, sondern das Verlangen, von ihm geliebt zu sein. Die Männlichkeit Salomes mußte sie unweigerlich dazu führen, sich im Erotischen männlich zu verhalten. Denn der Mann fühlt ursprünglich die Liebe als heftiges Verlangen, geliebt zu sein, während für die Frau das Ursprüngliche das eigene Liebesgefühl ist, jenes warme Fluidum, das von ihrem eigenen Selbst ausstrahlt zum Geliebten hin und sie, ihm zutreibt. Der Drang, geliebt zu sein, wird von ihr nur als Folge und in zweiter Linie verspürt. Die normale Frau, man vergesse es nicht, ist das Gegenteil des Raubtieres, das sich auf die Beute stürzt; sie ist die Beute, die sich auf das Raubtier stürzt.

Salome, die den Täufer nicht liebt, fühlt den Drang, von ihm geliebt zu werden, sich seiner zu bemächtigen, und in den Dienst dieses männlichen Triebes wird sie alle Gewalttätigkeit stellen, durch welche der Mann seinen Willen der Umgebung aufzwingt. Seht weshalb — wie andere an ihren Händen eine Lilie — dies Weib ein abgemähtes Haupt in ihren langen Marmorfingern hält. Es ist ihre vitale Beute. Rhythmisch der Gang, geschmeidig ihr Leib, raubvogelartig das hebräische Antlitz, schreitet sie durch die Legende, und über das erstarrte Haupt mit den gläsernen Augen beugt sich ihre Seele in gieriger Krümmung wie ein Habicht oder Edelfalke.

Doch sie ist allzu verwickelt und weitschweifig, als daß ich sie hier erzähle, diese Geschichte vom tragischen Flirt zwischen Salome, der Prinzessin, und Jochanaan, dem Intellektuellen.

(Deutsch von Maria Luisa Kocherthaler.)



Der katalanische Torwächter Zamora

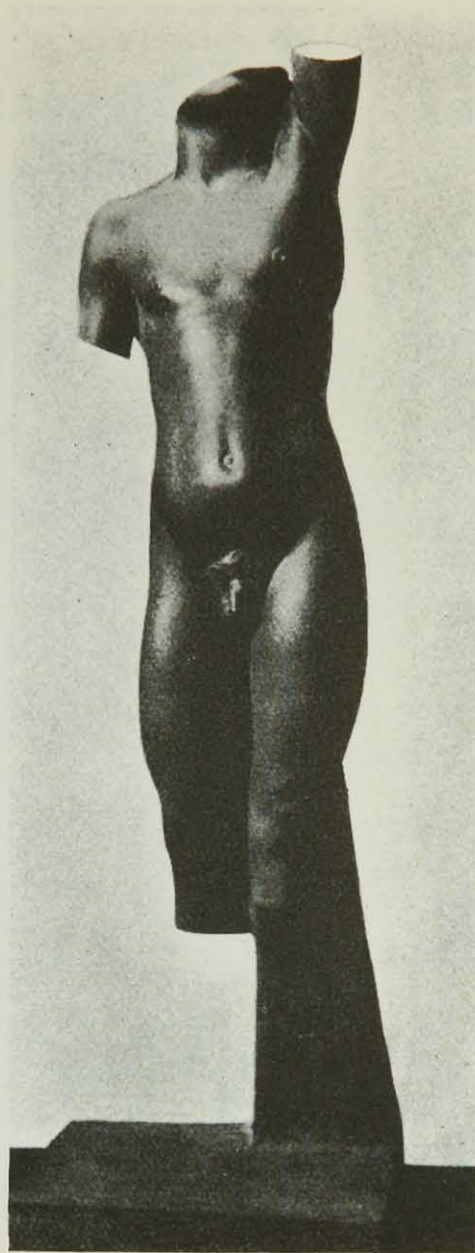


Photo Alex. Koch, Darmstadt
Pablo Gargallo, Torso (Marmor)



Der Matador Lorenzo de la Torre



Photo Librairie de France
Ignacio Zuloaga, der Zwerg von Segovia



Die Sangerin Consuelo Hidalgo

räusch wahr, das einige Baumwoll-Spinnerinnen, die nebenan wohnen, mit ihren Spinnrädern machen — jenen sympathischen Spinnrädern, die ihr auf dem Bild von Velazquez gesehen haben werdet; — ab und zu hört man ein Lied, vielleicht eine alte Romanze — wie jene, welche die Tuchrauer von Segovia in der Novelle „Der geschwätzigste Laienbruder“ singen; oder von Zeit zu Zeit wird die Luft wohl vom kristallinen Ton einer Glocke zerrissen — jener Glocken, die in Toledo die Franziskaner läuten, oder die Dominikaner, oder die Barmherzigen Brüder, oder die Augustiner, oder die Kapuziner —; wenn diese Glocken morgens tönen, erhebt sich unser Hidalgo von seinem Lager. Es ist sechs, halb sieben. An einem Ende des elenden Bettes liegen die Stulpenstiefel und das Wams des Hidalgo, die ihm als Kopfstütze gedient haben; er nimmt sie und legt sie an; dann greift er nach dem Obergewand, schüttelt es aus und reinigt es; dann faßt er den Degen. Und schon im Begriff, die Koppel anzulegen, hält er ihn einen Augenblick in seinen Händen, schaut ihn mit Liebe an, betrachtet ihn, wie man ein geliebtes Wesen betrachtet. Dieser Degen ist ganz Spanien; dieser Degen ist die ganze Seele der Rasse; dieser Degen lehrt uns die Rechtlichkeit, die Tapferkeit, die Würde, die Verachtung des Kleinen, die Kühnheit, das stille, stolze Erdulden.

Wenn dieser Hidalgo diesen Degen nicht hätte, — verstündet ihr dann, daß er ruhig leben könnte, glücklich, zufrieden, — in einem Haus, ohne Stühle, ohne Tisch, ohne Schüsseln und ohne Töpfe? Und er sieht ihn an, sieht ihn wieder an, streicht mit der Hand zärtlich über den breiten Knauf, schwingt ihn einen Augenblick in der Luft und sagt zu dem Burschen, der ihn bedient und ihn aufmerksam beobachtet: „O Bursche! Wenn du wüßtest, welch ein Stück dies ist! Es gibt kein Maß Gold in der Welt, für das ich es hingäbe.“ Und allsogleich steckt er ihn an seine linke Seite. Und dann nimmt er die Capa vom Sockel, wohin er sie am Abend zuvor, nachdem er sie gut abgepustet hatte, hingelegt, und hüllt sich keck in sie ein. „Lazaro,“ sagt er zu seinem Diener, „hüte das Haus gut; ich gehe in die Messe.“ Und schreitet die Straße entlang; seine Schritte sind langsam; sein Haupt ist stolz erhoben, aber ohne Anmaßung; ein Zipfel der Capa liegt quer über der Schulter, seine linke Hand hat den Degenknauf gesucht und sich mit Wollust und innerlicher Genugtuung auf ihn gestützt. Ein dumpfes Zuschlagen der Pforte hallt in der Straße wider; die nachbarlichen Spinnerinnen haben einen Augenblick lang ihre Räder stehen lassen und sich zum Balkon hinausgelehnt. „Schaut, wie edel er geht!“ sagt eine. „Er hat das Zeug zum Galan,“ ruft die andere. „Ein ganzer Kavalier ist er!“ fügt eine dritte hinzu. Und all diese zierlichen, kecken Toledanerinnen, — jene Toledanerinnen, die Brantôme just in diesen

selben Tagen wegen ihrer Lebhaftigkeit in seinen: Vies des dames galantes rühmt, — lachen, vielleicht ein wenig verrückt, ein bißchen unbarmherzig, mit ihrem kristallinen Lachen über den guten Hidalgo, würdig und mutvoll, der sich Schritt für Schritt entfernt, langsam, majestätisch, straßaufwärts. Seht ihr in diesem fröhlichen Lachen nicht vielleicht ein Sinnbild? Seht ihr nicht diese Spinnerinnen, die an ihren Spinnrädern den ganzen Tag über arbeiten und sich über diesen Hidalgo lustig machen, ihren Nachbar, redlich, träumerisch, tapfer, der aber nicht essen kann? Seht ihr nicht den ewigen, schmerzlichen Gegensatz — so ewig, wie die Welt — zwischen der Wirklichkeit und dem Geist, zwischen den prosaischen Arbeiten, ohne die es kein Leben gibt, und dem Ideal, ohne welches das Leben ebensowenig möglich ist?

*

Dies war im Jahre 1518, 1519, 1520, 1521 oder 1522. In diesem selben Jahrhundert schrieb eine Frau, eine große Seelenkennerin — Teresa de Jesús — folgendes im Buch der „Gründungen“: „Es gibt einige sehr ehrenhafte Menschen, die lieber Hungers sterben, als es die anderen merken lassen.“

(Deutsch von Maximo José Kahn.)

EL PASTORCICO

de

SAN JUAN DE LA CRUZ

*Un pastorcico solo está penado,
Ageno de placer y de contento,
En su pastora puesto el pensamiento
Y el pecho del amor muy lastimado.*

*Que solo de pensar que está olvidado
De su bella pastora, con gran pena
Se deja maltratar en tierra agena,
El pecho del amor muy lastimado.*

*No llora por haberle amor llagado,
Que no le pena verse así afligido
Aunque en el corazon está berido,
Mas llora por pensa que está olvidado.*

*Y dice el pastorcico: «Ay, desdichado!
«Por la que de mi amor ha hecho ausencia,
«Y no quiere gozar de mi presencia,
«Fistando por su amor tan lastimado!»*

*Y al cabo de un buen rato se ha encumbrado
Sobre un árbol, do abrió sus brazos bellos,
Y muerto se ha quedado asido de ellos,
El pecho del amor muy lastimado.*

Aus „Poesias de San Juan de la Cruz“. Herausgegeben von Ludwig Burdara, Theatiner Verlag, München 1924. (Die deutsche Nachdichtung siehe im Marginalienteil.)

San Juan de la Cruz, 1674 heilig gesprochen, war ein geistlicher Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Er ist der „Pater Ecstasticus“ aus der Schlußszene des Goetheschen „Faust“.



König Alfons am Mikrophon in Barcelona

Photo Atlantic



Juan Gris und Alfred Flechtheim in der Galerie Simon in Paris

Photo Rieß



Mannheim, Kunsthalle
Manolo, Katalanin. Bronze

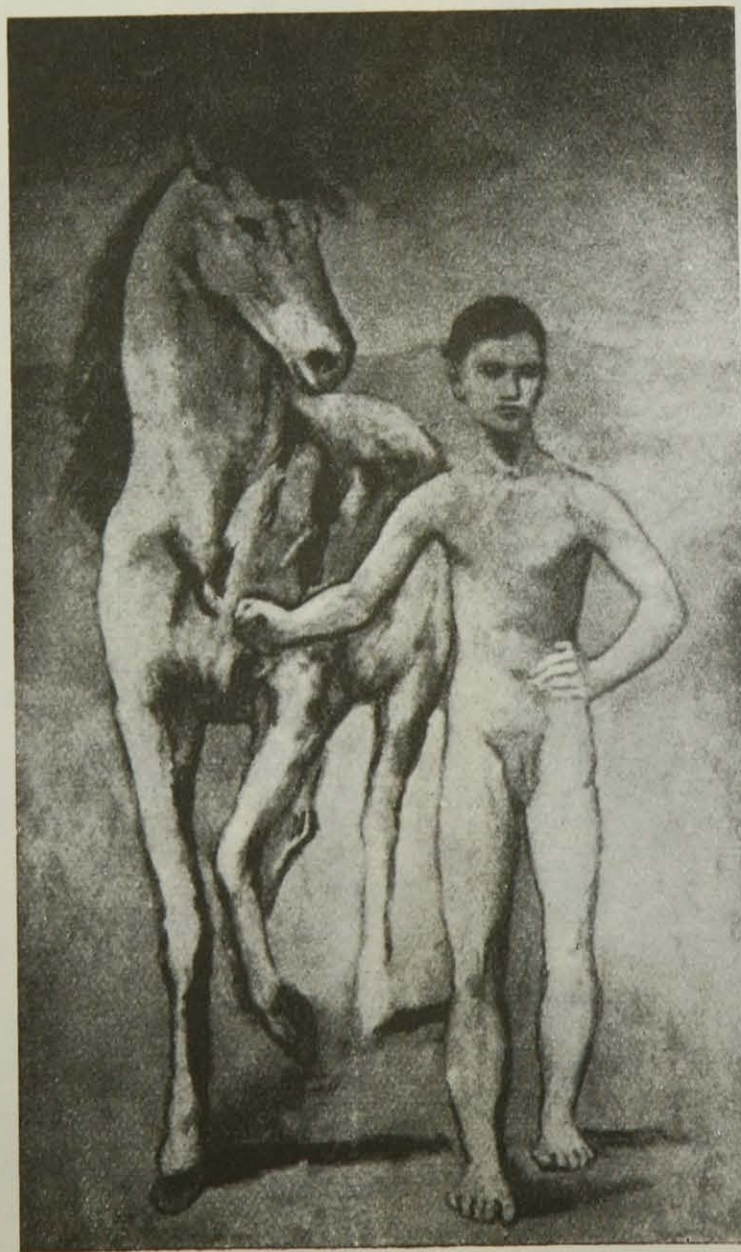
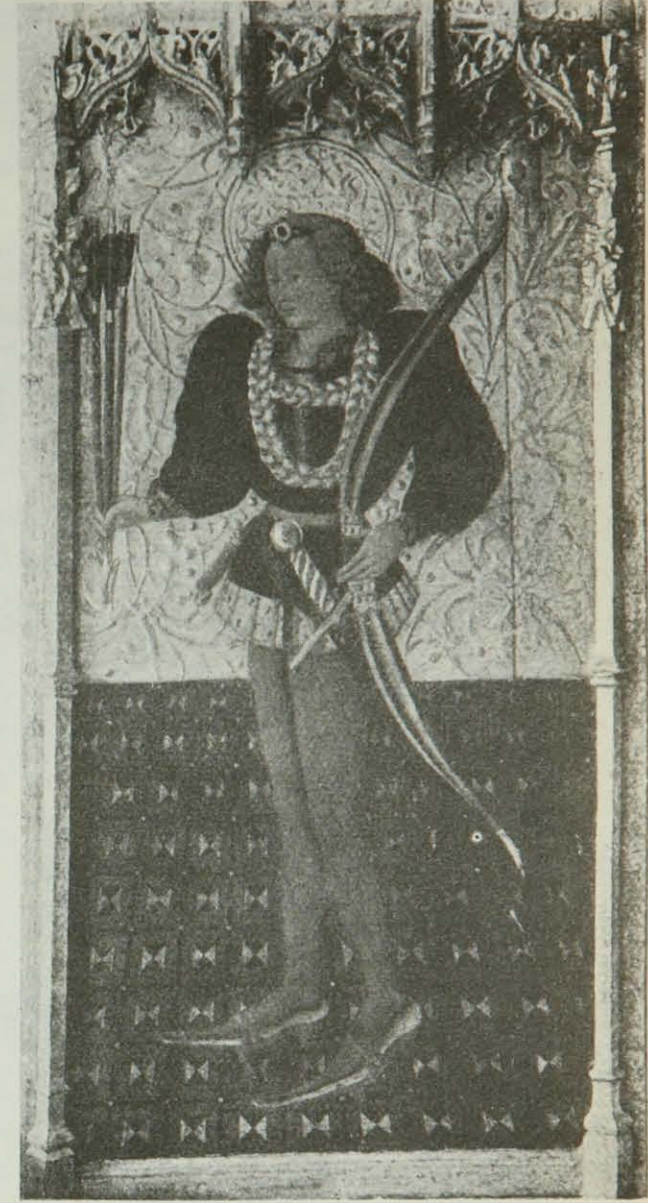


Photo Galerie Flechtheim
Picasso, Der Schimmeljunge. 1905
Berlin, Stg. Paul von Mendelssohn-Bartholdy



Photo Sobol
Isabelita Ruiz



Triptychon eines aragonesischen Meisters, um 1550

Madrid, Slg. Julio Kocherthaler



Die Königin und Primo de Rivera bei der Feria in Sevilla

Photo Vidal



Des Matadors Triumph (in einem andalusischen Dorfe)

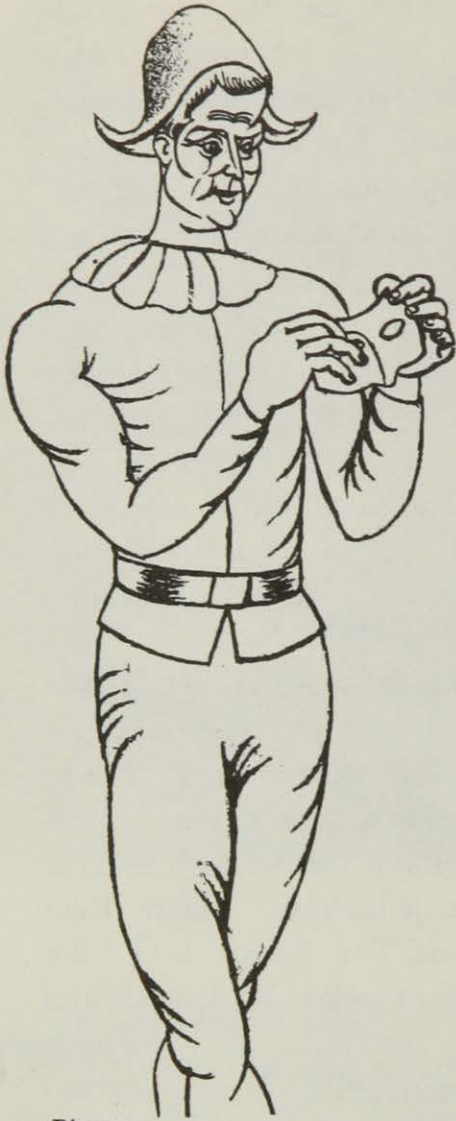
Hohe spanische Tanzkunst ist denn auch weit jenseits aller erotischen Selbstzwecke oder Wirkungen: und ist, wie jeder andere Tanzkunst, körperlich erfüllte und körperlich dargestellte Musik; Kunst der Bewegung und des Rhythmus, mit innerer Verwandtschaft zur Skulptur. Es ist sehr bedauerlich, daß in Spanien nur die Varieté-Theater die Kulturstätte dieser erhabenen Kunst sein können, die mit seichter Schauspielerei nicht das geringste gemein hat.

Die in den Theaterprogrammen der ganzen Welt zu findenden „Spanischen Tänzerinnen“ sind zumeist inländische Imitationen oder doch minderwertige spanische Exportware. Es gab und gibt allerdings auch hervorragende „echte“ spanische Tänzerinnen, die in der Heimat kaum jemals auftreten und nur im Ausland Ruhm und Ruf erwerben — wie es die schöne Otero getan hat —, sich aber vielfach der fremdländischen, meist kitschigen Auffassung von Spanien unterwarfen, und als Originale doch nur entartete Verfälschungen sind.

In neuerer Zeit haben die europäisch-amerikanischen Kabarett-Tänze auch Eingang in Spanien gefunden; und so sieht man jetzt häufig nackte Beine, Gewänder ohne Rock und Seidentrikots. Diese Tänze sind bei den jüngeren Künstlerinnen sogar sehr beliebt geworden, da sie viel weniger Schwierigkeiten bieten. Weitaus die beste Tänzerin dieser Art ist die blonde Isabelita Ruiz, die jedoch mit einem Bein noch durchaus auf dem Boden der spanischen Tanzkunst steht. Sie ist ein junges, sehr hübsches und temperamentvolles Mädchen; und errang sehr großen Erfolg.

Exotische Tänze und Tanz-Phantasien werden in Spanien im allgemeinen ungern gesehen, denn man versteht sie nicht; man empfindet den Tanz anders. Nur eine ganz große Künstlerin, die auch im nordischen Europa bekannte Tórtola Valencia, fand vor Jahren sehr viel Beifall in ihren arabischen und indischen Tänzen; wie auch im „Tod des Schwans“. Das während des Kriegs mehrmals in Spanien gastierende „Kaiserlich Russische Ballett“ errang größte Triumphe; doch handelt es sich hierbei bekanntlich um ein Unerreichbares im Zusammenwirken verschiedener Elemente höchststehender Kunst.

Eine ganz echte Vertreterin spanischer Volkskunst andalusischen Stammes, in Tanz und Gesang, war bis vor einigen Jahren die berühmte Pastora Imperio; mit Zigeunerblut in den Adern und mit grünen Augen. Sie war die Frau des „Gallo“, der einer der gefeiertsten Stierkämpfer des vorigen Jahrzehnts gewesen ist. Pastora ist heute noch eine der allerbekanntesten Persönlichkeiten des ganzen Landes. Ueberhaupt vermag sich in Spanien niemand der Einflußsphäre der Tänzerinnen zu entziehen, ebensowenig wie der der Stierkämpfer; auch wenn jemand solche Schaustellungen gar nicht besucht. Man hört



Picasso

jedoch überall so viel von „Toreros“ und „Bailarinas“, man sieht so viele Bilder und Ankündigungen, daß die großen Tanzsterne und Arenahelden nur solchen Leuten unbekannt sein können, die in den wüstesten Einöden leben.

Pastora Imperio ist vermutlich die letzte Größe der ganz bodenständigen, für fremdländische Auffassung halb-barbarischen andalusischen Volkskunst, „arte flamenco“, deren Ausdrucksweise, wie ganz Spanien selbst, sich verändert, sich verfeinert und modernisiert. Es ist dies ganz klar an der Nachfolgerin der Pastora zu erkennen: bei Dora, La Cordobesita, die sich heute auf der Höhe ihres Ruhms befindet und unbestritten an erster Stelle der rein andalusischen Künstlerinnen steht. Tänze, Gesänge und Zigeunerlieder versteht sie in ganz unübertroffener Weise darzubieten; sowohl Ernstes als Lustiges. Ihr Meistertanz, der „Fandanguillo de Almeria“ kann der Seele ein heiliges Erlebnis sein. Wäre Spanien nicht notwendigerweise so abgeschlossen, oder wäre Dora in Frankreich oder Rußland geboren, sie würde eine europäische Berühmtheit

sein. La Cordobesita hat die Absicht, sich demnächst mit dem Zigeuner-Torero Chicuelo zu verheiraten. Sie ist, wenigstens auf der Bühne, was man in Deutschland ein „rassiges Weib“ heißen würde. Dora verkörpert den idealen Cordobeser Typ.

Hier sei gesagt, daß vor allem die großen spanischen Künstlerinnen durch außerordentlich anständigen und sittsamen Lebenswandel sich auszeichnen und darin keine Ausnahme unter den spanischen Frauen bilden. Weit davon entfernt, irgendwie ein Bohème-Dasein zu führen, sind sie in ihrem Privatleben viel mehr brave Haustöchter als freie Künstlerinnen. Auch die ganz kleinen Tanzmädchen werden stets von der Mama begleitet, ja oft von der ganzen Familie, die ihr strengste Ueberwachung angedeihen läßt und versucht, von ihrer Tanzarbeit zu leben. Im Laufe der Zeiten allerdings, zumal wenn es sich zeigt, daß es mit Kunst und Brot doch nicht so recht vorwärts gehen will, werden viele leicht zugänglich; und es gibt selbstverständlich auch Künstlerinnen von Ruf, die ihre Laufbahn und ihr häufiges Auftreten

BALADILLA DE LOS TRES RIOS

de

FEDERICO GARCIA LORCA

*El río Guadalquivir
va entre naranjos y olivos.
Los dos ríos de Granada
hajan de la nieve al trigo.*

*! Ay amor
que se fué y no vino!*

*El río Guadalquivir
tiene las barbas granates.
Los dos ríos de Granada
uno nieve y otro sangre.*

*! Ay amor que se fué
por el aire!*

*Para los barcos de vela
Sevilla tiene un camino.
Sobre el agua de Granada
sólo rema los suspiros.*

*! Ay amor
que se fué y no vino.*

*Guadalquivir, alta torre
y viento en los naranjales.
Darro y Genil, torrecillas
muertas sobre los estanques.*

*! Ay amor que se fué por el
por el aire!*

*¿Quién dirá que el agua lleva
un fuego fatuo de gritos?*

*! Ay amor
que se fué y no vino!*

*Lleva azabara, lleva olivas
! Andalucía! a los mares.*

*! Ay amor que se fué
por el aire!*

*

LA FIESTA NACIONAL

de

MANUEL MACHADO

(Fragmento)

*Una nota de clarín
desgarrada,
penetrante,
rompe el aire con vibrante
puñalada . . .
Ronco toque de timbal.
Salta el toro
en la arena.
Bufa, ruge . . .
Roto, cruje,
un capote de percal . . .*

*Acomete
rebramando, arrollando
a caballo y caballero . . .
Da principio
el primero
espectáculo español.*

*La bermosa fiesta bravía
de terror y de alegría
de este viejo pueblo fiero . . .
! Oro, seda, sangre y sol!*

(Die deutschen Nachdichtungen siehe im Marginatienteil)

DEL TIEMPO DE LOS MÉDICIS

de

OLIVERETTO DE FERMO

*Fué valiente, fué hermoso, fué artista.
Inspiró amor, terror y respelo.*

*Machiavelli nos narra su historia
de asesino elegante y discreto.*

*En pintarle gladiando desnudo
ilustró su pincel Tintoretto.*

*César Borgia lo aborció en Sinigaglia . . .
Dejó un cuadro, un puñal y un soneto.*

R E V E R T E I

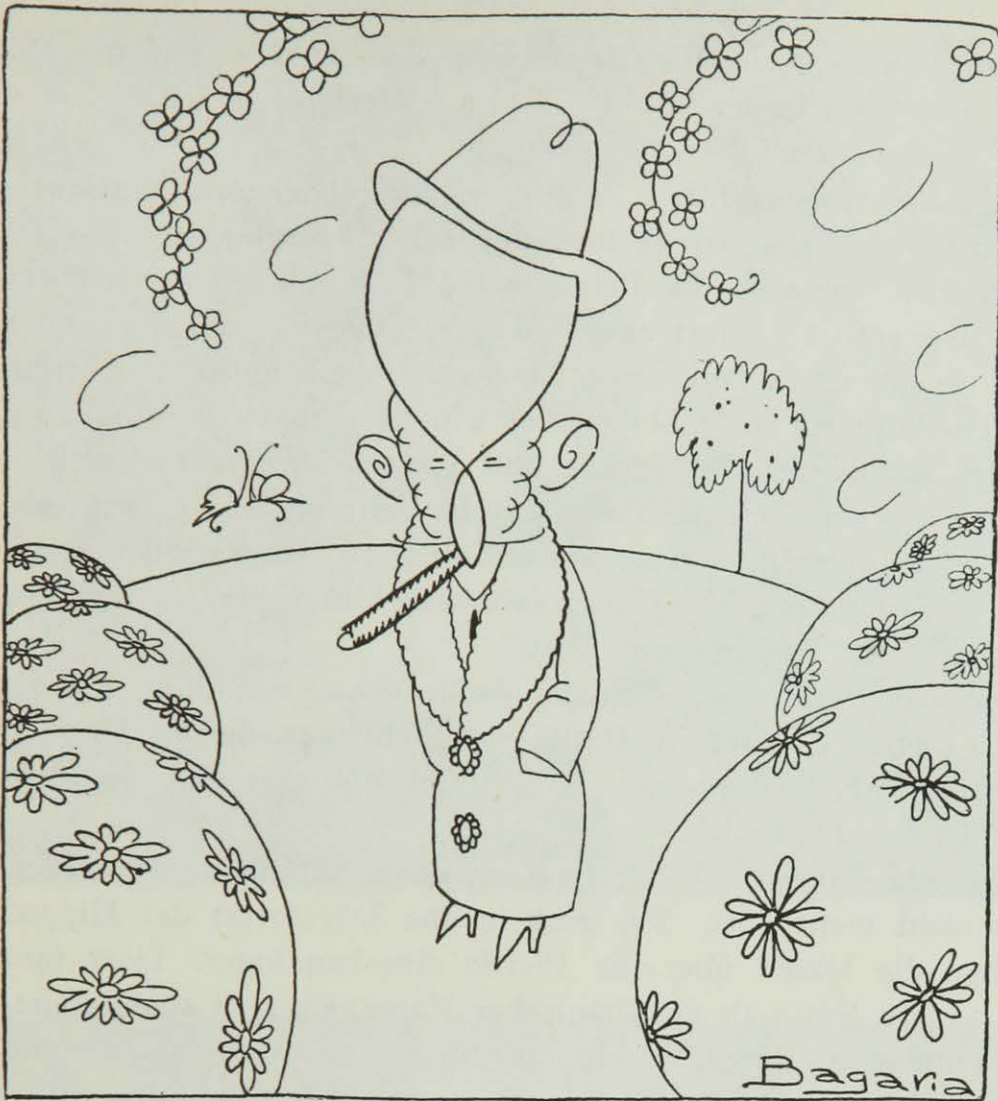
Von

RAMON GOMEZ DE LA SERNA

Phantastisch! was da im Hippodrom von London geschah, im Hippodrom der Könige. Könige, die inkognito kamen in hellem Zylinderhut, Könige des Reichtums und sogar Könige ferner Monarchien. Alle Inkognito-Königspaare neben dem Königspaar von England, das sich aus der königlichen Tribüne sehr behandschuht herausbeugte, Spezial-exemplare des Programms aus echtem Pergament in der Hand.

Weit phantastischer noch und absurder aber war es, daß es geschehen konnte, da an jenem Nachmittag Pferde edelster Abstammung liefen, die aus den großen Hauptstädten wie im Schlafwagen gekommen waren und zum Souper im Speisewagen gesessen hatten, in der Nacht der Eisenbahnzüge große Zigarren mit Bauchbinden rauchend. Unter den Pferden, die gelaufen waren, fehlte nicht „Cäsar, Sohn Napoleons I. (der den Preis der Königin Margarete in Brüssel gewann), Bruder von Nikolaus IV. (Gewinner verschiedener großer Preise) und Enkel von Nebukadnezar (Pferd des Königs von Dänemark, das den großen Endpreis von 900 000 Franken gewann; den I. M. die Königin-Witwe gestiftet hatte)“ . . . Titan (Gewinner vieler großer Preise, deren Summe 3 Millionen Franken überschreiten wird), Sohn von Franklin (das Pferd, das bei einem Sturz in Deauville starb, nachdem es zuvor Welt-Sieger gewesen) und Enkel von Kronprinz (das Blitzpferd, das den großen Preis von Nordamerika gewann). . . Apollo (Gewinner des Preises des Großen Brillanten von Indien, in 1 Million Franken eingeschätzt und vom Kaiser von Indien bei seinem Besuch in Europa gestiftet), Bruder von Garnot und Absalom II., Sohn von Victor Hugo (Gewinner von hundert großen Preisen in hundert Siegen), Enkel von Friedrich d. Großen (Sieger des letzten Großen Preises von Paris).

Was war nun, neben solch berühmten Pferden, jenes Tier, das das Rennen gewonnen hatte und im Programm nur als *Reverte I* stand, ohne Eltern, ohne Großeltern, als niedrig geborener oder unehelicher Sohn?



Bagaria

Don Jacinto Benavente

Alle mußten wir lachen, als wir diese groteske, hinkende Mähre mit Narben am Bauch sahen, schlotternd, unfähig, ihr Hinterteil, auf das anscheinend eine schwere Säule herabgestürzt war, nachzuschleppen. Sie veranschaulichte recht den spanischen Droschkengaul, der wie ein zerquetschtes Kamel aussieht, das mit seinen herausstehenden Knochen über dem Dach des Rückens eine abschüssige Gebirgslandschaft bildet; oder eines jener Pferde, die das Aussehen haben, als hingen sie schon in der Gerberei: das Fell eingegangen wie ein gefärbtes Kleid und Rippen wie bei einem bereits geschundenen Tier. Es war eines von den ausgedörrten Geschöpfen, die im Abmagern Wasserköpfe bekommen, riesig große, plumpe Eselsschädel, langgestreckt, wie von anderen höheren Tieren. Man sah ein Pferd vor sich, wie Albrecht Dürer es gemalt hat, auf dem der Tod mit Sense und Laterne reitet, ohne ihm, das ungesattelt ist, mit seinem harten spitzen Hintern weh zu tun; struppige Stoppelmähne, spitze Sprunggelenke, voller Ballen, Sattelwunden, Knaudern, litt es an Kniesucht und hatte Beine eines

geschundenen Hasen. Es erinnerte an Rosinante und zeigte aufrecht die Gestalt von Pferden, die der Tod auf die Erde gedrückt hat — vor dem Aufschwellen.

Das Aussehen des Tieres konnte uns kläglicher und komischer nicht erscheinen, aber als wir es loslaufen sahen, verging uns das Lachen. Zuerst schleuderte es die Beine in die Luft, als ob es sich verrenkt hätte, aber riß sich sofort zusammen, straffte sich, schoß vorwärts und verfiel in den häßlichen Galopp eines Lulatsch, eines Steckenpferdes, eines Heuhupfers; der Galopp aber war furchtbar: denn bald stach es aus den Silhouetten der Pferde und Jockeis hervor, die sich wie in rasenden Kreiswirbeln vermengten, überholte sie und gelangte schließlich dazu, in der Hülle seiner Schnelligkeit zu verschwinden und durchsichtig zu werden, so daß man sah, was hinter ihm vorging und das Rennpublikum. So, bis zum Sieg.

Wer war *Reverte I*? Niemand wußte etwas von ihm. Ein einziger Mann — ohne Zweifel der Besitzer, als einziger, der zu diesem Luder Vertrauen haben konnte — hatte auf ihn gesetzt und ein Vermögen in die Tasche gesteckt.

Wer war *Reverte I*? Ich ging zu den Stallungen. Das Pferd war schon nicht mehr dort. Ich ging in das Sekretariat des Hippodroms, wo man die Daten über die Pferde einsehen kann. Dort fand sich keine andere Notiz als ein spanischer Name, ein sehr spanischer: César Moro, und eine Adresse. Ich notierte sie mir und machte mich auf den Weg.

*

Mit großem Selbstvertrauen klopfte ich an die Tür, anhaltend, recht als Landsmann, und als man mir öffnete, frug ich nach ihm sehr laut und ließ dabei in der prächtigen Hall César Moros mein Spanisch funkeln. Der Diener, dem man auf eine Meile weit den Spanier ansah, antwortete liebenswürdig, vergnügt darüber, mein Plauder-Kastilisch zu hören und verschwand, mich seinem Herrn zu melden.

Ich betrachtete mir unterdes meine Umgebung und erstaunte. *Reverte I* lag, wie ein Hund, auf einem Teppich in der Ecke der Hall-Treppe; sah mich an, sah alles an, denn seine großen erstaunten Augen konnten alles miteins betrachten. Die Anwesenheit des Pferdes hier an diesem Ort war so unwahrscheinlich, daß mir der Gedanke kam, es möchte eine erstaunlich gutgemachte Nachbildung von ihm sein, aber ein gewisses lebendiges Flimmern an ihm brachte mich davon ab.

Da erschien der Besitzer. Es war ein Zigeuner, wenn auch ganz nach englischer Mode gekleidet und mit Stoffgamaschen an den Füßen, die den Huf markierten und die Kappe der Stiefel zudeckten. Eine

Die spanische Reitschule (Levade)



Aus A. L. Mayer, Velasquez (Propyläen-Verlag)
Velasquez, Prinz Baltasar Carlos



Photo Blumberger-Schultz
Lippizaner Hengst der spanischen Hofreitschule in Wien



Berlin, Paul Cassirer

Velasquez, Die Infantin Maria Anna von Oesterreich

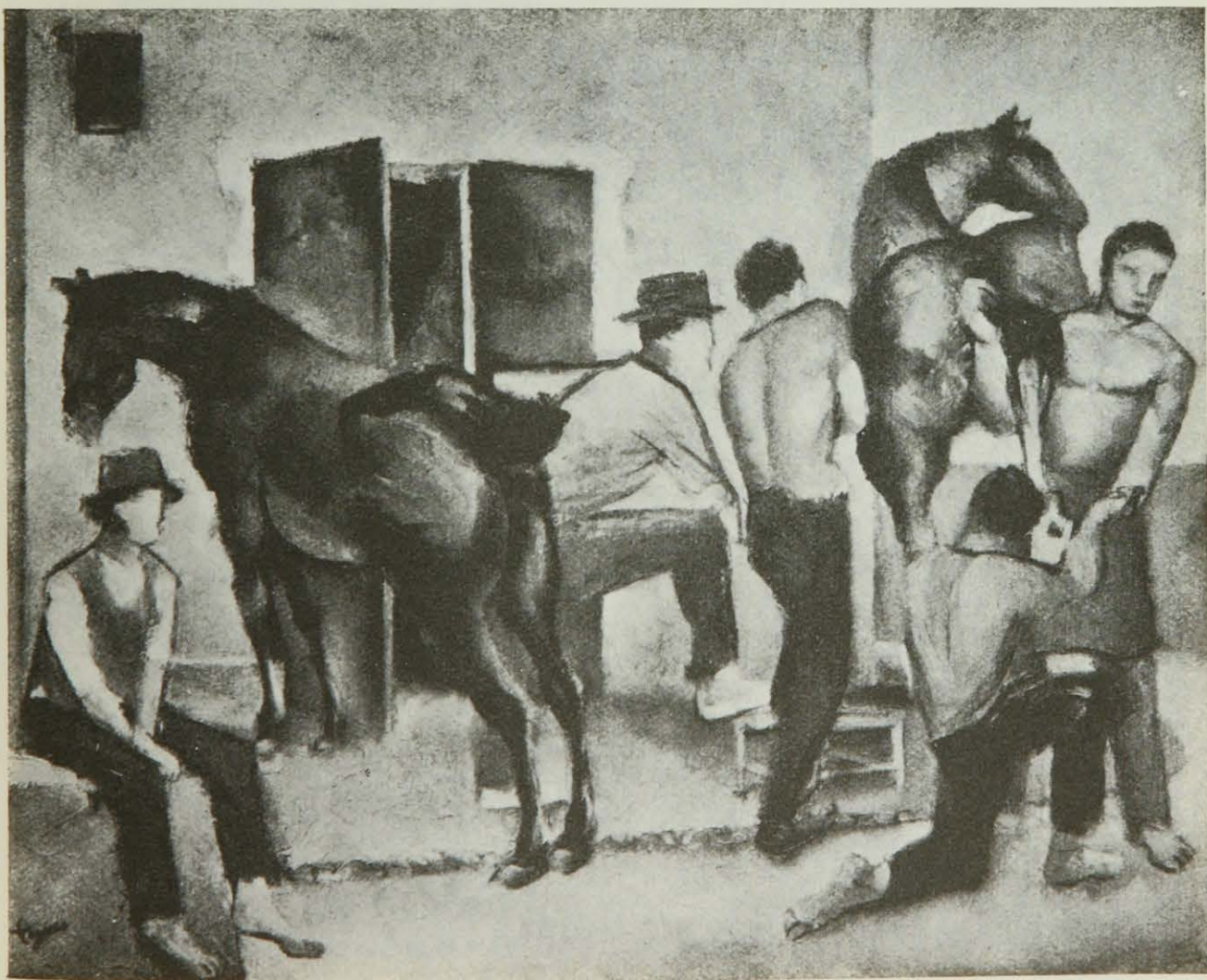


La Argentinita



Juan Carreño de Miranda, Santa Rita de Casia

Paris, Slg. Rolf de Maré



José de Togorés, Die Schmiede

Düsseldorf, Galerie Flechtheim



Juan Gris, Aschermittwoch. Köln, Wallraf-Richartz-Museum

Propyläen-Kunstgeschichte



El Greco, Golgatha. Athen, Pinakothek

Photo Paul Cassirer

Hand hatte er in der Hosentasche und die andere hing von der Westentasche wie ein brillantenbesetztes Berloque.

— Was wünschen Sie? fragte er, ohne näher zu kommen.

— Große Neugierde hat mich veranlaßt, einen Wagen zu nehmen und Sie nach dem Rennen aufzusuchen. Ich habe Ihr Pferd *Reverte I* laufen sehen, und komme, um Sie zu beglückwünschen. . . In meinem Leben habe ich noch keine so große Ueberraschung gehabt und möchte Ihnen meine Bewunderung bezeugen. . . Ich komme in Vertretung Spaniens — obwohl mir niemand diese Vertretung anvertraut hat —, Ihnen Ehrenbezeugung zu erweisen. . . Sonst nichts.

— Vielen Dank. . . Setzen Sie sich und lassen Sie uns ein wenig reden. . . Mit diesen Leuten verstehe ich mich nicht und es ist mir recht, daß Sie gekommen sind. . . Jemandem muß ich das Geheimnis meines Pferdes erzählen, wo ich es heute nachmittag schon niemandem mitteilen konnte. . .

Der Besitzer von *Reverte I* hatte ganz das Aussehen des reichgewordenen Vaters der Coupletistin, der in seiner Garderobe, neben dem „Star“ empfängt. Ich hatte ihm spitzbübisch geschmeichelt und er teilte sich mit:

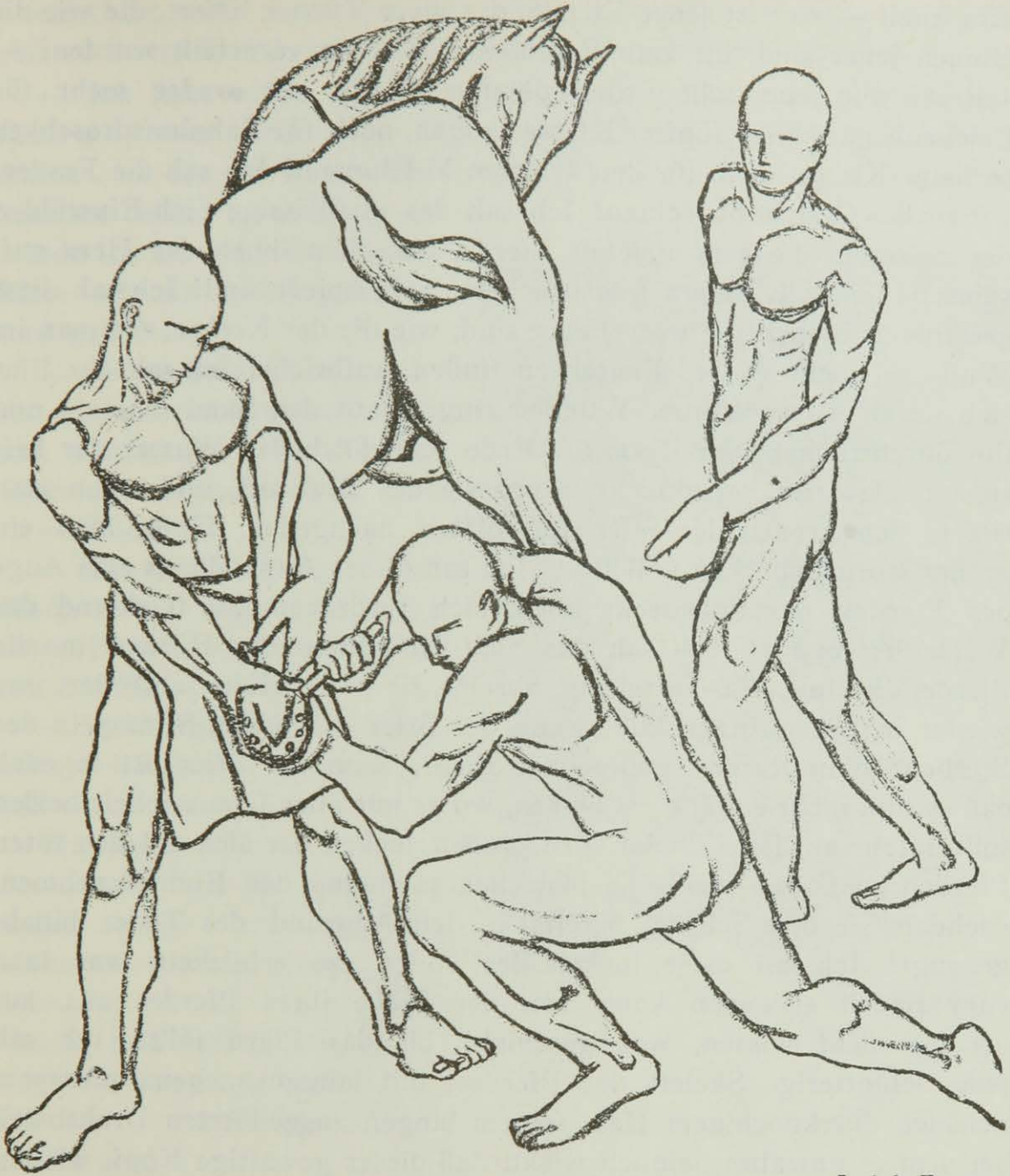
— Was ich Ihnen sagen werde, birgt die Gefahr, daß Sie daraufhin den Mund aufreißen und ihn offen stehen lassen werden, wie dies zuweilen zu geschehen pflegt. . . Sie wissen, daß wir beim Gähnen das Kreuz vor dem Mund schlagen, denn früher gab es viele Menschen, denen der Mund für immer offen blieb, oder die vom Gähnen starben. Bekreuzigen Sie sich, für alle Fälle. . . Was für eine Sorte Pferd, glauben Sie, daß *Reverte I* ist?

— Erraten könnte ich es nicht, aber daß mir nicht der Mund offen stehen bleibe, wie einem Briefkasten, dafür bin ich vorbereitet. . . Erzählen Sie, erzählen Sie. . .

— Nun: *Reverte I* ist, erstaunen Sie! ein Klepper von jenen, die man herausgelt, um sie in der Stierkampf-Arena töten zu lassen. . . Am Nachmittag einer Novillade lernte ich ihn kennen. . . Der Kampf ging vor sich. . . Wozu das wieder hervorholen? Es waren die Novilleros von immer, arm, tapfer, von denen, die urplötzlich eine fabelhafte Karriere machen. . . Mein Pferd kam zum ersten Stier heraus. Schritt vor Schritt, wie ein Gelähmter, den man zum ersten Mal auf die Straße führt, nachdem er vor dem Tod gestanden hatte. Sie legten sich mit ihm an, nannten ihn „Gespenst“, „Leichengaul“, „Gewürm“, „Spinne“, „Schindmähre“ und, was weiß ich, wieviel Dinge mehr! . . .

Moro machte eine Pause, um die Zigarre, die ihm ausgehen wollte, wieder zu beleben und fuhr fort:

— Der Stier kam heraus und das erste, was er tat, war, ihm die Hörner in den Bauch zu bohren, was ihm die Eingeweide heraustrieb, die wie Würste in der Metzgerei hingen; der Mono sabio nahm ihn beim Halfterstrick und führte ihn heraus. Dann kam der zweite Stier — und als das Publikum es schon vergessen hatte, kam das Pferd abermals heraus, jetzt allerdings ein wenig feuriger, beweglich und entschlossen. . . Der zweite Stier kam heraus und suchte es sogleich; aber, als ob es abermals der erste Stier wäre, es wiedererkannt, und es auf das Pferd abgesehen hätte, stieß er ihm das Horn durch die Brust und tat sich Genüge daran, mit großer Wollust in ihm herumzuwühlen. . . Dann zog er ab und der Mono sabio nahm es beim Zügel, während es wie ein Brunnen mit breiter Röhre blutete; er verprügelte es aufs schönste, bis er es wieder herausschaffen konnte. . . Alle hielten es für tot und achteten auf den Fortgang des Stierkampfes . . . als es beim dritten Stier wiederum erschien, wiedergenesen, lebhafter denn je, wie ein Zirkusgaul das Rund umkreisend. . . kam der dritte Stier heraus und *Reverte I* ging auf ihn los, unter Mißachtung aller Bremsen. . . Der Stier floh ihn, lief eine Weile sonstwo herum, aber unter der Bedrängung seitens des ihn suchenden Pferdes, fiel er es von hinten an und bohrte ihm das Horn ins Eingeweide. . . Das Pferd schlug um sich, warf den Pikador ab, wühlte eine Zeitlang wild um sich, die Beine steil in die Luft, nervös wie ein Blitz, bis es sich vom Stier losmachte und abermals blutend, zerfetzt wie ein Rasender, schwindelerregend um das Rund fegte, beinahe wie es heute nachmittag gelaufen ist. . . Schließlich wurde es gefangen und verschwand wieder. . . Daraufhin ging ich zum Pferdestand; ohne eigentlich zu wissen, warum. . . Dort waren sie dabei, ihm den Gnadenstoß zu geben; ich hielt den Schinder auf und bot für das Tier eine Summe, die ohne Handeln angenommen wurde. Man stopfte ihm Stroh mit Arnika in die frische Wunde, wie es bei den früheren Wunden geschehen war, vernähte sie und ich ging mit meinem Pferd ab . . . Es lahmt nicht, noch war es schwach . . . Ich stieg auf, im Zweifel, ob es mich tragen könnte, und in gestrecktem Galopp ging es nach meinem Haus in der Vorstadt . . . Dieser erste fabelhafte, schwindelerregende Ritt zeigte mir, daß mein Pferd ein Wunder war . . . Dies ist der erste Teil der Geschichte von *Reverte I*; der zweite war voller Staunen, Zweifel, Erwägungen . . . Mein Pferd wollte nicht fressen, und überholte alle die anderen in den Kämpfen, die sich auf den Landstraßen ergeben und — ohne zu fressen oder zu saufen — erlebte mein Pferd jeden Tag einen neuen Tag . . . Da begriff ich, daß es im Pferderennen Sieger sein mußte . . . Ich versuchte es, und so war es . . . Das ist die ganze Geschichte von *Reverte I* . . . Er hat mich reich ge-



José de Togores

macht . . . Ohne niedrige Gelüste, ohne Begierden, ohne die Schwere der Eingeweide, ist er die personifizierte Beflügeltheit . . . Dort liegt er; so haben Sie ihn beinahe immer; nur manchmal bekommt er seltsame epileptische Anfälle, wie die Pferde in der Arena vor dem Sterben: dann geben wir ihm Arnika, viel Arnika, einen Rausch von Arnika, und das Arnika ermuntert ihn . . . Er ist nicht klein zu bekommen . . . Und das begünstigt mich um so mehr, als alle Rennpferde durch Gift zu sterben pflegen, welches ihre Feinde ihnen in dem hinterlistigen Kampf reichen, den der Wettbewerb um die Preise mit sich bringt.“

Während ich der Erzählung zuhörte, sah ich die Szenen der Pferde und der Stiere; ich sah dieses Pferd, das *eine* Auge zugedeckt mit dem

Hanftuch — wer ist jener Elende, der diese Tücher liefert, die wie die Binden jener sind, die zum Erschossen-Werden verurteilt wurden? — Ich sah alle jene schon ausgedienten Pferde, die weder mehr für Leichenbegängnisse fünfter Klasse taugen, noch für Bahnhofsdroshken sechster Klasse, noch für den ärmsten Milchmann! Ich sah die Frauen, wie sie das Gesicht bedeckten! Ich sah das unablässige Sich-Einwühlen der Stiere in die verwundeten Pferde, bisweilen ihnen das Herz aufspießend, so, wie Nieren à la brochette aufgespießt sind! Ich sah diese geöffneten Leiber, die widerlicher sind, wie die der Krebse, die man im Wunsche, mehr weißes Fleisch zu finden, aufbricht! Ich sah das Blut sich durch die vernähten Wunden ringen, auf den Sand tröpfeln und ihn durchtränken, denn wie die Erde schließlich das Wasser der heftigsten Gewitter verschluckt, saugt sie das Blut auf, und wenn man tief in den Arenen der Stierkampfplätze nachgrübe, fände man ein großes Brunnenbecken voll Blut! Ich sah dieses Auge, dieses eine Auge des Pferdes, das unbedeckt blieb, sich verdrehen, bis flackernd das Weiße hervortrat! Ich sah das Sich-Einbohren der Hörner in die Pferde, das ihnen das Sattelzeug abreißt, sie in die Höhe schleudert und wieder herunterstürzen läßt, wenn der Stier durch das Strampeln des Sterbenden in Raserei gebracht worden; denn das Pferd ist so edel, daß es ihm nicht einfällt, zu beißen, wo es mit aller Grausamkeit beißen sollte! Ich sah den Pikador, den großen Jockei, der sich auf den toten Pferden zu halten weiß, die bisweilen taumelnd den Endritt nehmen, nachdem sie den Schädel bereits in den Abgrund des Todes hinabgebeugt! Ich sah diese Jockeis des Todes das erblicken, was man vom Bauch erkennen kann von der Höhe ihres Pferdes aus, auf der sie nicht wissen, was geschieht, bis das Pferd fällt! Ich sah jenes schlotterige Skelett des Pferdes, mit langgezogenem, plumpem Schädel, dürrknochigem Hals (einem langen ausgedörrten Drahhals), bei dem es unwahrscheinlich wirkt, daß dieser gewaltige Kopf, wie ein großer Stein, daran gehangen hat; aber vielleicht ist das der Grund, weswegen es ihn in solcher Müde und abgründiger Mattigkeit zu Boden beugt, wenn es vor dem Tode still steht! Und ich sah, vor allem in dem Spiel, jenen Augenblick, wo das gefallene und tote Pferd sich im Tod beschmutzt, sein letztes Bedürfnis verrichtet, und so seine höchste Angst vor dem Sterben bezeigt, seinen Schrecken beim Eintritt in den Schatten der anderen Welt, von wo aus es „dies“ macht!

Die Augen von *Reverte I* waren wie die eines wiedererstandenen Lazarus und begriffen alles; trotzdem schwiegen sie: schwarz, tief-schwarz, nahmen sie, wie die Bäuche von Glastintenfassern voll Tinte, das Zimmer und die Lichter auf. Ich sah ihn sehr ernst an und erinnerte mich eines russischen Satzes: Ich dachte, daß die Pferde und die

Stierfechter nicht sterben bis zu ihrem Tod; niemand kann sie töten, „bis zu ihrem Tod“. Ich wandte den Kopf und sagte zu dem Besitzer:

— Ich habe nichts Erstaunlicheres gesehen . . . Ich bewundere *Reverte I*, aber mehr noch bewundere ich Sie um Ihrer Handlung willen . . . Sie verdienen Ihr Vermögen . . . Ich hätte diese Geschichte nicht geahnt, noch würde ich sie geglaubt haben, hätte ich sie nicht gesehen und gehört.

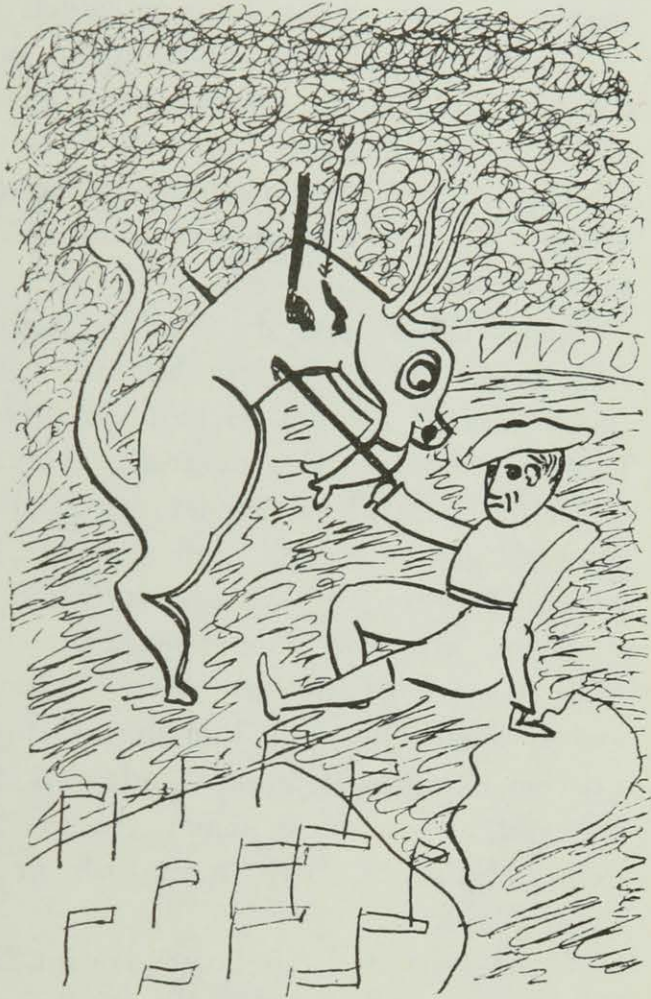
— Wenn Sie auf den Jockey ihr Augenmerk gerichtet hätten, würden Sie vielleicht die Wahrheit erkannt haben.

— Wieso?

— Der Jockey war wie ein *Mono sabio* angezogen, mit roter Bluse und rotem Tuch um den Hals.

— Im Taumel des Rennens konnte ich das kaum bemerken . . .

Wir fuhren fort zu plaudern, und als ich glaubte, meine ewige Bewunderung wirke zu eintönig, verabschiedete ich mich von jenem Manne und drückte herzlich seine mit Ringen geschmückte Hand . . . Auch das Pferd grüßte ich.



Kinderzeichnung

Reverte I: Name eines berühmten verstorbenen Stierkämpfers.

Zigeuner: Die spanischen Zigeuner leben hauptsächlich in Andalusien, bilden eine eigene Kaste, als Viehhändler, Vagabunden, Toreros, Tänzerinnen.

Kreuz schlagen: Spanisch-katholische Sitte, beim Gähnen vor dem geöffneten Mund das Kreuz zu schlagen.

Novillade: Stiergefecht, wo junge Stiere und Stierfechter kämpfen, die noch nicht offiziell mit ausgewachsenen Stieren kämpfen; diese heißen *Novilleros*.

Mono sabio: Wörtlich: weißer Affe. Mann, in weißer Hose, roter Jacke und rotem Halstuch, der das Pferd an den Stier heranzuführt, dem Reiter, wenn dieser vom verwundeten Tier gestürzt ist, aufhilft, das Pferd, wenn ihm die Eingeweide heraushängen, aus der Arena führt und ihm die Wunde mit Stroh verstopft und zunäht.

Pikador: Stierkämpfer zu Pferd, der von dessen Rücken herab den Stier mit der Lanze angreift, bezw. den Stier veranlaßt, in die Lanze zu rennen.

GROSSE SPANISCHE FAMILIEN

Von

E. GIMENEZ CABALLERO

Die großen Häuser in Spanien werden groß, wie sie gegen die Mauren kämpfen. Und hören auf, groß zu sein, wie zur Zeit passiert —, wenn die Mauren gegen sie kämpfen.

Wenn wir auf eine Reihe Mikroskop-Platten die Bazillen bringen, die von den großen spanischen Häusern bleiben und sie unter dem Objektiv aufmerksam beobachten, sehen wir im Hintergrund sich ein Ur-Häutchen färben, das uns malerisch-romantische Landschaften eröffnet. Sie erklären uns, was jene Mikroben beim ersten Blick niemals sagen würden.

Nehmen wir einen der Haupt-Bazillen: *Der Ducado (Herzogtum) del Infantado*. Bei einfachem Hinsehen ist dieser Bazillus nicht sehr viel distinguirter als der Gehalt des typhösen Wassers Madrids, dessen Lieferungsvertrag der derzeitige Herzog dieses Titels in Händen hat. Bei einfachem Hinsehen ist der Duque del Infantado ein guter Herr schwarz gekleidet, mit dem charakteristischen Geruch nach verschwiegenem Jesuiten, in Wasser unlöslich und von Säuren nicht anätzbar.

Wenn wir aber die Präzisions-Schraube einstellen, verliert das mikroskopische Präparat seine Endlichkeit. Zuerst das Nächste: Ein großer spanischer Kardinal, unter einem Baldachin thronend, auf dem großen Hauptplatz einer Stadt. In der Mitte des Platzes brennt ein Scheiterhaufen. Von seiner einen Ecke kommt, auf einem Esel, ein gelber Spitzhut, den man, ob er will oder nicht, ein Kruzifix küssen läßt.

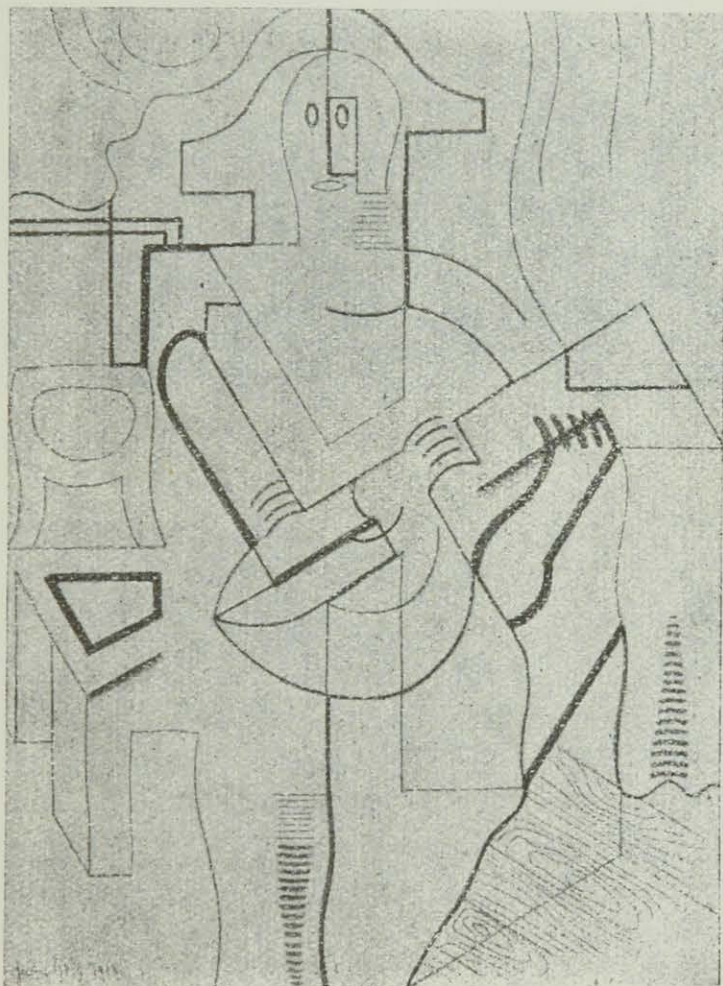
Dann tritt uns ein Landsitz im Gebirge vor Augen: Obstgärten, Kastanienwälder, Heu, Kühe, Viehlocken, Feuchtigkeit, geschwärztes Gestein, Ländereien, fröhlich lärmend bearbeitet. In einem viereckigen, violett ausgelegten Gemach, vor einem Tisch aus massivem Nußbaum ein energischer, vergeistigter Kopf, der sich den Bart streicht, während er auf feinstes Pergament einige allerschönste *Serranillas* schreibt.

Und zuletzt erscheint unserm Blick ein großer Eroberername: *Mendoza*, eingehüllt in Schärpen mit fein gestickten Purpurwappen; und dies unter einem ritterlich frommen Aushängeschild von *Ave Maria Gratia Plena*.

Der Ducado de Osuna: Erste Erscheinung: Eine Alte in geschlossenem, schwarzem Automobil. Dieses Automobil hält vor einem Madrider Kloster, riesig, purpurrot und geweißt, wie eine ungeheure Mehlfabrik. Die Alte steigt mühsam aus dem Wagen und betritt, begleitet von einer dicken Nonne, diesen Gips-Palast. Geratter von Näh-

maschinen. Einige Hunderte von Frauen treten Singer-Nähmaschinen. Eine Oberin zeigt der Alten ein Rechnungsbuch und weist ihr das „Haben“, da ja das „Soll“, nämlich die Spalte der Steuer-Abgaben, leer ist. Die Alte nickt zustimmend. Aus der Kapelle tönt ein Klavier, und einige Mädchen singen. Die elektrischen Birnen beleuchten sie grau- sam. Papierblumen umgeben das Herz Jesu. Das öffnet sich in der dick bemalten Brust der Skulptur, als ob es sich um die eilige Leichen- Sezierung eines armen Teufels handelte, dem die Eingeweide heraus- hängen. Zweite Erscheinung: Ein Herr mit hochgewölbter damas- zierter Rüstung, die eine

karmesinrote Seiden - Schärpe kreuzt. Velazquez hat ihn gemalt. Der Du- que de Rivas hat ihn be- sungen. Dieser Herr ist sehr sorgsam frisiert mit seinem Spitzbärtchen, seinem burgundischen Schnurrbart und seinem großen aschfarbenen Tou- quet. Und schaut von seiner Leinwand ins Pu- blikum, auf Helm und Panzerhandschuh ge- stützt, als ob er eher seinen Palast in Flammen aufgehen lassen würde, als sich mit Plebejern und Verrätern zu reiben. Dritte Erscheinung: Ein Heiliger. Nichts weniger als ein Heiliger. (In jener Zeit konnten die



Juan Gris

Jesuiten Heilige sein.) Er ist Soldat gewesen, Poet, Verliebter und treuer Vasall. Er hat in seinem Leben schwere Schick- salsschläge erlitten. Der Heilige Ignatius hat ihn schließlich an sein Herz gerufen und nachher Rom an das seine. Hat ihn zum Papst ge- macht. Ein Heiliger, ein Papst, ein Jesuit mit eiserner Stirn. San Fran- cisco de Borja.

Der *Ducado de Medinaceli*. Die großen spanischen Familien leben heute dauernd in Madrid. Sie waren zwar bemüht, sich Paläste längs des Paseo de la Castellana zu bauen, haben es aber mit solcher Knause-

rigkeit getan, so wenig Parkanlagen und so wenig Abgeschlossenheit geschaffen, daß sie aussehen wie vornehme Etagenhäuser, Villen des homo novus; des Neureichen, des auctor generis.

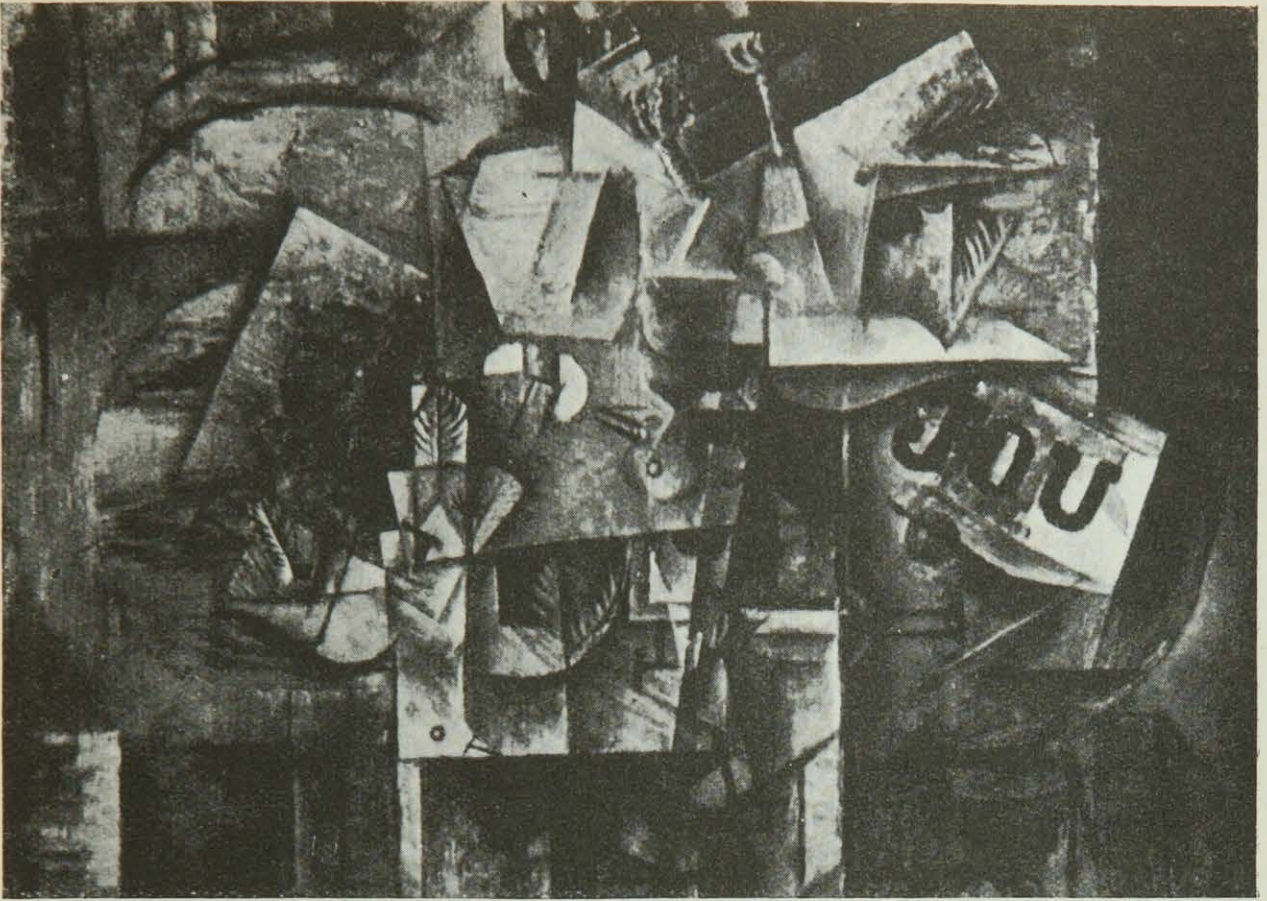
Wenn man denkt, daß diese großen Häuser in ihren Ursprungprovinzen gewaltige Landgüter besaßen, prächtige Steinblöcke stilisierter Architektur, Herrenbesitzung, und man sie jetzt in Madrid ad absurdum geführt sieht, bekommt man Lust, ihnen 10 Centimos und eine Zeitschrift für Kultur zuzuwerfen. *Medinaceli*: Einst Ruhmes tafeln aller spanischen Landschaften umfassend, die Titel herauf beschwören wie: Alacalá de los Gazules, Cardona, Priego, Legorbe, San Esteban del Puerto. Jetzt: eine hohe Backsteinmauer in einer halben Geschäftsstraße. Ein paar staubbedeckte Eucalyptus. Und ein Motorrad, das von einem Portier mit Koteletten begrüßt wird.

Ducado de Fernan-Nuñez: „Fluminum familia gothorum es sanguine regum.“ Acht Drachenköpfe. Sieger von Andalusien! Herzogtum von Fernan-Nuñez, Graf von Cervellon! Ein Palast in französischer Bauart in einem volkstümlichen Stadtteil. Vor diesem Palast, der fluminum familia gothorum, ist die Kloake für die Gemüsereste des benachbarten Grünkrammarktes. Nach hinten zu sind die Stallungen. Es riecht entsprechend nach Stall wie vorne nach Misthaufen.

Ducado de Alba: Don Jacobo Fritz James Stuart, Portocarrero, Alvarez de Toledo, Lopez de Zuñiga, de Guzman, Acebedo, Fonseca, Ulloa, Castro y Ossorio, Lopez de Haro, Berwick, Lerma, Olivares, Montijo, Lemos Im Hauptsalon, mit dem *ius imaginum*, dem einzigen, das ihm geblieben ist, setzt Don Jacobo Fritz James etc., etc., etc. einer entzückenden Freundin die Vorteile auseinander, die der Besitz dieser Ahnen bedeutet, um heute den Golfball mit einem einzigen Schlag gut in eine Mulde zu bringen.

Oeffentlicher Gottesdienst in der Palastkapelle. Der einzige Moment für das Volk. Wir wollen ihn nicht unausgenützt lassen. Lernen wir unseren Adel kennen! Das französische Volk kann den seinen in Nordamerika treffen, verheiratet mit dollarisierten Indianerinnen; das deutsche Volk kann den seinen dabei finden, wie er mit Schmirgelpapier seinen Säbel putzt, einen Zylinderhut aufsetzt und schwedische Gymnastik treibt; das italienische Volk beim Verkauf von Büchsenkonserven und Paketen mit Suppeneinlage; der Engländer, mit Politik beschäftigt. Das spanische Volk hat, wenn es nicht die Augenblicke wahrnimmt, wo seine Aristokratie beim Stierkampf brüllt, Churros auf einem Jahrmarkt futtert oder sich beim Vorübergehen an der Kirche der Calle de la Flor bekreuzigt, keine andere Gelegenheit als die beim öffentlichen Gottesdienst in der Kapelle.

In zwei Reihen zusammengepreßt, von Hellebardieren beschützt. Die



1911. Düsseldorf, Slg. Flechthelm



1921. Lugano, Slg. Reber
Auf der Dresdener Internationalen Ausstellung 1926



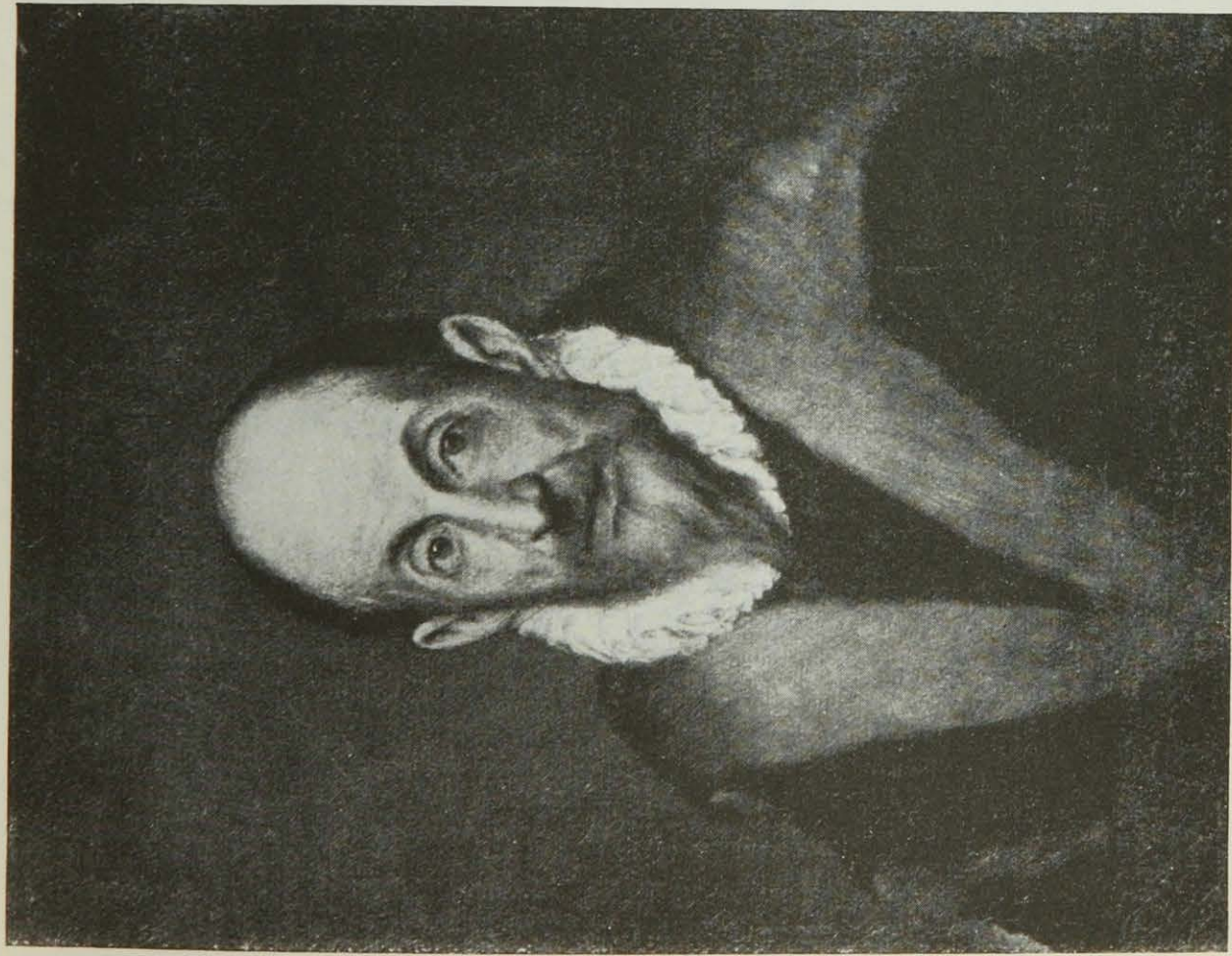
Gemälde im Rathaus in Santiago (Chile)

Pedro de Valdivia, der Eroberer Chiles



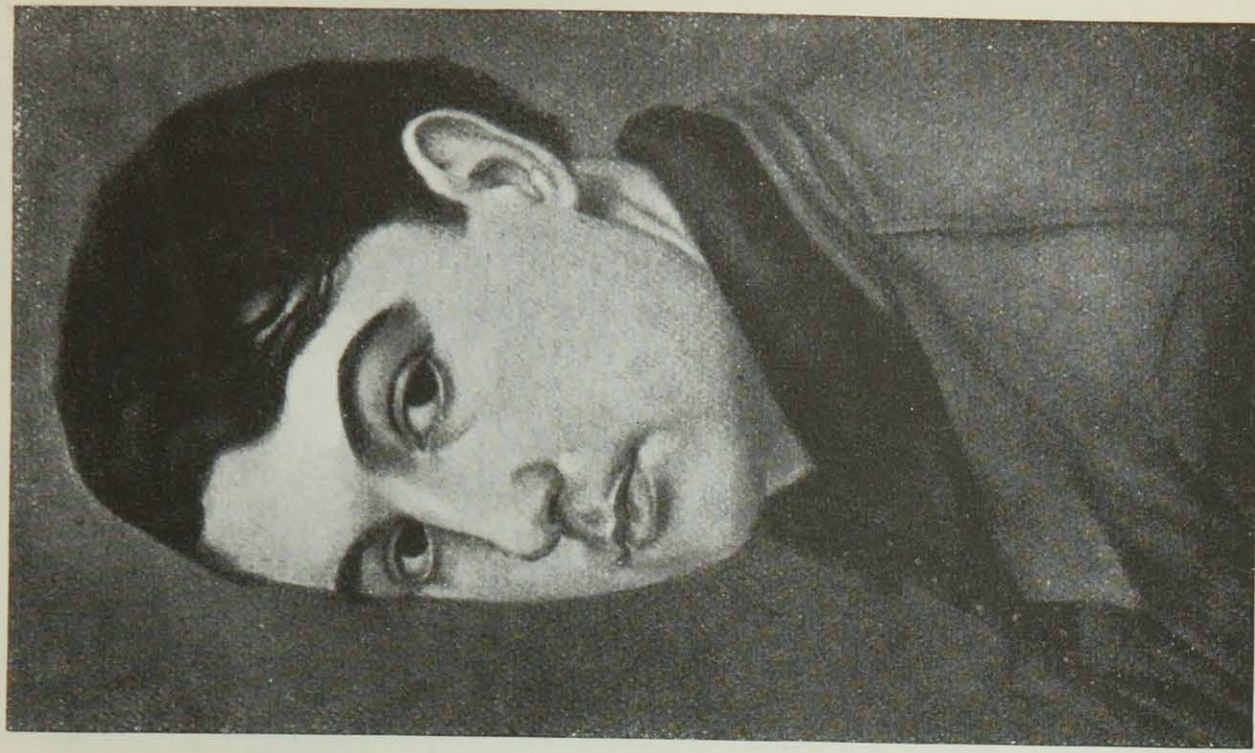
Photo Bieber

D. Luis Ruiz de Valdivia, Militärattaché des Königs von Spanien
in Berlin



Metropolitan-Museum, New York

El Greco



José de Togorés

Paris, Sig. Gins



Amarantina

Photo Ernst Schneider



Joselito, einer der gefeiertsten Stierkämpfer,
starb 16. Mai 1920 den Arenatod

Photo Rodero

Musik spielt schon. Da naht durch die schmale Galerie das Königs-paar, beide mit Altarkerzen und der Hof von Damen und Herren da-hinter. Nicht ein halbwegs angehendes Gesicht. Kein ruhiger, schwe-bender Blick. An den plumpen und steifen Händen — vielleicht falsche — Brillanten von denen, die Doña Eduvigis, die Schmuckhändlerin, ver-kaufte und in Augenblicken der Verlegenheit wieder zurückkauft. Man tritt ihnen auf die Schleppen von Seide und Pelz, wenn sie nicht auf-passen.

— Die sieht ja aus wie die Friseurin Paca! sagt jemand neben mir.

— Wenn man so dick ist, sollte man sich nicht maskieren! — meint ein anderer.

— Guck mal den alten Knopf! Warum mag der schwindsüchtige Fatzke so viel Orden haben?! —

Unsere großen Familien syndikalisieren sich. Als die großen spa-nischen Familien sahen, daß das edle, gesunde und immer geniale Volk von Spanien sie nicht ernst nahm, über sie, wie über die Gespenster im Tenorio, von ganzem Herzen lachte, wenn es sie im ABC als Co-mendadores von Calatrava angezogen sah, und als sie vor allen Dingen merkten, daß sie nichts anderes zu tun hatten, keine andere Mode nach-zuäffen wußten als die sowjetistische, und um nicht hinter der Ka-naillie Pöbel zurückzustehen, beschlossen sie eines schönen Tages, sich zu syndikalisieren und bestimmten einen Herzog mit weißen Ga-maschen, ein Manifest auszuarbeiten, ohne die orthographischen Fehler und die seelische Unsicherheit zu übertreiben. Das Resultat war das „Centro de acción nobiliaria“, eine Einrichtung, die sich zum Pro-gramm setzte, die ritterlichen Gesten und fabelhaften Trinkgelder, ohne daß sich das Parlament einmischen sollte, zu direkter Wirksam-keit zu führen; auch sollte, wer ihnen unangenehm war, ins Gefängnis kommen. Wie irgendein Syndikat aus dem Baufach gab diese Zen-trale für unmittelbare Tätigkeit der Adligen sofort ihren Bericht her-aus, berief ihre Versammlungen durch die Presse ein, bestellte sogleich einen Ausschuß, wenn ein Wortbrüchiger die Satzung verraten hatte, und schmeichelte so viel wie möglich dem Militär und den Pfaffen. Der Erfolg dieser Taktik ließ nicht auf sich warten. Heute leben wir in Spanien unter ihm. Auf der einen Seite die Gendarmerie des Direk-toriums. Auf der anderen das Herz Jesu.

Wenn sie zwischen diesen beiden Wänden, längs den beiden hohen Mauern, in der Stille dahingleiten und auf ihren zahmen, gemächlichen Männchen reiten, haben wir, in Reinkultur, die großen spanischen Fa-milien. — Während das Volk in seinen kleinen Wohnungen sich vor Untätigkeit langweilt, die Hände in die Taschen steckt, eine Zigarette raucht und dann noch eine Zigarette und dann noch eine Zigarette.

WIE LAZARO EIN LASTTRAEGER WURDE

Von

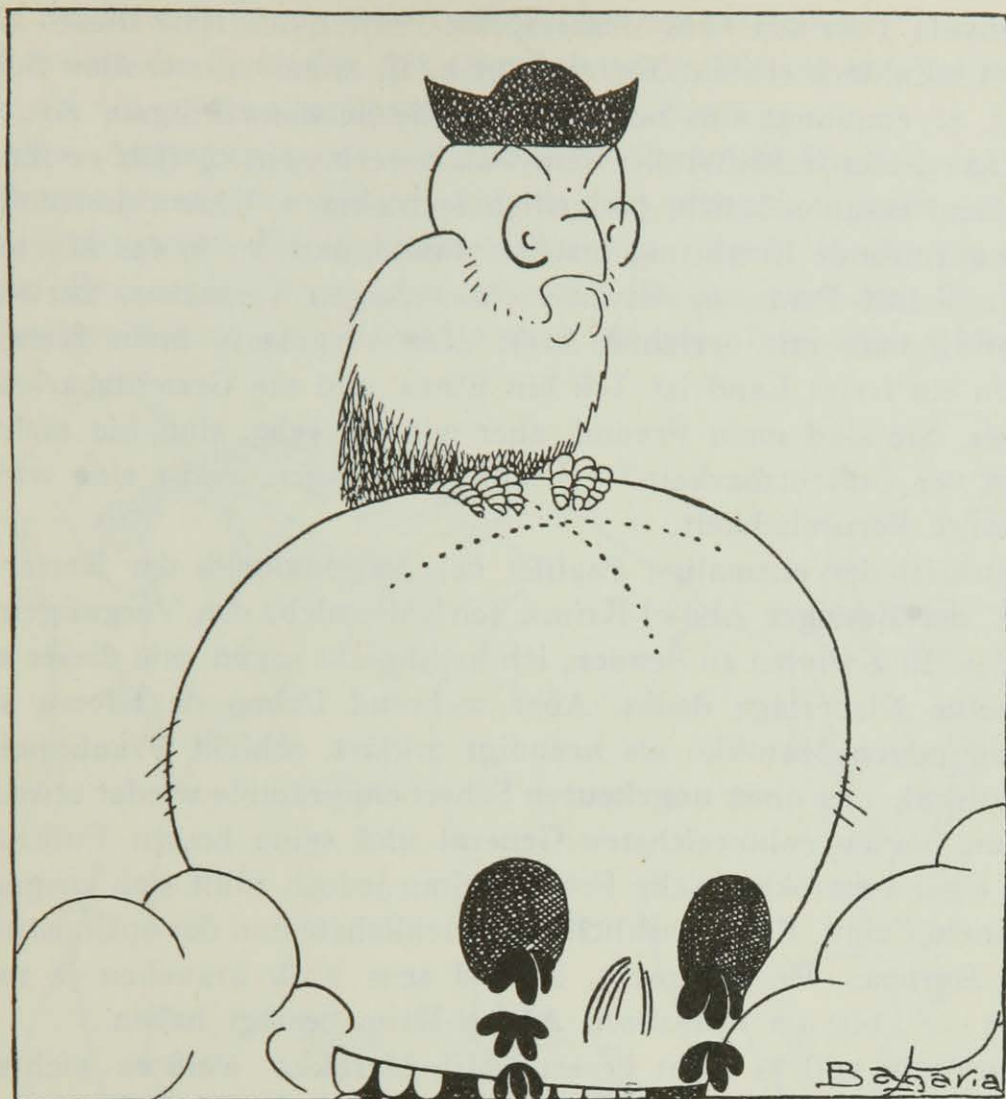
HENRIQUE DE LUNA*)

Nicht weit von Illescas stieß ich auf einen Erzgauner, als welchen ich ihn auf den ersten Blick erkannte. Ich ging zu ihm wie zu einem Orakel, um ihn zu fragen, wie ich mich bei meiner neuen Lebensart zu benehmen habe. Er gab mir zur Antwort, wenn ich rein von Staub und Spreu durchkommen wolle, so rate er mir, mit dem Müßiggang der Maria die Arbeit der Martha zu verbinden: das sollte heißen, daß ich bei meinem Gaunerhandwerk noch ein anderes Gewerbe, in der Küche, im Schlachthause, als Bedienter einer Kupplerin oder als Lastträger, nebenher betreiben solle, welches eine wahre Schutzwache für die Gaunerschaft wäre. Ich dankte ihm für seinen Rat und befolgte ihn.

Bei meiner Ankunft in Madrid kaufte ich einen Strick, mit welchem ich mich mitten auf den Markt stellte. Die erste, die mich zur guten Stunde mietete, war eine Jungfer (man verzeihe mir, wenn ich lüge) von ungefähr achtzehn Jahren und sitzsamer als eine Novize. Sie ließ mich ihr folgen und führte mich durch eine Menge von Gassen zu einem Hause, das ich an dem kleinen Hinterpförtchen, am Hofe und an den Mädchen, die darin tanzten, sogleich für das erkannte, was es war. Wir gingen in ihr Stübchen, wo sie mich fragte, ob ich wollte, daß sie mir meine Arbeit sogleich bezahle. Ich antwortete ihr, es wäre ja Zeit, wenn wir da angekommen sein würden, wohin ich ihr das Päckchen tragen sollte.

Ich nahm meine Last auf, die sehr leicht war, da sie größtenteils aus Schminkbüchsen und Flaschen mit wohlriechenden Wassern bestand, und sie führte mich nach dem Tore von Quadalaxara. Hier, sagte sie, müsse sie sich auf einen Wagen setzen, um, ihrem Verdienst nach, auf den Jahrmarkt nach Nagera zu gehen. Auf dem Wege erzählte sie mir mancherlei von ihrer Lebensart, und wir kamen gerade beim Wagen an, als er eben abfahren wollte. Ich legte das Päckchen ab und bat sie um meinen Lohn. Sehr gern! sprach die Unverschämte, und indem sie mir eine so starke Ohrfeige gab, daß ich zur Erde taumelte, fuhr sie fort: Bist du noch so ein Neuling, daß du Geld von meinesgleichen verlangst? Und habe ich denn nicht gefragt, ehe wir aus dem Hause gingen, ob du von mir Lohn haben wolltest? — Damit sprang sie in den Wagen wie ein Reh und ließ mich erzürnt und beschämt stehen.

*) Aus Lunas Fortsetzung zu *Mendozas* Schelmenroman „*Lazarillo de Tormes*“, zuerst erschienen 1602. — Die vorliegende Uebersetzung stammt aus der Neuausgabe des Propyläenverlages, Berlin.



Bagaria

Don Miguel de Unamuno

ist fraglos der erfolgreichste Mann Europas. Man hat ihn von seinem Posten als Gouverneur von Cadiz abgesetzt, weil er zuviel geschwätzt hatte. Kurz darauf wurde er Gouverneur von Madrid. Er wurde auch da abgesetzt, weil er es gewagt hatte, eine pazifistische Rede über Marokko zu halten: darauf wurde er zum spanischen Granden ernannt und sehr bald danach zum Gouverneur von Barcelona. Seine katholische Majestät, der König von Spanien, verehrt diese Männer des Erfolgs, diese Tatmenschen und Eroberer von Menschen und Herzen. Heute ist Primo der madrilenische Mussolini: Diktator von seltenem Charme, gutmütig, glücklich und unwandelbarer Verehrer der Karten, der schönen Lieder, der Frauen und der guten Weine. Man kann ihm die Sympathie nicht versagen. Er versteht es, sich und andere zu amüsieren. Keinerlei napoleonische Pose. Er ist nicht der Mann, der mit über die Brust gekreuzten Armen und furchtbarem Blick einherschreitet. Er hat ein gutes Herz, eine entzückende Geschicklichkeit der Lebensführung und einen kleinen Stich

ins „Loyale“, der wie eine Messerspitze Pfeffer den Reiz dieses glücklichen Charakters erhöht. Er verfolgt z. B. einen talentvollen Schriftsteller: er empfängt ihn bei sich auf die liebenswürdigste Art, aber kaum hat dieser Schriftsteller sein Palais verlassen, so läßt er ihn verfolgen und wenn möglich, polizeilich festnehmen. Einem Journalisten, der diese reizende Erfahrung machen mußte, und der in das Mysterium der Duplizität Primo de Riveras einzudringen versuchte, antwortete er (soweit man mir berichtet hat): „Sie vergessen, mein Herr, daß Spanien ein freies Land ist. Ich bin Eines, und die Gerichtsbarkeit ein Anderes. Sie sind mein Freund, aber wie ich sehe, sind Sie nicht der Freund der Gerichtsbarkeit.“ Ich kann nur sagen, er ist eine wirklich charmante Persönlichkeit.

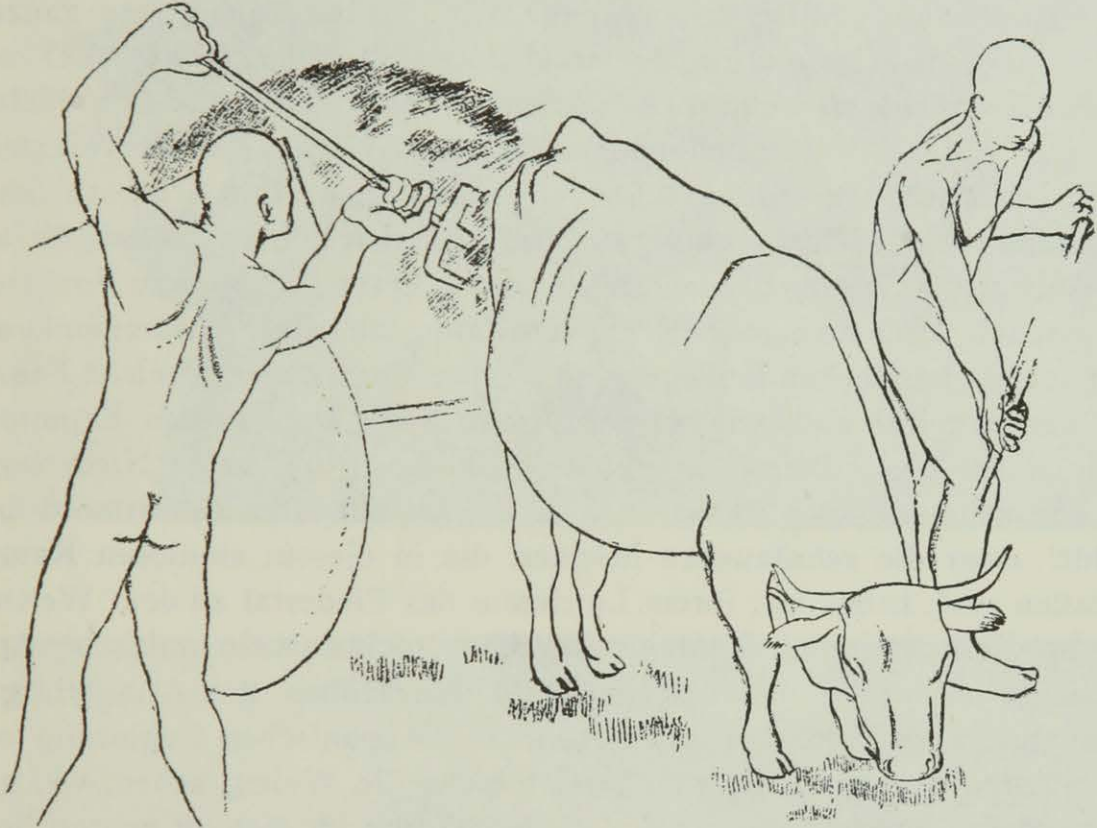
Heute ist der ehemalige Pazifist der Nationalheld, der Retter Marokkos, der Besieger Abd-el-Krims. Ich habe nicht das Vergnügen, den Chef der Rif-Kabylen zu kennen, ich kann nicht sagen, wie dieser selbst über seine Niederlage denkt. Aber während Primo de Rivera *seinen* Feldzug gegen Marokko als beendet erklärt, schickt Frankreich auf den Hilferuf, aus einer ungeheuren Scherbenpyramide wieder etwas aufzubauen, seinen ruhmreichsten General und seine besten Fußtruppen an die eigene marokkanische Front. Primo jedoch fühlt sich ausgesöhnt mit seinem Feind. Er ist wirklich der glücklichste und der optimistischste Mann Europas. Er hat recht, er und sein Volk brauchen ja nur zu warten . . . bis die Franzosen Abd-el-Krim besiegt haben.

Sein Volk will es nicht besser. Mit Marokko weiß es nichts anzufangen. Augenblicklich ist es glücklich, man denke doch, man hatte es verleumdet, man hatte ihm zum Vorwurf gemacht, nicht kämpfen zu können, man hat es für unfähig erklärt, Marokko zu halten, und behauptet, daß es verächtlicherweise fast ohne Kampf geheiligte Erde aufgegeben habe, Erde, die die Fußspuren Karls V. trägt, und dies einem winzigen Abenteurer gegenüber, dem nur eine Handvoll von elenden mit vorsintflutlichen Gewehren ausgestatteten Rebellen zur Seite stand.

Was half es, daß Madrid die Welt davon überzeugen wollte, daß Abd-el-Krim Tausende von Kriegern zur Verfügung habe, daß sie mit Gewehren letzten Modells ausgestattet seien, und daß er am Fuß des Atlas schwere Geschütze und vielleicht sogar Flugzeuge hätte. Kein Mensch glaubte es. Es war eine Uebertreibung im reinsten spanischen Stil. Und dann, in dem Augenblick, wo das spanische Volk über diese doch etwas zu höhnische Haltung Europas nervös zu werden begann, schiffte sich Marschall Petain nach Marokko ein, und ein ehemaliger französischer Minister wurde nach Madrid geschickt, um mit der Regierung Primo de Riveras die Lage zu besprechen und einen gemeinsamen Aktionsplan auszuarbeiten. Madrid und sein Diktator ließen es

sich an der Freude genug sein, endlich ihre Schwierigkeiten erkannt zu sehen, und an der Tatsache, daß eine Kolonialgroßmacht wie Frankreich in fast ebenso schlimmer Situation war wie Spanien.

In dem Augenblick, wo die spanische Sache in Marokko in eine Katastrophe auszuarten drohte, und wo man schon von einer vollkommenen Evakuation des spanischen Marokko sprach, sandte die französische Regierung ihren geschicktesten Diplomaten, den Chef des Auswärtigen Amtes, als Gesandten nach Madrid. Der schlaue Marquis



José de Togores

d'Estella muß sich wohl nicht all zu begeistert gezeigt haben über diese unerwartete Ernennung; denn kurz nach der Ankunft des neuen Gesandten in der Hauptstadt, entschloß sich Paris, für die Unterhandlungen mit Primo de Rivera den ehemaligen Minister Malvy nach Madrid zu entsenden. Diese Neuigkeit erregte großes Aufsehen. Man hatte jedenfalls große Schwierigkeiten zu überwinden, die vielleicht in dem unerschütterlichen Optimismus des Diktators begründet waren. Um ihn von der Notwendigkeit zu überzeugen, die Augen besser offen zu halten, und um ihn vielleicht zu kleinen Opfern an seiner Eigenliebe zu veranlassen, mußte man ihm einen Freund schicken. Und dieser Freund war Malvy.

In Madrid war der französische Gesandte bemüht, in Reden und Diskussionen das Mögliche und Unmögliche zu tun, seinen großen und edlen Freund davon zu überzeugen, daß der Krieg noch nicht voll-

kommen abgeschlossen, und daß es sogar notwendig sei, ihn ein wenig ernsthafter zu betreiben als in der Vergangenheit. Der Pazifist und Diktator begab sich also wieder nach dem Rif, um dort neue Lorbeeren zu ernten.

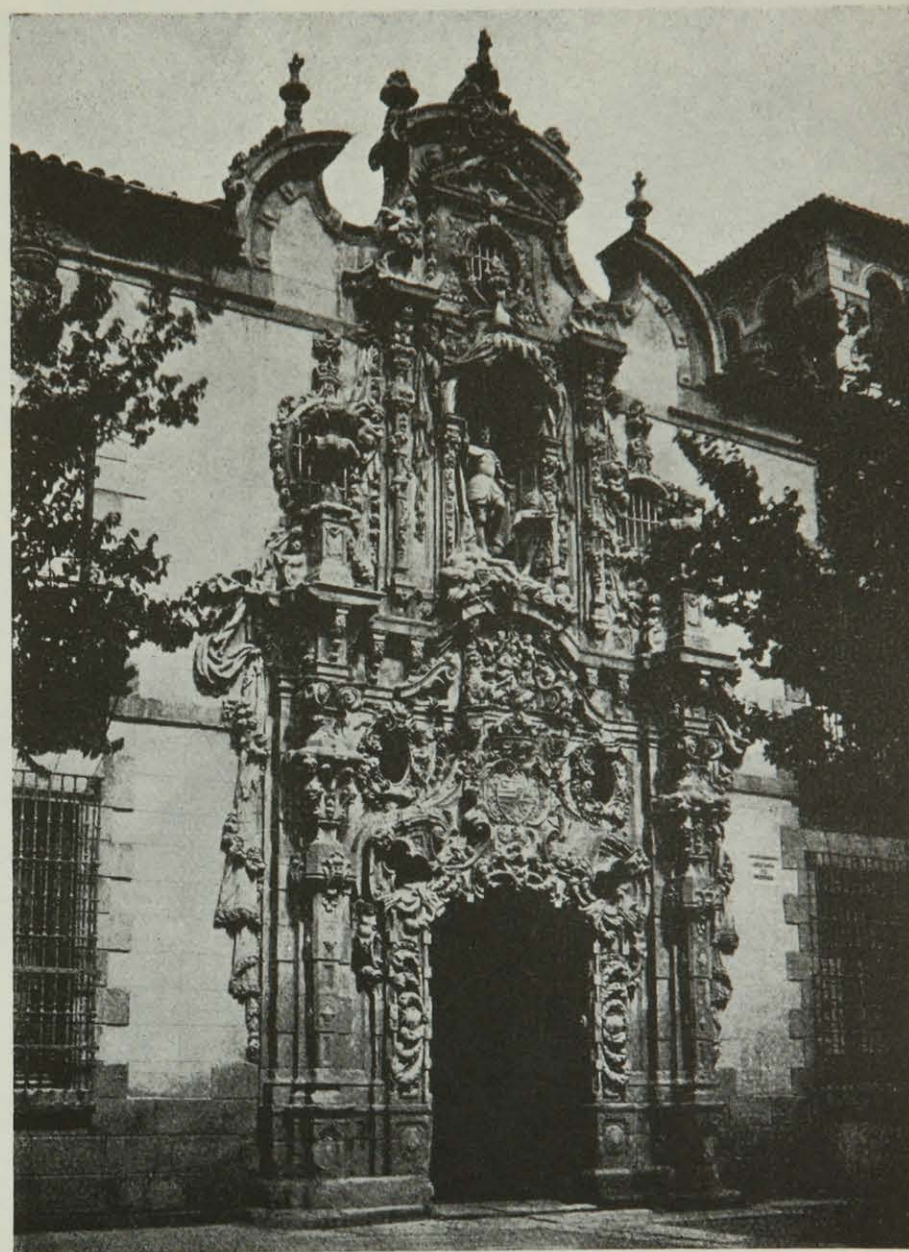
Und das war eine schöne Geste, denn er war durchaus nicht verantwortlich zu machen für das, was sich in Marokko ereignet hatte. Es war ganz und gar der Fehler eines unglückseligen Generals, eines neidischen, rechthaberischen, nach Ruhm und Ruf gierigen Nationalhelden. Aber der Ruhm wollte dem General nicht lächeln, um seinen ganzen Glanz über dem Haupte des Generals Bérenguer auszuschütten. Dieser wurde Gouverneur von Marokko an Stelle von Sylvestre, der zu tödlicher Langweile und dem traurigen Kommando der Stadt Melilla verurteilt war. Eines schönen Tages beschloß er, durch eine weithin sichtbare Geste den Ruhm seines Rivalen zu verdüstern und sich selbst seinem Volk als „Sylvestre der Siegreiche“ zu präsentieren. Ohne jede andere Vorbereitung brach er seinen eigenen Krieg vom Zaun, nach einer Zusammenkunft mit seinem feindlichen Kollegen (im Verlaufe deren es zahlreiche Faustschläge hagelte) und, wie man sagt, unter der begeisterten Ermunterung seitens des Königs. Er erhielt seinen Krieg und seine Niederlage. Friede seiner Asche: er hat seinen Fehler mit dem Selbstmord bezahlt. Aber die zehntausend Männer, die in diesem sinnlosen Kampf gefallen sind, haben mit ihrem Leichnam das Piedestal zu dem Weltruf Abd-el-Krims errichtet. Bis dahin war dieser nichts als ein arabischer Agitator gewesen, der von den unerforschten Höhen des Atlasgebirges herabgekommen war, um sich angeblich der spanischen Regierung zur Verfügung zu stellen. Er war gereist, hatte die Welt gesehen, viel gehört, erlebt, gelernt. Die Spanier gedachten ihn für sich zu gebrauchen, indem sie ihn in irgendeinem Büro unter der Leitung des General Sylvestre in Melilla unterbrachten. Dann kam einer jener Tage, an welchem die militärischen Behörden in schlechter Laune waren. Marschall Lyautey bestand darauf, daß die spanischen Behörden ein wachsameres Auge auf das sonderbare Verhalten dieses kleinen Pseudo-Angestellten hielten. Sylvestre als guter Soldat öffnete statt der Augen die Hand und ohrfeigte seinen Untergebenen ohne offensichtliche Ursache. Um die Lektion noch eindringlicher zu gestalten, ließ er darauf Abd-el-Krim gefangennehmen. Nach dieser kleinen Heldentat zog der General in den Krieg.

Aber Abd-el-Krim entfloh, kehrte in seine Heimat zurück, bewaffnete seine Leute und zog jetzt seinerseits gegen Sylvestre aus, der nicht die geringste Ahnung davon hatte, daß er im Begriffe war, sich mit seinem ehemaligen Untergebenen zu messen. In wenigen Tagen hatte dieser 60 000 Mann um sich versammelt, denen die spanischen Soldaten bei



Photo Pedro Penzol

S. Miguel de Lillo in Oviedo (IX. Jahrhundert)

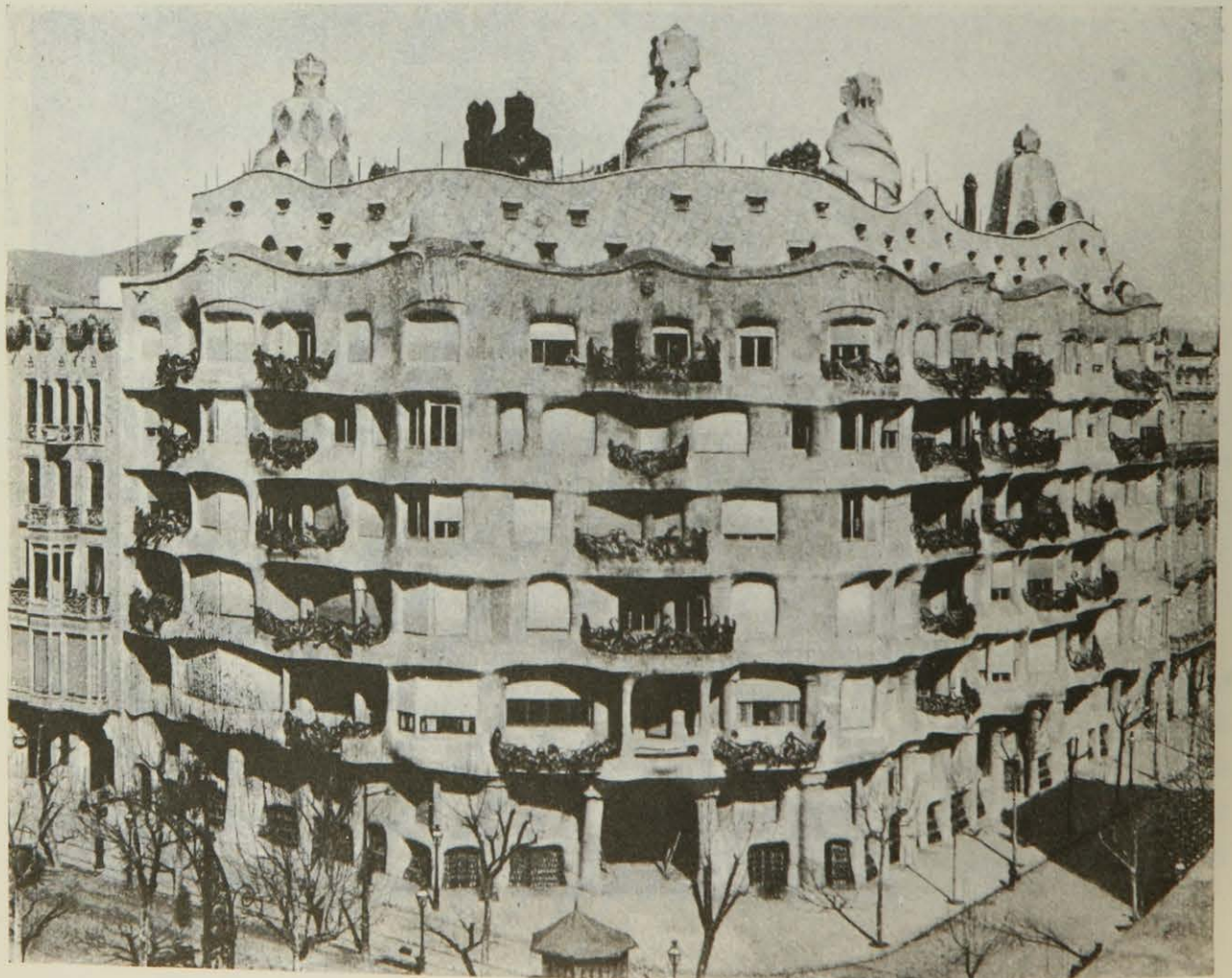


Propyläen-Kunstgeschichte

El Hospicio Provincial in Madrid



Das Sterbehaus des Columbus in Valladolid



Wohnhaus im Paseo de Gracia in Barcelona, erbaut vom Architekten Gaudi

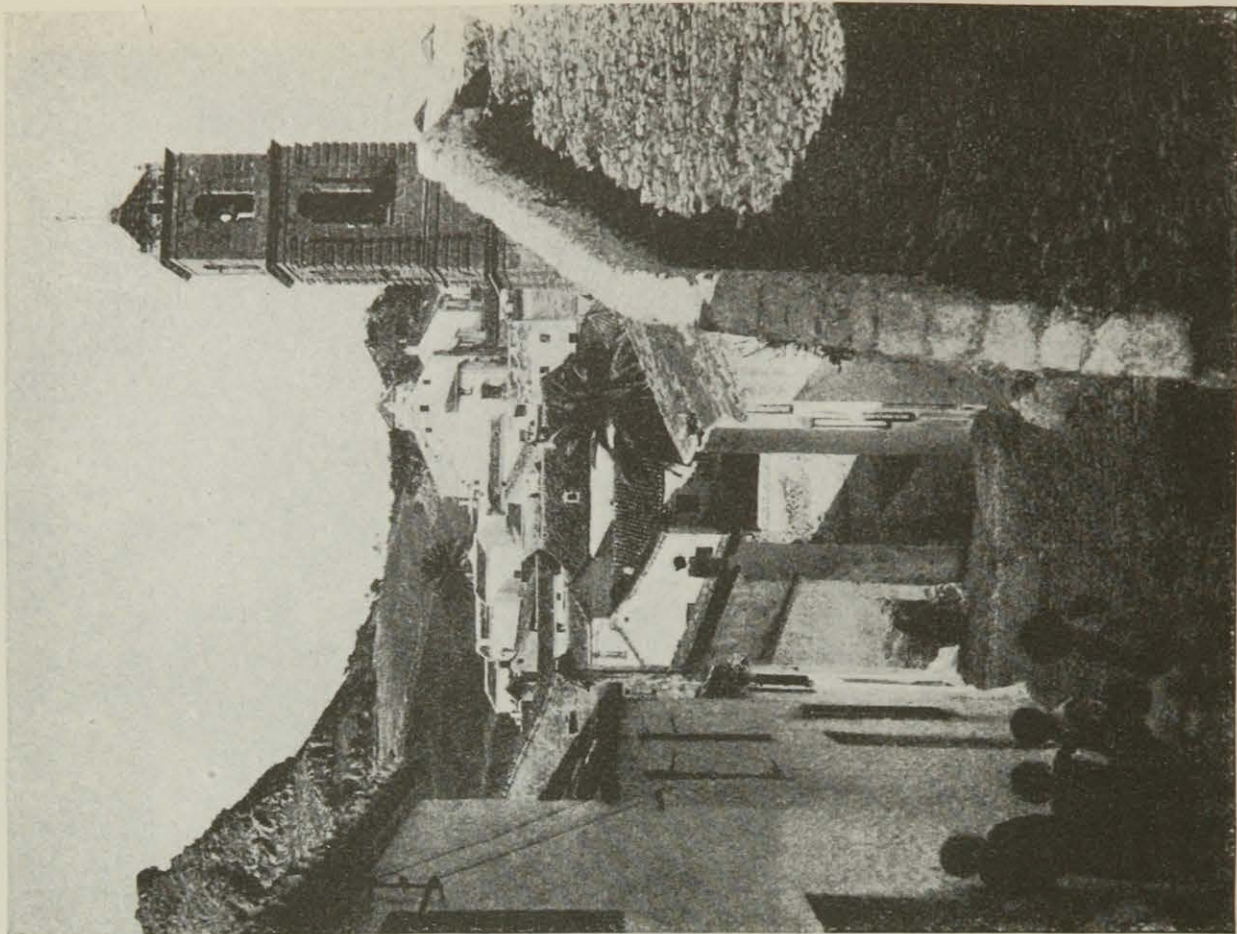
Photo Architekt Breuhaus



Lugano, Slg. Reber. Photo Paul Rosenberg
Picasso, Intérieur. 1923



Neujahrskarte



Torrejoncillo



N. Ruiz de Valdivia, Morgen-Ständchen am St. Johannestag

ihren unaufhörlichen Rückzügen eine vollendete Bewaffnung für einen langen Feldzug hinterlassen hatten. Abd-el-Krim, der entschlossen war, mit Spanien endgültig abzurechnen, übernahm die militärischen Operationen, während die Fragen der hohen arabischen Diplomatie der Sorge seines Bruders Mohammed übertragen waren.

Mohammed war für dieses Geschäft ganz außerordentlich vorbereitet. Mehrere europäische Hauptstädte hatten früher Gelegenheit, ihn kennen zu lernen. Er war persona grata zahlreicher politischer und Finanzzentren Europas und ist ein wirklich interessanter Junge. Von seiner frühesten Jugend an hat er sich mit dem Wohl und der Zukunft seines Landes beschäftigt. Er wußte auf eine unwiderstehliche, überzeugende Art von den natürlichen Reichtümern des Rifs zu erzählen und war von aufrichtiger Sorge erfüllt, diese zum größten Nutzen seines Vaterlandes, aber auch Spaniens zu exploitiern. Es war unmöglich, seinen bezaubernden Worten zu widerstehen. Wer ihm am wenigsten widerstand, war M. Echeverrietta, ein Mann mit goldenem Herzen und ein großindustrieller Nabob. Er nahm Mohammed unter seine Protektion, reiste, um ihn zu unterrichten, mit ihm durch ganz Europa und gestattete ihm, sich den von ihm erwählten Studien hinzugeben. Mohammed betrieb seine Universitätsstudien mit Erfolg und wurde Spezialist für Bergbau. Er hatte so viel und so ausgiebig von den natürlichen Reichtümern im Rifboden gesprochen, daß alle Welt anfang, sich damit zu beschäftigen. Einzig Echeverrietta mit dem goldenen Herzen dachte nicht an so etwas und fuhr fort, die Studienkosten für seinen jungen Protegé, der mittlerweile ein wohlhabender Mann geworden war und sich unermüdlich die hohen Kulturschätze Europas aneignete, zu bezahlen. So kam es, daß, als Echeverrietta endlich das balsamische Parfüm des Rifs zu spüren begann, einige humanitäre Engländer mit empfindsameren Nasen darauf aufmerksam geworden waren. Unterstützt und ermutigt von dem guten Herzen dieser sanften Engländer, die unter dem Gedanken litten, daß die Araber in Marokko sich für ihre Freiheit schlugen, ohne die Hilfe von Aerzten und Medikamenten, entstanden in London sonderbare Gesellschaften. Den Vorsitz hatten selbstverständlich einige Bankiers und einige Militärs, die sich im Hintergrund hielten (die humanitären Gefühle dieser Leute sind ja bekannt), die aber auf eine recht komplizierte Weise von Organisationen abhängig waren, die ihren Sitz in den wichtigen und großen Industriezentren der alten und neuen Welt hatten. Auf diese Weise empfing Abd-el-Krim dank der Vollendung seines Werkes durch seinen Bruder Mohammed Gelder und eine besondere Art von Medikamenten, die für die gegerbte Haut der Araber wundervoll wohltuend waren, dagegen eine schlimme Wirkung auf die europäische Epidermis ausübten.

Von der ganzen Aktivität dieser humanitären Gesellschaften in London war der englischen Regierung natürlich nichts bekannt. Sie weiß bis heute nichts davon. Entstanden waren sie genau in dem Zeitpunkt, wo ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Tanger-Problem gerichtet war. Da konnte sie sich natürlicherweise nicht mit humanitären und Privatunternehmungen ihrer Mitbürger befassen. Aber die englische Regierung hat immer eine absolut korrekte Haltung bewahrt und fand sogar den französisch-spanischen Block, der, infolge der Madrider Besprechungen, längs der marokkanischen Küste errichtet worden war, natürlich und gerechtfertigt.

Allerdings dieser Block blockiert fast nichts. Abd-el-Krim soll, wenn die Gerüchte zutreffen, unbehindert weiter Geld, Waffen, Medikamente und die eifrigsten und altruistischsten technischen und militärischen Ratschläge beziehen. Der aner kennenswerte gute Wille dieser Männer ändert aber nichts an der Tatsache, daß der Krieg in Marokko ein Krieg ist, bei dem der eine Kriegführende offiziell ein Unbekannter ist. Das Rif ist kein Staat und demzufolge keine kriegführende Partei. Wie könnte auch z. B. ein französisches oder spanisches Unterseeboot ein, sagen wir einem englischen oder holländischen Privatmann gehörendes Schiff, das zugunsten eines nicht existierenden Landes schmuggelt, anhalten oder torpedieren?! Die durch diesen absurden juristischen Zustand des Rifs geschaffene Situation ist so eigenartig, daß ein geistreicher französischer Schriftsteller darüber sagen konnte, die Absicht, alle Boote, die Schmuggel betreiben, auf dem Meere erfassen zu wollen, hieße etwa, einer Epidemie dadurch beikommen zu wollen, daß man mit einem Schmetterlingsnetz Jagd auf die Mikroben mache.

Abd-el-Krim ist stark im Glauben, ein neues arabisches Rif-Kabylenreich schimmert vor seinem Siegerblick. Wie wird dieser unwahrscheinliche Krieg enden, von dem alle Welt spricht, und den die höchste Liga der Nationen ignoriert? Welche Zukunft ist Abd-el-Krim und seinem weisen Adjutanten vorbehalten? Es ist schwer zu sagen, aber man muß immerhin konstatieren, daß der europäische Wind nachgerade die heißen Parfümwolken zerstört, die bisher solch edle Gefühle bei den humanitären Protestanten jenseits des Kanals erregten. Die großen Reichtümer des Rifs erscheinen heute, selbst dem guten Echeverrietta, als die Produkte einer krankhaften Phantasie. Das in Locarno siegreiche England erstrebt eine aufrichtigere und freundschaftlichere Zusammenarbeit mit Frankreich. Spanien glaubt nichts mehr. Von diesem Krieg hat es genug, von diesem dünnen, verarmten Marokko kann es nicht mehr sprechen hören. Während Primo de Rivera seinen eigenen Krieg als abgeschlossen erklärt, ist eine ungeheure Kanonenbarriere an der Südgrenze des Rifs im Entstehen. Militärisch ist Abd-el-Krim wohl ge-

schlagen. Es bleibt ihm aber noch die Möglichkeit eines bedeutenden Spieles, des Spieles der Diplomatie, aber sich einzubilden, daß Frankreich es wagen würde, dem Pulverfaß, das die Algeciras-Akte ist, mit einem Streichholz nahe zu kommen, nur um Abd-el-Krim eine Freude zu machen, das ist der helle Wahnsinn. Wenn Abd-el-Krim absolut eine Lösung braucht, die sein Prestige oder seine Ehre rettet, so kann er dies nur bei Primo de Rivera suchen. Der Chef der Rif-Kabylen hat in Spanien immer sehr gute Freunde und wird hier ein Volk finden, das den Frieden wünscht und das um die Größe seines Landes besorgt ist, die allmählich von dem Krieg unterminiert wird, und sich mehr als nach allem anderen danach sehnt, in die berauschte Atmosphäre seiner Cafés zurückzukehren, nach dem Wahlspruch seines Diktators:

Neiper, mujeres y botella
son el blason del Marquis d'Estella.



Picasso. Dekorationsentwurf zu Le Tricorne (Ballett von Diaghilew).
Mit Genehmigung von Paul Rosenberg

BUCHER - QUERSCHNITT

Von *Alexander Běmerty*

HELENE NOSTITZ, *Aus dem alten Europa*, Insel-Verlag, Leipzig.

Es ist im höchsten Grade wünschenswert, 1. daß Dilettanten schreiben, 2. daß Frauen schreiben. Auf diese Weise kommt in die literarische Vermufftheit erfrischende Luft. Helene Nostitz' Buch ist deshalb angenehm und Bereicherung, weil sie Dinge und Menschen selbst gesehen hat und nicht in den allgemein gehaltenen Ausdrücken des Außenstehenden davon spricht, wie das so üblich ist bei literarischen Milieuschilderungen. Die Welt des alten Fürsten Münster ist ausgezeichnet beobachtet und wirklich ein Dokument. Aber von ihm bis zu Caruso und Max Reinhardt ist ein etwas gezwungen großer Schritt. Wenn z. B. der gute Rilke dran kommt, enthüllt uns Frau von Nostitz etwas zu unvorsichtig ihr Inneres. Sie sollte sich möglichst an die Außenwelt halten, da leichter Hang zur Schwärmerei vorliegt. *H. v. W.*

BORRMANN, *Sunda*. Verlag der Frankfurter Sozietätsdruckerei.

Dem Aufwand des herrlich gedruckten Buches entspricht nicht die dünne Art der Darstellung; die Selbaschen Illustrationen sind gut und vorstellungshell.

FRIEDRICH KOCH - WAWRA, *Holländer*. Dürr & Weber Verlag, Berlin.

Dieser neue Band der Zellenbücherei ist wirklich lesenswert, weil er von dem Holland, von dem die meisten nichts wissen, alles das sagt, was nur wissenswert sein kann.

J. BACOT, *Kunstgewerbe in Tibet*. Verlag E. Wasmuth, Berlin.

Eine durch vorzügliche Tafeln illustrierte Einführung besonders in die metallenen Gebrauchsgegenstände Tibets.

FRIEDRICH JODL, *Lehrbuch der Psychologie*. 2 Bde. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin 1924.

Carl Siegel besorgte nach dem Tode Carl Jodls im Jahre 1914 die Neubearbeitung seines großen psychologischen Lehrbuches und zog zur Mitarbeit jüngere Gelehrte heran. Die ungeahnte Ausbreitung der psychologischen Wissenschaft brachte es mit sich, daß die einzelnen Gebiete wirklich gründlich nur von Spezialisten behandelt werden konnten. Insbesondere wurden aktuelle Kontroversen der Gefühlslehre näher behandelt. Ausgiebige Berücksichtigung erfuhren die neuesten Ergebnisse der Psychopathologie sowie die Psychologie der Aussage und die Tatbestandsdiagnostik.

JACOB HARINGER, *Dichtungen*. Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam.

Auf die Gefahr einer Blamage hin muß erklärt werden, daß die Art dieser Dichtung doch eben (und eben nur) ein grundehrliches Dilettantentum sein kann, das künstlerisch uninteressant ist, für dessen Menschlichkeit sich einzusetzer kunstfremde Schwäche wäre.

WILLY COHN, *Das Zeitalter der Hohenstaufen in Sizilien*. Untersuchungen

zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. Verlag M. & H. Marcus, Breslau. Eines der spannendsten Kapitel der Weltgeschichte ist hier neuartig und eindringlich so gut geschildert, daß dies Werk weit über den Kreis der Historiker wirklich den Menschen interessieren muß, der nur irgend Sinn für Kulturzusammenhänge hat.

Jedermanns Bücherei. FR. KRAUSE, *Wirtschaftsleben der Völker.* MICHAEL, *Das deutsche Theater.* HOMBERGER, *Museumskunde.* Alles im Verlag Ferd. Hirt, Breslau.

Ohne die oft unausstehliche Art des paukerhaften Kompendiums ist diese Sammlung nach den drei Proben aus verschiedenartigen Gebieten eine vorzügliche Handhabe wirklich für jedermann, der etwas Bestimmtes erfahren will. In ihrer Gesamtheit schon jetzt eine Enzyklopädie der wissenswerten Allgemeinbildung, ohne spezialistisch bedrängende Verwirrung.

EGON ERWIN KISCH, *Hetzjagd durch die Zeit.* Erich Reiß Verlag, Berlin. Der Rasende Reporter war eine Sammlung von Abenteuern, war das Brett zum Absprung in die Hetzjagd nach den Quellen der zeitgenössischen Kulturgeschichte. Kisch hat die Monarchen auf dem Balkan interviewt, die Röllchen tragen und Weltpolitik machen, er hat mit den Strafakten in der Hand Karl May verteidigt, dem man vier Jahre Zuchthaus vierzig Jahre nach der Verbüßung vorwarf. Kisch hat durch Revolution und Inflation, unter Haifischfängern, Mädchenhändlern, Hausierern, Musikanten, Dompteuren, Kirchendienern seine mit Sicherheit eingefangenen Objekte.

ELIPHAS LEVI (Abbé Alphons Louis Constant), *Das große Geheimnis.* Verlag Otto Wilhelm Barth, München. Die erste deutsche Gesamtausgabe zeigt uns die der herrschenden okkultistischen Schundliteratur weit überlegene Bedeutung eines wahrhaft Weisen.

PERSIUS, *Menschen und Schiffe in der kaiserlichen Flotte.* Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Berlin. Die etwas indiskret persönliche Art dieser Memoiren ist als Geschichtsmaterial gerade durch ihre Ehrlichkeit von objektivem Wert, und der nachhaltige Einfluß des anekdotenhaften Erzählens dürfte wichtiger sein als der abstrakter Leitartikel.

GIESE, *Girlkultur.* Delphin-Verlag, München. Der glücklichen Formulierung eines aktuellen Problems entspricht die nur das Wesentliche hervorlockende Art der Kulturabklopfung, die dem Leser hinter den Bubiköpfen mehr als den Schatten abgeschnittener Zöpfe zeigt.

PRINZESSIN PALEY, *Erinnerungen aus Rußland aus den Jahren 1916/19 und die Macht des Bolschewismus.* AVA Verlag, Hamburg. So dumm und niveaulos die politische und soziale Einstellung der Verfasserin ist, das persönliche Erlebnis ist zweifellos menschlich erregend — aber die Unbelehrbarkeit solcher Emigranten konstant und ihr Leben steril.

GORGONE, *Julia.* Rikola-Verlag, München. Roman einer Leidenschaft, wie der Untertitel lautet, sollte jeder Roman sein. Aber dieser ist zu nah, das Ereignis sicher wahr. Aber es bleibt gar keine Perspektive, und so wirkt durch den Mangel an Distanz das Buch so peinlich, als hätte man versehentlich einen Brief an einen Fremden geöffnet, gelesen und wüßte nun nicht, wo man damit hin sollte.

SCHMÜCKLE, *Die schaffende Freud.* Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart. Wenn diese Gedichte vor Nietzsche, Mombert, George und einigen anderen geschrieben worden wären, hätte man in ihnen vielleicht eine lyrische Zukunft entdecken können. So bleiben sie Privatekstase eines, wie schon der Titel zeigt, sprachlich harthörigen Menschen.

- KLAUS MANN, Der fromme Tanz.* Gebr. Enoch-Verlag, Hamburg.
 „Verheiratete Worte“ machen uns bedenklich gegen die stilistische Bewältigung des Ansturms von zu viel Gefühl. Aber die neue Generation soll man vielleicht nicht mit artistischen Ansprüchen überfallen und ihr so das erste Werkzeug ihrer Äußerung aus der Hand schlagen. Und junge Leute haben immer ein geräuschvolles Innenleben.
- C. ATZENBECK, Pauline Wiesel.* Verlag Klinckhardt & Biermann.
 Ein interessantes Charakterbild der Freundin des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen in zeitgenössischen Zeugnissen und Bildern.
- SCHWARZWEBER, Der Schwarzwald, das deutsche Bergland am Oberrhein.* Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.
 175 vorzügliche Bilder von Schwarzwaldlandschaften nach glücklichen und gut gesehenen Aufnahmen geben mit dem einführenden Text bleibende Charakteristik dieser deutschen Landschaft. Wer einmal durch den Schwarzwald gewandert ist, wird viel Freude an den schönen Bildern haben.
- ECKERMANN, Gespräche mit Goethe.* Herausgegeben von H. H. Houben. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.
 Nach dem ersten Druck, dem Originalmanuskript des dritten Teils und Eckermanns handschriftlichem Nachlaß hat Houben den Eckermann neu herausgegeben. Sein Nachwort und vor allem das ausführliche Schlagwortregister machen wohl das schönste Buch über Goethe in dieser Form zu der heute klassischen Ausgabe.
- K. J. WEBER, Demokritos.* Herausgegeben von Roda Roda, Rikola-Verlag 1925.
 Roda Roda hat mit der ihm eigenen Sicherheit nicht nur herausgesucht, was man heute noch, sondern was man aus dem Demokrit auch immer wieder lesen kann.
- THACKEREY, Die verhängnisvollen Stiefel.* Mit 28 Gelatineradierungen von Flora Klee-Palyi. Musarion-Verlag, München.
 Die schöne Geschichte ist mit Reminiszenzen an Ludwig Richter sehr hübsch illustriert und schön gedruckt.
- HUMOR DER NATIONEN.* England, Amerika, Frankreich, Deutschland. Wertbuchhandel Berlin.
 Trotz des gemeinen Umschlags sind diese Bände wert, aufgeschlagen zu werden. Drinnen ist der Text vorzüglich ausgesucht und ansprechend gedruckt.
- PAUL WYSS, Gedichte.* Verlag Benno Schwabe & Co., Basel.
 Die Gedichte mögen sehr schön sein, aber Schwizer Dütsch bleibt dem Norddeutschen völlig unverständlich.
- FRED HILDENBRANDT, Tageblätter.* Landsberg-Verlag, Berlin.
 Wenn die grammatiksprenge, sprachliche Artistik neueren verkrampften Schrifttums etwas wie ein sprachlicher Zeitraffer ist, so ist die den Lebensaspekt verdeutlichende Aufzeichnungsart Hildenbrandts wirklich der Zeitlupe vergleichbar: Die Groteske der menschlichen Bewegung von Herz und Leib in der Welt wird offenbar. Solches können nach Altenberg nur wenige schreiben: Heute Polgar und eben auch Fred Hildenbrandt.

HERBERT N. CASSON, *So sind Sie!* Sibyllen-Verlag, Dresden.

Was jedermann wünscht, fürchtet, fühlt, nachahmt, glaubt, denkt, wird hier in aufreizend primitiver Art eindeutig zu machen versucht. Dies Buch soll ein Produkt eigener Erfahrung sein. Der Verfasser will, wenn er immer einen Gegenstand gründlich studiert, zwangsläufig bei der Menschennatur angelangt sein. Aber unter dem Ballast seiner Unbildung werden die Probleme flach gedrückt. Vielleicht ist dies ein Buch für Amerikaner. Aber die Leuchtreklame für diesen Spiegel zeigt uns in ihm nur so, wie wir eben nicht sind.

EDWIN ARNET, *Emanuel*. Orell Füßli Verlag, Zürich.

Gegenstand dieses schönen Romans ist der tragische Konflikt der Neutralität, ein Thema, das von weit mehr als schweizerischer Aktualität ist.

BREHMS *Tierleben*, in 4 Bänden. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Ein Buch wie Brehms *Tierleben* wirkt in mancher Beziehung wie das Fabelbuch eines deutschen Lafontaine. So phantastisch, so aufschlußreich über das Wesen der Tiere ist es geschrieben, und es fehlt nur die ausgesprochene Symbolik und die Nutzenanwendung des französischen Dichters.

Statt dessen liegt der Akzent auf dem Wissenschaftlichen, das indessen, da es sich nur auf Beobachtung stützt, nie theoretisch wirkt. Das Buch ist eine unerschöpfliche Fundgrube, nicht nur für den, der sein Wissen bereichern will, sondern als rein ästhetischer Genuß. Es liest sich wie ein Roman und ist für die heutige Zeit besonders empfehlenswert, weil der Instinkt bei seinen Helden ganz anders ausgebildet und erhalten ist und daher eine andere Rolle spielt als bei der Mehrheit der durch alle möglichen Konventionen in dieser Beziehung stark beeinträchtigten Menschheit.

H. v. W.

LYTTON STRACHEY; *Queen Victoria*. Deutsch von Hans Reisiger. S. Fischer Verlag, Berlin.

Solche Leute wie Strachey, Mittelding zwischen Journalisten und Historiker, hat heute mehr oder weniger jedes Volk. Es ist direkt eine beliebte Gattung geworden, die unserer Antipathie gegen allzu oberflächliche und allzu tiefgründige Behandlung gewisser legendärer Milieus entspricht. Bei dieser Art Büchern kommt es im Grunde (abgesehen von der literarischen Begabung überhaupt) viel mehr auf das Gesamtniveau der Gesellschaft eines Volkes an. Dieses Niveau war und ist in England unvergleichlich viel höher als bei uns, und deshalb konnte Herr Strachey ein ebenso liebenswürdiges wie amüsanter und charakteristisches Buch schreiben über die alte Queen, das niemals den Takt verläßt, obwohl derartige billige Banalität überall am Wege lag. Es geht merkwürdigerweise auch so. Charakter und Milieu werden sehr deutlich, Herr Lytton Strachey ist ein Gentleman.

H. v. W.

A. M. BLACKMAN, *Das hunderttorige Theben*. Uebersetzt von Günther Roeder. Verlag J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig.

Daß „Aegyptologie kein trockenes Studium“ sei, sondern auch uns Menschen von heute Lebendiges und Interessantes zu sagen vermöchte, glauben wir dem gelehrten Verfasser ohne weiteres. Die Aegyptologen selbst haben ihre Wissenschaft für den Außenstehenden langweilig gemacht, indem sie Wichtiges und nur höchst bedingt (nämlich für den einseitigen Fachmann) Wichtiges ohne Unterschied darboten, dem Leser überlassend, ob er selbst die mühevollere Scheidung vornehmen wolle. Dieses Buch plaudert höchst anregend und amüsanter vom Leben im alten Theben, der glanzvollen Hauptstadt Aegyptens in den Jahren 2000 bis 1000 v. Chr.

C. F. R.

SAMMEL-QUERSCHNITT

Von *Alexander Běsmertny*

Autographen

Zwei Berliner Auktionen zeigten ein erhöhtes Interesse der Archive und der Sammler. Bei *Henrici* wurde die Sammlung Gustav Könnecke versteigert. Die großen Musikmanuskripte, die aus anderem Besitz dem Katalog zugefügt waren, blieben unverkauft. Die Schätzungspreise waren hier sicher zu hoch angesetzt. Die, wenn auch von Beethovens Hand ausgeführte Abschrift eines Haydn-Quartetts ist eben keine anreizende Originalhandschrift und keinem Sammler 3000 M. wert. Sehr interessant ist dagegen ein Schreiben von *Gluck an Klopstock*, in dem es heißt: „Die Musick, sonst meine liebste Beschäftigung, hat nun allen Reiz für mich verloren, oder sollte sie jemals meine Betrübniß lindern können, so müßte sie dem Andenken dieses geliebten Gegenstandes geheyligt sein. Ist es zuviel von Ihrer Freundschaft gefordert, wenn ich wünsche, Ihre empfindsame Seele durch meinen Verlust zu rühren, wenn ich hoffe, daß Ihre erhabene Muse sich erniedrigen werde, um einige Blumen auf die Asche meiner geliebten Nichte zu streuen? Mit welcher Entzückung würde ich diesen kräftigen Trost benutzen! Von Ihrem Genie angefeuert, würde ich dann in den rührendsten Tönen meine Klagen auszudrücken suchen. Natur, Freundschaft, und mehr als Vaterliebe würden die Quellen meiner Empfindungen seyn“ . . . Entzückend ist ein Albumblatt von *Mozart*:

„Die Verse hier, so ich verfloß'nes Jahr geschrieben,
Sind keine Lügen nicht, kein dummer Scherz,
Ich hab' Dich stets geliebt, und werd' Dich ewig lieben;
Denn öffnet sich mein Mund, so spricht — mein Herz.“

Hugo Wolf berichtet in einem autobiographischen Brief: „Mich selbst ausgebildet. — Von 84—88 im Wiener Salonblatt Musikreferent gewesen. *Mit Vorliebe Brahms beschimpft, was mich heute noch freut*, auch Hanslik und ganze Wiener Recensenten-gesinde scharf attackiert — deshalb jetzt in Acht und Bann gethan. Bereue jedoch nichts. Im Winter 88 mir plötzlich nach langem Herumtrappen der Knopf aufgegangen. In raschester Reihenfolge Mörike, Eichendorff und Goethe komponiert. „Spanische“ soeben zum Abschluß gebracht (44 Gesänge). Gott wolle mir noch langes Leben und viele gute Einfälle schenken.“

Eine große Sammlung von *Fontane*-Briefen kam geschlossen in denselben Besitz, darunter Fontanes eigenhändiger Lebenslauf. Ueber seine Mitarbeit an der *Vossischen Zeitung* schreibt Fontane am 3. Dezember 1879: „Romancier und Novellist an der *Vossischen* werden, das klingt schmeichlerisch und verlockend genug; die *Vossische Zeitung* ist ein großes und reiches Blatt, sehr angenehm für seine Mitarbeiter, weil nie nörglig und kleinlich und last not least im Besitz eines Leserkreises, der wie viel sich sonst gegen Zeitungsabdruck sagen läßt, für meine Arbeiten nach Stoff, Anschauung und Behandlung wie geschaffen ist. Ich werde von jedem meiner Leser verstanden, auch von den beschränkten und nur halbgebildeten . . .“ Er will auch nicht als Romantiker gelten: „Sie können die Vermuthung nicht unterdrücken, daß mich's doch ein wenig verdrossen habe, den nebelnden Romantikern zugezählt zu werden. Das kann nun aber schon deshalb nicht sein, weil ich von den ächten Romantikern und oft auch von den nebelnden, eine furchtbar hohe Meinung habe. Viele Romantiker gefallen mir nicht, aber das liegt an ihrer dichterischen Impotenz überhaupt, nicht an ihrem Romanticismus.“

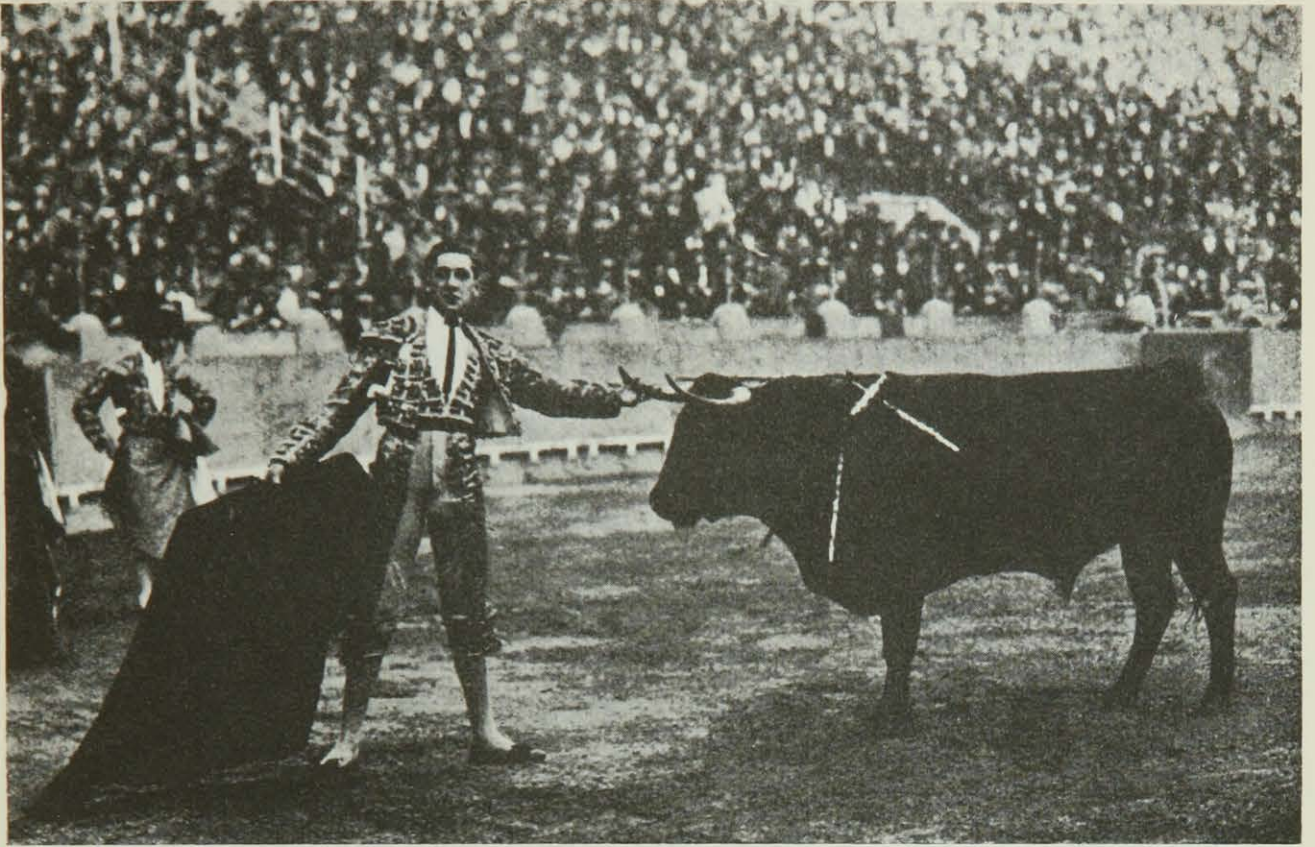


Photo Ernest Hemmingway

Manuel Granero kurz vor seinem Tode (Madrid 7. V. 22)



Mariano Benlliure, Grabmal des Torero Joselito in Sevilla (Marmor und Bronze)



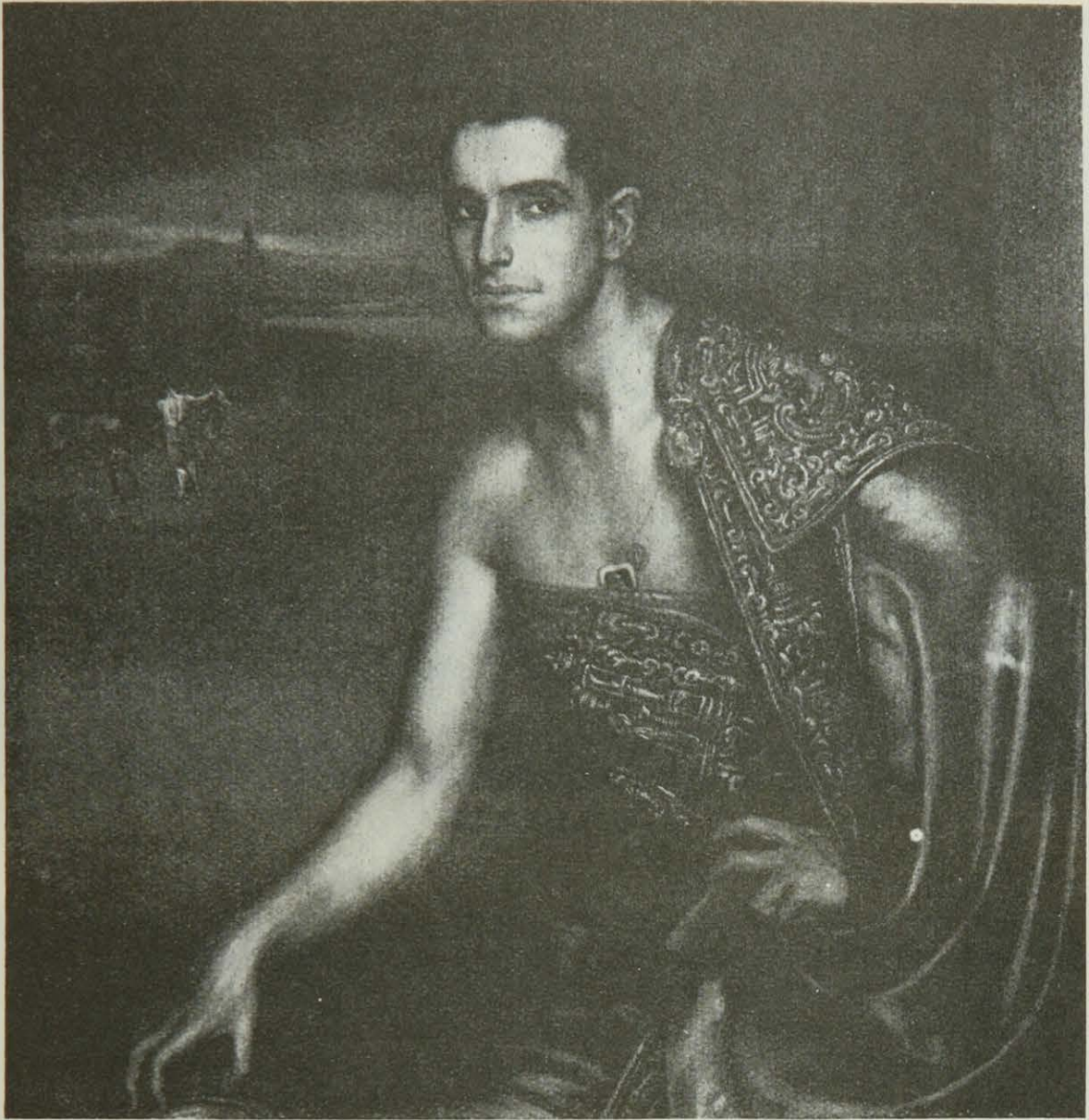
Die Schauspielerin Maria Banquer



Dr. Gómez Navarro, Kgl. spanischer
Konsul in Berlin



Oelgemälde im Besitz des Königs
N. Ruiz de Valdivia, Stierzwinger für eine Corrida in Aragonien



Oelgem. im Besitz des Toreros
Romero de Torres, Juan Belmonte, Matador de Toros



Der Prinz von Asturien und Damen der Gesellschaft auf dem Weg zur Corrida



Goya, Stierkampf

Wintertur, Slg. Oskar Reinhart



Eugenio Lucas, Corrida in einem andalusischen Dorfe

Paris, Galerie Georges Bernheim

Wenn auch die Seltenheit des Vorkommens von Handschriften ihren Preis wesentlich beeinflußt, so ist doch sicheres Qualitätsgefühl noch lange nicht genug eine Eigenschaft der Autographen-Sammler; sonst würden etwa *Freiligrath*-Handschriften nicht teurer sein als solche von Fontane. — Für 650 M. wurde eine einseitige *Hölderlin*-Handschrift verkauft, ein vier Seiten langer autobiographischer Brief Gottfried *Kellers* für 280 M., ein dreiseitiger von *Kleist* für 750 M. —

Auktionskalender

Anfang April: <i>Lempertz-Cöln</i> . Kunstgewerbe, Teppiche, Möbel.	Ende April: <i>H. Helbing-München</i> . Plaketten. Sammlg. Walcher v. Molheim.
8.—10. April: <i>Paul Graupe-Berlin</i> . Inkunabeln. — Alte Naturwissenschaften.	19.—21. April: <i>Hotel Drouot - Paris</i> . Vente de splendides livres modernes.
Ende April: <i>Lempertz-Cöln</i> . Handzeichnungen Sammlg. Wedewer.	Ende April: <i>J. A. Stargardt - Berlin</i> . Autographen.
13. April: <i>Rudolf Lepke</i> . Moderne Gemälde.	Anfang Mai: <i>Henrici-Berlin</i> . Autographen.
20. April u. folg. Tage: Antiquitäten.	

MARGINALIEN

Hitze in Spanien.

Von Kurt Lubinski.

Vierzig Grad im Schatten! Wer Hitze verabscheut, ist kein aufrichtiger Freund Spaniens. Wer leidenschaftliche Beschäftigung mit Nichtstun lasterhafte Faulheit nennt, wer aus diesem Zustand nach sozialwissenschaftlichen Lehrsätzen den Ruin einer Nation, die immer noch die heiterste Europas ist, herleiten will, wer, den didaktischen Zeigefinger auf der Landkarte, die Zugehörigkeit Spaniens zu Europa nachweisen will, bleibt am besten diesseits der Pyrenäen.

Camarero! Einen Teller Bratfischchen und ein Apfelsineneiswasser! — Uebrigens weiß ich, daß mein guter Rat umsonst ist: immer wieder werden ach wie reiselustige Mitteleuropäer im Hochsommer ihre Nordlandreise machen und in der einzigen Jahreszeit, in der selbst die Polarlandschaft höchstens mit den Spezialitäten eines guten Riesengebirgswinters aufwartet, ihre Eindrücke — bleiben wir bei dem treffenden Wort: sammeln! Immer wieder werden sie im Frühjahr und Herbst nach Spanien fahren und alle Maurenschlösser besuchen, solange die Temperatur eines Ostseesommertages in Heringsdorf Andalusien verhindert, seine afrikanische Schönheit zu entfalten.

Vierzig Grad Hitze! Es gibt keine herrlichere Ausspannung, als unter völlig gewandelten Daseinsgesetzen in sich selbst einen Menschen mit neuen Bedürfnissen, neuen Wünschen, neuen Freuden zu entdecken. Wenn im Stierzirkus die Händler ihr „Hay agua“ über die Arena schmettern, habe ich die Perromünze schon zwischen den Fingern bereit. Zehn Centimos für einen Wasserstrahl gradeswegs in die Kehle. Zuerst habe ich mir aus dem Krug, der in seiner Konstruktion verteilte Aehnlichkeit mit Brüssels Mannekin

Piß hat, Nasenlöcher, Hals und Aermel begossen. Aber die brennende Sonne über dem Zirkus ist ein Handtuch, Gott sei Dank!

Ich bin umgezogen. Luis de Llano, der Theaterdirektor, hat mich im Cecil untergebracht. Ich wohne gleich neben dem säulengetragenen Patio in einer fensterlosen Stube. Wenn ich die Tür zumache, bin ich in Nacht und Kühle, am hellen Tag und bei vierzig Grad.

Gestern bin ich früher aufgestanden als sonst. Die Straßenarbeiter hielten noch in den schattigen Winkeln der Rinnsteine ihren Mittagsschlaf. Vor vier Uhr wachen sie nicht wieder auf. Als ich unter den breiten, heftpflasterfarbigen Sonnensegeln der Calle Sierpes ins Café Central kam, saß die ganze Kompanie meines Theaterdirektors über eisgekühltem schwarzem Kaffee, fünf Stückchen Zucker im Glas; sie schimpften auf die Konkurrenz, die schon seit zwei Wochen die Sevillaner mit elenden Lustspielen füttert. Es war Probe angesetzt. Das ging so vor sich: Luis de Llano, sein Bruder, der erste Komiker und die Damen bezahlten ihren Schwarzen. Sie spazierten ins Theater, setzten sich ins Theatercafé auf der Straße und tranken eisgekühlten schwarzen Kaffee, fünf Stückchen Zucker im Glas. Der Inspizient ging auf die Bühne und stellte in einem Halbkreis Stühle auf. Luis de Llano hatte das erste Wort, inzwischen rannte der Inspizient hinunter ins Theatercafé und holte den Nächsten zum Auftritt, oder er lief vier Straßen weit ins Café Central: „Juanito, deine Szene ist dran, Maria*) steht schon auf der Bühne.“ — Es gibt keine Unterbrechung. Alle sagen ihre Rollen auswendig her, der Souffleur brabbelt dazwischen, und beide Parteien überbieten sich in deutlichem Ehrgeiz, zu beweisen, daß die Probe eine lächerliche Ueberflüssigkeit ist. Maria benutzt bei der großen Liebesanrede Juanitos die eigene Schweigepflicht, um ihrem Söhnchen die Krawatte zu binden. Um fünf Uhr war alles vorbei. Ich sagte jedem etwas Liebes, weil es doch unerhört ist, daß man zu einer Tageszeit arbeitet, wo schon das Nichtstun eine Anstrengung ist.

Eine Kutsche, die gerade vor der Tür stand, fuhr uns nach der Plaza de America, draußen im Park, die drei Damen der Kompanie und mich. Nach der ersten Tasse heißem Tee, nach der dritten Scheibe Wurst, graziös mit Daumen und Zeigefinger befördert, sagte Pepita Orejon: „Entschuldigen Sie nur, Sie werden verstehen, wenn wir jetzt gehen — ein unverheirateter junger Mann und drei Damen im Park, schon eine Viertelstunde — Kutscher, Calle Sierpes!“

Auf dem Rückweg traf ich Professor Manuel Real, genannt Realito. Tanzmeister der besten spanischen Diven, Lehrer der guten andalusischen Gesellschaft. Ob ich mir nicht seinen Unterricht ansehen wollte? — Gern, vielleicht morgen nachmittag? — „Nein, vor neun Uhr abends fängt es nicht an.“ — Nach dem Abendbrot hatte ich Zeit. Ich kaufte mir einen Fächer. Für caballerös, klein, aus kräftigem, tiefblauem Papier. Der Direktor hat mir gezeigt, wie man sich fächeln muß. Die Hauptsache ist der Dreh in den Handgelenken, und daß man nach jedem einzelnen Zufächeln den Fächer

*) Maria Banquer, heute Madrids hervorragendste Schauspielerin, gehörte noch vor zwei Jahren der Truppe des Direktors Luis de Llano an (siehe Marginalien).

zusammenklappt und mit kurzem Ruck wieder entfaltet. Das stumpfsinnig einförmige Zufächeln ist in Japan, nicht in Andalusien zu Hause.

Rhythmus auch bei vierzig Grad! Etwas kühler ist es schon in der Akademie des Realito. Ein kleiner Saal, rings herum eine Spiegelleiste, in der man die eigenen Füße sieht. Bis hinaus auf die schattige Alamada de Hercules klingen die Kastagnetten.



Picasso

Das ist so spanisch fürs Ohr wie fürs Auge das stolze Kreisen der Hände auf dem hochgereckten Arm, das Vorwärtsstumpfender hölzernen Absätze. Und das Spiel der Hüften — so sah ich es vor zwei Monaten bei den schleierlosen Kabyllinnen im afrikanischen Tellatlas.

Realito ging mit mir ins Teatro Portela. Mitten im Park liegt es. Ein Kammer-spielhaus im Freien, für alle Hitzegrade. Zwischen Anlagen ein maurisches, schnee-

weiß getünchtes Haus mit strahlendem Bühnenausschnitt. Davor Stühle, Logen und rund herum Jasminhecken, hemmungslos duftend. Die Vorstellung beginnt niemals vor elf Uhr nachts. Oft später. Gestern war Montag: Lunes elegante. Ehrliche Sitte der reichen Leute, die statt des plebejischen Sonntags den Montag zur allwöchentlichen Galavorstellung gemacht haben. In der Loge steht der Infant Don Carlos, nickt und lächelt. Beinahe so leutselig wie Primo de Rivera nach dem achten Gang beim Festessen im Industriepalast.

Die Vorstellung dauerte wieder bis zwei Uhr nachts. Es war sehr lustig. Man hatte „La Tia de Carlos“ gespielt, und ein paar Engländer hatten zu spät mit entsetzten Mienen erkannt, daß „Charleys Tante“ auch in Sevilla Repertoirestück ist.

Wir waren eine große Gesellschaft: die Kompanie Luis de Llano, der Advokat Fernando Tirado, seine schöne Frau, seine Freunde. Um drei Uhr nachts bestellte der Advokat für unsern Tisch sieben Holzschüsseln „gazpacho“. Das ist eine Kaltschale aus Tomatensaft, Olivenöl, Essig und Knoblauch; kleingehacktes hartes Ei, geröstetes Brot und frische Gurken werden nach Bedarf hineingestreut. Es gibt sogar Nordspanier, die sich niemals mit dieser Zusammenstellung abgefunden haben. Um vier Uhr revan-chierte ich mich mit einer Schüssel gebratener Fische, um fünf Uhr brachte Don Diego, der Komiker, ein halbes Dutzend Tüten mit kalten Krebsen. Rosinen fischten wir mit der Zunge aus dem Likör. Nach einem Spaziergang durch die Mondstrahlen des tönenden Santa Cruz brachten wir uns gegenseitig nach Hause. Die Rechnung ging auf, weil der Marquis bei mir auf dem Sofa übernachtete.

Federzeichnungen.

Von Ramón Gomez de la Serna

I. Er schenkt dem Museum einen Greco. Er ist zum Notar gegangen. Dort hat er die feierlichen Worte diktiert, und nun wird der Greco seine Schönheit in die Seelen einer immer wechselnden Menge strahlen.

Dann ist er ins Museum gegangen: wie ein Privatmensch, vor sich selber tot, mit schwarzen Trauerhandschuhen. Sie haben Knöpfe am Handgelenk, die er immer wieder öffnet und schließt.

Er sieht seinen Namen auf der Ehrentafel. Aber sein Bild sieht er nur von ferne; wie im Sprechzimmer eines Klosters. Wenn er der Leinwand zu nahe kommen wollte, würde ihn der Saaldiener mit trockenen Worten abweisen.

II. Meeruhren. Man muß Meeruhren erfinden, so wie man Sonnenuhren erfunden hat.

Der Schiffbrüchige langt mit seiner Taschenuhr nicht aus. Es gibt einen Augenblick, in dem er nur mit dem Kopf rasch aus dem Wasser auftaucht und noch wissen möchte, wieviel Uhr es ist: handelt es sich doch um seine letzte Stunde.

III. Der Mann, der die Katastrophe voraussah. Ich verfolgte die Bewegung der Lokomotive, als sie die Kurve nahm. Das Rätselhafte an einem Eisenbahnzug ist, daß er — der eine gerade Linie aus geraden Waggonen bildet — so geschmeidige Kurven zieht. Plötzlich, für einen Augenblick, sind alle Waggonen geschwungene Waggonen...

Als ich diese wunderbaren Kurven sah, fühlte ich die Katastrophe und sprang aus dem Fenster. Schade, daß ich dabei ums Leben kam. Aber ich habe die schreckliche Entgleisung fünf Minuten, bevor sie eintrat, vorausgeahnt. Warum hat niemand erraten, daß der Herr, der einen halben Kilometer von der Unglücksstelle ab tot aufgefunden wurde, der einzige war, der die Katastrophe vorherwußte...

IV. Die Scheuerfrauen. Frauen, die halb Trugbilder, halb grausame Wirklichkeit sind.

Diese dantesken Frauen widmen ihre geweihte Mütterlichkeit den Aschenschalen, Papierresten, Spucknäpfen. Sie wissen nichts von Ansteckung oder Eiterung eines Risses in der Haut.

So entfernen sie den häßlichen Bodensatz der Arbeit aus den traurigen Zimmern. Sie schürzen entschlossen ihren Oberrock und rutschen auf Unterböcken von gestreiftem Zeug durch die Zimmer...

V. Die leeren Tage. Es gibt leere Tage: Tage, an welchen gar nichts geschieht (und würde etwas geschehen, so empfände es niemand als Ereignis).

Die Zeitungen wissen nicht, was sie bringen sollen. Und der Chefredakteur befiehlt, alle Berichtigungen zu drucken, die eingelaufen sind:

„Doktor Henriquez, Calle de Praxedes Nr. 2, erklärt, daß er mit dem gleichnamigen Doktor Henriquez, der durch seine Hühneraugenkuren den ganzen Aerztestand in Mißkredit gebracht hat, weder identisch noch verwandt ist...“

Unser Theaterheft in Spanien. In dem „Heraldo de Madrid“, einer der meistgelesenen spanischen Tageszeitungen, finden wir in einem Artikel von Manuel Pedroso folgendes:

„Die deutsche Zeitschrift „Der Querschnitt“ widmet eine ihrer letzten Nummern einer gründlichen Besprechung des Theaters. Fast alle in diesem Heft enthaltenen Artikel besagen das eine: die Krisis und die unzeitgemäße Einstellung des deutschen Theaters. Da sich aber dies Phänomen nicht allein auf Deutschland beschränkt, sondern sich in allen Ländern manifestiert, lohnt es sich, den „Querschnitt“ durchzublättern und das Urteil einiger deutscher Theaterkritiker anzuhören.

Zunächst Franz Blei, Kritiker und Autor mehrerer Bücher über das Theater. Er, der Ibsen als Vorbild bürgerlicher Kleinlichkeit auf der Bühne habe und Sternheim als den deutschen Molière vergötterte, erklärt, daß dem modernen Empfinden das Theater in seiner heutigen Form unendlich fernläge. Er schildert uns das deutsche Theaterpublikum als eine Zusammensetzung von Kritikern, die verdammt sind, dem Spektakel beizuwohnen, aus Freikärtlern und solchen, die nichts Besseres zu tun wissen. Doch hält Blei die Theaterkrise nur für eine vorübergehende Erscheinung. Zwanzig Jahre wird es dauern, meint er, bis die moderne Denkart ihren dramatischen Ausdruck gefunden haben wird.

Viel radikaler ist ein Artikel von Herrn Bernhard. Er nennt das Theater als solches ein erledigtes Ding und stellt die Revue als die Erscheinungsform der Zukunftsbühne hin.

Und diesem Urteil pflichte ich völlig bei. Die Seinsberechtigung der Revue

Das Buch der Aufschlüsse über die tieferen Ursachen der gegenwärtigen Weltwirtschaftskrise

Soeben ist erschienen.

Die Menschheit am Scheidewege

Von

EDWARD M. EAST

Professor der Harvard-Universität

Deutsch von

DR. HELENE SCHMIDT

Mit Karten und Diagrammen. Groß-Oktav. 369 Seiten. Preis gebunden M 9.60.

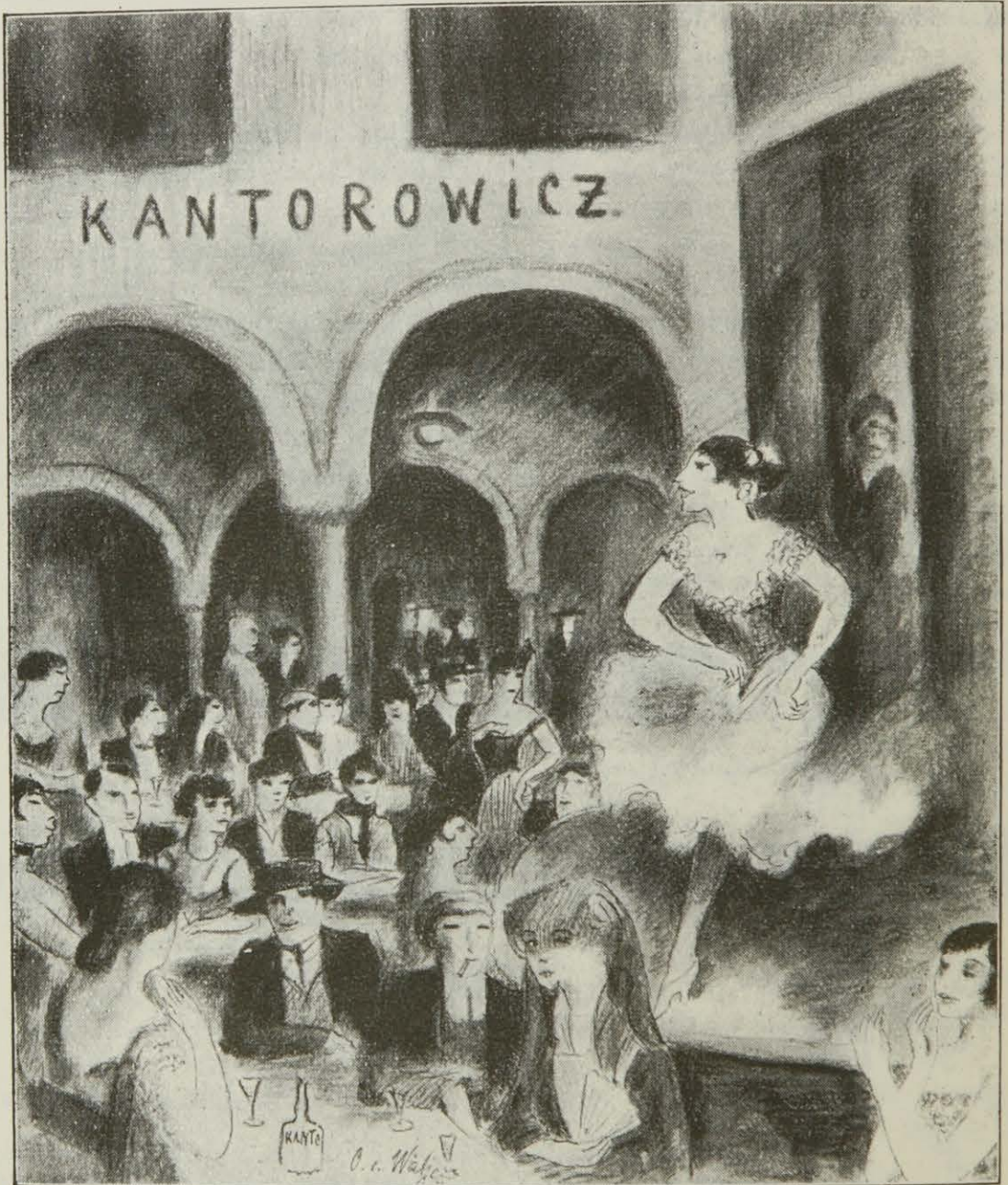
Das Werk hat in Amerika Aufsehen erregt und ist dort von den weitesten Kreisen diskutiert worden. Behandelt es doch mit höchster Wissenschaftlichkeit eine Frage, die in den Vereinigten Staaten zum Problem wird, während sie es in Deutschland – ohne daß wir dessen gewahr geworden wären – schon längst ist, die Frage der Bevölkerungsbewegung und den ganzen damit zusammenhängenden ungeheuren Fragenkomplex. Das Buch ist für Europa, für Deutschland von aktuellstem Interesse; es weist nach, daß die Gefahr der Übervölkerung der Erde weit näher ist, als wir uns träumen lassen. Es ist ein Buch nicht bloß für Fachwissenschaftler, für Biologen, für Volkswirtschaftler, nein es ist für jeden Gebildeten. Und besonders die Staatsmänner, Theologen, Politiker werden allerhand darin finden, das nachdenklich stimmen kann.

Benno Schwabe & Co. / Verlag / Basel

*Ein Buch
ernstester
Wissenschaft!*

zu verneinen, hieße eine historische Bejahung abstreiten. Denn dann, wenn wir begreifen werden, daß die Revue nicht eine Schaustellung von Moden und Nacktheiten, sondern das rasende Tempo des modernen Lebens verkörpert, wird man in ihr das Gesicht des zwanzigsten Jahrhunderts erblicken.

Heute wollen wir Wirkliches, Krasses. Betrachten wir den Zusammenstoß unseres Nationalheros Paolino mit dem deutschen Breitensträter. 15 000



Otto v. Waetjen

Zuschauer! Und das Publikum besteht nicht nur aus Kutschern und Chauffeuren, sondern auch aus der besten Gesellschaft! Warum dieses Zusammenströmen? Weil der Beteiligte fühlt, hier spielt sich ein wahrhaftiges Drama ab und nicht eine „heilige Johanna“ von Bernard Shaw — eine halbe Stunde intensiver Erschütterung, gegen die das gesamte Theater erbleicht.

Und um zu dem literarischen Thema zurückzukommen, fragen wir uns: Ist dieses Publikum Leser von Einstein, Scheler und Bergson? —

Raquel Meller, heute Spaniens größte Filmschauspielerin und Diseuse, entsproß der grassesten Hefe des Volks. Sie ist ein Kind des „Paralellos“, Barcelonas Montmartre, der Rummelplatz des Nachtlebens in allen Nuancen, vom Bauchredner bis zum Vaudeville mit literarischem Einschlag. Dort wo unzählige Kabarettts und Winkelmusichalls sich in einer Straße zusammendrängen, strahlende Lichtreklamen, der Duft der Sardinen und Krebse, die von Straßenhändlern verkauft werden, billigen Parfüms der Paralelloprimadonnen sich zu intensiver Hafenatmosphäre ballen, feierte Raquel erste Erfolge.

Dort tanzte sie die „Bailes Flamencos“, aus Tanz und Gesang zusammengesetzte Darstellungen, die uns durch ihren synkopierten, fast orientalischen Rhythmus fesseln. In einem Milieu von älteren beleibten Diven, die ein riesiges Brillantenkreuz auf dem Kolossalbusen schaukelnd das Lied von der spanischen Rasenbank am Elterngrab singen, — in einem Milieu, das eines Toulouse L'autrec spottet, wirkte Raquel revolutionär.

Sie fühlte, nicht genug sei es, mit kleinen Füßchen Parkettboden rhythmisch zu bearbeiten und dazu Kastagnetten knattern zu lassen, das heißt angenehm auf Auge und Ohr zu wirken; sie ringt nach Expression, will dem Zuschauer Erleben fühlbar machen, ihn leiden und jauchzen sehen.

So spüren wir in Raquel zugleich alte Tradition einer „Flamenca“ und eine bis in die Fingerspitzen utrierte Expression einer Yvette Guilbert oder Andrée Turcy. In ihrer Glanznummer, dem „Tod eines Toreros“, die sie über Nacht zum Star des Paralellos erhob, erleben wir dies am drastischsten. Dünn und beinahe schüchtern erhebt sich das Leitmotiv. Raquel besingt den Einzug der Stierkämpfer. Ihr Gesicht ist unbeweglich und feierlich — ein Gemälde Goyas. Kastagnetten knattern leise und rhythmisch ein Marschtempo. Das ist Raquel in erster Phase. Nun kommt sie zu dem Kampf und Tod des Toreros. Das zögernde Leitmotiv schwillt zu brausender Sinfonie. Zähne knirschen, die Augen sind halbgeschlossen, während ihre Hände in das Publikum zu greifen scheinen. Und dann, wenn wir ergriffen, ein Bündel Nerven an ihr hängen, bricht sie mit einem letzten Augenaufschlag zusammen.

Und wir gehen nach Hause durchdrungen von Raquels künstlerischem Empfinden und ausgeprägter Seinsweise.

Klaus Sternheim.

„Spanische Liebe.“

Wenn in Berlin der Bräut'gam mit der Braut so mang de Wälder geht,
Der „Novio“ mit der „Novia“ hier am Fenster steht —
Durch Gitterstäbe sind sie außerdem getrennt,
Unmöglich, daß der Jüngling mit ihr pennt!
Nur zarte Liebesworte gibt er kund,
Doch nur ins Ohr ihr, niemals auf den Mund!
Und hold verschämt gibt sie sie ihm zurück,
Da sag' noch einer mal, es gäb' kein Glück!
O Andalus, ich hab' schon viel gesehn
Doch solche Tugend konnt' ich kaum verstehn...

Karl A. Lindgens.

Die kleine Ballade von den drei Flüssen.*)

Von Federico Garcia Lorca.

Strömt der Guadalquivir
zwischen Orangenstrauch und Olivenhain,
steigen Granadas zwei Flüsse
hinab vom Gipfelschnee zum Feld.

Wehe, Geliebte,
Du kamst nicht, Du entflohist!

Zieht der Guadalquivir
über granitsteinernem Grund,
führen Granadas zwei Flüsse
der eine Schnee, der andere Blut.

Wehe, Geliebte, Du entflohist
durch die Lüfte!

Segelnden Barken
öffnet Sevilla den Weg,
über den Wassern Granadas
schweben einsam die Seufzer.

Wehe, Geliebte,
Du kamst nicht, Du entflohist!

Guadalquivir am hohen Turm,
an luftigen Orangengärten,
Darro und Genil, Zinnen
der Toten über den Teichen.

Wehe, Geliebte, Du entflohist
durch die Lüfte!

Wer wird erzählen von Wassern,
die ein klagendes Irrlicht entführten?



Togores

Wehe, Geliebte,
Du kamst nicht, Du entflohist!

Orangenblüten und Olivenzweige
trägt Andalusien dem Meere zu!

Wehe, Geliebte, Du entflohist
durch die Lüfte!

(Uebersetzung von Kurt Lubinski.)

Der letzte Vierzeiler spielt auf das verschiedenartige Landschaftsbild an, das die Ufer des Guadalquivir und die in der Provinz Granada zwischen verlassenen Maurenschlössern entspringenden beiden Flüsse Darro und Genil umrahmt.

*) Die spanischen Originale der nachfolgenden Gedichte siehe im Hauptteil.



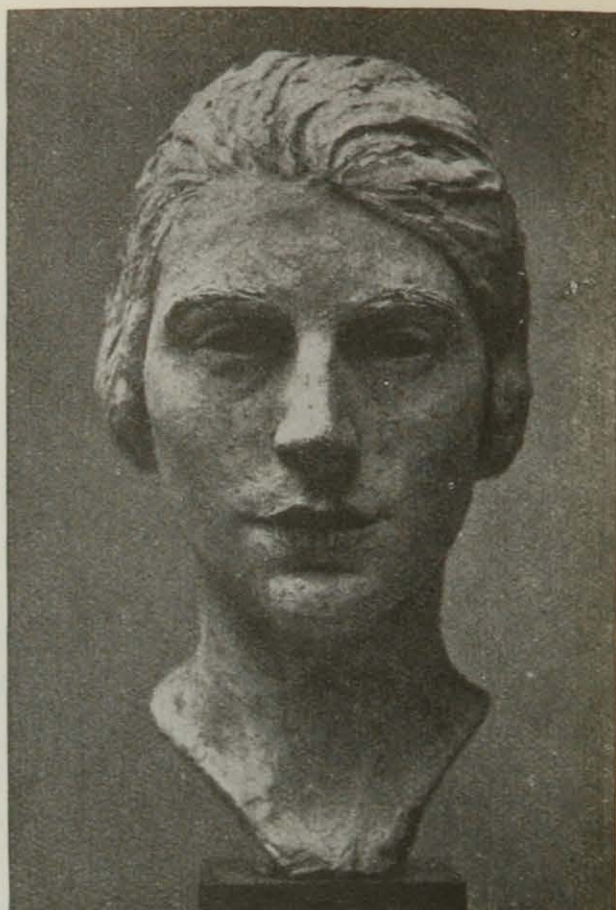
Propyläen-Kunstgeschichte
Juan Gris, Die Nonne. Lugano, Slg. Reber



Berlin, Slg. Fritz Heß
El Greco, Der Heil. Franziskus



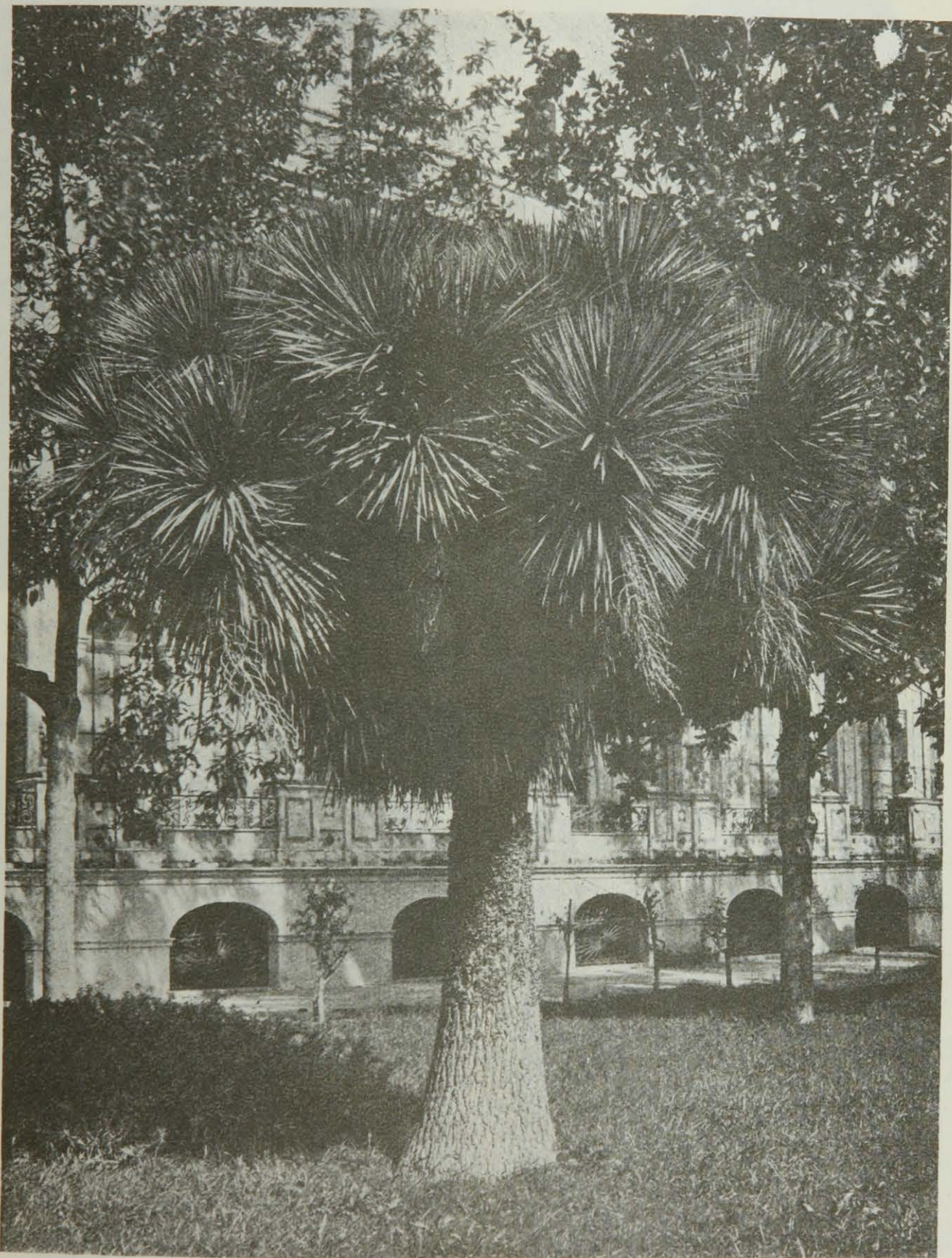
Paris, Slg. Kalebryan
Bischofskopf (Katalanisch, 11. Jahrh.)



Ernesto de Fiori, Sra. Dña Madelaine J.
(Terracotta)



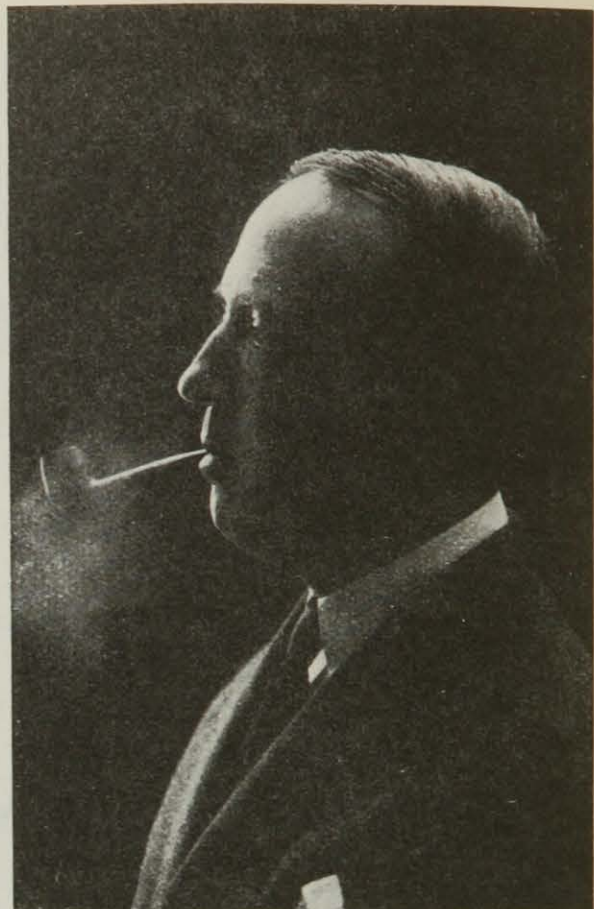
Aus der Synagoge del Tránsito in Toledo



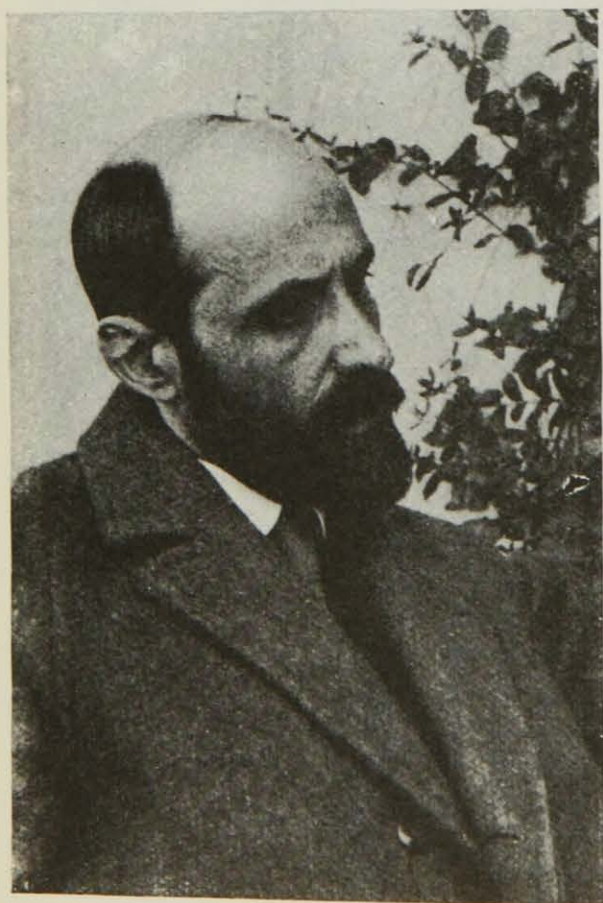
Uralte Yuccapalme im Park von San Telmo (Sevilla)



D. Ramón Gómez de la Serna



Der katalanische Dichter Josep Carner



Juan Ramón Jiménez

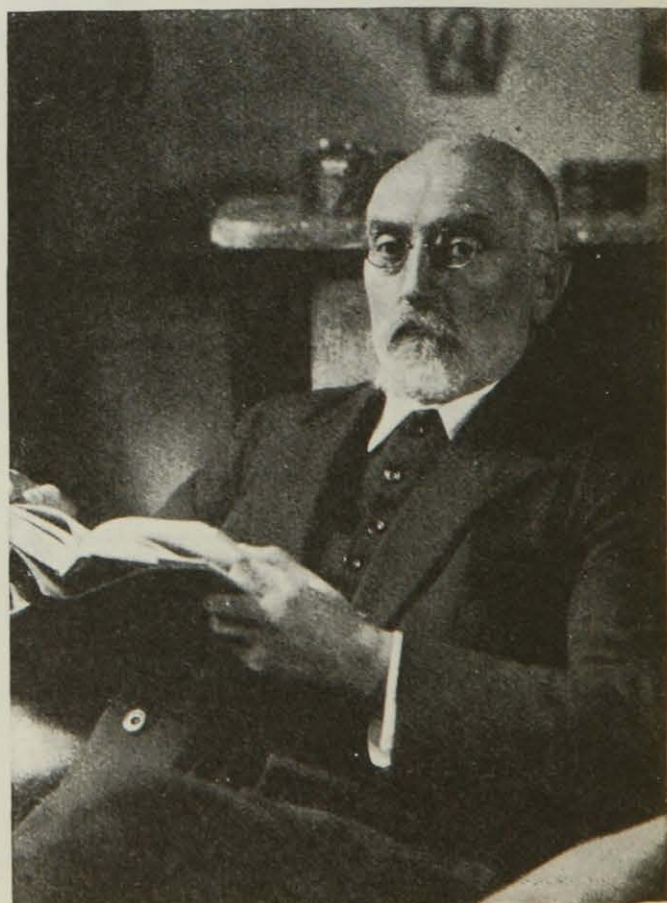


Photo Bonney

D. Miguel de Unamuno

Der Hirt

Von San Juan de la Cruz

Ein junger Hirt steht einsam und in Zagen,
Dem Frieden fern und fern glückselgem Minnen;
Bei seiner Hirtin weilt sein ganzes Sinnen,
Sein Herz belasten schwer der Liebe Plagen.

Nicht weint er, weil ihm Wunden hat geschlagen
Die Lieb; er klaget nicht ob herben Schmerzen,
Wenn er verwundet gleich im tiefsten Herzen;
Er weint, weil sie nicht Sorg um ihn getragen.

Denn nur, weil keine Sorg um ihn getragen
Die schöne Hirtin, duldet er Beschwerde,
Läßt sich mißhandeln auf der fremden Erde,
Das Herz belastet von der Liebe Plagen.

„Wie bin ich Armer“, spricht er, „zu beklagen!
„Um sie, die meine Liebe stolz gemieden,
„Nicht kosten wollte meiner Nähe Frieden,
„Aus Lieb um sie belasten mich die Plagen.“

Ans Kreuz erhob er sich nach vielen Tagen,
Und an den schönen Armen, weit erschlossen,
Hat hangend er den letzten Hauch ergossen,
Das Herz belastet von der Liebe Plagen.

Die Spanien = Bücher

K. E. Schmidt

Cordoba und Granada

Mit 97 Abbildungen / In Leinen gebunden M. 7.—

K. E. Schmidt

Sevilla

Mit 111 Abbildungen / In Leinen gebunden M. 7.—

A. L. Mayer

Toledo

Mit 118 Abbildungen / In handlichem Leinenband M. 6.—

A. L. Mayer

Segovia, Avila und El Escorial

Mit 133 Abbildungen / In handlichem Leinenband M. 6.—

Jeder, der nach Spanien reist, wird in diesen Bänden der bekannten Sammlung „Berühmte Kunststätten“, den besten Führer durch das historische, kunst- und kulturgeschichtliche Wesen der Städte finden.

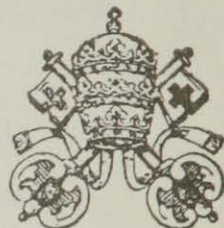
Verlag E. A. Seemann / Leipzig

INDULTOS PONTIFÍCIOS
CONCEDIDOS A'
NAÇÃO PORTUGUÊSA



Sumário de Indultos de abstinência e jejum

SUA Santidade Bento XV, em data de 31 de Dezembro de 1914, concedeu por dez annos á Nação Portuguesa diversos Indultos, abrindo o thesouro das graças espirituaes da Igreja em favor dos fieis que concorrerem com as suas esmolas para a sustentação e melhoraemento dos Seminários diocesanos e para as necessidades das Igrejas e parochias pobres e outros encargos pios.



Todo fiel que, alem do Summario Geral, tomar este Summario especial, dando a competente esmola, durante o anno da sua validade, fica dispensado da lei do jejum em todos os dias, excepto quartas, sextas e sabbados da Quaresma e Vigilias de Pentecostes, Assumpção de N. Senhora, Todos os Santos e Natal; e, alem disso, pode durante o mesmo tempo lucrar as seguintes graças e privilégios;

1.º — Fazer uso de temperos de qualquer especie de gorduras e de óvos e lacticinios em qualquer dia ou refeição, sem excepção alguma.

2.º — Fazer uso de carnes e caldo de carne todos os dias, excepto sextas feiras da Quaresma, Advento, Quatro-Temporas e Vigilias acima referidas.

3.º — Antecipar para o sabbado das Temporas, im mediatamente anterior, o jejum e abstinência da vigilia do Natal.

4.º — Obter do seu confessor dispensa das leis do jejum e da abstinência, havendo motivo razoavel e justo, nos dias em que este Indulto não dispensa.

5.º — Fazer uso dos privilégios acima enumerados, mesmo fóra do paiz e seus dominios, não havendo escandalo.

Os Regulares que, por voto especial, estejam obrigados a usar exclusivamente comidas de magro não gosam dos privilégios relativos á abstinência.

Este Summario é colectivo, abrangendo toda a familia, e tambem os seus comensaes ou pessoas que comerem a expensas do dono da casa; e tanto pode ser tomado pelo chefe como pela mãe de familia. E' valido de 1 de Janeiro até 31 de Dezembro de cada anno e ainda pelo mez de Janeiro seguinte.

As familias ou individuos cujas receitas totaes não atinjam 500\$00 escudos, tomarão um Summario de 50 centavos; os que tiverem receita de 500\$00 a 2.000\$00 escudos, um Summario de 1 escudo; os que tiverem receita de 2.000\$00 a 5.000\$00 escudos, um Summario de 2\$50; os que tiverem receita superior a 5.000\$00 escudos, um Summario de 5 escudos, acceitando-se sempre por verdadeiras as declarações em consciência feitas pelos indultados.

Os pobres podem gosar dos privilégios d'este Indulto sem tomarem este Summario especial.



A. Cardinal Patriarca
(Executor apostolico)



5 escudos (ou 5\$000 réls)

Típ. da «União Gráfica» — Lisboa

Aus der Zeit der Medici

Von

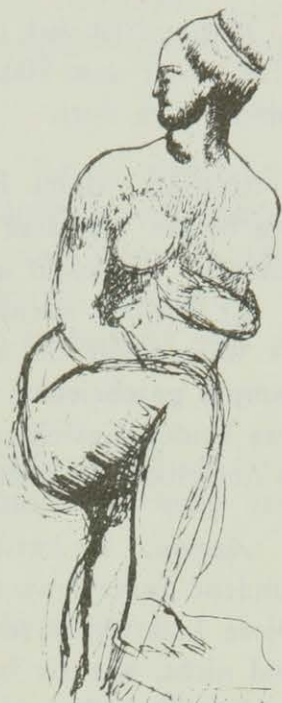
Oliveretto de Fermo

Künstler war er — schön — und gar verwegen,
Flößte Furcht ein, Lieb' und heil'ge Scheu;

Der als nackten Fechter einst ihn malte,
Tintoretto's Ruhm erstrahlte neu.

Machiavelli gibt in seinen Schriften
von des Mörders finstrem Tun Bericht' —

Da der Borgia ihn zum Galgen schickte
blieb ein Dolch, ein Bild und ein Gedicht.



Manolo

Das Nationalschauspiel

(Rot und schwarz)

Von

Manuel Machado

Jäher Aufschrei der Trompete
schneidet
gellend,
schwankem Dolche gleich sich schnellend
durch die Luft . . .

Heiser, dumpf die Pauke ruft.
Schnaubend,
mit geblähten Nüstern,
stürmt der Stier in die Arena,
dröhnt sein Brüllen kampfeslüstern.
Knirschend reißt das rote Tuch . . .

Eng im Kreise
Pferd und Reiter wild umstampfend,
stößt er nach des Rosses Brust . . .
So beginnt nach alter Weise
Spaniervolkes
höchste Lust,

das berückend wilde Schauspiel
voller Grauen, voller Glut
dieses alten, stolzen Volkes —
Gold und Seide, Sonne und Blut!

ORBIS TERRARUM / Die Länder der Erde im Bilde

Dies Werk, das im Verlag Ernst Wasmuth, Berlin, erscheint, sollten Sie abonnieren. Es birgt eine unschätzbare Fülle der Anregung und Belehrung. Jeder Band erschließt ein anderes Land der Erde. zeigt es in der ganzen Fülle seiner Schönheit und seines Reichtums: das Leben, die Landschaft und die Baukunst. Wollen Sie die Welt kennen, füllen Sie noch heute untenstehenden Bestellschein aus.

Vier Reisen im Jahr nur M 8.— monatlich für 4 Bände, die einzeln je M 26.— kosten

Dieses Jahr führt Sie der ORBIS TERRARUM nach *Canada*, einem Lande der Zukunft. *Jugoslawien* mit *Mazedonien* und der *Dalmatinischen Küste*, nach *England*, *Schottland*, *Irland* sowie nach *Frankreich*.

An die Buchhandlung von **GEORG KOSSACK, BERLIN, MARKGRAFENSTRASSE 31**
Ich abonniere den ORBIS TERRARUM für 1926 gegen monatliche Zahlung von Mark 8.—

Name:

Adresse:

Ausschneiden und unfrankiert als Drucksache senden

Die spanischen Mitarbeiter

Von *Máximo José Kahn*

Bagaria ist auf ein Bankett gefahren, das Rusiñol in Katalonien gegeben wird. Seit dem Bankett sind schon acht Tage vergangen. *Bagaria* ist aber immer noch dort.

Ortega. Beim Besprechen des Programms dieses Heftes sagte er mir: Die beiden Aufsätze für und gegen den Stierkampf lassen Sie vorläufig noch einmal. Vielleicht amüsiert mich das am allermeisten.

Er hat sie nachher doch nicht gemacht. Und das tat ganz Madrid leid. Es wäre vielleicht eine Skizze der Philosophie (der praktischen) des Stierkampfes geschrieben worden, so weit, wie eine Philosophie des Schachs. Und ihre beiden Gesichter in der Genialität eines Kainz, der Karl und Franz Mohr in derselben Vorstellung spielte.

Azorín. Es existiert ein sehr hübsches Buch von Alberto Guillén, das erfundene Interviews mit den besten spanischen Köpfen der Gegenwart bringt. Diese Interviews zeichnen infolgedessen die Persönlichkeiten wahrheitsgetreu und nicht, wie sie bei Interviews gesehen zu werden wünschen.

Der Besuch bei Azorín beginnt im Buch von Guillén mit den Worten: „Kommen Sie bitte um vier Uhr wieder, sagte das blonde Dienstmädchen; der Herr ist beim Essen.“

Ich gehe in die Calle de los Madrazos 8 und klinge an der Tür.

Es öffnet ein blondes Dienstmädchen und beantwortet meine Frage nach Azorín:

„Kommen Sie bitte um vier Uhr wieder; der Herr ist beim Essen.“

Bagaria. Nicht zu Hause. Nicht auf der Redaktion. Nicht in der Bierwirtschaft „La Moderna“.

Juán Dantín Cereceda. Im Lauf von drei Minuten sagte er zweimal:
Sie und Herr Ortega sind sehr liebenswürdig!
Sie und Herr Ortega sind sehr liebenswürdig!

KUPFERSTICH-AUKTION BEI C. G. BOERNER

Versteigerung am 5. und 6. Mai 1926:

Gewählte Qualitätssammlung von Kupferstichen alter Meister des fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhunderts des in Mannheim verstorbenen Dr. ing. h. c. Carl Gaa

Ferner dessen Spezialsammlung von Stichen und Radierungen des Georg Friedrich Schmidt sowie eine weitere Partie von Dubletten des Britischen Museums und eine reiche Callot-Sammlung
Katalog mit 32 Lichtdrucktafeln und einer Vorrede von Geheimrat Lehrs in Dresden zum Preise von 5 Mark durch C. G. Boerner

LEIPZIG / UNIVERSITÄTSSTRASSE NR. 26

Ortega hatte ihn nämlich für das Thema: Spanisches Familienleben empfohlen.

Cereceda ist selbst der liebenswürdigste Mensch, den man sich denken kann. Wenn jemand von mir einen Aufsatz über das deutsche Familienleben verlangt hätte, würde ich ihn die Treppe hinuntergeworfen haben.

Bagaria. Ich treffe ihn endlich auf der Redaktion. Er verspricht mir goldene Berge und gibt mir Anweisungen, wie seine Karikaturen behandelt werden müssen. Er läßt sich von einem Redaktions-Diener einen riesigen Bogen Papier kommen, zeichnet eine schöne Kurve darauf und erläutert:

Ich zeichne meine Karikaturen in dieser Größe. Ihre Zeitschrift muß sie natürlich verkleinert bringen. Etwa so:

Und er wiederholt die schöne Kurve verkleinert.

Dabei muß jedoch, fährt er fort, Ihre Zeitschrift beobachten, daß sie nicht zu sehr verkleinert, denn Sie verstehen, daß dann die ganze Wirkung verloren geht.

Ich verstand.

Dennoch drehte Bagaria den riesigen Bogen um und begann:

Sehen Sie bitte doch lieber noch einmal...

Und er malte auf die andere Seite des riesigen Bogens eine schöne Kurve...

Araquistáin. Im ersten Absatz seines Artikels gegen den Stierkampf schreibt er: Ich bin kein Feind des Stierkampfes.

Dies ist — ganz ungeachtet der weiteren Ausführungen — ungefähr der feindseligste Satz, den ein Spanier über den Stierkampf aussprechen kann.

Garfias. Garfias macht jährlich drei, höchstens vier Gedichte. Die Urform ist am 1. Januar fertig, und bis 31. Dezember feilt er.

Federico Garcia Sanchiz gehört zu den wenigen Spaniern, die gerne reisen, und er reist mit Begeisterung.

Als ich ihn aufsuchte, war er gerade von einer Reise aus Japan zurückgekommen und hatte seinem kleinen Jungen eine ganze japanische Zelthütte mitgebracht.

<i>Anfang April erscheint.</i>
CLAUDE ANET
Russische Frauen
NOVELLEN
Aus dem Französischen von Georg Schwarz
★
<i>Inhalt:</i>
Frauen und Liebe in Rußland Nadja Wera Alexandrowna Sonja Grigorjewna
Ungefäbre Preise: Brochüriert Mark 2.50, Halbleinen Mark 3.80, Weichenfaugabe, auf befond. Papier gedruckt, in Ganzleinen Mark 4.90
C. WELER & Co. LEIPZIG

Nun weiß man nicht, ob er das tat, um seinen Sohn auch schon auf Gedanken an fremde Länder zu bringen, oder ob er doch zu sehr Spanier ist, um seinem Kind etwas anderes zu schenken als eine Bleibe, ein Haus.

Bagaria hat natürlich nicht Wort gehalten, und er ist weder zu Hause, noch in der Redaktion, noch in der Bierwirtschaft „La Moderna“.

Felix Urabayen hat zurzeit mit seiner Zeitung „El Sol“ einen Kontrakt für zehn „Bilder“ aus der Toledaner Landschaft. Im Umkreis vieler Meilen ist keine Burgruine vor seiner Feder sicher. Sie rühren ihn zu Tränen. Aber auch er rührt sie zu Tränen, denn sein Forschertalent deckt hinter jeder treuen Mauer unzählige Anekdoten fluchwürdiger Untreue der ehemaligen Schloßherrinnen auf.

Bagaria vollendet, nachdem ich 1½ Stunden hinter ihm im Atelier des „Sol“ sitze und ihm auf ein Blatt Papier geschrieben habe, daß *Exposición canina* auf deutsch: Hunde-Ausstellung heißt, die Hälfte der beauftragten Karikaturen.

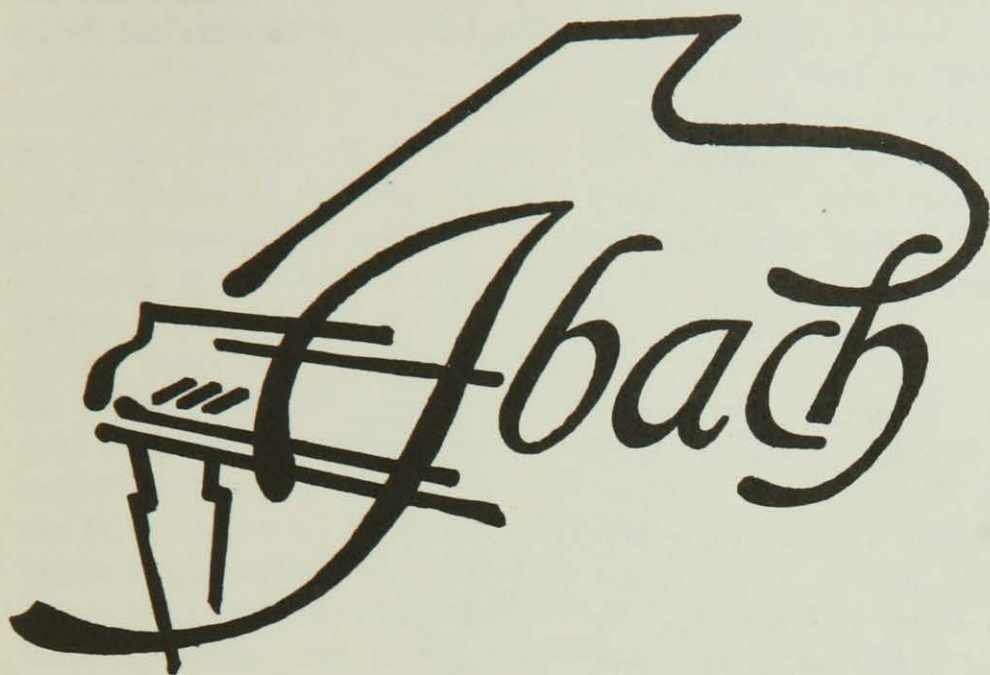
Wie ich schon auf der Treppe war, rief er mir noch mit seiner dröhnenden Stimme nach: Verfechten Sie ja gut die Angelegenheit meines Honorars!

Stierkampfstatistik für 1926

Matadore	Kämpfe	Stiere
José García „ <i>Algabeño</i> “	59	112
Manuel García „ <i>Maera</i> “	56	102
Marcial Lalanda	48	100
Ignacio Sánchez Mejias	42	94
Juan Anlló „ <i>Nacional II</i> “	39	78
Manuel Giménez „ <i>Chicuelo</i> “	39	84
Nicanor Villalta	38	84
Antonio Márquez	33	67
Victoriano Roger „ <i>Valencia II</i> “	29	63
Antonio Posadas	28	56
Luis Fuentes Bejarano	21	38

(*El Sol*)

Spanisches vom Luisenufer. Kürzlich gerieten am Luisenufer zwei junge Burschen, der Schmiedelehrling Paul Laue aus der Gitschiner Straße 55 und der Schlosserlehrling Fritz Beker aus der Gitschiner Straße 58, in Streit. Die bisherigen Freunde wurden so in wenigen Minuten erbitterte Feinde. Sie beschloßen, einen „*spanischen Messerkampf*“ auszufechten. Sie wickelten sich rote Tücher um den linken Arm, während sie in der rechten Hand lange Messer hielten. Aber schon nach wenigen Minuten war der Kampf zu Ende. Laue brach blutüberströmt zusammen. Einige Begleiter der beiden Duellanten, die dem Kampf interessiert zugeschaut hatten, alarmierten aus Besorgnis die Rettungswache. Laue wurde ins Urbankrankenhaus gebracht, wo der Arzt schwere Bauch- und Magenverletzungen feststellte. (*B. Z. am Mittag.*)



Es ist mir jetzt möglich, beim Verkauf meiner Flügel und Pianinos die monatlichen Abzahlungen der Leistungsmöglichkeit eines jeden anzupassen. In Verbindung hiermit habe ich meine Preise ermäßigt und gleichzeitig ein neues Pianino „Modell 1926“ herausgebracht, das erheblich billiger, qualitativ aber den übrigen Modellen in keiner Weise nachsteht

IBACH

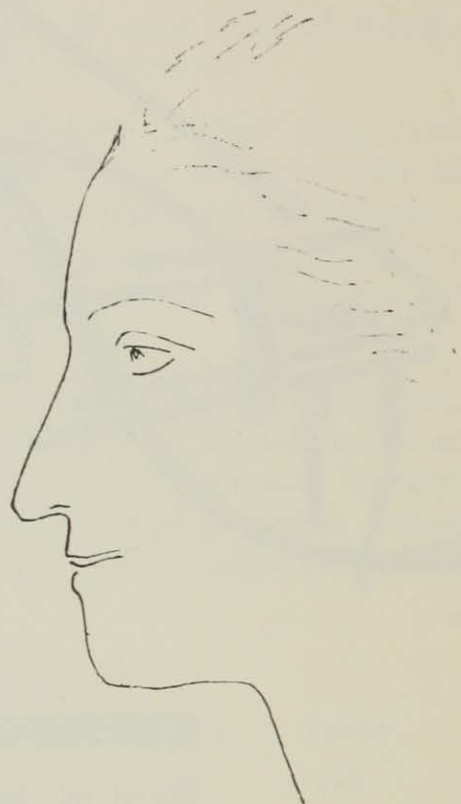
DAS INSTRUMENT DER MEISTER
LISZT · WAGNER · REGER · STRAUSS

Alle Anfragen sind zu richten an das Stammhaus IBACH, Barmen · Verkaufsniederlassung für Groß-Berlin: Ibachhaus, Berlin W 35, Potsdamer Straße 39a

Die Schenkung des Tenors. Der berühmte italienische *Tenor Anselmi*, der früher wiederholt mit größtem Erfolg in Spanien gesungen hatte, wurde aufgefordert, für das sich gegenwärtig im Aufbau befindliche Museum und Archiv des Teatro Real in Madrid etwas beizutragen. Anselmi antwortete in einem überaus freundlichen Schreiben: er werde testamentarische Verfügungen treffen, daß sein Herz dem Madrider Theater übergeben werde...

(*Vossische Zeitung.*)

Geheimrat Professor **Dr. Justi**, dessen wunderbares Giorgone - Buch demnächst Dr. Walter Cohen im „Querschnitt“ besprechen wird, feierte in Madrid, im Kreise unserer Freunde, der Kocherthaler, seinen 50. Geburtstag. Er hat mit so viel Grazie und Esprit seine Jugend verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner viellesse verte freuen.



Picasso

Das **Kunstarchiv** in Berlin gibt jetzt im Auftrage der Galerie Flechtheim eine Reihe reichhaltig illustrierter Kataloge heraus.

Zuerst erscheint **GEORGE GROSZ** (anlässlich seiner Ausstellung mit Beiträgen von Gottfried Benn, Carl Einstein, Florent Fels, Marc Neven, dann *Südsee-Plastik*, mit einem Vorwort von Carl Einstein.

Das plastische Werk von **EDGAR DEGAS**, mit einem Vorwort von Wilhelm Hausenstein.

HENRI ROUSSEAU mit Beiträgen von Wilhelm Uhde u. a.

RENÉE SINTENIS (als Oeuvre-Katalog) mit Beiträgen von Hans Siemsen und Joachim Ringelnatz.

ERNESTO DE FIORI (als Oeuvre-Katalog) mit einem Vorwort von Wilken von Alten.

Bad Wildungen
für Niere und Blase
Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden - Harnsäure - Eiweiß - Zucker -
Badeschriften sowie Angabe billigsfer Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung


Abmontage. Baron von D., Mitglied eines der ältesten russischen Adelsgeschlechter und verheiratet mit einer Prinzessin Obolenski, war Oberstaatsanwalt der berüchtigten „Ochrana“. Seine ungehemmten Machtbefugnisse, sein diktatorisches Amt hatten ihm jeden Maßstab für die Gesetze und Sitten anderer europäischer Völker geraubt. — Baron von D. fuhr im Winter 1912 mit seinem Renault durch Spanien. Eines Tages entdeckte er in einem in voller Einsamkeit liegenden Kloster ein großes Altarbild, die Madonna mit dem Christusknaben darstellend. Es war ihm nicht zweifelhaft, einem echten *Velasquez* gegenüberzustehen. Er ließ sich den Abt kommen und erklärte diesem frank und frei, daß er hiermit das Altarbild kaufe und bereit sei, 250 000 Rubel sofort in bar zu zahlen. Der Abt erklärte ihm dagegen, daß das Bild unverkäuflich sei, worauf Baron von D. sich wutentbrannt in sein Auto warf, nach Barcelona raste, sich drei handfeste Jünglinge mietete, diese nachts vor besagtem Kloster absetzte. Eine halbe Stunde später war Baron von D. im Besitz des Velasquez. Ein russisches Kriegsschiff, das zufällig im Hafen von Barcelona lag, brachte das Bild unversehrt nach Petersburg. Nachdem von D. nach dort zurückgekehrt war, ließ er das Bild vom Kustos der Eremitage prüfen, der es für echt erklärte und den Preis von 250 000 Rubel für sehr angemessen hielt. Baron von D. übersandte daraufhin dem spanischen Kloster einen Scheck über 249 000 Rubel, mit der Bemerkung, daß er 1000 Rubel für Abmontage des Bildes in Abrechnung bringe.

Das schwarze Museum des Königs. Anlässlich des letzten Attentatsversuchs auf den General Primo de Rivera, berichten französische Zeitungen, hat der König den General zur Stärkung seiner Nerven aufgefordert, sein schwarzes Museum zu besuchen. Der König hat nämlich in seinem Palast ein Zimmer eingerichtet, in dem Erinnerungen an die vielen Attentatsversuche während seiner Kindheit und seiner Regierungszeit aufbewahrt sind. Man sieht die Bruchstücke einer Bombe, die an seinem Hochzeitstage geworfen wurde. Daneben findet sich das Skelett eines Pferdes, das in Paris das Opfer einer Bombe wurde, die dem König galt. Dolche und Pistolen verschiedener Größe und von verschiedenstem Alter bilden die Sammlung. (B. Z. a. M.)

Werkstätten

Bernard Stadler AG. Paderborn

Berlin / Bielefeld / Düsseldorf / Hamburg / Köln

Zusammen
Kaufmann, Künstler  arbeiten von
und Handwerker

Gesamt-Innenausstattung

Krausismus. Wenn deutsche Reisende in Spanien mit gebildeten Männern ins Gespräch kommen, dann fällt regelmäßig der Name Krause, und der Deutsche, der doch ziemlich gut in der Gelehrten-geschichte seiner Heimat Bescheid zu wissen glaubt, fragt verzweifelt: „Wer ist Krause?“ Die Spanier aber erzählen von dem berühmten deutschen Philosophen Krause, vom „Krausismus“ und von den Anhängern dieses Weisen, den „Krausisten“. In einem Aufsatz über spanische Literatur, den er in den „Preußischen Jahrbüchern“ veröffentlicht, beschäftigt sich Hermann Bahr mit diesem merkwürdigen Fall von dem Einfluß eines deutschen Gelehrten, von dem wir nichts wissen, auf ein anderes Volk. Krause hat zu Eisenberg, seiner Vaterstadt im Altenburgischen, ein Denkmal; sonst ist nichts von diesem Philosophen in Deutschland übrig geblieben, der ein Schüler Fichtes und Schillings war, dann in Göttingen, mit aller Welt zerfallen, viele Bücher schrieb und, kaum erst 50 Jahre, 1832 verkannt, vergrämt, verarmt in München starb. Er hat nun später merkwürdigerweise unter Ausländern Anhänger gefunden; in Holland gibt es Krausisten, und ins Spanische übersetzte J. Sanz del Rio seine Schriften ein Menschenalter nach seinem Tode. Krause hat eine pantheistische Philosophie gelehrt, über die man heute nur einiges wenige in philosophischen Handbüchern findet, und eine sonderbare Weltanschauung in einer noch sonderbareren Sprache gepredigt.
(*Vossische Zeitung.*)

Le Zèbre. Ne crois pas, Nicole, que le Zèbre est un animal comme le cheval. Le Zèbre est un danseur Espagnol. *Marie Laurencin.*
(Aus „*Le Petit Bestiaire*“ Verlag Bernouard Paris.)

Soeben erschien das hervorragendste Buch von

HENRY BARBUSSE

seit dem „Feuer“, von demselben Gefühl der Tiefe und dem Zauberhaften der Offenbarung

KRAFT

DREI NOVELLEN

Das Buch wurde bei Jacob Hegner in Hellerau auf echt englisches Alfa-Papier gedruckt.
Pappe M 5.—, Ganzleinen M 6.—

Diese Novellen haben die für die französische Literatur völlig neue Schroffheit, die aus den anderen Büchern von Barbusse bekannt ist, unter der bis in die Fugen der Rhythmik die Wogen eines tieferregten Lebens- und Liebesgefühls schlagen, und die wunderbar explosiven, ja stoßartigen Formulierungen ganz plötzlicher Erkenntnisse, die nur ein Genie erreichen kann.

VERLAG DIE SCHMIEDE, BERLIN W 35

In den kleinen Weinkneipen ist es Sitte, leere Flaschen mit Wasser und Schrot zu reinigen.

Ein bekannter Sevillaner Trinker betritt eine Taberna und nimmt sich eine Flasche Wein mit nach Hause.

Nach einer halben Stunde kommt er wütend in die Wirtschaft zurück und schreit den Schenkburschen an:

— Verflucht sei deine Mutter! Was hast du in den Wein getan?

— Iiich? Nichts!

— Nichts?! Und ich niese in der Küche und töte meine Katze...?!

Sevilla ist ein Paradies für Literaten. Fünfhundert Weinwirtschaften der Lust und nur eine Buchhandlung der Erkenntnis.

In dieser einzigen Buchhandlung, die Sevilla hat, bestellten sich die beiden Intellektuellen dieser Stadt, Pedro Salinas und Ramón Carande, je ein Exemplar der Gedichte von Rafaél Alberti, dem Träger des letzten Nationalpreises für Poesie. Als die Herren wieder in die Buchhandlung kamen, um sich die Bücher abzuholen, wie erschrakten sie da, statt zwei Exemplare, drei auf dem Ladentisch liegen zu sehen!! Sollte...?! Sollte es...?!

Sollte es möglich sein, daß in Sevilla noch jemand lebt, der Interesse für Gedichte eines Alberti hat?

Salinas und Carande blieben den ganzen Tag über in der Buchhandlung und warteten. Am Abend trat der erste Besucher in den Laden und ... und verlangte den bestellten Alberti. Er war aus Zaragoza.

Helene Nostitz

AUS DEM ALTEN EUROPA

MENSCHEN UND STÄDTE

Von diesem Buch, dessen erste Auflage in der Presse begeisterte Aufnahme gefunden hat, erschien soeben eine wohlfeile Ausgabe zum Preise von **M. 7.-** in Leinen

Aus dem Inhalt:

Fürst Georg Münster von Derneburg / Bodo von dem Knesebeck und seine Freunde / Marie von Olfers / Fahrten in Rußland / Englische Form / Römische Priester / Wiener Notizen aus den Kriegs- und Revolutionsjahren / Weimar in den Jahren 1908—1910 / Begegnung mit Rilke/Auguste Rodin/Eleonora Duse Nijinsky / Caruso / Max Reinhardt / Arthur Nikisch

INSEL-VERLAG / LEIPZIG

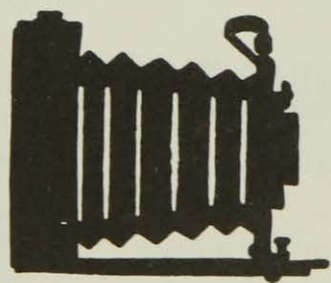
Die beiden Kerzen des Torero

Um 3 Uhr begann die corrida. Jetzt war es $\frac{1}{2}$ Uhr und immer noch saß Don José mit seiner Cuadrilla bei Tisch. Glänzende Stimmung herrschte. Nie hatte Doña Mercedes, die neben dem Torero saß, berückender ausgesehen. Das las man auch in den Augen von Don José.

Warum schreit Doña Mercedes plötzlich auf? Warum ist alles verstummt? — Der Torero hat bei einer brusken Bewegung seinen Wein verschüttet. Que mala suerte! Das bedeutet Unheil, ein böses Omen für die corrida. Verstört blickt Don José vor sich hin. Mit jeder Minute dieses drückenden Schweigens lastet der Alp schwerer. Wird es seine letzte corrida sein?

„José mio,“ sagt Mercedes, „hab' keine Sorge. Ich weiß, wie ich dir helfe. Vertraue mir. Bei der heiligen Jungfrau schwöre ich dir, daß dich kein Unheil trifft. Vertrau' mir! Willst du?“

„Bueno, corazon mio, ich will,“ antwortet der Torero. Als die Cuadrilla zur plaza des toros aufbricht, ist Mercedes schon in der Kapelle der Virgen del Pilar. Für 5 Pesetas hatte sie eine dicke Wachskerze gekauft, zündet sie an und stellt sie zu Füßen der Muttergottes auf. „Heilige Himmelskönigin, hilf. Ohne dich ist keine Rettung! Santissima Virgen, es ist wahr, das Messer sitzt ihm sehr locker; aber alle Sevillaner sind so heißblütig. Und er trinkt viel. Das tun aber die anderen auch, und Don José ladet so gern ein! Und daß er schönen Señoritas — du weißt wohl, liebe Muttergottes, was ich meine —, aber waren die Männer anders zu deiner Zeit? Hilf, allerheiligste Jungfrau, hilf Don José!“



mit



Das tut man doch nicht....

nämlich gegen Ratenzahlung kaufen. Es gab eine Zeit, in der man solche Äußerungen ohren hören konnte. Leute, die etwas auf sich hielten, kauften nur gegen bar. Das war in den Zeiten, als die meisten von uns einen größeren Zufluß und einen kleineren Abfluß in ihren Geldbeuteln hatten als heute. Aber die Zeiten haben sich geändert, und andere Zeiten verlangen andere Methoden. — Heutzutage kaufen Leute in absolut einwandfreien Verhältnissen Häuser, Automobile, Motorräder, Möbel und eine Anzahl anderer Gegenstände gegen erleichterte Zahlungen nach den verschiedensten Systemen. . . . Indem wir uns bereit erklären, unsere Kameras auf Wunsch gegen erleichterte Zahlungen zu liefern, wollen wir aber vermeiden, was die „Abzahlungsgeschäfte“ der Vorkriegszeit in üblen Ruf gebracht hat: Wir verkaufen ohne Preisaußschlag, verlangen aber mindestens ein Drittel des Preises als Anzahlung und den Rest in nicht mehr als 6 Monatsraten. Wer von der Vergünstigung erleichtertter Zahlungen Gebrauch machen will, gebe uns seine Adresse auf und wir werden unseren 68 Seiten starken Hauptkatalog gratis und franko zusenden

PHOTO - PORST * Nürnberg 122 * Hauptmarkt 18
Größtes Photo - Spezialhaus Nordbayerns

Doña Mercedes erhebt sich und will die Kapelle verlassen. Da fällt ihr Blick auf ein Bild. Die obere Hälfte des primitiven Gemäldes zeigt den Himmel, der auf blauen Wolken ruht. Engel mit goldenen Locken in roten Gewändern empfangen die Auserwählten. Unten sieht man die Hölle. Ein riesiger gehörnter Teufel grinst entsetzlich und stößt mit einer dreizackigen Gabel die Verurteilten ins Feuer. Dieser Teufel ist es, der Mercedes' Blick festhält und ihr zu denken gibt.

„Der Teufel ist keine Kleinigkeit! Er hat sein Reich, seinen Hof und seine eigenen Wunder. Ich glaube, eine kleine Aufmerksamkeit wird ihm schon gefallen. Der kleinste Heilige will sein Kerzchen haben. Dagegen ist Lucifer doch wirklich eine Persönlichkeit von großem Einfluß hier und dort! Besser ist es schon, es mit niemandem zu verderben. Zwei Eisen im Feuer ist das Richtige. Diesem Teufel könnte es ja einfallen, die heilige Jungfrau del Pilar zu stören, wenn sie jetzt ein Wunder wirkt und Don José in der corrida rettet.“

Doña Mercedes verläßt die Kapelle und kehrt nach 10 Minuten zurück mit einer Kerze. Nicht mit einer dicken Wachskerze zu 5 Pesetas. Es ist nur ein dünnes kleines Lichtchen für 10 centavos, welches sie ansteckt und vor dem Teufel aufstellt, der mitten in seinem Höllenfeuer lächelt.

Nach einer glänzenden corrida fragt der glückliche Torero seine bien amada, wie sie es möglich machte, das Unheil von ihm abzuwenden.

„Amigo mio,“ sagt Mercedetas, mit einem kleinen, verschmitzten Lächeln, „nur zwei Kerzen.“

(Aus dem Spanischen von Dr. van Bebber.)

Der große deutsche Zeitroman!

RENÉ SCHICKELE

Ein Erbe am Rhein

Roman in zwei Bänden. In Ganzleinen gebunden Rm. 15.—

Ich liebe dieses Buch, wie ich eine Frau lieben würde. Es geht mich so sehr an, daß ich nicht auß.rhalb, sondern innerhalb seiner Form m.tlebe.

Wilhelm Hausenstein in der Frankfurter Zeitung.

Schickels wunderbarer Roman setzt — im lautersten Sinne! — die Tradition von 1913 fort. Er wagt es, von der Liebe zu reden, er wagt es, Leute hinein-zuzaubern, die für die Liebe Zeit haben. So reine Farben, so reines Deutsch... das hat es schon lange nicht gegeben. Das Buch hat die verlorenen Tugenden der Anmut, der Diskretion, der Stille, des Niemals-in-die-Menge-Bl.ckens... kurz alles, was wir der Frau an den Leib wünschen, der wir das Buch morgen sch.cken wollen! / H. E. Jacob im Berliner Tageblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig!

KURT WOLFF VERLAG / MÜNCHEN

Laterna Magica, Revue von Friedrich Holländer, im Renaissance-Theater (Direktion Tagger). Die erste Bresche in die Berliner Theaterkonvention hat Friedrich Holländer gelegt. Sie ist keine Pracht der Prächte, denn es ist eine wirkliche Revue mit Einfällen, Improvisationen, ein ausgezeichnete Anfang, um endlich aus dem Elend herauszukommen. Blandinchen ist herzig, das Symbol der Unternehmung; schlank, kernig und durchhaltend, Valeskas Nasenspitze, ab-



Berger

Blandine Ebinger

gesehen von ihrer anderen Betätigung, ein Rekord an Unverschämtheit, Traugott Müller höchst sympathisch unbeholfen (dabei ist er noch einer unserer besten Theaterdekorateure), und Annemarie Haases wunderbar gleichtöniges Geschnatter begeisternd, die Musik ist lustig und geistreich, das Ganze angenehm unpretentiös. Möchte die Saat herrlich aufgehen!

Pleureusen

Wir haben es alle gehört: das Niveau der Staatsoper sinkt klaffertief, sie wird zugrunde gerichtet — aber vorher läßt man noch schnell Richard II. ein. Er gastiert Unter den Linden. Dirigiert mit der egozentrischen Oekonomie und Reife satter Meisterjahre, spornt als Repräsentant und Hauptmann deutscher Musik Orchester, Sänger, Regisseur und Souffleuse zu Höchstleistungen, reißt das Publikum zu Explosionen versetzter Frenesia hin, macht die antialkoholischste Presse besoffen und erteilt auf diesem promptesten aller europäischen Beförderungswege jungen Dirigenten den K. O. à la Diener.

Dienstag: Salome. Frau Kemp, auch ohne Gatten der Soprano ostinato, Journaille — Liebling und Zugkraft, verkörpert die mordlüsterne Prinzessin, deren Furor im Lichte freudvoller Betrachtung fast primitiv wirkt. „Gib mir den Kopf des Jochanaan“ — reduzierte Vorderfronten wogen. „Ob die Lippen wirklich eisekalt sind?“ flüstert ein erregter Bubenkopf. Vorhang. Das Publikum tobt. . . .

Donnerstag: Intermezzo oder das zankende Ehepaar. Ein Familienabend, in dessen Verlauf der Komponist zwar nicht schwitzt, aber warm wird und ein paarmal sogar Ansätze zum Fuchteln vergangener Zeiten zeigt.

Christine zetert und kreischt, daß die Bretter beben. Im Parkett neigen Ehemänner ergeben das Haupt, die besseren Hälften erglühn triumphierend unter dem Rouge. Das Orchester illustriert Schweinegrunzen, jüdische Blutstropfen, Gurgeln, Zähneputzen, Rodeln, häusliches Addieren, Kofferpacken usw. Fugam.

Am *Freitag* serviert Kleiber im Sinfoniekonzert ein Entrement „Hommage à Richard Strauß“ von Behrend, betitelt Vorspiel zu Penthesilea..., worin etliche Opern des Gefeierten Revue passieren. Nachmittags Empfang mit Tee und leckeren Zutaten im Ministerium für Volksbildung. Nahe der Eingangstür machen zwei Herren verbindlich die Honneurs. Der andere ist der Herr Minister, als dessen Compennäler sich später kein Geringerer wie Herr Zschorlich enthüllt.

Sonnabend: „Arjadne uff Maxen“ (Reklameruf einer pffiffigen Textbuchverkäuferin) mußte abgesetzt werden, weil Herr Piccaver nicht will oder nicht kann. Statt dessen gibt's ohne Probe (!) den Rosenkavalier (Reinhardt), welcher entschlossen seinen Keuschheitsgürtel zu Hause gelassen hat und die beseelt singende Marschallin (Leider) heftig bedrängt. Auch der Lerchenau (Schützen-dorf) ist frühlingshaft gestimmt. Chöre und Ensemble klappen bewunderungswürdig, dank Kleiberscher Einstudierung. Der Walzer ballt erotische Hochspannung. Schade, daß die Oper noch einen dritten Akt hat: schlecht geschnittener Film. Und zu lang, zu lang! —

Sonntag: *Frau ohne Schatten*. Der Komponist dirigiert mit der egozentrischen Oekonomie usw. (s. oben.) *Sensation*: Färbersfrau Kemp als Weib schlechthin. Verhaltene Jubelstimmung im Hause. Höhepunkt der Festlichkeit. Zahlreiche Gojims und solche, die es werden wollen. Quetsche. Leuchtende Hemdbrüste. Wälder von nackten Armen. Frau Schlemihl spielt wirklich großartig! Man glaubt ihr alles. Die Schrillheit hoher und höchster Töne ist ihrem entfesselten Temperament zugute zu halten. Gewitter rollt, Posaunen dröhnen, der Färber, seine Frau, die drei Brüder, Amme und Kaiserin — alles schreit unisono. Der Kronleuchter vibriert. (Zum Glück ist er Vorkriegsware.) Die ungeborenen Kinder quietschen jämmerlich wie kleine Ferkel, und die wunderschöne Melodie des Beethovenschen Andante in F, welches wir als Kinder favorisierten, kann den Kohl nicht fett machen, auch wenn sie ebenso oft wiederkommt wie das Meistersingerthema! Die Dichtung erweist sich aufs neue als undurchdringbares Dschungel. Es wimmelt von Reminiscenzen an Traumspiel, Zauberflöte, Faust II. Nichtsdestotrotz — orkanartiger Beifall, Hervorrufe ad infinitum. Massensuggestion des Namens,

DER

ANZUGSTOFF

DES ANSPRUCHSVOLLEN

FÜR STRASSE / REISE / SPORT UND GESELLSCHAFT. MUSTER-SENDUNG KOSTENLOS. SAUER & WEICHMANN / COTTBUS

eigene Verantwortung, persönliche Meinung schalten aus, bequemes Lethegift abgestempelter Berühmtheit. Zwei Smokings in benachbarten Logen, ein junger, bebrillter und ein gestählter Fünfziger mit Monokel.

Hornbrille ff: Kemp, Kemp; dann pp: Schillings —

Monokel: zischt leise hinter der hohlen Hand.

Hornbrille fff: Kemp; ppp: Schillings!

Monokel pp: in Richtung Nebenloge: Kleiber, Muck, Mozart!

Hornbrille: verschwindet.

*

Wie immer nach Opern von Strauß und Wagner, quält mich zwingendes Verlangen nach belegten Bröten und Nürnberger Bier.

Aravantinos und reizvolle Begleitung gehen bürgerlich zu Habel, wir schwenken in die nördliche Friedrichstadt zum Tucherbräu mit Militärmusik.

Nichts für ungut, Maëstro Electra:

Benissimo! Sinfonische Bereicherungen und Straußsche Instrumentierungskünste: Reverenz und Respekt. Aber — kennen Sie alte preußische Märsche, Fackeltänze, Reveillen, Retraiten? Diese streng gehaltenen, männlich gelassenen Rhythmen, die nicht nur ins Blut gehen wie Rapées Jazzband, sondern tief ins Hirn? Hier werden sie nach altem Ritus, mit Heroldstrompeten, gespielt und mindestens so klar geblasen wie staatliche Tuben in Aïda...

Die Stimmung crescendierte Göttliches Bier! Unbekümmert um Mißdeutungen bumsen wir den Rhythmus auf der Tischplatte mit.

„Sie kommen wohl aus dem fröhlichen Weinberg, meine Herrschaften?“ erkundigt sich ein strammer, grauer Schnauzbart mit Waterkant-Augen. — Nee — aus der Frau ohne Schatten, Prosit.

Jedem Musikenthusiasten sei Tucherbier mit preußischen Märschen warm empfohlen.

(Thurneiser.)

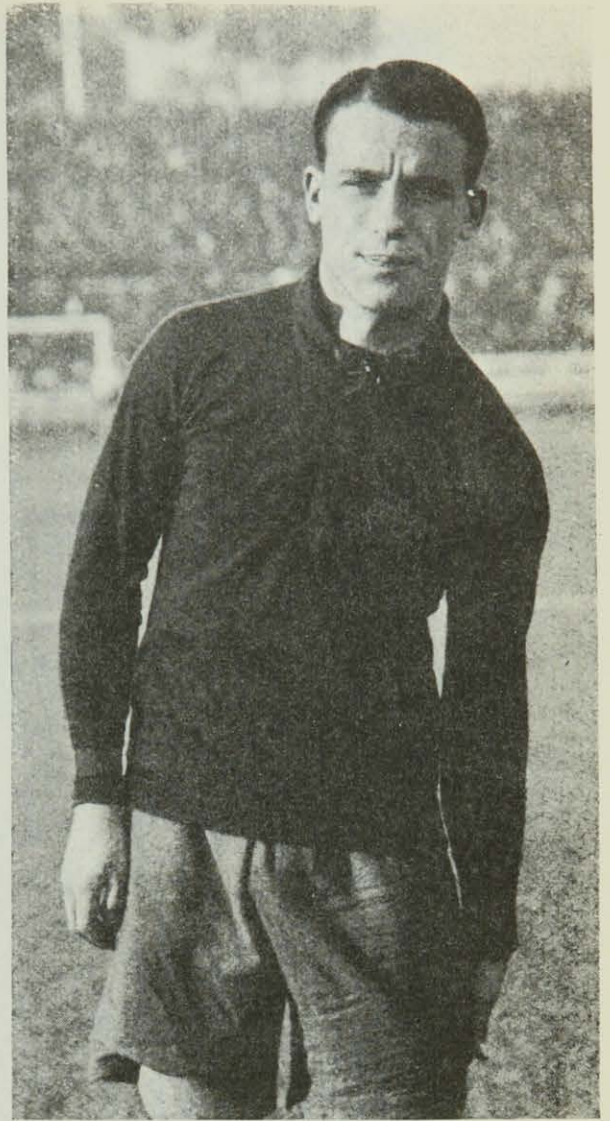
KAFFEE HAG

erstens: coffeinfrei
zweitens: ganz vorzüglich



Photo Veronés

Die Tänzerin Lolita Astolfi



Der katalanische Stürmer Samitier



Photo Waléry

Der spanische Tanz diesseits der Pyrenäen (Revue der Folies Bergère)



Goya, Der Picador

Prado, Madrid



Der Matador Lirito auf dem Sterbebett (gest. 1925 in Málaga)

Die maßgebende moderne Kunstzeitschrift

für jedermann: Interessant, geistreich, gediegen, vielseitig, reichster Bilderschmuck, z. T. in Farben, herrlich ausgestattet, billig, ist

Das Kunstblatt

Führende Monatsschrift für künstlerische Entwicklung in Malerei, Skulptur, Baukunst, Literatur, Musik. — X. Jahrgang.

Man verlange Probenummer!

Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Wildpark-Potsdam 20.

VERLAG C. BRÜGEL & SOHN A.-G.
ANSBACH / BAYERN

S
C
H
A
C
H

BACHMANN
Schachmeister Anderssen
2. Aufl. 305 Seiten. Geb. M4. —

BACHMANN
Ratgeber für Schach-
freunde
3. Aufl. 372 Seiten. Geb. M4. —

BACHMANN
Schachfibel
108 S. Geh. M 1.50, geb. M2. —

Prospekte über unseren gesamten Schachverlag
stehen auf Wunsch kostenlos zu Diensten.

Die Deutsche Mark

von 1914 — 1924

Mit Staunen und Bewunderung wird man in einigen Jahrzehnten eine Sammlung deutscher Geldscheine betrachten, die Zeugnis dreier gewaltiger Epochen der

Kaiser-, Kriegs- u. Inflationszeit

ablegen. Zumal die nominell hohen Werte von 1923 werden von den späteren Generationen als geschichtlich wertvolle Dokumente der größten Inflation aller Zeiten und Völker geschätzt und gewürdigt werden. Sammlungen, die heute nur wenige Mark kosten, werden um das Vielfache nicht mehr zu haben sein. Ich liefere, solange Vorrat reicht, als billige **Volksausgabe** ein Album mit ca. 100 versch., meist kassenfrischen Scheinen v. 1914—1924 zu dem niedrigen Preis von 10.50 franko, Nachnahme 11 Mark. — Desgleichen

Briefmarken

von 1914 — 1924

von 2 Pf. Germania bis zur 50-Milliardenmarke. Über 300 versch. inkl. schönem Album nur M 10.50 franko, Nachnahme M 11.— franko. Es empfiehlt sich jedoch, bald zu bestellen, da von beiden Kollektionen keine allzugroße Zahl mehr zusammengestellt werden kann. Geldscheine und Briefmarken garantiert echt.

Zu beziehen von

Edwin Schuster • Nürnberg

Gabelsberger Straße 62

Europas größte Pianofortefabriken

Pianos / Flügel

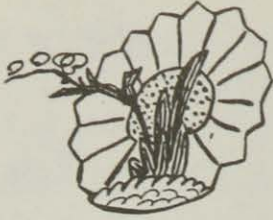
Qualitätsware in jeder Preislage,
solide und äußerst preiswert

Teilzahlung!

Weit über 149 000 Instrumente verkauft,
ein alleinstehender Beweis für die
Beliebtheit unserer Instrumente

GEBR. ZIMMERMANN
27 Potsdamer Straße 27





Namhafte Künstlerin

wünscht vorübergehend Aufenthalt in kultivierter Familie. Gegenleistung: Porträt- oder andere Malerei, Kunstunterricht oder was sonst ein vielseitig interessierter Mensch bieten kann.

Offerten unter Qu. 40501
an das Ullsteinhaus, Kochstraße 22-26

VELAZQUEZ VON AUGUST L. MAYER

Die eigenartige Kunst des Velazquez in ausgezeichneten Reproduktionen, die fast das vollständige Werk des spanischen Meisters zeigen.

IN LEINEN M 8.—
DER PROPYLÄEN-VERLAG

Stilmöbel
Antiquitäten
Hugo Baruch & Cie.
Lindenstr. 18-19
Sehr preiswert
Bequeme Zahlungs-
bedingungen

EMILE VERHAEREN **Die Morgenröte**

Drama in 4 Aufzügen. Einzig berechtigte Übersetzung von Eugen Gürster. Kartonierte 3.50 Rm., numerierte Ausgabe 1-100, Halbleder, 10.— Rm.

Lit. Ratgeber: Es ist erstaunlich, daß dieser dramatische Hymnus auf die schöpferischen Kreise eines revolution. Zeitalters, auf die durch höchstes geistiges und menschliches Opfer erzwungene Wandlung zur Epoche des Friedens und der sozialen Versöhnung in den letzten Jahren nicht auf allen Bühnen gespielt worden ist.

WILL-ERICH PEUCKERT

Noack oder die Hungerleider

Band 2 der Romanserie »Die Gegenwart«. Illustriert von Heinrich Tischler-Breslau. 1.—5. Tausend. Kartonierte 2.— Rm., Halbleinen 3.— Rm.

Max Herrmann-(Neisse): Das Ganze: ein zuverlässig realistischer Roman, eine Menschendichtung, kämpferisch, für soziale, sexuelle, individuelle Errungenschaften. Ein wuchtiger Vorstoß gegen die offizielle Lüge auf vielerlei Ebenen. — Berliner Tageblatt: Das Buch sollten recht viele lesen, die immer von Aufbau reden und Bismarck im Munde führen.

SUD-OST-DEUTSCHER VERLAG
BRESLAU 6 / DÜPPELSTRASSE 8

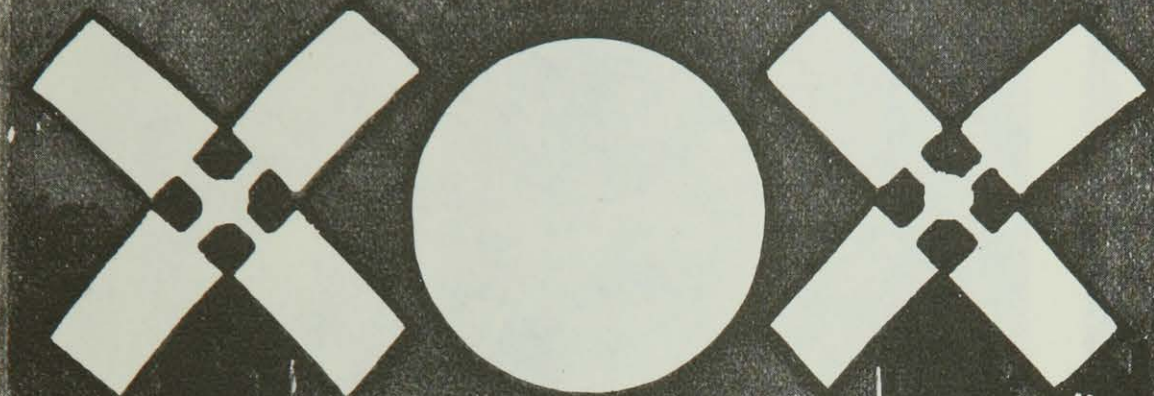
Ihres Kindes Gaben

entfalten sich zu Ihrer Freude durch die individuelle Behandlung in der Privatschule. Tausende von Adressen erstklassiger Privatschulen finden Sie im

Führer durch das private Unterrichts- und Erziehungswesen Deutschlands

herausgegeben vom Reichsverband deutscher freier (privater) Unterrichts- und Erziehungsanstalten e. V. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Preis M 1.80.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder durch den Verlag Ullstein, Berlin SW 68



XOX

KEKS

WAFFELN

BUTTER-GEBÄCK

SCHOKOLADE-ARTIKEL

IN ALLEN BESSEREN GESCHÄFTEN ERHÄLTlich

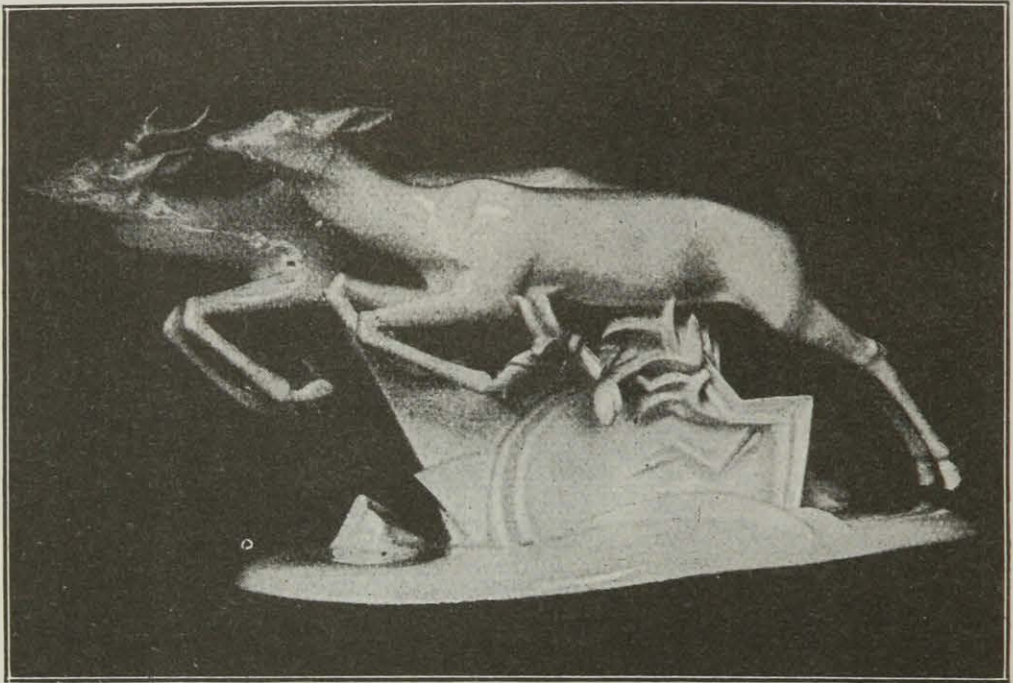
BISKUITFABRIK „HOLLAND“ CLEVE RHLD.

Rosen^{thale}

Sammelt modernes Porzellan!



Rosen^{thale}



Ein Meister der Farbe!

Kürzlich erschien:

JOSSE GOOSSENS

von Richard Braungart

Umfang 220 S., Text auf Bütten mit 15 in den Text eingestreuten Illustrationen. 80 einseitige Tafeln auf chamois Kunstdruckpapier. 6 farbige Bilder auf Tonpapier. Ganzln. geb. in Karton M 20.—

Einige Urteile aus der Presse:

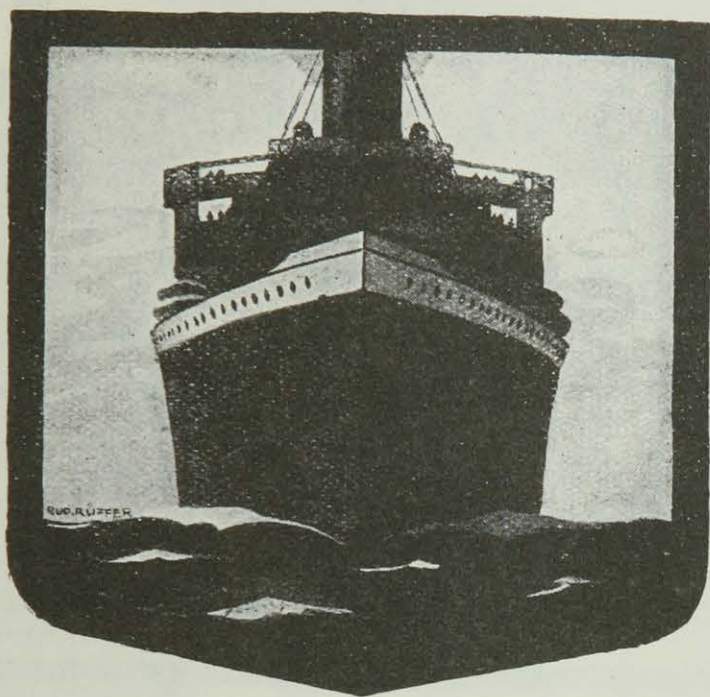
Rheinisch-westfälische Zeitung vom 3. 12. 1925: . . . und zwar kommt sie (die Monographie) in einer nahezu vollendeten buchtechnischen Ausgabe heraus . . . Die Illustrationen sind ausgezeichnet gedruckt, desgleichen die sechs farbigen Tafeln . . . ein prachtvolles Buch. — Düsseldorfer Nachrichten vom 23. 12. 1925: . . . hier feert die Technik der farbigen Wiedergabe von Kunstwerken wahre Triumphe . . . — Neue Zürcher Zeitung vom 3. 1. 1926: . . . ein besonders schön ausgestattetes Buch . . . achtzig vorzügliche zum Teil farbige Tafeln . . . — Politisches Tageblatt Aachen vom 22. 12. 1925: Die Ausstattung zeugt von idealer Sorgfalt und hebt den Krefelder Verlag in die Reihe der besten Kunstdruckereien Deutschlands. — Königsberger Hartungsche Zeitung vom 10. 1. 1926: . . . wodurch sich das Werk weit über den Durchschnitt erhebt . . . auch buchdruckfachlich eine tüchtige Leistung . . . so daß dieses Buch zu den besten Erzeugnissen unserer Zeit gehört.

In Anbetracht seiner hervorragenden Stellung im deutschen Kunstleben wurde Goossens im Januar 1926 vom Senat der bayr. Akademie der bild. Kunst zum Professor ernannt

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag Wilhelm Greven / Krefeld a. Rhein

ÜBERSEEREISEN



*REGELMÄSSIGE PERSONEN-
UND FRACHTBEFÖRDERUNG*
NACH ALLEN TEILEN DER WELT

Nach New York und Boston gemeinsam mit
UNITED AMERICAN LINES

Gelegenheit zu
VERGNÜGUNGS- U. ERHOLUNGSREISEN ZUR SEE
mit den Dampfern der regelmäßigen Dienste

Auskünfte und Drucksachen durch
HAMBURG-AMERIKA LINIE

HAMBURG / ALSTERDAMM 25
Verkehrspavillon am Jungfernstieg und Reisebüro am Hauptbahnhof

*BERLIN W 8, Unter den Linden 8 und Verkehrsbank A.-G., Kurfürstendamm 237.
BADEN-BADEN, am Leopoldplatz. BRESLAU, Schweidnitzer Stadtgraben 13.
DRESDEN, Pragerstr. 41. FRANKFURT a. M., am Kaiserplatz. KÖLN, Wallraf-
platz 3. LEIPZIG, Augustusplatz 2. LÜBECK, Breitestraße 57/61. MAINZ, Reiche
Clarastraße 10. MAGDEBURG, Alte Ulrichstraße 7. MÜNCHEN, Theatinerstr. 38.
STUTTGART, Schloßstraße 6. WIESBADEN, Kranzplatz 5. WIEN I, Kärntner-
straße 38. ZÜRICH, Bahnhofstraße 90 und durch die*

Vertreter an allen größeren in- und ausländischen Plätzen

4 PS



10 PS

Präzisions-Serien-Wagen

Zweisitzer (Luxusausführung)	RM 3 400.—	Stadt-Coupé (5fache Ballonbereifung)	RM 7 500.—
Dreisitzer	RM 3 600.—	Fünfsitzer (offen)	RM 7 250.—
Viersitzer	RM 3 900.—	Innensteuer-Limousine (4 türig) . . .	RM 8 500.—
Limousine (3 sitzig)	RM 4 000.—	Sechs-Siebensitzer (offen)	RM 7 950.—
Limousine (4 sitzig)	RM 4 500.—	Pullmann-Limousine (6 sitzig)	RM 9 000.—
Lieferwagen	RM 3 850.—	Vierradbremse, 6 Stahlscheibenräder, sechsf. Ballonbereifung, Elektr. Licht, Elektrischer Anlasser, Elektrisches Signal, Stoßdämpfer, Scheibenwischer, Gepäckbrücke.	
Fünff. Ballonbereif., Elektr. Licht, Elektr. Anlasser, Elektr. Signal, Km.-Zähler u. Geschwindigkeitsmess. Auf Wunsch werden die Wagen geg. 6-, 9- u. 12 monatl. Teilzahl. geliefert.		1 t-Lieferwagen-Gestell (fünff. bereift)	RM 5 400.—

Mehr als 20000 Besitzer sind mit ihren 4-PS-Opelwagen restl. zufrieden. Die Handhabung des Wagens ist so einf., daß fast 98% der Besitzer Selbstfahrer sind. Von der hervorrag. Leistungsfähigkeit, Zuverlässigkeit u. Qualitätsarbeit geben zahlr. Anerkennungsschreib. Zeugnis, die tägl. einlauf. 54000, 68000, 74000 km haben unzähl. 4 PS hinter sich ohne nennenswerte Störung. Weit über 1000 Erstlingswagen der vorgeseh. Hunderttausendserie sind bereits im Verkehr. In den tägl. einlauf. zahlr. Zuschriften der Besitzer kommt die höchste Anerkennung u. Zufriedenheit über den neuen 10-PS-Typ zum Ausdruck.

Die Preise verstehen sich ab Werk Rüsselsheim am Main.

Adam Opel, Fahrräder- u. Motorwagen-Fabrik, Rüsselsheim a. M

Vertreter an allen Plätzen! — Lassen Sie, bitte, sich ausführl. Angebot u. Beschr. von dem nächsten Opelvertreter geben!

SCHAUSPIELHAUS DÜSSELDORF

GENERALINTENDANZ DUMONT-LINDEMANN

Inzenierungen des Schauspielhauses Düsseldorf in der letzten Spielzeit

»Überfahrt« von Sutton Vane / »Major Barbara« von Shaw / »Ein Sommer-nachtstraum« von Shakespeare / »Juarez und Maximilian« von Werfel / »Mein schönes Fräulein darf ich wagen . . .« von Jerome (Uraufführung) / »Louis Ferdinand, Prinz von Preußen« von Unruh / »Torquato Taffo« von Goethe / »Dame Kobold« von Calderon-Hofmannsthal / »Gier unter Ulmen« von O'Neill / »Mächtiger als der Tod« von Eulenberg / »Prinz Friedrich von Homburg« von Kleift / »Kabale und Liebe« von Schiller / »Der fröhliche Weinberg« von Zuckmayer / »Das Schutzengelspiel« von Max Mell (Uraufführung) / »Ein Spiel von Tod und Liebe« von Rolland / »Zweimal Oliver« von Georg Kaiser (Uraufführung) / »Die feindlichen Brüder« von Alverdes / »Sakuntala« von Kalidafa-Kornfeld / »Gefellschaft« von Galsworthy / »Der mutige Seefahrer« von Georg Kaiser

Gastspiele des Schauspielhauses Düsseldorf

Theater der Stadt Gelsenkirchen (ständige Gastspiele) / Städtische Festhalle in Mülheim an der Ruhr (ständige Gastspiele) / Internationale Festspiele in Zürich im Juli 1926 / Gastspiele in Den Haag, Amsterdam, Rotterdam

Serien-Aufführungen der Spielzeit 1926/27

24 Aufführungen und 4 Morgenveranstaltungen

Hochschule für Bühnenkunst am Schauspielhaus Düsseldorf



Fordern
Sie
nicht
"Steinhäger"
sondern

Schlichte

Düsseldorf

im Zeichen der Gefolei

Wichtige

Sportveranstaltungen im Rhein-Stadion

13. Mai	Rheinstaffel
23. Mai	Rheinische Kampfspiele
28. bis 30. Mai	Rheinisches Reit-Turnier
29. Mai bis 6. Juni	Automobil-Sportwoche
6. Juni	Internationales Motorrad-Straßenrennen
27. Juni	Internationale Ruder-Regatta
11. Juli	Westdeutscher Staffeltag des Arbeiter-Sportkartells
25. Juli	Großes Gefolei-Rennen (Rennbahn in Grafenberg)
31. Juli und 1. August	Deutsche Schwimm-Meisterschaften
7. bis 10. August	Internationale Motorboot-Regatta
14. und 15. August ..	Deutsche Turn- und Schwimm-Meisterschaften
22. August	Fußball-Länderkampf Deutschland-Finnland
5. September	Fußball-Städtespiel Düsseldorf-Berlin

200 Kongresse

während der
Dauer der Ausstellung

Vom 19. bis 25. September:

Tagung der Gesellschaft deutscher
Naturforscher und Ärzte

DER QUERSCHNITT

VI. Jahrgang

Heft 5

INHALTS - VERZEICHNIS

Artur Landsberger	<i>Gesolei</i>
Gottfried Benn	<i>Medizinische Krise</i>
Rudolf Grossmann	<i>Bei Coué</i>
Franz Leppmann	<i>Goethe als Sportsman</i>
Heliodor	<i>Der Ringkampf</i>
Arthur Schlossmann	<i>Gesolei und Kunst</i>
P. J. de Béranger	<i>Les Boxeurs ou l'Anglomane</i>
Valentin Parnach	<i>Der neue Tanz</i>
Valeska Gert	<i>Mary Wigman und Valeska Gert</i>
Paula v. Reznicek	<i>Der modische Körperteil</i>
Katharina v. Oheimb	<i>Das war der erste Hirsch</i>
Bruno Schröder	<i>Gymnastik und Sport</i>
Friedrich Koch-Wawra	<i>Der Mann, für den Amerika Gummi kaut</i>
Klara Heydt	<i>Reine Körperformen</i>
Heinrich Nowak	<i>Damenringkampf</i>
Marie v. Bunsen	<i>Reinlichkeit</i>
Josef Melnik	<i>„Bánja“</i>
Georges Carpentier	<i>Die Psychologie des Boxens</i>
Mato-Si (Gelber Bär)	<i>Indianerleben</i>

Marginalien

*Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln*

*

Das Bild auf dem Umschlage zeichnete Ernst Aufseeser

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für
die Anzeigen: Hans Scheffler, Berlin

In Österreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich:
Ludwig Klinenberger, Wien

DÜSSELDORF 1926

MAI

OKT



SCHWARZKOPF

**GROSSE AUSSTELLUNG
GESUNDHEITSPFLEGE
SOCIALE FÜRSORGE
LEIBESÜBUNGEN**

*Verbunden mit der Düsseldorfer
Kunstaustellung*



Aufseeser

G E S O L E I

(Japan und China)

Von

ARTUR LANDSBERGER

I.

Auf meinem Ostertisch lag ein Ei — beschert vom „Querschnitt“. Ich weiß ja längst, daß dies Blatt sich über seine Leser lustig macht, die ihn für harmlos halten. Er meint es immer ganz anders, als du glaubst. — und wenn du dir Mühe gibst, dahinter zu kommen, hast du deine Freude und lachst laut auf. Der Schnitt, in den er die Dinge zerlegt, ist jedenfalls amüsanter als die bisher übliche Art der Betrachtung. Daher liebte ich den „Querschnitt“ — bis gestern. Da kam ein Brief mit dem Auftrag, ihm schleunigst einen Beitrag über — Gesolei zu schreiben. Gesolei. Ich überlegte. Hm, dachte ich, auf alle Fälle sagst du mal zu. Ich gab also meinem Sekretär den Auftrag, anzurufen und zu sagen, daß es mir eine besondere Freude mache, gerade über diesen Gegenstand zu schreiben. Er solle sich aber das Wort, das ich für verschrieben hielt, noch einmal genau nennen lassen. Es blieb bei Gesolei.

II.

Ostersonntag! Ich war mir klar, daß es zum Besitzstand eines gebildeten Menschen gehörte, zu wissen, was Gesolei sei — denn hätte es sonst der „Querschnitt“ als so selbstverständlich vorausgesetzt? — Hm, dachte ich, beim „Querschnitt“ ist man nie sicher. Ich betrachtete das Ei von allen

Seiten. Gesol—ei. Im Mittelalter, zur Zeit der Hexenprozesse, gab es eine Dirne — hieß die nicht Gesoleia? — der man nachsagte, daß sie imstande sei, in den reißendsten Flüssen stromaufwärts zu schwimmen? Ich wälzte alle Teufelsbücher. Die Bibliotheken waren über Ostern geschlossen. Ich rief alle Freunde an und erzählte ihnen so nebenbei, was für einen netten Auftrag ich bekommen hätte. Sie waren alle sehr freundlich und taten, als wüßten sie genau, was Gesolei sei. Als ich deutlicher wurde und fragte, war die Verbindung regelmäßig getrennt. Am Nachmittag besuchte mich mein Neffe, der junge U. — „Denk dir“, sagte ich, „wie nett, ich schreibe gerade einen Artikel über Gesolei.“ — Erst sah er mich dumm an, dann sagte er ganz frech: „Eine Kleinigkeit für dich!“ — „Wieso gerade für mich?“ fragte ich, und er erwiderte: „Weil du in Japan warst!“ — „Gesolei“, wiederholte ich. — Japan. Klang das nach Geisha? Ein Diminutivum etwa? — Und dann faselte er noch etwas von China. Durch geschicktes Fragen bekam ich heraus, daß er es für eine in Japan und China verbreitete Art Sport hielt. — Halleluja! Japan lag weit. Ich hatte hineingerochen. Also los!

III.

Ueber den Sport in Japan ist zu sagen: es ist alles genau wie bei uns. Fußball, Krieket, Golf, Hockey, Tennis. Pfadfinder, Auto-, Radrennen, Schwimm-, Segel- und Motorbootsport. Die Japaner leisten in jeder dieser Sportarten Vorzügliches. Das Training beginnt bereits in frühester Jugend. Als Vorbild dient England. In den Schulen spielt der Sport eine weit größere Rolle als bei uns. Auf den Straßen ist der Rollschuh beinahe schon eine Plage für Fußgänger und Rikschahs geworden. Und vor allem natürlich *die Gesolei!* Diese gesündeste aller Sportarten, deren Ursprungsland China ist — man erinnert sich, daß die alte Kaiserin-Mutter ihm bis in ihr höchstes Alter oblag —, ist längst Gemeingut des japanischen Volkes geworden. In jeder größeren Stadt Japans besteht ein Gesolei-Klub. Es wird nicht mehr lange dauern und die Gesolei wird auch in Europa einer der beliebtesten Sports sein. Der Querschnitt des chinesischen Charakters ist bekanntlich die Grausamkeit, der des japanischen die Liebe. Dementsprechend ist auch die Art der Gesolei in beiden Ländern eine verschiedene.

IV.

Allmächtiger! — Eben will ich mich zu den verschiedenen Spielarten der — Gesolei äußern, da ruft mein Neffe an und erklärt: „Mein Gewissen läßt mir keine Ruhe. Ich habe eben im Klub den jungen Haniel aus Düsseldorf gesprochen, und der behauptet: Gesolei wäre die große Düsseldorfer Ausstellung für *Gesundheit, soziale Fürsorge und Leibesübungen!*“ — Ich wollte noch „Halunke“ in den Apparat rufen. Aber er war schon weg.

V.

Nunmehr stellte ich fest: daß Düsseldorf unter Mitwirkung des Reiches, der Bundesstaaten und des Deutschen Hygiene-Museums zu Dresden in einer großangelegten Ausstellung zeigen will, „wie sehr das Menschentum in den letzten Jahrzehnten vernachlässigt, wie schwer besonders das deutsche Volk durch Krieg und Kriegsfolgen geschädigt ist. Um diesen Niedergang auf-

zuhalten und ihn in einen Aufstieg zu verwandeln, erscheinen als die geeignetsten Mittel die Pflege der Gesundheit, die soziale Fürsorge und die Leibesübungen.“ Die Wege hierzu sollen nun in einer großartigen Ausstellung veranschaulicht, insbesondere soll der gesamten deutschen Industrie Gelegenheit geboten werden, ihren Anteil an der Wiederaufrichtung des Menschentums zu erweisen. Neben einer rein wissenschaftlichen Schau wird ein geschlossenes Bild von dem derzeitigen Stande der industriellen Leistungsfähigkeit Deutschlands gezeigt werden. Chemie, Optik, Elektrizität, die Industrie für sämtliche medizinischen und hygienischen Einrichtungen, die Industrie für Ernährung, Wohnung, Siedlung, Kleidung, Körperpflege, Krankenbehandlung und Krankenversorgung, für Wohlfahrtspflege, Fürsorgemaßnahmen und Arbeiterschutz, die weitverzweigte Industrie für Sport und Leibesübungen, ihnen allen bieten sich zur Beschickung der sechs Monate währenden Ausstellung unbegrenzte Möglichkeiten. Das Eigenartige in der Ausstellung wird sein, Wissenschaft und Industrie engstens zu verknüpfen. Es soll gezeigt werden, wie die Wissenschaft dem industriellen Erfindergeist neue Wege gewiesen und wie die Industrie die praktische Nutzenanwendung aus diesen Anregungen gezogen hat.

VI.

Die Gliederung der Ausstellung in die drei Hauptabteilungen muß als äußerst glücklich bezeichnet werden. Unter Gesundheitspflege fällt: Die Geschichte der Naturwissenschaften und der Medizin. — Die Chemie im Dienste der Gesundheitspflege. — Forschungsmethoden und ihre Hilfsmittel. — Die Elektrizität im Dienste der Gesundheitspflege. — Die optische Industrie. — Siedlung und Wohnung. — Ernährung. — Der Mensch in seinen gesundheitlichen Beziehungen zu Tieren und Pflanzen. — Kleidung und Körperpflege. — Luft und Klima. — Arbeits- und Gewerbehygiene. — Krankenversorgung und Krankenbehandlung. — Die übertragbaren Krankheiten. — Die Gesundheitspflege und Krankenbehandlung im Kriege.

Unter die Hauptabteilung Soziale Fürsorge fallen: Vorbeugende gesundheitliche Fürsorge. — Volksunsitten, Volkskrankheiten und Volksgebrechen. — Bildungs- und Erziehungsfürsorge. — Wirtschaftliche Fürsorge. — Fürsorge durch Versicherung. — Soziale Ausbildung und soziale Organisation. — Uebersicht über die behördliche und freie Wohlfahrtspflege.

Unter Leibesübungen: Wissenschaftliche Unterlagen. — Leibesübungen in ihrer Beziehung zur Kunst und die Kunst im Dienste der Leibesübungen. — Rettungswesen. — Leibesübungen und Turnen. — Ball- und Rasensport. — Tanz und Rhythmik. — Wandern, Jugendherbergen, Alpinismus, Schneesport. — Fahrzeuge. — Luftfahrt. — Reit- und Fahrsport. — Wassersport. — Sport und Mode. — Sport und Bild, Literatur, Presse.

Vervollständigt wird dies große umfassende Werk durch vier Sondergruppen: Die Kunst — die Frau — die Literatur — die Volksbelehrung in ihren Beziehungen zur Gesundheitspflege und sozialen Fürsorge.

VII.

In vier Wochen wird es in ganz Deutschland keinen Erwachsenen und kein Kind mehr geben, die auf die Frage: „Was ist Gesolei?“ die Antwort schuldig bleiben.

MEDIZINISCHE KRISE

Von

GOTTFRIED BENN

Ein Badearzt schreibt in einer Serie: „Der deutsche Arzt als nationaler Faktor“ eine Broschüre über hohen Blutdruck. Nachdem er im ersten Teil die äußerst ungeklärten wissenschaftlichen Analysen dieses Vorganges dargestellt hat, geht er über zur Vorbeugung und Therapie. „Maßhalten in Speise und Trank.“ „Der Sonntag soll ausschließlich der Erholung gewidmet sein.“ „Gemischte und dabei reizlose, leicht verdauliche Kost.“ Ferner: „die Vergnügungen der Großstadt sind im allgemeinen keine Erholung; ein gutes Buch dagegen, leicht verständliche Musik, eine ruhige Stunde im Kreise der Familie oder guter Freunde geben die erforderliche Entspannung und Ablenkung.“ Schließlich rückt er damit heraus, daß das Heilbad, in dem das ihm gehörige Sanatorium liegt, ganz besonders wirkungsvoll gegen die beregten Schäden sei.

Sonderbar! Es handelt sich um das Bad X, urkundlich seit 824; mit einer mittleren Feuchtigkeit von 74,7 — laut Badeprospekt — kann dort die Luft den Wettstreit mit jeder Sommerfrische aufnehmen, von höchstem Wert ist die allnächtliche Erfrischung durch wohlthuende Abkühlung. Das zugegeben, ist doch seit 824 nie etwas anderes erwähnt worden, als daß X ein phänomenales Bad für Verdauungskrankheiten sei. Wieso also plötzlich Herzbad? Unser Badearzt in seiner Broschüre klärt uns auf: „die Unruhe und Hast des modernen Lebens und der immer härter werdende Kampf ums Dasein haben eine gewaltige Zunahme der Erkrankungen der Kreislauforgane erzeugt“ — nun haben sich also auch die Quellen umstellen müssen, und der Sprudel, um der Geschäftsaufsicht zu entgehen, saniert sich mit einer neuen chemischen Analyse.

Das ist keineswegs eine Manipulation, das ist ein Wandel der wissenschaftlichen Anschauung. Mackenzie, der englische Spezialist, widmet in seinem Lehrbuch der Herzkrankheiten ein Kapitel den Bädern von Nauheim. Ihm war aufgefallen, daß viele seiner Herzkranken ungeheilt oder verschlimmert aus Nauheim zurückgekommen waren. Er begab sich infolgedessen an Ort und Stelle, um die Art der Behandlung zu studieren. Dabei bemerkte er, daß keiner der dortigen Aerzte daran glaubte, daß in schweren Fällen die Quellen an und für sich genügend heilende Eigenschaften besitzen, sondern daß noch andere Hilfsmittel in Anspruch genommen werden mußten, wenn man ein Resultat erzielen wollte. Der eine sagte, daß man Bewegungsübungen mit Zanderapparaten machen müsse; der andere verlachte



Michel Fingesten

Radierung

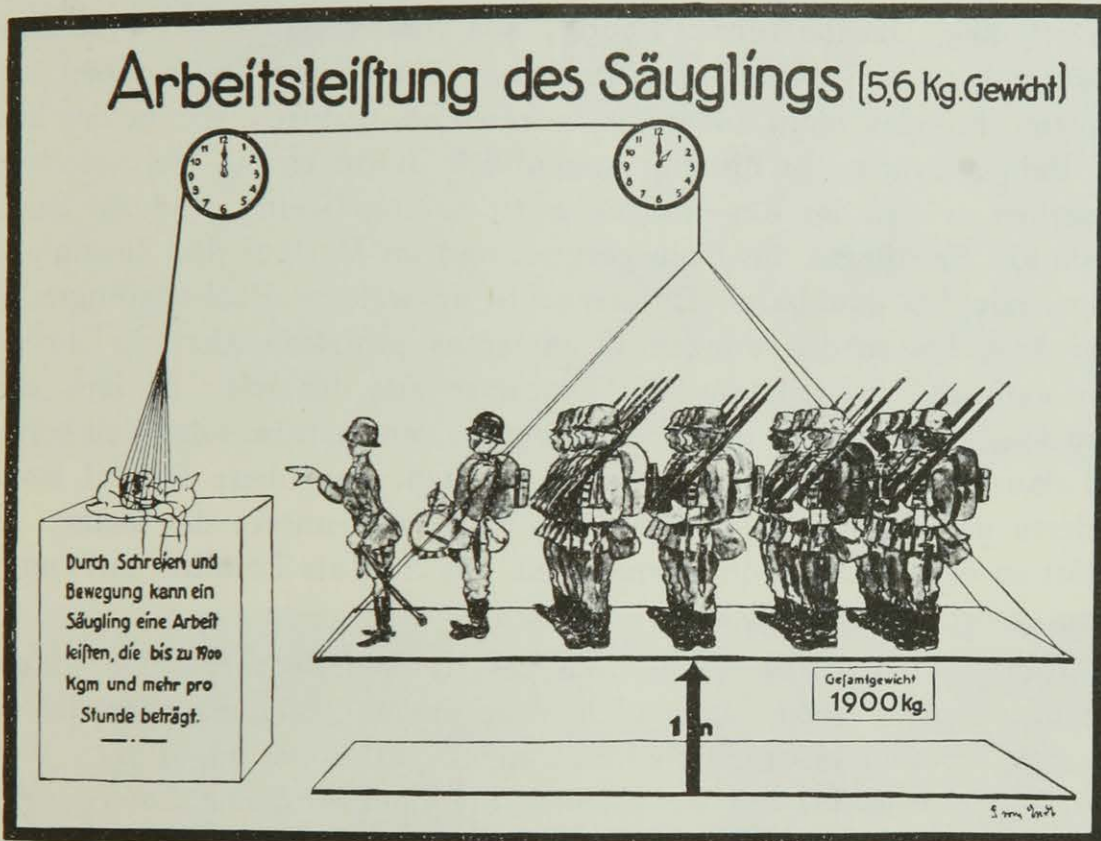
diese Apparate und hatte eine besondere Uebungsmethode; ein dritter fügte den Bädern selbst noch etwas hinzu, z. B. den elektrischen Strom. Als vor 10—20 Jahren die Ansicht vorherrschte, daß zu einem gesunden Herzen auch ein gespannter Puls gehörte, erhöhten diese Bäder den Druck um 20 bis 40 mm Hg. Heute aber, wo die Mode herrscht, einen harten Puls weicher zu gestalten, hat die Quelle die Wirkung, den Druck herabzusetzen. Die Stärke der Bäder wurde verschieden gegeben, aber es ließ sich keine Regel finden. Patienten mit leichten Beschwerden oder mit schwachem frequentem Puls erhielten die gleichen Bäder wie schwerkranke und solche mit hartem langsamerem Puls. Von dem Bade selbst war nie eine direkte Wirkung

zu sehen, als manchmal etwas Langsamerwerden des Pulses; das konnte aber genau gleich bewirkt werden mit Leitungswasser von gleicher Temperatur. Und gerade diese Herabsetzung hat man als eine spezifische Wirkung des Nauheimer Wassers hingestellt.

Es ließe sich noch viel erzählen von diesen Heilfaktoren mit der allnächtlichen Erfrischung, diesen einzigen windgeschützten Stätten, wo ausgedehnte, unmittelbar den Ort umsäumende Forsten in Verbindung mit dem Ozongehalt der Luft die Festigung der Körperlichkeit vollziehen! Welch eine Sicherheit gegen rauhe Nord- und Oststürme, welche Wald- und Seenflächen zum Wandern und Schauen, welche unvergleichlichen Radiumquellen in enger Fühlung mit den übrigen balneotechnischen Institutionen, freien und abgestuften Solebädern, Gradierbauten, Strahlenduschen, herrlichen Rundblicken, Stunden der Stille und Vokalkonzerten am Sonntag —: im Mittelalter waren es die Maienbäder, denen schrieb man eine besondere Heilkraft zu. Aber sei es, daß nicht genug gebadet wurde, sei es, daß die balneologischen Voraussetzungen übertrieben waren, in fünfzig Jahren starben im Gebiet des heutigen Abendlandes 25 Millionen an der Pest. Im Augenblick tritt man für Frühlingskuren ein. Ja man geht so weit, es auszusprechen, daß es nur die Unkenntnis über die klimatologischen, balneologischen, meteorologischen, barometerologischen Verhältnisse ist, die so viele es versäumen läßt, gerade während der sozusagen Präraffaeliten der Sommertage unter Einlogierung in die zahlreichen, das Persönlichste des verwöhntesten Geschmacks berücksichtigenden Häuser in Wald und Heide, auf Wiese und Strand das innere Geheimnis der Natur als ein seelisch fruchtbringendes und damit körperlich aufbauendes Erlebnis an sich herantreten zu lassen.

Vielleicht hat es sich allmählich herumgesprochen, daß hier eine Art von Industrie an der Arbeit ist. Eine andere Art ist die der chemischen Medikamentenfabrikation. Bekannt ist der Ausspruch eines berühmten Klinikers, eine Lungenentzündung dauere mit einem guten Arzt drei Wochen, ohne einen Arzt 21 Tage, und mit einem schlechten Arzt könne sie viel länger dauern. Nicht weniger deutlich ist der Satz von Sydenham: Die Ankunft eines Hanswurstes in einem Städtchen ist nützlicher für die Gesundheit als die Ankunft von zwanzig mit Medikamenten beladenen Eseln. Heute belädt man nicht die Esel mit Medikamenten, aber die Fachzeitschriften mit Inseraten. Nimmt man das Aertzliche Vereinsblatt in die Hand, das Organ des deutschen Aerztevereinsbundes, der die Gesamtheit der deutschen Aerzte umfaßt, Auflage 34 500, so besteht es aus acht Seiten eines kümmerlichen Textes berufsständischer Belange („Wegegebühren für Impfärzte.“ „Zur ärztlichen Titelfrage“), eingebettet in 18 Seiten medizinisch-industrieller Inserate.

Nichts wäre nun allerdings verkehrter, als auf eine Abhängigkeit der Aerzteschaft von der chemischen Industrie in irgendeiner Weise zu schließen. Das wäre vollkommen irrig. Es kann ja wohl überhaupt ein Stand nicht in den Verdacht geschäftlichen Ueberinteresses kommen, dessen materielles Empfinden sich damit begnügen läßt, nach fünf Jahren Studium und drei Jahren Assistentenzeit als freier Beruf ohne jeden sozialen oder staatlichen Rückhalt die Krankenkassenmitglieder, d. h. 75 v. H. der Bevölkerung, für 1,80 Mark im Monat zu behandeln. Wohlgemerkt: nicht 1,80 Mark für jede Behandlung; nein,



Anschauungsbild auf der Gesolei

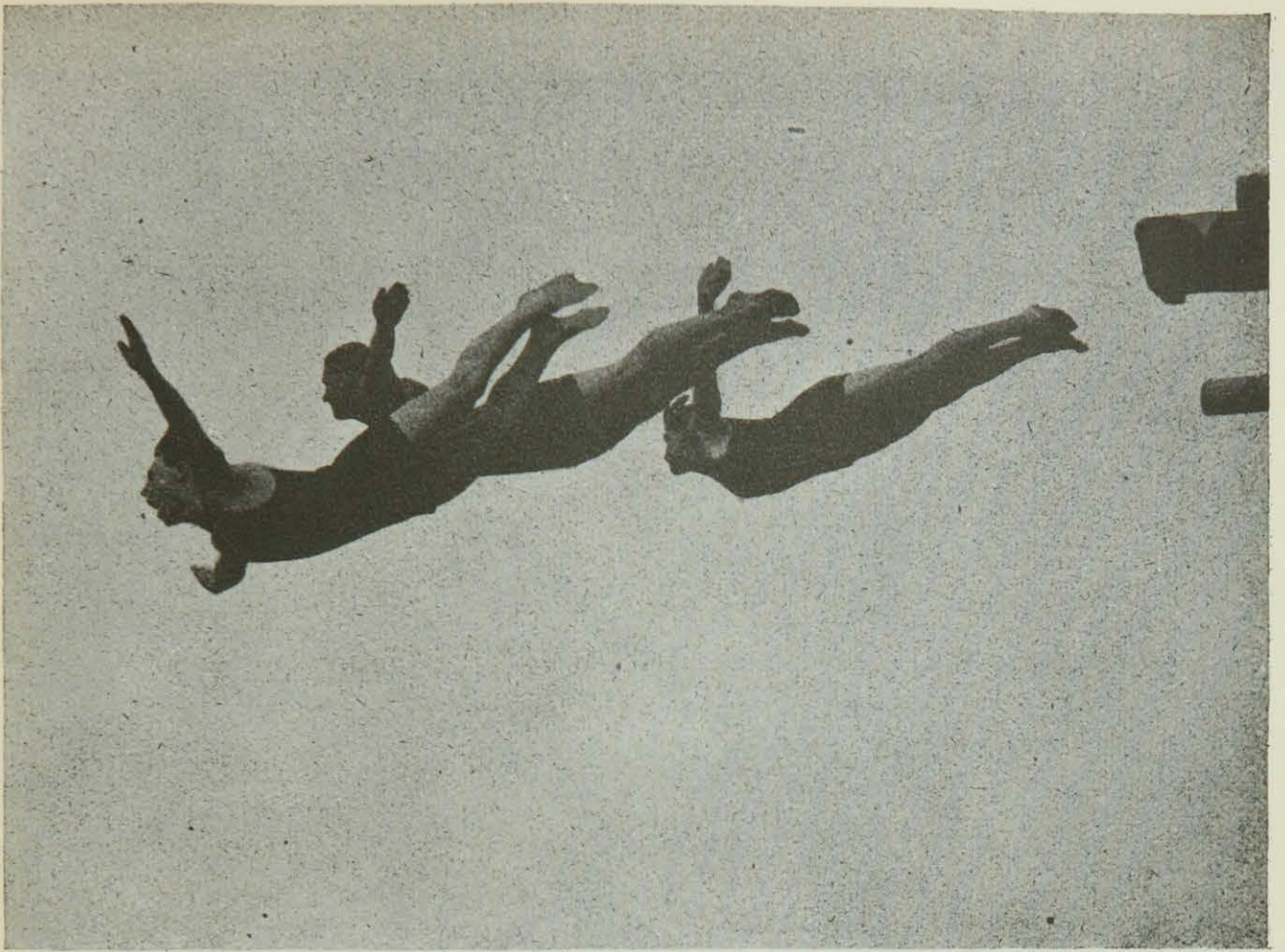
der Arzt erhält von der Kasse 1,80 Mark im Monat für jeden Kranken, ganz gleich, mit welchen Methoden und wie oft im Monat er ihn behandeln muß. Einem solchen Stand kann man vielleicht infantile Organisation und konfuse Ideologie, aber keinesfalls kapitalistische Tendenzen vorwerfen. Die Beziehungen zwischen der chemischen Industrie und der Aerzteschaft sind ganz andere, sozusagen ideelle: die Industrie lebt ihr blühendes Leben infolge der vollkommenen Hilflosigkeit der internistischen Therapie.

Jeder hat gelesen, daß sich zurzeit die Aerzteschaft in Kampfstellung befindet. Hundert Jahre alt, Ergebnis der Arbeit von drei Generationen, steht die moderne Medizin in einer Krise, deren allgemein bemerktes Zeichen der Terrainverlust gegen die nichtappro-

bierten Heilmethoden ist. Biochemie und Isopathie gewinnen ein Publikum, Odmagnetismus und Heliodastrahlen bauen Paläste. Mesmerismus, Komplexchemie, Psychophysionomik, Gall redivivus, erneuern ihr System. In der Fakultät der Hochschule selbst entbrennt ein Streit über eine, wie man annahm, längst einstimmig abgelehnte pharmakologische Idee. Telepathen, Irislesern, Wünschelrutenbesitzern wenden sich die Kranken in immer steigendem Maße zu, und sie fühlen sich geheilt, wie durch die Rezepte der bombastischsten akademischen Titel.

Der gedankliche Hintergrund der unzünftigen Systeme ist ein eigener, er entbehrt der Geschlossenheit des naturwissenschaftlichen Milieus. Der elfjährige Knabe Ignatz Peczély aus Niederrungarn fing eine Eule. Diese wehrte sich, schlug die Krallen in die Hände des Knaben, und er vermochte sich nicht anders zu befreien als dadurch, daß er der Eule das Bein abbrach. In diesem Augenblick hatte er die Uebersicht zu bemerken, wie in der Regenbogenhaut des Vogels ein schwarzer Strich entstand. Er pflegte die Eule gesund, und im Verlauf des Zusammenlebens mit der dankbaren Eule machte er weitere Beobachtungen an ihrer Iris, bis er den ganzen Organismus projektivistisch in ihr angeordnet sah. So entstand die Diagnose aus der Iris. Einige Jahrhunderte früher war es der Urin gewesen, den man im Glas sich setzen und dann das Verborgene entschleiern ließ: das obere Drittel manifestierte den Kopf, das mittlere den Leib, das untere die Beine. Es gehört zu den Drängen der Menschheit, das Sein als Totalität auf engem Raum geordnet zu erblicken.

Trotzdem hätte wohl diese Eule des Knaben Peczély keine weitere Bedeutung bekommen, wenn nicht eine andere Eule, nämlich die der Minerva, in einer bestimmten Richtung so ratlos herumgeflogen wäre. Die Heilwissenschaft der Hochschule, die therapeutische Bewegung in der neuentstandenen Pathologie blieb abseits von dem sogenannten Siegeszug der offiziell gewordenen experimentellen Biologie. In den ersten Jahrzehnten noch guter Hoffnung, von der reinen Wissenschaft eine Kritik ihrer Grundbegriffe Krankheit und Gesundheit, Leben und Tod zu erhalten, die sich heilwissenschaftlich verwenden ließe, befand sie sich nach dem Schwinden dieser Hoffnung bereits gedanklich zu stark verbunden mit den zellulären, mikroskopisch-ätiologischen Tendenzen der Pathologie, um die Richtung einzuschlagen, im Kranken nicht die analysierfähigen Organe, sondern das psychische Faktum einer leidenden Individualität prüfend zu umfassen. So arbeitete sie weiter mit dem Arzneischatz des Mittelalters, so verschrieb sie weiter Quecksilber und Schwefel und Arsen. So verließ sie auch als approbierte Therapie den Rahmen des Empirischen, Experimentellen, Zufälligen und Widerrufbaren kaum, und abgesehen von wenigen bestimmten bakte-



Schauspringen vom Turmbrett

Photo Sport & General

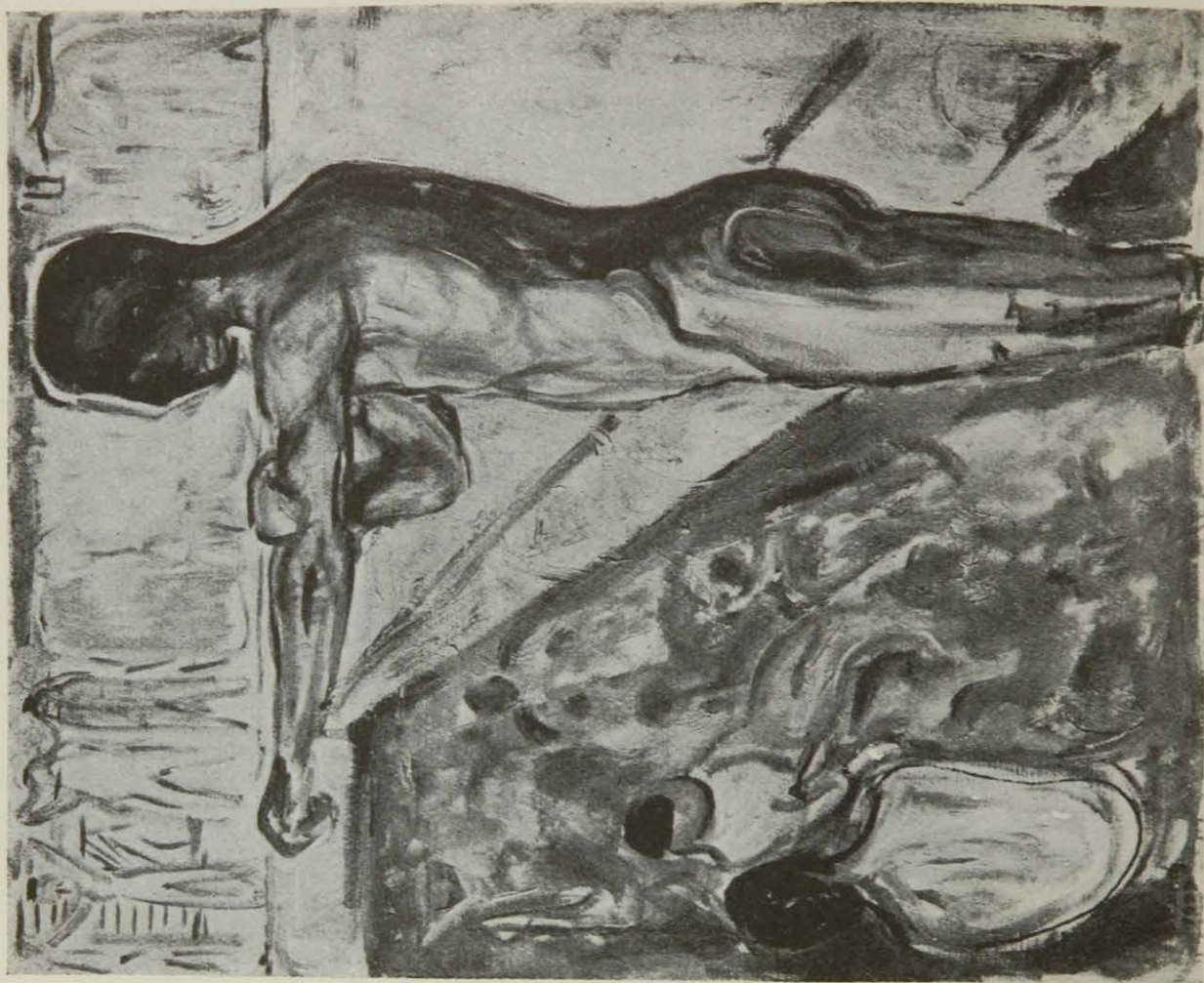


Tamara Karsavina

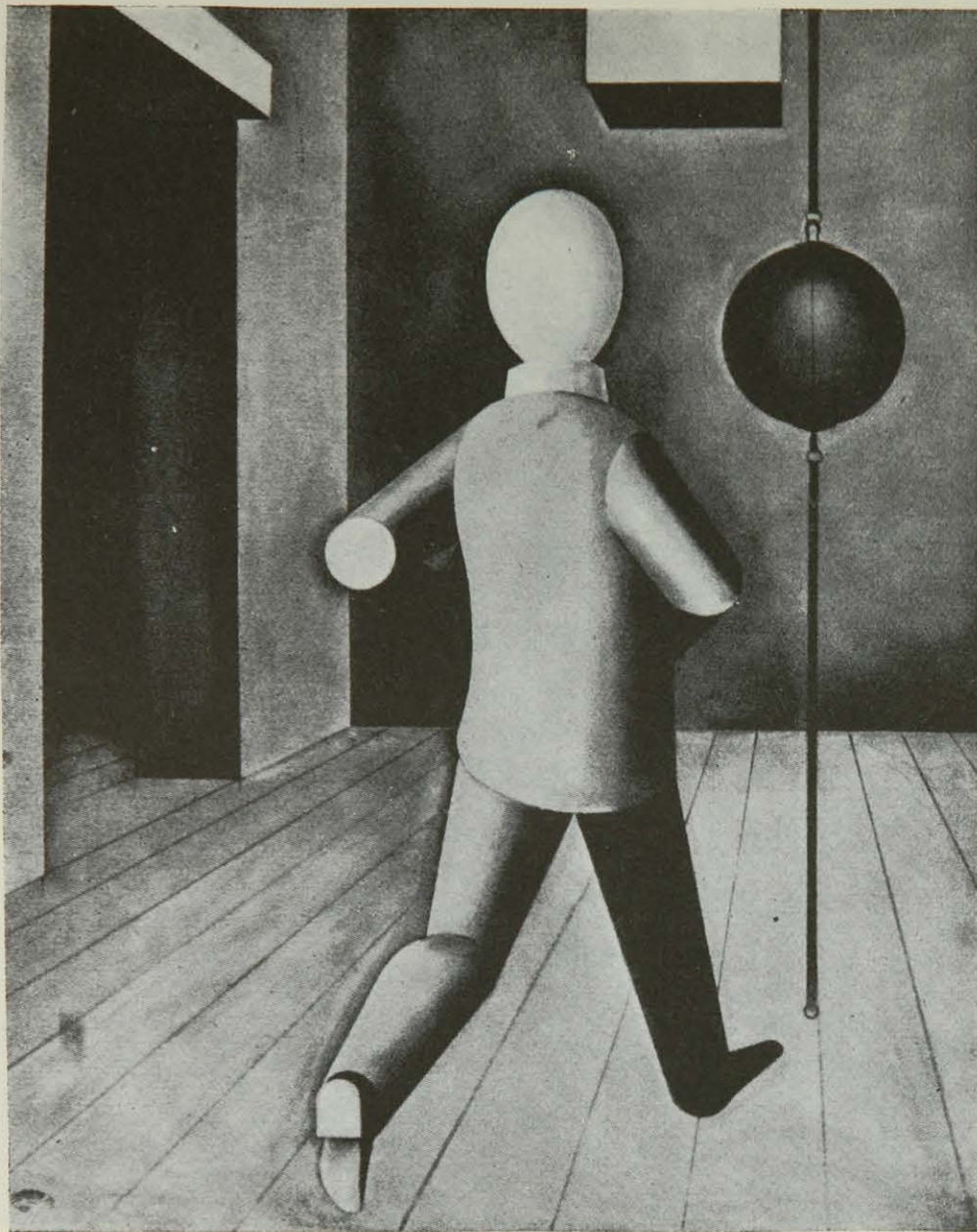
Photo J. Craven, London



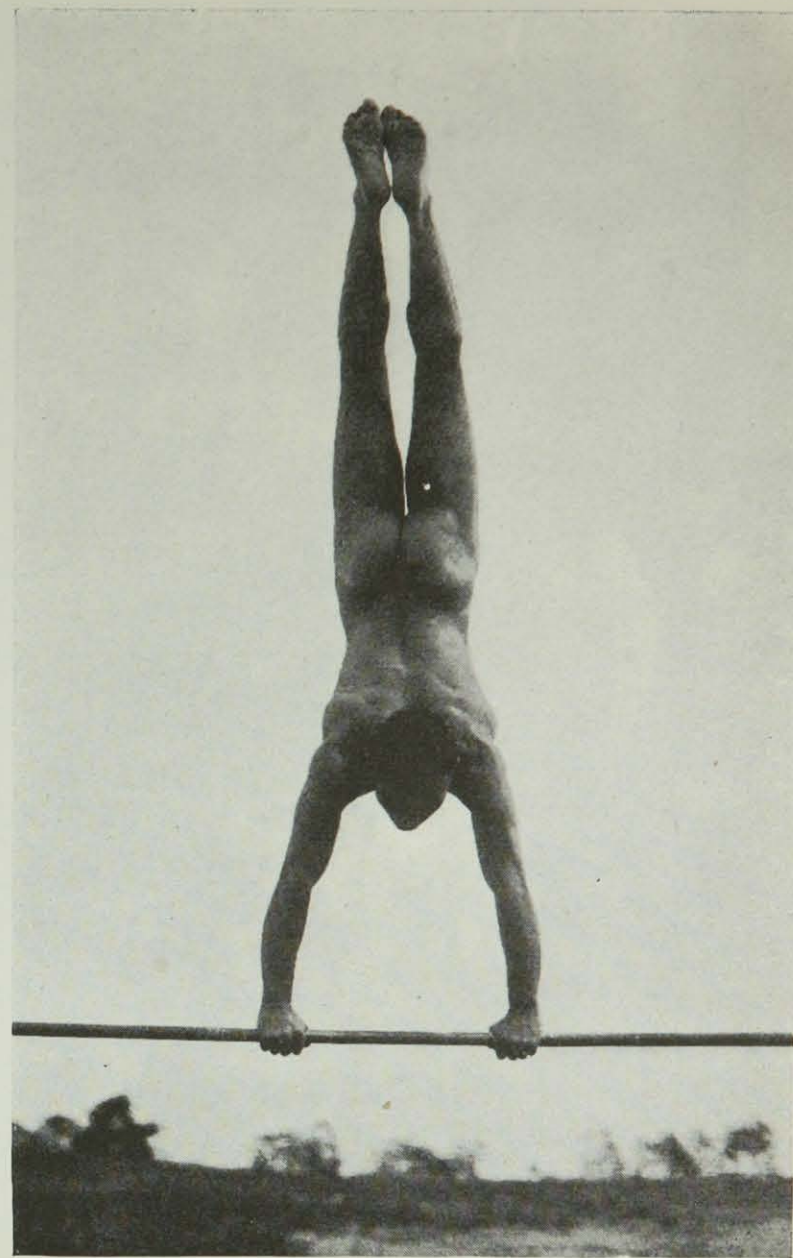
Wide World Photo
Johnny Weismüller, der schnellste Schwimmer der Welt



Leihgabe auf der Gesolei
Edward Munch, Badeanstalt. Ölgemälde



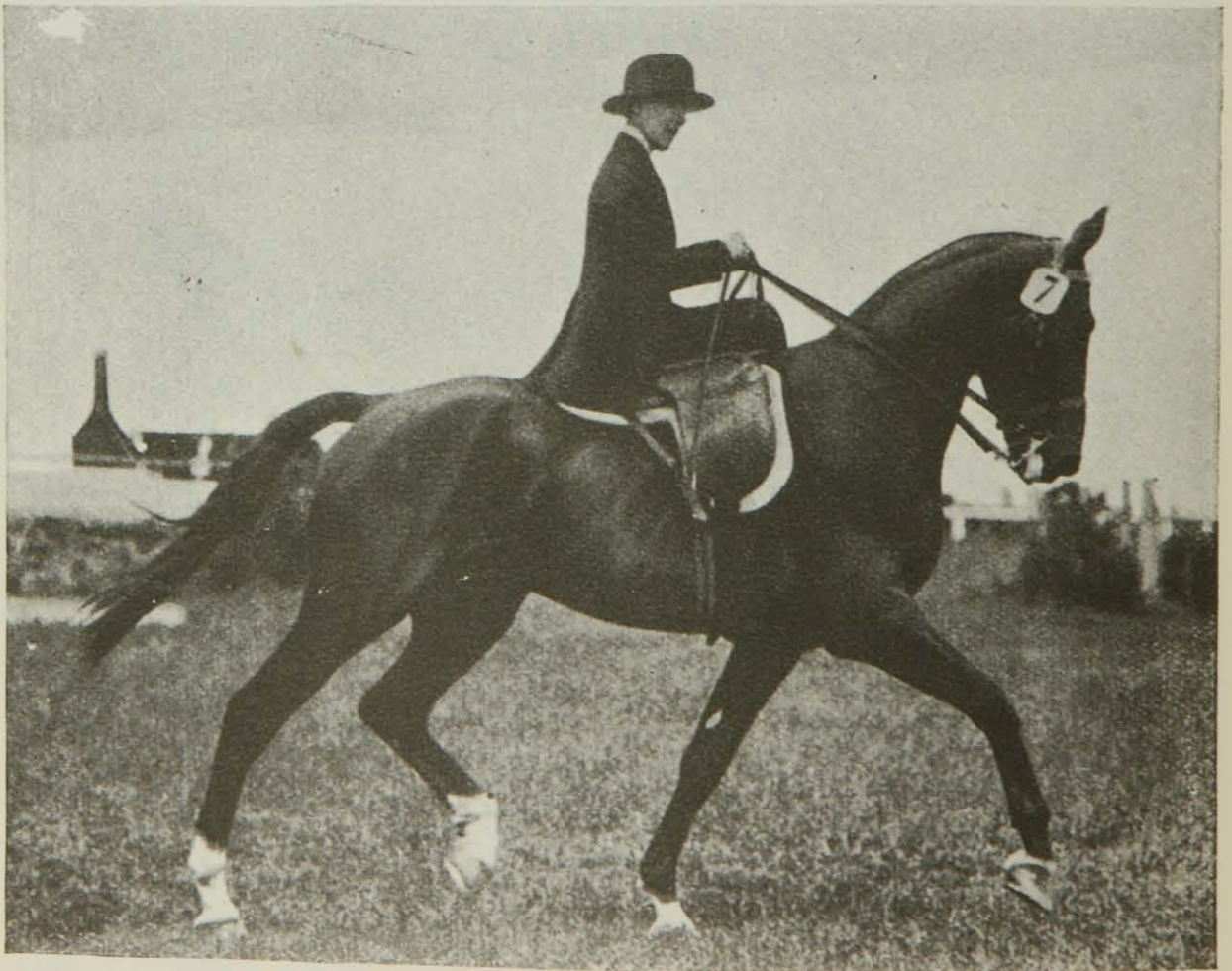
Leihgabe auf der Gesolei
George Grosz, Boxer. Oelgemälde



Handstand am Reck
Photo Riebicke



Oberbürgermeister Dr. Lehr, Düsseldorf



Frau Dr. Wiener auf Schwabenjunge

riellen Krankheiten, für die sich spezifische Maßnahmen ergaben, baute sie sich logisch-kausal nicht auf.

Das ist keineswegs eine ketzerische Formulierung — in den akademischen Kreisen selber spricht man es aus. Bleuler, Ordinarius der Psychiatrie in Zürich, in seinem unvergleichlichen Buch mit dem verdeckenden Titel: „Das autistisch-undisziplinierte Denken in der Medizin“, das den Stoff enthielte, ein sensationelles Kulturdokument zu sein, schildert die Lächerlichkeiten der internistischen Manipulation: „Sauerkraut war in Zürich eine der bei jeder Gelegenheit, wo man sich um die Nahrungsaufnahme kümmern konnte, verpönten, weil schwer verdaulichen Speisen; in Bern war es nicht nur an sich leicht verdaulich, sondern es half noch andere Sachen verdauen, gestützt auf gelehrte chemische Ueberlegungen, nicht etwa populären Vorstellungen folgend.“ Einmal wird für das Hohlwerden der Zähne der Säuregehalt des Speichels verantwortlich gemacht und dementsprechend behandelt, kurze Zeit später ist aber dann das Gegenteil, nämlich die Alkaleszenz des Mundes die Ursache davon. Einige Jahre wischt man den Säuglingen den Gaumen aus, um sie vor Infektionen zu schützen, dann gilt das für gefährlich, und das Unterlassen ist wissenschaftlich wahr. Eine Zeitlang bekämpft man die Blutvergiftung durch Alkohol, der „handhoch“ im Magen stehen muß, dann ist seine Verdünnung so schwach, daß er eher für gefährlich gilt. Alles in allem: „in Wirklichkeit konnte man bis vor kurzem nur ganz wenige Krankheiten heilen; und auch jetzt noch nicht viele; die meisten heilen entweder von selbst oder gar nicht.“ — Nicht weniger offen sind Bemerkungen von Grote, Professor in Halle, hinsichtlich des Approximativen, rein Gelegentlichen der Arzneimittelwirkungen: „Die fraglos ungeheuer merkwürdige Tatsache, daß es soundso viel organische und anorganische Substanzen gibt, die eine spezifische Wirkung auf die Organzelle des Wirbeltierkörpers haben, läßt sich nur *aus Zufällen* begreifen. Den inneren Zusammenhang zwischen dem Digitalistoxin und der Herzmuskelzelle, dem Opiumalkaloid und der Nervenzelle, dem Chinaalkaloid und dem Malariaplasmodium stehen wir einstweilen *ohne Verständnis* gegenüber.“

„Einstweilen“ sagt Grote. Nun, wir werden ja sehen. Die moderne Medizin nahm immer die Stellung ein, als sei sie erschienen und hätte das Vakuum verdeckt. Obschon es vor ihr auch schon allerlei gab, es gab Amputationen und Trepanationen, Resektionen, Wendungen bei der Geburt und Kaiserschnitt. Im Jahre 30 n. Chr. operierte Galen den grauen Star, es gab obligatorische Fleischschau, es gibt heute bei unzivilisierten Völkern Entfernung der Eierstöcke, es gibt in Java künstliche Rückwärtsknickung der Gebärmutter zum Zweck der Schwangerschaftsverhütung, es gab die Narkose bei den Azteken, es gab

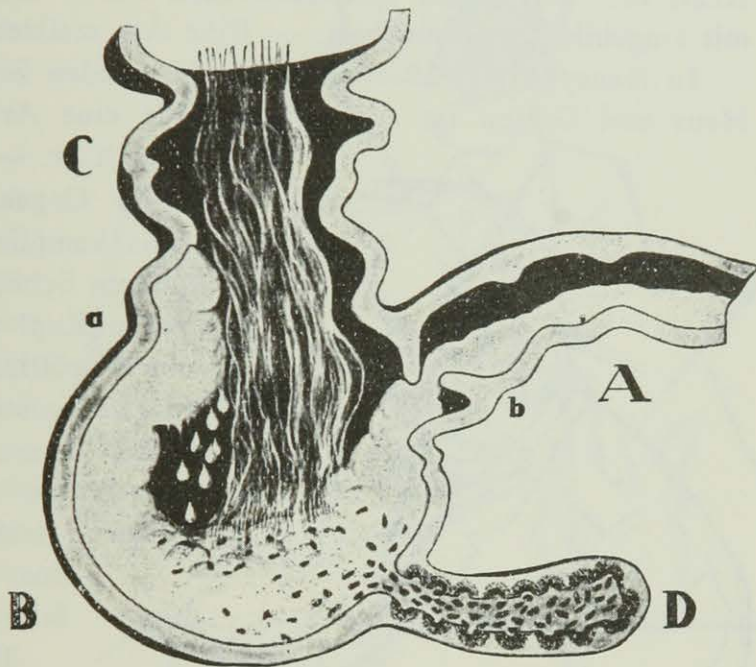
Prothesen und Zähne aus Gold. Aber abgesehen von den praktischen Erfolgen, wie steht es mit den Hintergründen, was heißt „innerer Zusammenhang“ und „Verständnis“, welches ist das Verhältnis von Erkenntnis und Experiment? Die Einstellung der Moderne: die Heilkunde der Alten oder die Heilkunde der Kurpfuscher mußte sich damit begnügen, an den Aeüßerungen der Krankheiten zu haften, ihr Wesen blieb ihnen verschlossen, ist grotesk. Das Wesen blieb den induktiven Biologen genau so verschlossen wie den Heilklapperern von Afrika. Eine einheitliche Nomenklatur von großem Umfang ist noch keine Erkenntnis, und ein Milieu von breit basiertem, ja selbst pyramidalem Aufbau erschließt ein Visavis in seinem Wesen noch nicht. Nein, etwas anderes ist der Fall: die moderne Biologie, aufgestiegen mit den Naturwissenschaften, besonnt von ihrem sogenannten Glanz, hat sich in einer Weise durchgesetzt, die einzigartig ist für ein soziales Phänomen von ihrer Art. Eine Hierarchie der Fakultäten, eine Inquisition mit Hilfe der Sektion; die Gottheit von Mexiko mit Menschenblut an ihren Pfeilern, als Idee und Organisation im Staat von heute absolut. Aber gerade etwas Wesenhaftes, Wachstum aus inneren Zusammenhängen, das entwickelte sie nicht, oder jedenfalls nicht mehr. Sieht man für einen Augenblick die moderne Biologie ohne den enormen gesellschaftlichen Apparat, mit dem sie arbeitet, und ohne die Stellung, die ihr der Staat und das geistig unerfahrene Kollektivphänomen der Oeffentlichkeit zuweist, ist die Kulissenhaftigkeit ihrer Existenz vollkommen evident. Längst verausgabte die lebendige Energie, die sie in den explosiven ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts schuf und trug. Längst eine erklärte Zivilisationsspielerei internationalen Charakters mit einer ausschließlich technisch-industriell gerichteten Verwertungsproblematik, längst eine muntere kongreßdurchflochtene Biedermannsbetriebsamkeit zwecks Absonderung von Resultaten, um mit deren Hilfe zu Lehrstühlen und Syndikaten zu gelangen. Wo immer von einzelnen Fächern der Versuch einer Erweiterung in neue innere Zusammenhänge, z. B. mit Hilfe geisteswissenschaftlicher Methoden versucht wurde (Psychologie: Typenlehre; Psychiatrie: Psychoanalyse, Kunstwissenschaft), rigoros ablehnend, aber bereit zu den verkniffensten Definitionen und unzulänglichsten Perioden (Erblichkeitslehre!), um um den heißen Brei herumzukommen, der ihr in der Tatsache des Einmaligen, der regellosen Fülle und des Unerrechenbaren gegenübersteht.

Nebukadnezar — und nun erscheint die Schrift an der Wand. Was den totalistischen, den spekulativen Methoden ihr Gewicht gibt, sind ja nicht die einzelnen therapeutischen Maßnahmen und Verordnungen, über die sich streiten ließe, es ist das Hereinströmen eines neuen seelischen Milieus. Eines Milieus, das auch andernorts in Erscheinung tritt,

z. B. in der Philosophie, wo es bereit steht, die Psychologie abzulösen durch ein universalistisches Prinzip, vor dem nicht mehr die naturwissenschaftliche Generalisierbarkeit des Einzelfalls, sondern der schöpferische Akt individueller Perspektive als Kriterium der Wahrheit gilt. Wer will also sagen, ob nicht ein zentralistisches Prinzip in kurzer Zeit die moderne Medizin beherrscht? Wenn nach dem interessanten Wort von Kraus das Gehirn der Doppelgänger ist, den sich der Körper organisiert hat für eine Vereinigung aller spezifischen Energien, deren er selbst fähig ist, ist es dann idiotisch, nicht a limine abzulehnen, daß durch diesen Doppelgänger nun seinerseits unter bestimmten Bedingungen der Körper materiell organisiert werden kann? Also vielleicht eine Aera psychoanalytischer oder suggestiver Pathologie?

Das Unbewußte wendet sich her; und der Verstand als solcher und in seinem Wesen ist es, dem die Krise gilt. Seinem flachen Milieu, seinem engen Schema des Denkens, das alles nur unter dem Verhältnis von Zweck und Mittel sieht; seinem rüden Opportunismus, der die weiten

Vorstellungen Leben, Fortpflanzung, Rasse als verengt eudämonistischen Inhalt in seine Systematik einstellt und die metaphysischen Begriffe Individualität und Entwicklung in dem gênant kleinbürgerlichen Sinn des demokratischen Fortschritts statistisch, undialektisch in sein Gesichtsfeld zieht. Nun erlebt er seine eigene Dialektik, er ruft die Gegenvorstellung hervor, dieses Schema kann das Leben ja nicht sein. Ueber Blutdruckaposteln und Kardiogrammschamanen, über dem Hund Pawlows und dem Meerschweinchen Wassermanns, über windgeschützten Stätten und Vierzellenbädern steht die Schöpfung, und wahrscheinlich steht sie still. Jedenfalls außerhalb der humanen Begriffe von normal und pathologisch und in weiteren Zusammenhängen als die Gedankengänge einer prophylaktischen Biologie.



Der Blinddarm, der Gärtopf des tierischen Körpers. **A** der Dünndarm, aus dem sich der Nahrungsbrei in den Blinddarm **B** ergießt. **b** die Bauhinsche Klappe, die den Rückfluss des Nahrungsbreis verhindert. **C** der Dickdarm, der durch rüchläufige Bewegungen **a** den Brei im Blinddarm zurückhält, bis er eingedickt ist. **D** der Wurmfortsatz, der Wanderzellen in den Speisebrei sendet, auf dem man neben den Wanderzellen Bakterien sieht.

Die Funktion des Blinddarms.

Schematische Darstellung auf der Gesolei

BEI COUÉ

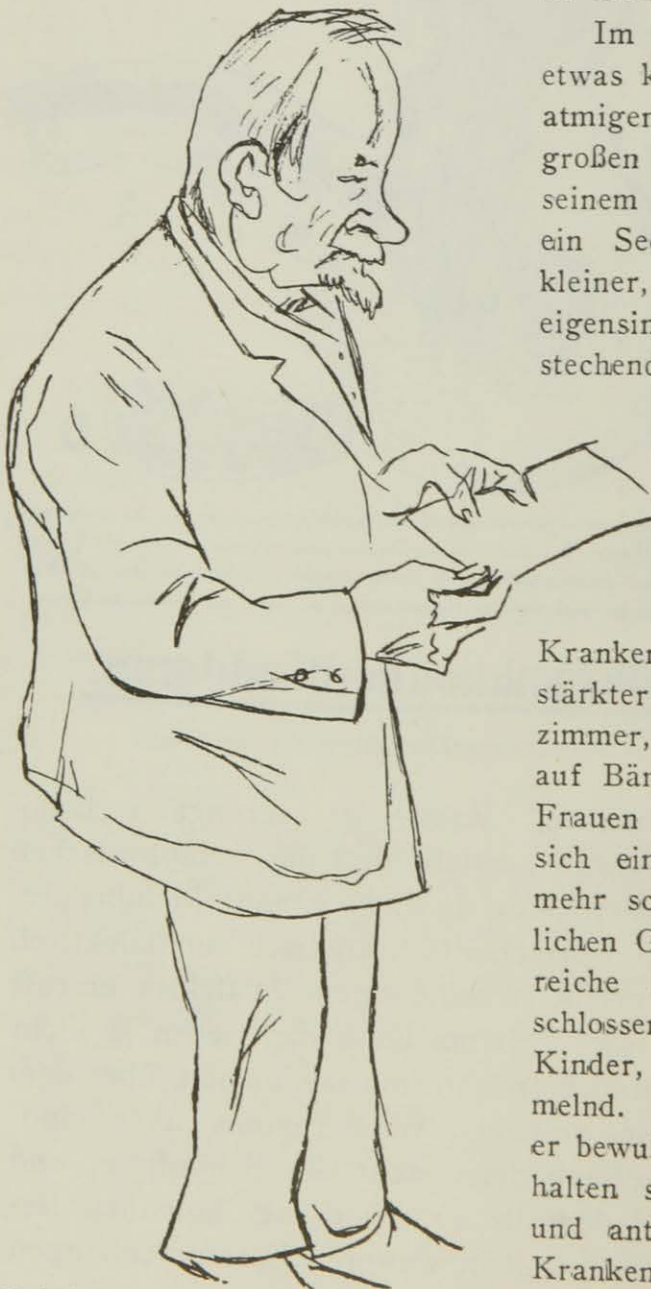
Text und Zeichnungen

von

RUDOLF GROSSMANN

In Nancy-Paris geboren (Paris hat eine Filiale der École Psychologique dort), kam über England und Amerika litaneiartiges Gemurmel, etwas wie Gesundbeten zu uns nach Deutschland. Gleich sei's gesagt: Der Vater des Couéismus lehnt jede von seinen Anhängern ihm zugeschobene überirdische Kraft ab. Mit einem therapeutischen Furor heilt er eingebildete Krankheit mit eingebildeter Gesundheit. — Eine Art seelische Homöopathie. —

In Nancy, etwas abseits von der lärmenden Stadt, wohnt Coué, und hinter Haus und Garten ist zur ebenen Erde eine Art Schulzimmer mit Bänken, da heilt er. —



Rudolf Großmann

Coué

Im Gegensatz zu seinem berühmten etwas kompliziert und psychologisch-langatmigen Schüler Baudouin, der mit seinem großen Kopf auf schmalen Schultern, mit seinem rötlich langsträhnigen Haar wie ein Seelenlöwe aussieht, ist Coué von kleiner, unscheinbarer Gestalt. Hohe eigensinnige Stirn, Sattelnase, kleine, stechende, lustige Aeugchen, die schnecken- und wurmartig in jede Seelenfalte eindringen.

Früher einfacher Apotheker, verzichtet er zeitgemäß auf jedes äußere Mittel in Gestalt von Pille oder Mixtur und gibt jetzt seinen Kranken heilende Einbildung allein in verstärkter Dosis. Ein leerer Raum als Sprechzimmer, ohne Instrumente und Medizinen, auf Bänken sitzen hauptsächlich einfache Frauen (auch Männer) aus dem Volk, die sich einbilden, nicht mehr gehen, nicht mehr schlafen zu können, und alle möglichen Gebrechen haben, dazwischen auch reiche Engländerinnen, die Augen geschlossen, in Selbstfaszination willig wie Kinder, seine Formeln wie Litaneien murmelnd. Die unterbewußte Phantasie lehrt er bewußt zu lenken. Nicht im Zaum gehalten schafft sie alles mögliche Ueble, und antagonistisch wirkt sie bei seinen Kranken; sie wollen gesund werden, aber dem verkrampften Willen dazu, der gesunde

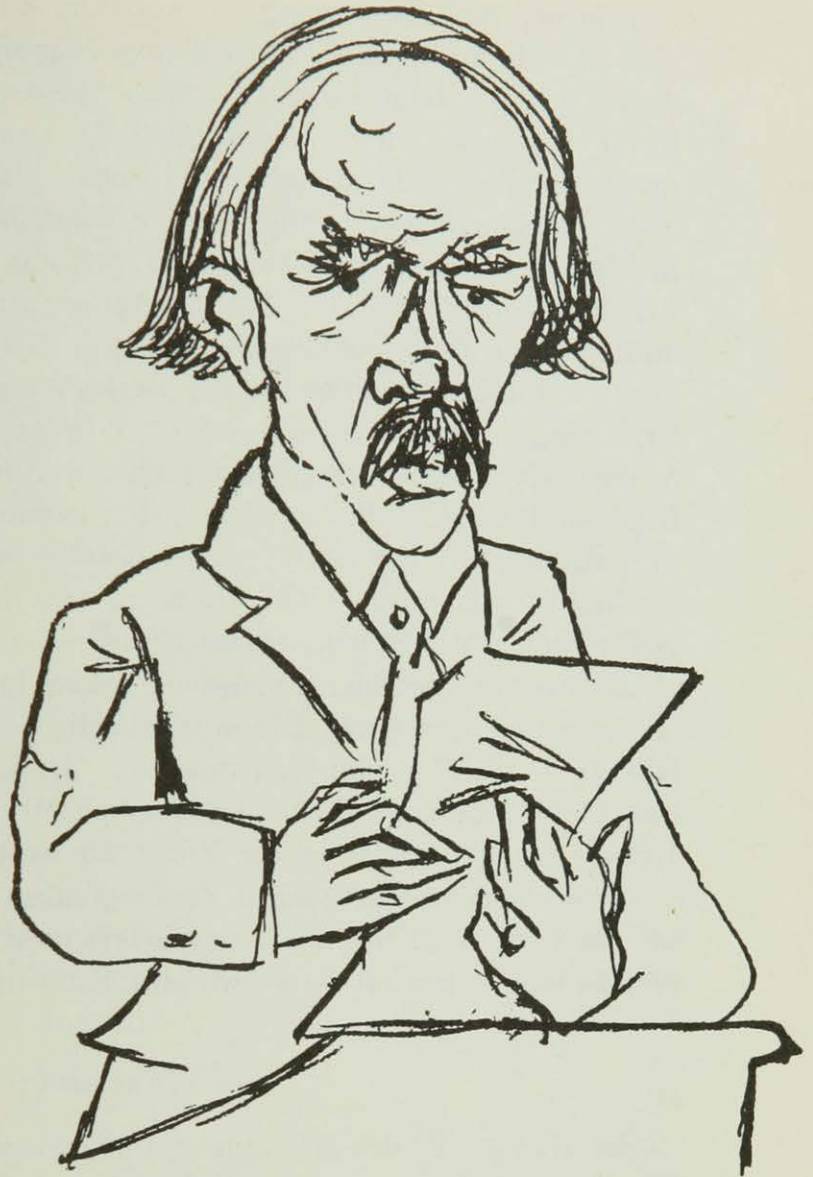
Bahnen überschritten hat, wirkt unterbewußt Einbildung entgegen, die zur Angst, zur fixen Idee wird. Grade weil sie wollen, können sie nicht, denn Einbildung oder Unterbewußtsein ist nach Coué viel stärker als Wille. Geht sie konform mit dem Willen, kann sie alles. „Des Menschen Wille war sein Himmelreich!“ Jetzt ist es nicht mehr sein Wille, sondern seine Einbildung! Der *malade imaginaire* lernt seine Phantasie (auch nur eine Seite des Unbewußten nach Coué) ausbetonieren und in diesem Phantasiebassin wie ein Gesundheitsprotz nach jeder beliebigen Richtung herumschwimmen. —

Seine Methode ist kindlich einfach: Er läßt seine Kranken die Hände falten und fest zusammenpressen. „Je ne peux plus les ouvrir, je ne peux pas, je ne peux pas!!!!...“ murmeln sie dabei. Dann wieder lösen, indem sie „je peux — je peux!!...“ schnell vor

sich hinsagen, Krampf und Entspannung bei ihnen willkürlich hervorrufend. — Er fragt nur wenig über die Krankheit, dann kommt die Formel. Bei Schmerzen murmeln sie, so schnell sie können: „Ça passe, ça passe...“ mit der Hand über die kranke Stelle hinstreichend. Vergeht's nicht gleich, trifft ihn ein hilfeflehender Blick, er kniet dann selbst an irgendeinem kranken Bein nieder, streicht und murmelt schnell bis zur Unverständlichkeit: „Ça passe, ça passe...“

Die Frau, die glaubte, nicht mehr gehen zu können, steht auf; mit kindlich verdutztem Blick fängt sie an zu humpeln: „plus vite!“ befiehlt er ihr voraus-eilend: „touchez moi au dos,“ wie eine mit Veitstanz Behaftete läuft sie jetzt, bis sie ihn touchiert hat. Die zweite Formel, die man langsam jeden Abend vor dem Schlafengehen (ohne an den Sinn der Worte zu denken!) wie ein Gebet zu murmeln hat, ist: „De jours en jours à tous points de vue je vais de mieux à mieux —!“

Coué kennt keine lange Diagnose. Er hört ein paar Klagen, fragt, was der Arzt verordnet, heißt das auf jeden Fall gut mit einem verstohlenen Haruspex-



Rudolf Großmann

Baudouin

lächeln und sagt dann energisch: „Alors dites la formule!“ Die Freudianer, die den Kranken umständlich psychoanalytisch bespiegeln und ihn mit dem Bauch diagnostizieren, sind gegen Coués aktiv therapeutischen Furor voyeurs! Ihre Verdrängungstheorien, geschlechtliche Insulte, Vatermutterkomplexe, die sie mit sokratischer Maieutik uns ins Bewußtsein retten und uns dadurch heilen, sind für ihn überflüssig. Diese labilen Dinge, die da im Unterbewußtsein vor sich gehen, lehrt uns dieser Pionier der unterbewußten Einbildung durch bewußte Autosuggestionen zu beherrschen, sie gewissermaßen militärisch in Reih und Glied zu bringen. Die spekulativ analytische Freudsche Methode hat in Frankreich wenig Verbreitung gefunden. Sie ist eine deutsche Erfindung! Der Couéismus aber ist ganz französisch! Auf diesen Schulbänken sitzen große romanische Kinder. Auch dem methodisierten Engländer liegt der fanatische Furor Coués. Ich kannte einen, der ganz kahlköpfig sich mit Ausdauer suggerierte: „Es werden dir schöne lange blonde Haare wachsen!“ „Geh nur nicht gleich zu sehr ins Extrem!“ hörte man aus dem Nebenzimmer die Stimme seiner Frau! —

In England soll der Couéismus schon im Abflauen sein. Wie wird der Berliner Coué treiben? Die mittelalterliche Zwangsjacke ist abgeschafft, das Karussell, auf das man Geisteskranke bei ihren Anfällen setzte und sie bis zum Kotzen herumwirbelte, ist abgeschafft, Psychoanalyse ist veraltet. Der Kranke nimmt jetzt selbst die Zügel der Seele in die Hand!

Etwas vom ungebrochenen Kinderglauben gibt uns der Apostel wieder, Erwachsene unternehmen in dieser zerrissenen Zeit den Versuch einer Selbstfaszination — bewußt — so wie das Kind unbewußt sich selbst fasziniert.

Nachtrag:

In Nancy bei den Heilungen Coués hatte ich nicht den Eindruck eines Wunders, sondern den eines eindringlichen, bis zur Besessenheit halsstarrigen *Suggestors*. Der Ausdruck der Kranken ist erst schmerzlich sorgenvoll, zweifelnd, darauf kindhaft geniert, dann murmeln sie strahlend die heilbringenden Formeln.

Er läßt zum Schluß alle die Augen schließen und hält an ihr

Unterbewußtes noch eine segensreiche, heilbringende Ansprache: „Vous mâtigerez bien, vous allez mieux digerer, vous n'aurez plus de mal dans les intestins, moins de



R. Großmann

crachats...“ „Da Sie also gut verdauen, geht auch das Ausscheiden des Unverdaulichen ohne Schwierigkeiten vonstatten: alle Morgen beim Aufstehen werden Sie das Bedürfnis nach Entleerung empfinden, ... das Ergebnis wird immer zufriedenstellend sein...“

GOETHE ALS SPORTSMAN

Von

FRANZ LEPPMANN

Durch eine wissenschaftliche Abhandlung wissen wir, wie Goethe über die Fettleibigkeit dachte; auch was er zu der schlechten Angewohnheit der Zechprellerei meinte, ist uns nicht verborgen. Die Frage, ob er einen Spazierstock trug, ist ebenso ernst geprüft worden wie die, ob er homosexuell war. „Goethe als Vorkämpfer der Sozialdemokratie“ war ein schönes Thema, und „Goethe als Feuerwehrmann“ war es auch. Als der Titel „Dr.-Ing.“ geschaffen wurde, schrieb jemand „Der Doktoringenieur und Goethe“. Und wenn die Welt untergeht, wird der definitiv letzte Germanist der letzten Stenotypistin in die letzte Schreibmaschine einen Artikel diktieren: „Goethe und der Weltuntergang“.

Warum also nicht auch „Goethe als sportsman“?

Frühzeitig lernt Goethe Tanzen, Fechten, Reiten. Aber diese Sportzweige sind für ihn nicht die wesentlichen. Sie gehören noch zur Kavalierebildung des „ancien régime“. Wesentlich für ihn ist sein Verhältnis zum Wintersport, zum kalten Wasser, zum Gebirge, das heißt zu jenem ganzen Natürlichkeitskomplex, der durch Jean Jacques Rousseau in die Welt kam.

In Goethes Jugend befreit sich der abendländische Geist vom Rokoko. Das menschliche Herz ist die Entdeckung der Zeit. Mit ihm zugleich wird der Körper als spielender Muskel, nicht als reizendes Fleisch, entdeckt, von allen Umschnürungen, Perücken und Miedern befreit und in die Luft hinausgestellt. Mit einem vehementen Fenster- und Türenaufreißen tritt der Mensch vom Spiegel hinweg, aus Salon und Alkoven ins Grenzenlose der Natur. Goethe ist auch hierin Sohn seiner Gegenwart und zugleich bahnbrechender Ahnherr der Zukunft, Erbe und Vorbote, Luft-, Wasser- und Kältemensch. Man lasse sich von der kleinen Waschschüssel im Weimarer Sterbezimmer nicht täuschen. Flußbäder zu nehmen ist der Epoche seiner Jugend geläufig; aber Goethe transponiert diesen Sommersport in den Winter und in die Nacht; auf der ersten Schweizer Reise badet er oben in den Bergen sogar in Schneewasser. Den Nutzen des kalten Bades faßt er dahin zusammen, daß es „einen aus einer bürgerlich-wollüstigen Abspannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zusammenzieht“. Es kommt vor, daß er nachts im Freien schläft, auf dem Altan seines Gartenhäuschens, und längst ist von lungenärztlicher Seite einleuchtend behauptet worden, durch diese Freiluft- und Kältebehandlung, mit der er die modernste Therapie vorwegnahm, habe er sich von der Tuberkulose befreit; diese, nicht Syphilis, sei die in den Leipziger Studentenjahren akquirierte Krankheit gewesen.

Schließlich stirbt er noch an der frischen Luft, das heißt an der Erkältung, die er sich zuzieht, als er mit seinen 83 Jahren trotz des kühlen Märzwindes im offenen Wagen im Ettersburger Park spazierenfährt.

Vor allem ist er begeisterter Schlittschuhläufer und hat von sich ein apollinisch strahlendes Bild entworfen, wie er auf der Schlittschuhbahn

frierend sich von der Mutter den Pelz borgt: „Sie saß im Wagen in ihrem roten Samtpelz, der, auf der Brust mit starken goldenen Schnüren und Quasten zusammengehalten, ganz stattlich aussah. „Geben Sie mir, liebe Mutter, Ihren Pelz!“ rief ich aus dem Stegreife, ohne mich weiter besonnen zu haben, „mich friert grimmig.“ Auch sie bedachte nichts weiter; im Augenblicke hatte ich den Pelz an, der, purpurfarben, bis an die Waden reichend, mit Zobel verbrämt, mit Gold geschmückt, zu der braunen Pelzmütze, die ich trug, gar nicht übel kleidete. So fuhr ich sorglos auf und ab.“

Diese Leidenschaft begleitet ihn von den Frankfurter Jünglingsjahren ins Weimarer Mannesalter. Er steckt die Hofgesellschaft damit an. Sogar seine ängstliche und kränkliche Charlotte v. Stein. So schildert er die körperlich-seelische Wirkung des Eislaufes: „Das hat die Eislust vor allen anderen körperlichen Bewegungen voraus, daß die Anstrengung nicht erhitzt und die Dauer nicht ermüdet. Sämtliche Glieder scheinen gelenker zu werden und jedes Verwenden der Kraft neue Kräfte zu erzeugen, so daß zuletzt eine selig bewegte Ruhe über uns kommt, in der wir uns zu wiegen immerfort gelockt sind.“

In seiner Begeisterung hat Goethe Klopstock zum Vorgänger. Als die beiden Dichter sich persönlich kennenlernen, sprechen sie nicht von poetisch-literarischen Gegenständen oder von Honoraren, sondern von der besten Schlittschuhform, und ob man Schlittschuhe oder Schrittschuhe sagen müsse.

Die dichterischen Verherrlichungen des Eislaufes sind bei Goethe sehr zahlreich. Eine ganze Ethik dieses Sports steckt im „Eislebenslied“:

„Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben du siehst,
Mache dir selber Bahn!
Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht.
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir.“

Einmal, im „Mann von fünfzig Jahren“, hat Goethe das Schlittschuhlaufen sogar zum Range eines entscheidenden dichterischen Motivs erhoben:

Bei mondnachtlicher Schlittschuhfahrt findet sich Jugend zu Jugend, und das Alter muß zurücktreten. Das ist außerordentlich delikat angefaßt, im sanft schwebenden Tonfall der Erzählung klingt der Rhythmus des Schlittschuhlaufs wieder: „Man bewegte sich lustig und lustiger, bald zusammen, bald einzeln, bald getrennt, bald vereint. Scheiden und Meiden, was sonst so schwer aufs Herz fällt, ward hier zum kleinen scherzhaften Frevel; man floh sich, um sich einander augenblicks wiederzufinden.“

Ganz kühner Neuerer ist Goethe als winterlicher Bergsteiger. Er ist der erste, der als Tourist im Winter auf dem Brocken gewesen ist, den Warnungen der ortskundigen Anwohner zum Trotz. Wie tief ist die Beglückung, die sich in der „Harzreise im Winter“ ausströmt:



Mit Gen. der Galerie Flechtheim

Auguste Renoir, Sein Sohn Jean als Jäger. Ausgestellt auf der Gesolei in Düsseldorf



Auguste Herbin, Bocciaspieler

Paris, Léonce Rosenberg



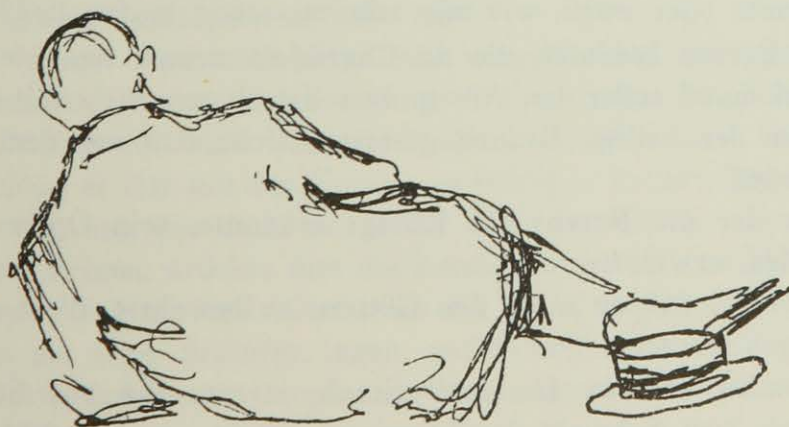
Lacrosse, das kanadische, von den Indianern stammende Nationalspiel

Photo Sport & General

„Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehang'ner Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.“

Und doch ist diese Brockenbesteigung nur Training für unvergleichlich Waghalsigeres: die mit dem Herzog zusammen unternommene Schweizer Reise des Jahres 1779, die ihn im Monat November, also im hochalpinen Winter, vom Berner Oberland und dem Jura ins Mont-Blanc-Gebiet führte und von da über den Col de Balme ins Wallis und über die Furka auf den St. Gotthard. In Genf werden die Reisenden nachdrücklich gewarnt. „Man kennt aber schon die Poesie der Leute auf den Sofas und in den Kabrioletts“, schreibt er. „Etwas zu leiden sind wir bereit, aber wenn es möglich ist, im Dezember auf den Brocken zu kommen, so müssen anfangs November uns diese Pforten der Schrecknisse auch noch durchlassen.“ Man besteigt die „Mer de Glace“ bei Chamonix mit ungenagelten Schuhen am 5. November, und der eingeborene Führer versichert, daß er noch nie so spät im Jahre Fremde heraufgebracht habe, so daß es sehr wohl möglich ist, daß Goethe auch auf der „Mer de Glace“ der erste Wintertourist gewesen ist. Beim Uebergang ins Wallis über den Col de Balme begegnet er Schmugglern, die erschrecken, „da sie an dem Platz jetzo (d. h. in dieser Jahreszeit) niemand vermuteten“. Noch größeres Erstaunen bei der Bevölkerung, als wenige Tage später die Furka in tiefstem Schnee überschritten wird. Und nicht nur bei der Bevölkerung: Europas oberste alpine Autorität, Saussure in Genf, der wenige Jahre später als Erster den Mont Blanc bestiegen hat, hatte, um Rat gefragt, es zweifelhaft gelassen, ob es möglich sein würde, bei der späten Jahreszeit über die Furka zu kommen. In der Tat hat noch zwölf Jahre nach Goethes Reise Wilhelm von Humboldt bereits im Oktober vor dem Schnee der Furka kehrtgemacht!

Das ist Goethe, der Bergsteiger, der Wintertourist, der Vorfahr moderner Sportlust. Daneben gibt es einen anderen, späteren, etwa von der italienischen Reise ab, Mensch der Wärme, Mensch des Südens, der sich während des nordischen Winters mißmutig ins geheizte Haus verschließt und über die „Sonnenferne“ empfindlich klagt: Der Goethe der kleinen Waschsüssel.



Imre Goth

DER RINGKAMPF

Von

HELIODOR

Heliodoros wurde als Sohn des Theodosios zu Emesa in Phönikien geboren. Er nennt sich einen Abkömmling des Sonnengottes Elgabal. Seine Blütezeit fällt gegen das Ende des vierten Jahrhunderts n. Chr. Er soll Bischof von Triikka in Thessalien geworden sein und in seiner Diözese das Zölibat eingeführt haben.

Sein aus zehn Büchern bestehendes Hauptwerk „Aegyptika“, dem wir die nachfolgende Schilderung eines Ringkampfes entnehmen, ist der erste große Roman Europas. Er enthält die wunderbaren Abenteuer der Charikleia, der Tochter des äthiopischen Königs Hydaspes, und des vornehmen griechischen Jünglings Theagenes, ihre Liebe, Trennung durch das Schicksal, Treue und Vereinigung am Opferaltar des ägyptischen Königs.

Als König Hydaspes mit dem Griechen Theagenes zu reden begann, erhob das Volk seine Stimme — teils aus Wohlgefallen an dem Jüngling, für den es beim ersten Anblick eingenommen war, teils aus Erstaunen über seine (bei der Stierjagd bewiesene) Körperkraft, hauptsächlich aber aus Eifersucht gegen den Aethiopier, den Athleten des Meroibos — und rief einstimmig:

„Er soll mit dem Mann des Meroibos ringen. Der den Elefanten bekam, messe sich mit dem, der den Stier fing!“

Als die Menge darauf bestand, willigte der König ein. Sofort wurde der Aethiopier vorgeführt. Stolz musterte er die Umgebung mit trotzigem Blicken, kreuzte die Arme recht selbstgefällig und schritt mit gespreiztem Gang über den Platz. Als er vor der hohen Versammlung stand, warf Hydaspes einen Blick auf Theagenes und sprach zu ihm auf Griechisch:

„Fremdling, das Volk verlangt, daß du mit diesem Mann kämpfen sollst.“

„Sein Wille geschehe,“ antwortete Theagenes. „Welche Kampfesart soll es denn sein?“

„Ringkampf,“ sagte der König.

„Warum nicht lieber Schwertkampf, damit ich entweder durch rühmlichen Sieg oder durch meinen Tod Charikleia befriedige, die bis jetzt noch von mir schweigen konnte oder mich, wie mir scheint, schon laufen ließ?“

„Was die Person bedeutet, die du Charikleia nennst und hier im Munde führst, weiß niemand außer dir. Allein, du sollst ringen, nicht mit dem Schwert kämpfen; denn der heilige Brauch gestattet nicht, daß vor dem Opfer Blut vergossen werde.“

Theagenes, der die Furcht des Königs erkannte, sein Opfer möchte ihm entzogen werden, erwiderte:

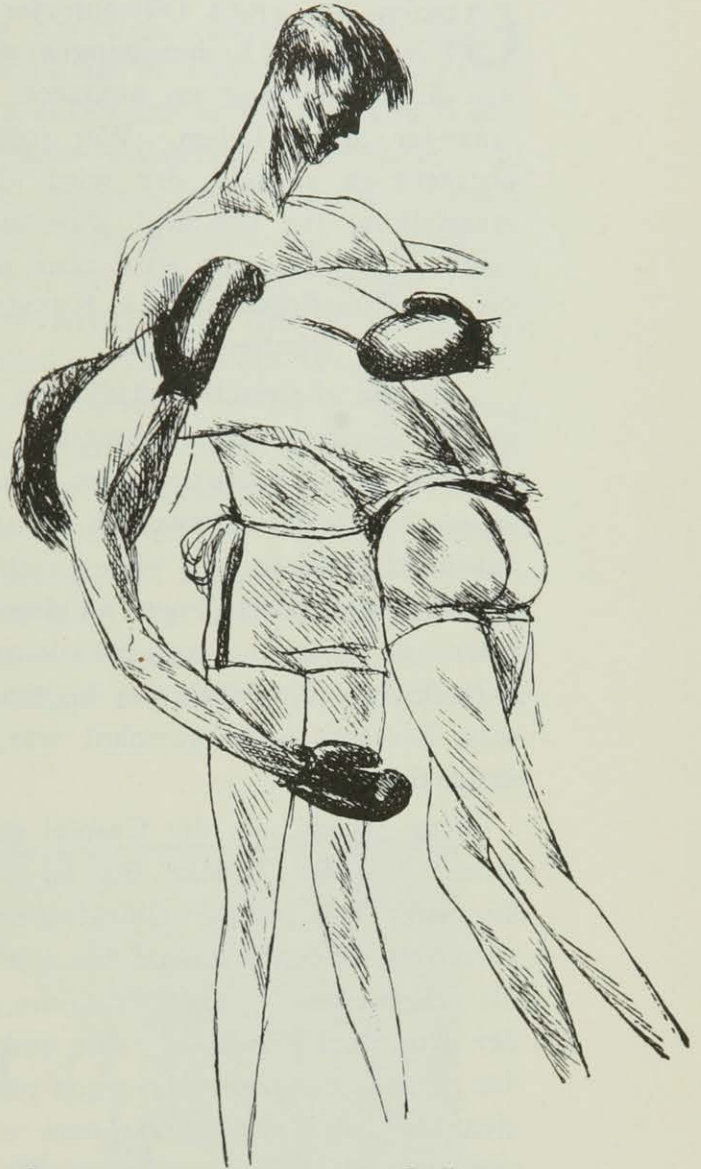
„Du tust recht, daß du mich den Göttern aufbewahrst, die auch für mein Schicksal sorgen werden.“

Zugleich nahm er eine Handvoll Staub, streute ihn auf Schultern und Arme, die noch vom Schweiß der Stierjagd feucht waren, schüttelte so viel,

wie nicht an seinem Körper festklebte, wieder ab und streckte dem Gegner die Arme entgegen. Mit den Füßen stand er fest auf einem Fleck, bog die Kniekehlen, krümmte die Schultern und den Rücken, beugte den Hals ein wenig vor und wartete schließlich, den ganzen Körper eingezogen, auf die Eröffnung des Ringkampfes.

Der Aethiopier blickte ihn an, lachte über seine kriegerische Haltung und verspottete ihn durch höhnische Gebärden. Plötzlich machte er einen Ausfall und schlug Theagenes mit dem Ellbogen wie mit einer Ramme vors Genick. Da das einen gewaltigen Schall gab, lachte er wieder höhnisch und selbstzufrieden. Theagenes aber, der seit seiner ersten Jugend auf den Ringplätzen sich geübt und den Körper gepflegt hatte, so daß er die Kunst des Hermes vollkommen beherrschte, entschloß sich, anfangs nachzugeben, die Kräfte des Gegners auf die Probe zu stellen, einen so wilden, ungestümen Angriff nicht zu erwidern, sondern rohe Kraft durch Kunst zu überlisten.

Er richtete sich wieder ein wenig empor, stellte sich, als ob der Schlag ihn weit mehr schmerzte, als es in Wirklichkeit der Fall war, und bot dem Gegner die andere Seite seines Nackens. Als der Aethiopier zum zweitenmal traf, krümmte er sich unter dem Schlag und tat so, als fiele er aufs Gesicht. Als jener in selbstgefälliger Verachtung zum drittenmal vorstürzte und mit dem Ellbogen ausholte, da bückte sich Theagenes plötzlich, wich dem Streich aus, schlug mit seinem rechten Ellbogen den linken Arm des Gegners, umklammerte und riß ihn, da er schon vom Schwung des vergeblichen Schlages nach vorn gezogen wurde, zur Erde. Dann sprang er ihm unter die Achsel, warf sich ihm in den Rücken und hielt ihm mit Mühe den dicken Leib umspannt. Unaufhörlich schlug er ihm mit den Fersen, so heftig er konnte, gegen die Knöchel der Füße und zwang ihn dadurch, in die Knie zu sinken. Dann umschlang er ihn mit den Beinen, drückte ihm die Lenden ein, stieß ihm Hände und Füße weg, auf die der Gegner sich stützte, um die Brust emporzuheben, zog ihm die Ellbogen, die um seine Schläfen lagen, auf Schultern und Rücken herab und erreichte endlich, daß der Aethiopier vor ihm ausgestreckt auf dem Bauch lag.



Segonzac Radierung
Aus: Tableaux de la Boxe (Editions de la
Nouv. Revue Franç.)

Uebertragen von Eduard Saenger

GESOLEI UND KUNST

Von

ARTHUR SCHLOSSMANN

Gesolei, die große Düsseldorfer Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen, und Kunst — zunächst dürfte der Leser, über den Zusammenhang im unklaren, sich die Frage vorlegen, was beide miteinander zu tun haben. Wer jedoch schon heute einigermaßen die Dinge zu überschauen vermag, der wird über die Bedeutung, welche die diesjährige Ausstellung für den Ruf Düsseldorfs als Kunststadt hat, nicht im Zweifel sein. Voll und ganz wird aber erst die Zukunft die Anregungen würdigen, die das Kunstleben und das Kunstschaffen direkt und indirekt durch das Werk der Gesolei erhalten haben.

Als die rheinisch-westfälische Industrie für das Jahr 1902 die damalige große Industrieschau vorbereitete, entstand, ziemlich weit ab vom Rheinstrom gelegen, der Kunstpalast, im Geschmack der damaligen Zeit erbaut. Man erinnere sich des „Deutschen Hauses“ auf der Pariser Weltausstellung um die Jahrhundertwende, an viele, viele andere fürchterliche Bauten mit Stuckfassaden und überladenen, zu dem Zweck des Gebäudes nicht passenden Zieraten aus jener Zeit, und man kann sich leicht vorstellen, wie das Aeußere des Düsseldorfer Kunstpalastes beschaffen war, damals vielleicht erträglich, weil man Besseres nicht gewohnt war, heute innerhalb einer großen Ausstellung undenkbar.

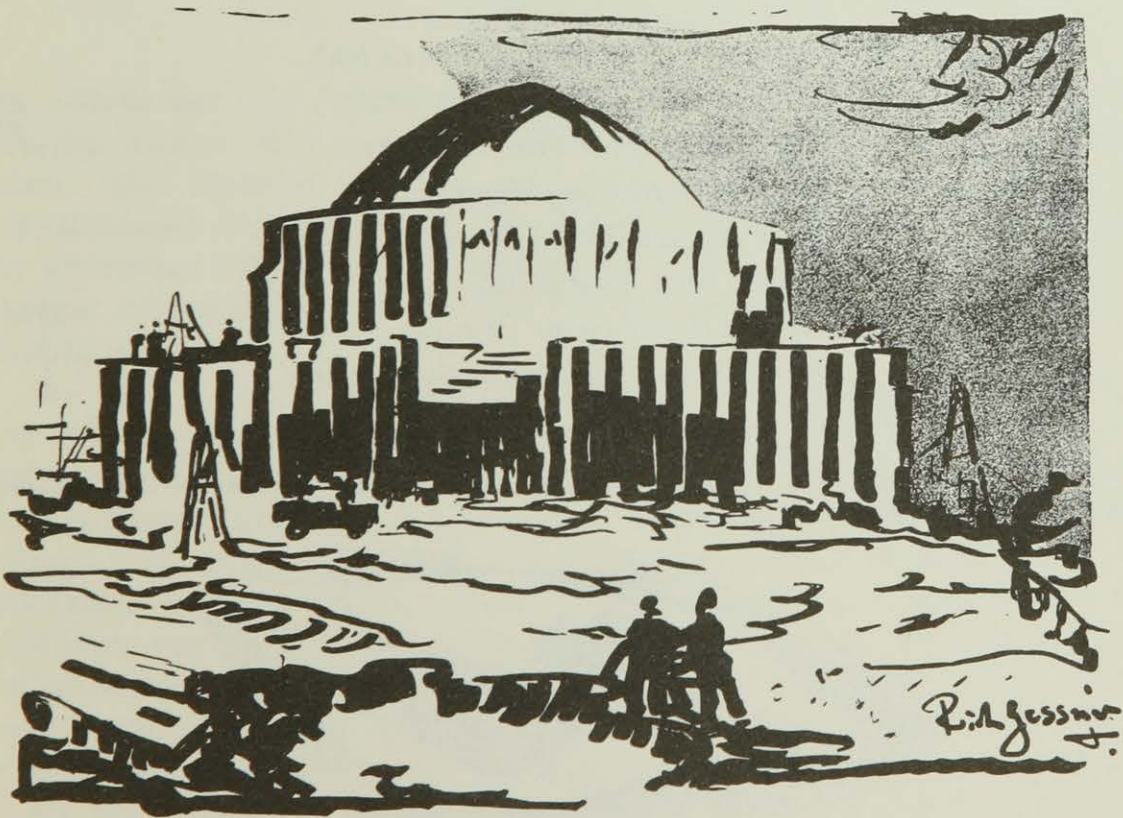
Nun wurde, als die Gesolei geplant war, zugleich die Frage der Rheinfront, von der Brücke bis an die Regierung, mit einem Schlage und in kürzester Zeit gelöst. Glücklicherweise blieb keine Zeit, um durch ein Preis-ausschreiben den Entwurf für alle diese Bauten zu beschaffen. Bei der Eile, die geboten war — und das ist ein ganz vereinzelt Ereignis in der Geschichte der deutschen Kunst —, sollte und mußte *einem* einzigen Künstler die Lösung der ganzen Aufgabe übertragen und überlassen werden. Wilhelm Kreis zeigte sich als der Meister, dem man ein solches seit den Zeiten der Renaissance wohl ungewohntes Vertrauen entgegenbringen konnte. Am höchsten in seiner Arbeit schätze ich die Kühnheit und die Rücksichtslosigkeit, mit der er dem alten Kunstpalast ein neues Gesicht gegeben und ihn somit in das Gesamtbild der neuen Bauten eingefügt hat. Und die ganze Stadt hat durch die Neuschaffung dieser Festbauten ein anderes, dem Rheine zugekehrtes Antlitz erhalten! In weniger als einem Jahr sind all die gigantischen Bauten vollendet worden! Ein besonderes Glück bedeutete es für Kreis, daß die Ausführung in den Händen eines Mannes wie Robert Meyer lag, der ihm in der Schaffenskraft kongenial ist.

Zu gleicher Zeit wurde die Rheinbrücke, die den Abschluß des Geländes nach der einen Seite bildet, auf das Doppelte verbreitert; hier konnte die Technik zeigen, wie sie durch einfachste Linienführung gewaltig und schön zu wirken vermag. In der Fortsetzung des Ausstellungsgeländes nach der

anderen Seite zieht eine breite Straßenanlage bis beinahe nach Kaiserswerth: damit hat Düsseldorf eine Rheinpromenade erhalten wie keine andere Stadt am Rhein.

Ueber dem neuen Portal zum früheren umgeschaffenen Kunstpalast zeigt eine Skulptur Schreiners die Architektur in der Mitte zwischen Plastik und Malerei, ein Symbol, wie Kreis sich das Verhältnis zwischen Baumeister, Maler und Bildhauer denkt. Dementsprechend hat er sich überall der beiden Schwesterkünste bedient, um seine Bauten zu heben und zu beleben. Die Wandgemälde in der Rheinhalle und im Terrassen-Restaurant, Skulpturen, die Mosaikwände, all der viele und wohlverteilte Schmuck hat zahlreichen Düsseldorfer Künstlern dankbare Aufgaben gestellt; noch niemals sind Aufträge in ähnlichem Ausmaße in so kurzer Zeit verteilt und ausgeführt worden. Und darüber sind sich die Sachverständigen heute bereits einig, daß im großen und ganzen die bedeutsame Aufgabe ein ihrer würdiges Geschlecht fand.

So bedeutet die Gesolei einen guten Schritt vorwärts in der Neugestaltung der Ausstellungstechnik und hat sich als befruchtend erwiesen, indem sie der Kunst und dem Kunsthandwerk unzählige neue Aufgaben stellt. Versucht man auf diesem Wege weiter voranzukommen, so wird es vielleicht möglich sein, den Vorrang, den andere Städte in bezug auf künstlerisches Schaffen gewonnen haben, wieder einzuholen und den alten Ruf Düsseldorfs als einer Kunststadt neu zu beleben. Das war einer der Gedanken, die bei der Vorbereitung der Gesolei uns vorschwebten. Möge der Erfolg der Ausstellung uns hierin recht geben!



Rich. Geßner

Das Planetarium der Gesolei

LES BOXEURS OU L'ANGLOMANE

Par

P. I. DE BÉRANGER

AIR: *A coups d'piéd, à coups d'poing.*

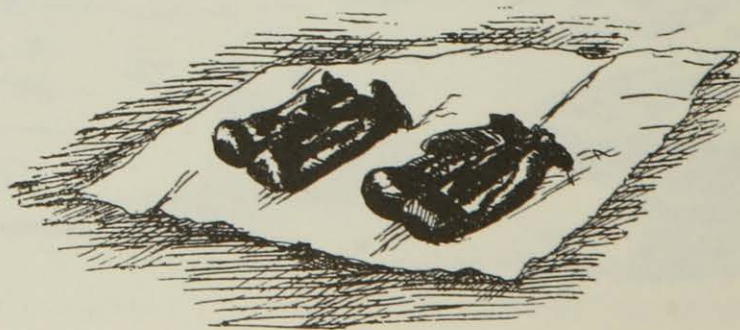
<i>Quoique leurs chapeaux soient bien laids, God dam! moi j'aime les Anglais: Ils ont un si bon caractère! Comme ils sont polis! et surtout Que leurs plaisirs sont de bon goût!</i>	<i>En scène d'abord admirons La grâce de ces deux lurons, Grâce qui jamais ne s'altère. De la halle on dirait deux forts: Peut-être ce sont des milords.</i>
<i>Non, chez nous point, Point de ces coups de poing Qui font tant d'honneur à l'Angleterre.</i>	<i>Non, chez nous point, Point de ces coups de poing Qui font tant d'honneur à l'Angleterre.</i>

<i>Voilà des boxeurs à Paris: Courons vite ouvrir des paris, Et même par-devant notaire. Ils doivent se battre un contre un; Pour des Anglais, c'est peu commun.</i>	<i>Çà, mesdames, qu'en pensez-vous? C'est à vous de juger les coups. Quoi! ce spectacle vous atterre? Le sang jaillit . . . battez des mains. Dieux! que les Anglais sont humains!</i>
<i>Non, chez nous point, Point de ces coups de poing Qui font tant d'honneur à l'Angleterre.</i>	<i>Non, chez nous point, Point de ces coups de poing Qui font tant d'honneur à l'Angleterre.</i>

*Anglais, il faut vous suivre en tout,
Pour les lois, la mode et le goût,
Même aussi pour l'art militaire.
Vos diplomates, vos chevaux,
N'ont pas épuisé nos bravos.
Non, chez nous point,
Point de ces coups de poing
Qui font tant d'honneur à l'Angleterre.*

*

100 Jahre später ist Georges Carpentier Frankreichs Nationalheld, populärer als Degas, Anatole France, Debussy, Coquelin und Clemenceau.



Segonzac

Radierung



Dolbin

DER NEUE TANZ

Von

VALENTIN PARNACH

Rußland hat kein eigenes nationales System der Bewegung, insbesondere des Tanzes, wie es etwa Spanien und die Länder Asiens geschaffen haben. Das höfische, späterhin adlig bürgerliche Ballett der Länder mit kapitalistischer Hochkultur wie Frankreich, England usw., das dem Tempo des städtischen Lebens des 20. Jahrhunderts nicht mehr entsprach, fügte sich dagegen ausgezeichnet dem feudalen Gesellschaftsleben des vorrevolutionären Rußland ein.

Mit dem Verfall aller bisherigen Lebensformen während der Revolution tritt auch der öffentliche Verfall des klassischen Balletts in Sowjetrußland ein. Neben dem eigentlichen klassischen Ballett waren während der letzten Jahre der zaristischen Regierung die Duncan- und die Dalcroze-Schulen zur Blüte gelangt. So fanden Theoretiker und Praktiker der Tanzkunst nach der Revolution im wesentlichen diese drei Richtungen des klassischen, des plastischen und des Duncan-Tanzes vor. Alle Versuche der Neuerer basierten auf diesen drei Tanzsystemen. Die Strenge des Petersburger Tanzes wurde abgelöst durch die Verschwommenheit der Moskauer Schulen, ihrer kaufmännisch versauerten Dekadenz, einer zweifelhaften, kleinstädtischen schwülen Erotik bei absolutem Mangel an konstruktivem Empfinden und der Freude an den billigen Effekten eines Igor Sjewerjanin. Nur angeborenes feinstes Gefühl für Rhythmus, Tempo, scharfe Linienführung, Präzision des Ausdrucks

und eine innere Exotik kann zur Schaffung neuer Tänze beitragen, die alles zurzeit in Sowjetrußland Bestehende weit hinter sich lassen müßten. In diesem Sinne befähigt sind einerseits Menschen mit Jahrtausende alter Kultur, wie zum Beispiel die Chinesen, oder aber die Menschen der neuen Welt, die jungen Amerikaner. Das Gefühl für Rhythmus muß im Tänzer stärker entwickelt sein als das für Melodie.

Schärfe und Klarheit der Körper, der Schatten auf dem Sand der Wüste, die Form der ägyptischen Hieroglyphen, Zeichnungen von Picasso, die Konturen des Eiffelturms sind die Formen, die den Moskauer Tanzaufführungen entgegenzustellen sind, um deren verwischte, verweichlichte, schwankende Linien deutlich werden zu lassen.

Es ist kein Zufall, daß in diesen Tänzen der Moskauer die Hände nicht mitleben, während in allen chinesischen, indischen, malaiischen, persischen usw. Tänzen die Bewegung, die Gebärden, das Tremolo der Hände eine sehr wichtige Rolle spielen, bei denen oft der ganze Bewegungsausdruck in den Händen und Fingern konzentriert ist. Rhythmus und Linie beherrschen die Ausdrucksfähigkeit des ganzen bewegten oder unbewegten Körpers. Ein in Erregung gespanntes Gesicht, eine scharfgezeichnete Maske werden für die Dauer eines Augenblicks durch eine kinematographisch kaum wahrnehmbare Bewegung der Lippen, durch plötzlich weit aufgerissene Augen belebt; die jäh erhobene Hand hält den ganzen Zuschauerraum in Spannung, ein Moment, in dem der Tänzer zum Redner wird, der gerade in diesem Augenblick das Wesentlichste zu sagen hat. Auch Hals und Schultern sind wichtige Werkzeuge, um einen Gedanken zum Ausdruck zu bringen.

Wenn wir von Exotik sprechen, so verstehen wir darunter nicht exotische Charaktertänze, etwa einen spanischen Fandango, das Ballett zu ungarischen Rhapsodien, Bauchtänze oder die Tanzresultate wissenschaftlicher Altertumforschung, sondern Tänze von tiefer biologisch-physiologischer Bedeutung mit den frappierend überzeugenden Bewegungen, die an die besten künstlerischen Ueberlieferungen tausendjähriger Kulturen anklingen und die in einer neuen Gestaltung Uraltes mit unerhört Neuem verbinden.

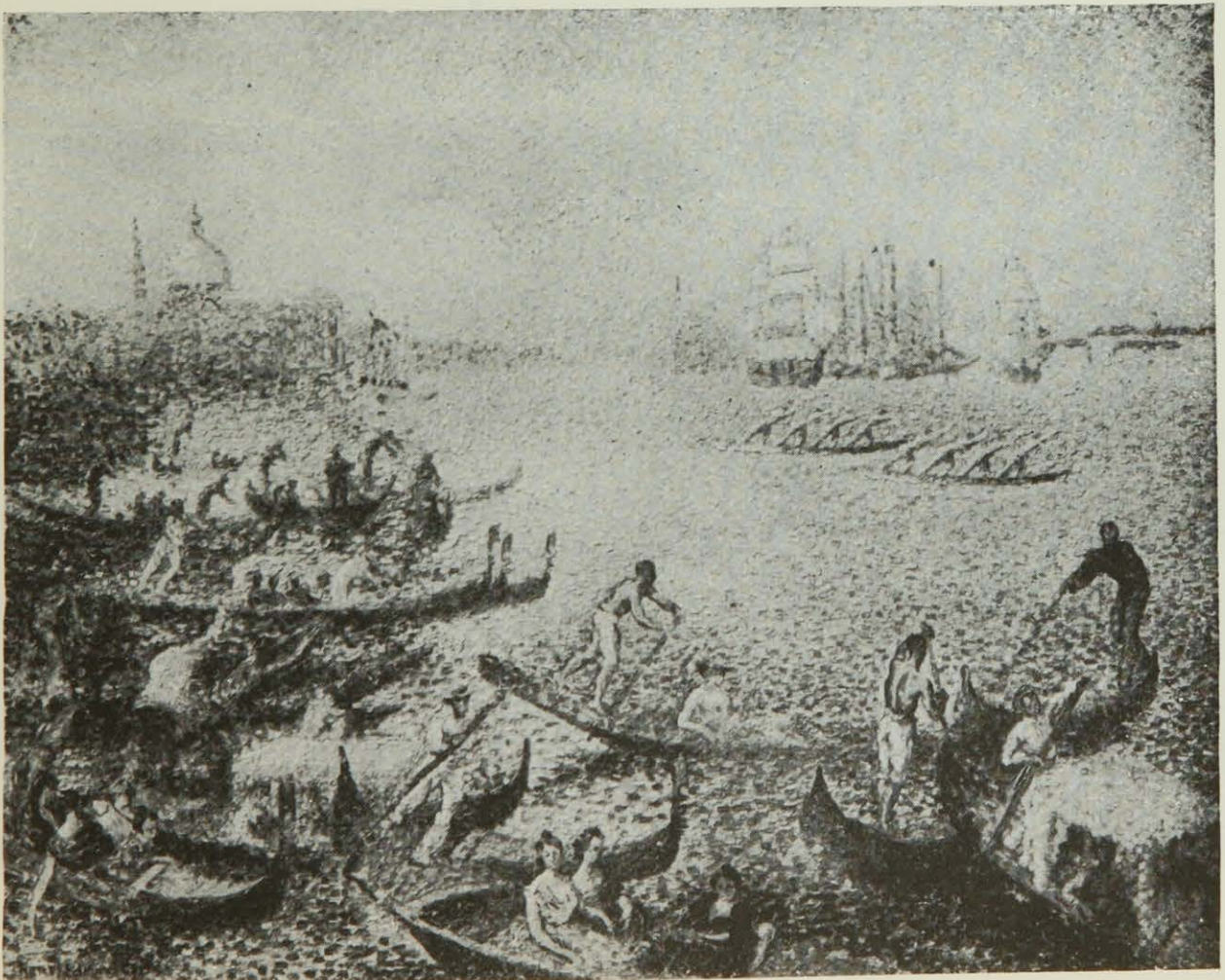
Wie in der griechischen Tragödie der Kontrast zwischen dem Finsteren, Furchterregenden und dem Freud- und Lustvollen eine große Rolle spielte, und wie dem Gipfelpunkt dieser Spannung und dieses Zusammenpralls die sogenannte Katharsis entsprach, so hat diese auch in dem neuen Tanz ihre Aufgabe zu erfüllen, da es nicht nur auf eine ausgeglichene Abwechslung in der dynamischen und der statischen Bewegung ankommt, sondern auch auf die gefühlsmäßige Entwicklung der Urelemente, ihrer Kämpfe und ihrer vielfältigen Ausdrucksmöglichkeit.

Soweit der neue Tanz dramatische Aufgaben übernimmt, muß er eben die Besessenheit unserer Zeit in einer Vehemenz zum Ausdruck bringen, die mit mathematischer Sicherheit zu ihrer Auflösung führt. Es muß ihm gelingen, das Heldengedicht des Menschen des 20. Jahrhunderts zum Ausdruck zu bringen. Das bedeutet nicht etwa einen Maschinentanz. Wesentlich ist das Tempo und die Konzentriertheit unserer Zeit, die in der Tanztragödie wiedergegeben ist. Ich erinnere an die Versuche Meierholds (im Jahre 1914—1915),



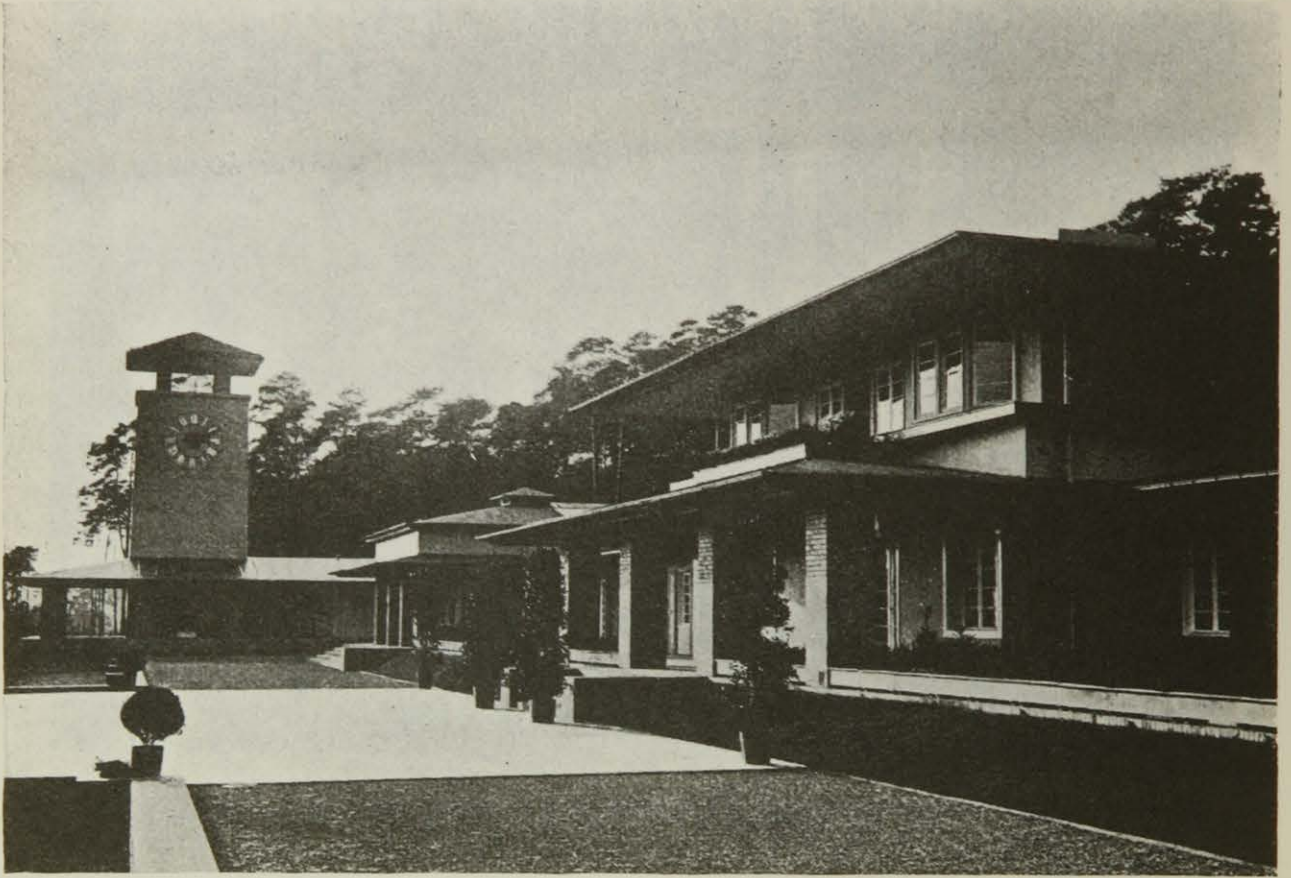
Fox Photo

Die siegreiche Cambridge-Mannschaft des traditionellen Wettkampfes auf der Themse



Ausgestellt auf der Gesolei

Henri Edmond Cross, Regatta in Venedig. Oelgemälde



Klubhaus des Golfklubs Berlin-Wannsee, erbaut von Ludwig Hoffmann



Max Clarenbach, Golf in Nordwijck

Leihgabe auf der Gesolei



Aus der Daumier-Ausstellung der Galerie Matthiessen
H. Daumier, Der Schiffszieher (Le Hâleur)



Die Mensendieck-Schule Hagemann

Photo Riebicke



Benvenuto Cellini, Die Nympe von Fontainebleau



Frauvon Oheimb erlegt den ersten Hirsch

der eine Hamlet-Pantomime sich im Verlaufe von zehn Minuten abrollen ließ. Der neue Tanz enthält die verschiedensten Elemente: stilisierte Bewegungen, die dem täglichen Leben abgelauscht sind, grotesk und abstrakt wirken, stilisierte Bewegungen von der Technik angeregt, von der exotischen Tierwelt, den spanischen Stierkämpfen abgesehen, Stilisierung nationaler Gesten, wie die der Spanier, der Araber, der Tscherkessen usw. Ziffern und Buchstabenformen der verschiedensten Sprachen sind Motive der neuen Tanzbewegung geworden. Die Folter wurde stilisiert, und man hat einen Tanz der Etagen, der übereinandergeschichteten Flächen geschaffen. Man hat den wagerechten Tanz in liegender Stellung erfunden. Zeitgemäße Spiele werden in stilisierter Bewegung festgehalten, Synkopen von Hals und Schulter, gleichsam somnambule jähe Drehungen und ähnliches mehr sind Elemente des neuen Tanzes. Zur Begleitung dieser Bewegungen und ihrer Fülle und Vielförmigkeit durch entsprechenden Rhythmus, Ausdruck und Kontrastwirkung eignet sich am besten die von Synkopen durchsetzte Musik der Amerikaner, Franzosen und Engländer. Für die Begleitmusik zu dem neuen Tanz wird Europa noch viel von der bis jetzt noch fast unbekanntem Musik Afrikas und Asiens im Laufe der Zeit übernehmen. — Man muß auch auf die Entwicklung des neuen Tanzes, in seiner Schärfe, seinen Linien und seinem Rhythmus im Reich des Films, dieser „zehnten Muse“, wie Jean Cocteau, der französische Dichter, sagt, bedacht sein.

Es ist anzunehmen, daß der neue Tanz, früher oder später, hier ein Betätigungsfeld findet. Die flüchtigste Regung des Körpers und der Geste wird in ihrem Ausdruck festgehalten werden können.

MARY WIGMAN UND VALESKA GERT

Von

VALESKA GERT

Tanzen bedeutet: Triebe ausleben, und künstlerisches Tanzen bedeutet: Triebe sublimieren, mit Hilfe des überlegenen Geistes ordnen und in Tanzgestaltungen umsetzen. In Deutschland ist bei der großen Masse nicht nur das Gestalten der Triebe, sondern merkwürdigerweise auch die Ueberlegenheit des Geistes verpönt. Wehe der Tänzerin, die in Deutschland eine erotische Wirkung hat, und wehe der Tänzerin, deren Geist es wagt, Kapriolen zu schlagen. Geist wird hier für Intellektualität gehalten, Intellektualität für Geist. Eine Tanzdarbietung muß nach saurem Schweiß riechen, ethisch sein, wirrgeistig und langweilig. Genialität ist weniger erwünscht als Solidität. Weil der Durchschnittsdeutsche kein Selbstvertrauen hat, hält er nur die Kunst für groß, die er nicht versteht und die ihn langweilt.

Mary Wigman erfüllt als einzige Tänzerin alle diese Bedürfnisse des deutschen, gebildeten Mittelbürgers und ist darum zur Nationaltänzerin geworden. Sie gibt die Suggestion, große geistige Kunst zu machen, dadurch, daß sie in ihren Tänzen geistige Schlagworte gibt, die vor einigen Jahren aktuell waren, oder Titel, die die Musik als Protektorin heranziehen. Die Auf-



Dolbin Valeska Gert

gabe des Geistes ist es, die verwirrten und dunklen Dinge zu klären. Mary Wigman gelingt es, selbst die einfachsten Dinge zu verwirren. Wagt sie einmal, aus ihrem klug erwählten Dunkel herauszukommen und zum Beispiel Visionen zu vergegenständlichen, so wird sie nur allzu verständlich. Wir sehen plötzlich Visionen vor uns, wie sie vielleicht aus dem Gehirn eines begeisterten Kolportageromanlesers entsprungen sein könnten. So rutscht sie, als Schornsteinfeger verkleidet, auf der Erde herum, läßt sich von Erbsengekuller begleiten und macht Bewegungen von einer Hintertreppendämonie, die in jedem Varieté als Durchschnittsleistung mit durchgehen würden. Grauen kann einen packen, aber nur über die vollkommen falsche Einstellung einiger Menschen, die diese Billigkeiten als große Kunst ansehen. Denn es ist billig, sich der Wirkungskraft der Zeichen zu bedienen, ohne den Rausch immer wieder zu erleben, dessen letzter und eindeutigster Ausdruck sie sind.

Ihre Kompositionen sind nie vehement aus einem Zentrum geschleudert, sondern konstruiert und darum nie einheitlich. Immer bleibt etwas starr. Sie ist völlig untänzerisch in einem höheren Sinn, weil sie körperlich und geistig rauschlos ist; sie kann

auf der Bühne nicht wahrhaft leiden und sich freuen, sie kennt nicht die Entzückungen, ohne die es keine Tanzkunst gibt. Mary Wigman als Regisseurin wäre ein neues Thema.

Ich dagegen, Valeska Gert, werde bei allem Ruf, den ich habe, sehr unterschätzt. Man schreit nach der Kritik und dem Extrakt unserer Zeit in der Revue. Ich habe in meinen Tänzen alle Zeiterscheinungen und Auswüchse, die sich durch den Körper darstellen lassen, ausgedrückt. Ich habe Dirnen, Kupplerinnen, Zirkus, Varieté, alle Sportarten komprimiert und in Einminutentempo auf die Bühne gestellt. Ich habe das Ballett, den spanischen Varietéanz überspitzt, Geburt, Liebe, Tod und Demut in drei, vier wesentliche Bewegungen gepreßt, alles klar, schnell, eindeutig.

Meine Ethik aber, die darin besteht, daß ich unter allen Umständen wahr sein will, wird lange nicht so geschätzt wie die bürgerliche Ethik, die vor allen Dingen moralisch sein will. Meine großen Fehler



Dolbin

Mary Wigmann

sind: daß meine Tänze artistisch nicht schwierig wirken, daß sie so selbstverständlich gemacht werden, daß die Ahnungslosen glauben, sie könnten sie ebenso machen, daß ich keinen Lehrer hatte, dessen Theorien mir meine Wege ebneten, daß ich keine Lust habe, mich der Schlagworte, der immer gerade dominierenden Kunstrichtung zu bedienen, daß ich hin und wieder Lachen auslöse oder Entsetzen, daß ich oft „Laster“ als Thema habe, kurz, ich bin zu brutal und zu wenig vertrauenerweckend für den Bürger, der lieber eingeschläfert werden will zu den Klängen des Harmoniums und der Flöte.

Da ich meinen Mund sowieso zu Anklage und eigenem Lob aufzutun soll, will ich nicht unterlassen, zu sagen, daß ich es war, die den modernen Tanz unter Pfeifen und Johlen des Publikums, getragen von dem fast immer milden und mißverstehenden Lob der Kritik, unter der begeisterten Anerkennung einer Schar moderner Europäer auf die Szene geschleudert hat. Der moderne Tanz ist ja nichts weiter als der Uebergang vom alten zum neuen Theater. Der schauspielerisch produktive Mensch mußte, da ihm die alte Szene nichts mehr bot, zunächst alles selber sein. Er mußte das neue, wieder gereinigte Gefühl haben, aus diesem unmittelbar heraus das Gegenständliche (das Stück der alten Bühne) komprimiert schaffen. Diese Vereinfachung von Raum, Zeit und Gegenstand schuf die intensivste Bewegung und den intensivsten Ausdruck: das Tanzen. Nun steht der Tänzer einsam auf den Ruinen des Theaters, und langsam erwacht in ihm die Sehnsucht nach dem neuen Wort. Dieser Entwicklung, die gleich mir viele gefühlt haben, habe ich als erste den schärfsten Ausdruck gegeben.

DER MODISCHE KÖRPERTEIL

Von

PAULA VON REZNICEK

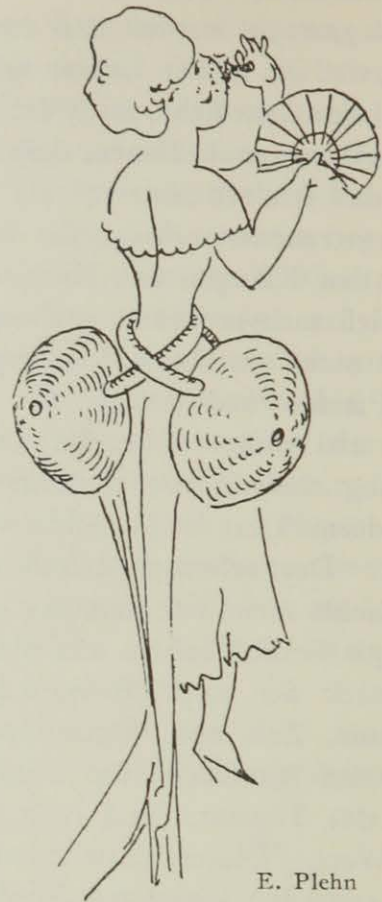
Die größte Kurtisane aller Zeiten, die „göttliche Mode“, hat, um sich alles Untertan zu machen, zu dem einfachsten Mittel der Reklame gegriffen: zur auffälligen Betonung. Ihre Herrschaft datiert schon von Urzeiten, wo vor den verschlossenen Toren des Gartens Eden das Feigenblatt als erstes Symbol der Betonung entstand.

Mit List und Tücke fand sie Jahrhunderte hindurch an dem sichtlichen „vielseitigen“ Körper der Frau gewisse Einzelheiten heraus, um damit die Welt durch Launen und steten „Wechsel“ in Bann zu halten.

Die Majorität der mehr oder weniger femininen Welt liegt ihr zu Füßen, erkennt sie als Herrin, wenn auch Verführerin, als Mätresse (will sagen: Lehrerin) an und opfert die von ihr geforderten Reize willig und hingebungsvoll auf dem Altar der Saison.

Vergangenheit — oder Zukunft —, überall dokumentiert sich ihre Macht unauslöschlich, überall ist der jeweilig betonte Körperteil sichtbares Zeichen des allfälligen Modegesetzes.

Lancierten nicht in der Antike der Aegypterkönig Amenophis IV. und seine liebeizende Gemahlin höchst eigenbäuchig nabelfreie Mode? Später



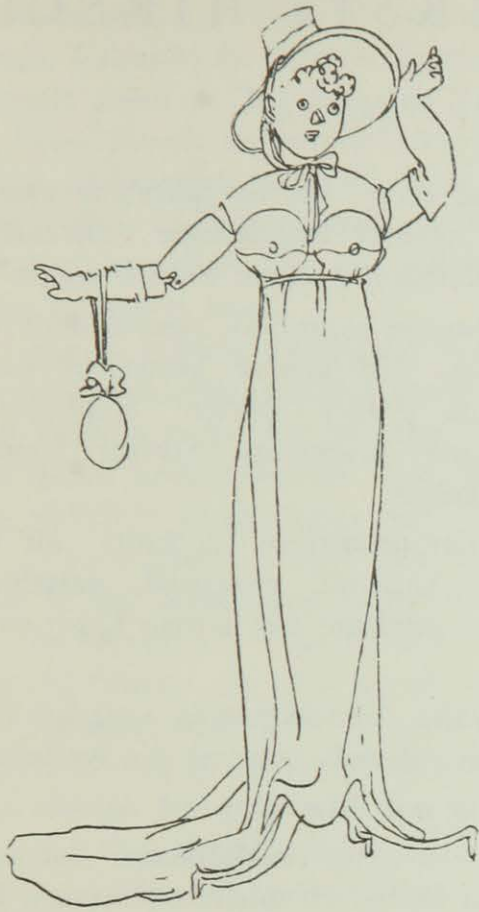
E. Plehn

übernahmen zwar orientalische Tänzerinnen in offensichtlich weniger dezenter Weise diese Sitte, gaben aber ihrerseits ein übriges hinzu.

Selbst die deutsche Renaissance konnte eine Vorliebe für den „Plenus venter“ nicht verbergen; trotz züchtigster Bekleidung und begleitenden frommen Gebärden mußte der Bauch durch besondere Rundung hervortreten. Ob Meister Holbein und Dürer hierdurch mehr inspiriert oder gehemmt wurden, bleibt einer untersuchenden Dissertation vorbehalten.

Die Dubarry, Pompadour und Lavallière, ein flüchtig herausgegriffenes, aber edles Trio des galanten Rokoko, entzücken uns mit ihren markierten Hüften und mehr als halsfreien Ausschnitten. Wußte man doch zu genau, daß die Stärke der Hüften durch eingebaute Drahtgestelle oder, wie es einige sparsame Praktikerinnen taten, durch Brotkörbe erreicht wurde, der Ausschnitt hingegen unverfälschter Natur war. Zu keiner Zeit sind, Gott sei Dank, mutige Männer selbst vor einem Ansturm gegen ein Drahtverhau zurückgeschreckt — von „höher gehangenen Brotkörben“ ganz zu schweigen.

Weitaus größere Anforderungen an die körperliche Vollendung der Frau stellt jedoch das nicht ungefährliche Empire. Selbst ein noch so wenig sichtbarer Hautana wäre in der alles an das Licht des Tages zerrenden — eigentlich höchst rücksichtslosen — Zeit zwecklos gewesen. Die gekrönten Häupter Josefine und Luise mußten hierin persönlich mit bestem Beispiel vorangehen, der heute noch unvergeßlichen Madame Récamier war es aber vorbehalten, in diesen Punkten alle Rekorde zu schlagen.



E. Plehn

Der Liebreiz der Schultern, die Vollendung des Armansatzes, Farbe, Duft und Weichheit der Haut beschäftigte in hohem Maße die Biedermeierzeit. Das Rauschen und Knistern der Seiden und Spitzen unter den weiten Röcken, das bewegungsvolle Auf und Zu der Rocksäume bei den aufsehenerregenden Tänzen einer Fanny Elbler ließen eine angeblich sittenstrengere Generation diese Zeiten als „frivol“ empfinden.

Durch diese etwas übertriebene Moral wurde Königin Mode augenscheinlich verstimmt; sie läßt nicht mit sich spaßen und erteilte flugs einem Körperteil die Ehre der Betonung, der im allgemeinen zu prosaischerer Bestimmung verdammt ist. Der „Cul de Paris“, jener unschöne und gewächsartige Auswuchs, hatte nun das Wort und behielt es — wenn auch nur vorübergehend — so doch viel zu lange für eine nach neuartigen Sensationen immerwährend dürstende Zeit.

Ob sich eine Saharet, eine Otéro in unseren Tagen nicht noch wohler gefühlt hätten?

Ueberhaupt unsere Tage! Die Betonung ist tiefer und höher gerutscht. In der Kürze liegt — die Frau. Von der Sportlady bis zum Tillergirl, vom Backfisch bis zur Großmama, vom Bubikopf bis zum „kniefreien“ Bein wird bis auf taschentuchgroße Hemdhose und halstuchbreites Abendkleid alles vom Kopf ab- und von den Beinen aufwärts — möglichst hervorgehoben.

Was bleibt für später noch übrig? Eine kleine restliche Mittelstraße, die man vielleicht kurz „die goldene“ nennen könnte.

DAS WAR DER ERSTE HIRSCH

Von

KATHARINA VON OHEIMB

Heute, im März 1926, weiß ich nicht mehr, warum jahrelang eine tiefe Leidenschaft für Jagderfolg mich intensiv beschäftigte... Erzählungen Weltreisender und Forscher mit Jagderlebnissen weckten meinen vollen Neid!

Treibjagden, denen ich seit frühesten Jugend beiwohnte, stießen mich wegen der Massenwirkungen immer ab ... Das Ziel meiner Sehnsucht war der Pirschgang auf den stolzen Hirsch im großen Revier. Möglichst viel Hindernisse zu überwinden, möglichst gute Pirschwege, Anstieg, Kanzel... das waren die großen Vorfreuden der Jagdlust.

Der erste Hirsch... Hoch oben in der primitiven Jagdhütte, mit Waldarbeitern und Hegemeistern schlafend, kochend, pirschend, unterhaltend, steigerte die Lust, und die kurzen Träume, geträumt auf hartem Lager, wurden lebhaftere Jagderfolge.

Zwei und eine halbe Woche waren alle Anstrengungen vergeblich, aber jeder Pirschgang ein Geschenk der Natur, niemals umsonst die Anstrengung.

Der letzte Pirschgang kam, Berlin rief mit Sitzungen und Arbeit...

Mein treuer Jagdkumpan und Hegemeister war schlechtesten Laune, auch der Wind war schlecht, etwas verschlafen raffte ich mich von meinem harten Lager auf, der Kaffee war ausgegangen, der Waldarbeiter lahm vom vielen Laufen. Ich selbst, tieftraurig über den Abschied, bedrückt durch die vielen Anforderungen, die meiner warteten, wehmütig war der Abschied vom Wald, der so tröstend mich aufgenommen, mußte nun meinen verstimmtten Jagdbegleiter aufmuntern und ihm gute Laune machen. Durch leichten Sommernebel brach die sieghafte Sonne, leuchtend stand sie über unserem Aufstieg zur Kanzel, der Kampf zwischen Sommer und Herbst hatte eingesetzt. Die Baumwipfel wurden wach und schwangen und neigten sich im aufsteigenden Licht und Morgenwind. Die gute Doppelbüchse lehnte freundlich geladen in der ruhigen Hand, auf hoher Kanzel schwebten wir leicht geschüttelt im Brausen des Frühwinds. Tiefe Schatten warf der Berg auf niedrige Fichten, wir selbst standen im dunkel rauschenden Hochwald; vor uns im tiefen Tal plätscherte ein frisches, reizendes Wässerchen, gebettet in saftigem Moose suchte es den Weg über lustige Wiesen talabwärts.

Zwischen der Sonne und uns erschien geisterhaft ein Rudel Hirsche, wie schwarze Silhouetten standen die Geweihe gegen den Morgenhimmel, kaum dem Fernglas sichtbar verschwammen die Körper im Schatten. Werden sie auf uns zukommen oder talabwärts ziehen?

Der gute Zwölfender sollte in der Feistzeit im Schnakental seinen Wechsel haben, in zwei Stunden mit vielen Umwegen von der Jagdhütte aus zu erreichen. Hier oberhalb des Tales war eine hohe Kanzel, mit Fichtenzweigen abgedichtet, erbaut; nachts zwei Uhr löschten wir unsere Laternen, Abhang herauf, Abhang herunter, um im tiefsten Dunkel den Stand zu erreichen.

Endlich oben... Zitternd beobachtete ich das Gelände, stellte fest, daß noch kein Kahlwild die Hirsche begleitete, daß aber der Wechsel sich geändert; die Brunft stand in den nächsten Tagen bevor. Wehmütige Ueberlegungen ließen keine Freude aufkommen, wie grausam, den Hirsch zu erlegen, ehe er Ziel und Liebesglück erreicht. Wie grausam ist der Mensch gegenüber der Natur! Hätte mein Hegemeister diese Gedanken hören können, ich glaube, eine tiefe Verachtung für die weibliche Jägerin hätte ihn sich schauernd von mir abwenden lassen.

Er war in größter Aufregung und knurrte böse, als die Hirsche nicht zu uns herüberwechselten, sondern abwärts zum tiefen Tal zogen. Eine Hoffnung für die Hirsche mehr, für uns eine weniger. Ich verfiel in tiefe Vergleichsmystik dieses Erlebnisses mit dem täglichen Leben.

Da, plötzlich, direkt unter dem Sitz ein knarrendes Geräusch brechender Aeste... Eine dunkle Masse zieht etwa 90 Meter hinter der Kanzel an uns vorüber in den dämmrigen Hochwald. „Ein Kahlwild“, flüstert mein Jäger, heiser vor Erregung. „Ein Hirsch“, sage ich prompt, zitternd vor Lust. Ich spanne die Büchse, sie hoch an die Schulter klemmend; noch einmal erblicke ich ein riesenhaftes Geweih, so groß und mächtig wie ein Geweih aus meinen schönsten Träumen, ich schwinde vor Erregung und fühle den Lauf der Büchse wie ein Rohr hin und her schwanken. Halb im Traum höre ich den Rat meines alten Jagdfreundes, des Grafen Mirbach, im Ohre brausen: „Bei Aufregung die Büchse hinsetzen und den Mut haben, zu warten!“ Ich folge dem lieben Freunde — zitternd —, um nochmals die Büchse anzusetzen. Da gibt der Hirsch mir das Blatt frei, auf 80 Meter Entfernung steht er vor mir... Der Atem meines Jägers geht schnell und laut, oder war's mein Atem???? Das Herz schlägt wie ein Amboß, Adern und Hals klopfen... Ich schieße, die Kugel fliegt mit Krach, der Hirsch stolpert — — getroffen!

Schweißtriefend, an allen Gliedern zitternd, die Büchse bereit zum zweiten Schuß, sehe ich nichts mehr vor Tränen.

Laut geben die Berge den Schuß wider — die Sonne hat die Nacht überwunden — neugierig erhebt sich die goldene Halbkugel über den Wäldern — ein Eichkater kugelt sich um die dickste Fichte. Meinen Jäger hält es trotz Ermahnungen nicht mehr an meiner Seite, er klettert aufgeregt die Leiter herunter, stürzt zum Abschuß und verkündet mit rufender Stimme: „Der Zwölfer, der Zwölfer, ein guter Blattschuß!“

Ein Indianertanz ist nur ein ruhiger Walzer im Vergleich zu dem Reigen, den wir beide aufführten. Einen Eichenbruch, getaucht in den Schweiß des Herzens vom Hirsch, bot der gute Jagdfreund mir, kniend auf dem Fangmesser überreicht.

CHAMPION ACHILLES

Von

BRUNO SCHRÖDER*)

Als das Griechentum auf der Höhe seiner Kultur angelangt war, stand es einsam unter den Völkern der alten Welt da. Aegypten und die Länder des Ostens hatten ihre großen Zeiten lange hinter sich, Rom begann eben zu politischer Macht aufzustreben, die nordischen Völker lebten noch in prähistorischen Zuständen.

So hatte die klassische Kultur nirgends ihresgleichen, am wenigsten in der Verbindung von geistiger und körperlicher Ausbildung, die den Griechen auszeichnet. Denn es gab ja einzelne Wissenschaften auch anderswo, und Perser und Germanen trieben wenigstens die für den Krieg notwendigen Vorübungen. Aber die körperliche Schulung als notwendiger Bestandteil der Bildung überhaupt war den Hellenen vorbehalten. Ebenso wäre es noch vor wenigen Jahrzehnten, wenigstens in Deutschland, unmöglich gewesen, einen Vergleich zwischen der antiken Gymnastik und der modernen Leibesübung anzustellen, ohne der Antike den unbestrittenen Vorrang zuzuerkennen. Denn soviel Vorteile und Segnungen das Turnen bot — ein Gemisch aus natürlichen und künstlich ersonnenen Uebungen —, so nahm es sich doch schon äußerlich gar zu unantik aus. Die unschöne Kleidung — die Hosen wohl gar mit Stegen versehen —, die betonte Strammheit, die Geräte, die alkoholischen Begleiterscheinungen waren mit Griechentum nicht zu vereinigen. Das Wort „fromm“ stand mit unter den vier Worten, die mit ihren Anfangs-F das turnerische Kreuz bildeten, aber die Befolgung des darin liegenden Gebots war Privatsache.

Seitdem nun die Leichtathletik dem Turnen den Rang streitig macht — es soll hier nicht zu dem leidigen Zank Stellung genommen werden —, hat sich das Bild verändert. Immer allgemeiner dringt die Ueberzeugung durch, daß die körperliche Schulung ein Teil der Erziehung schlechthin sein *müsse*, immer mehr Anhänger wenden sich den in freier Luft getriebenen, naturgemäßen Uebungen zu, und immer mehr schwindet die Scheu vor der einst verpönten Entblößung des Körpers. Auch sind die von den antiken Athleten betriebenen Uebungen sämtlich vom modernen Sport wieder aufgenommen worden, und wie im Altertum wird das erreichte Können fortwährend in Wettkämpfen unter den Kameraden und mit den Mitgliedern fremder Vereine gemessen. Ja, wie die Agonen einen unentbehrlichen Bestandteil jedes Festes bildeten, so treten nun bei uns sportliche Vorführungen in den Programmen festlicher Veranstaltungen, wie Universitätsjubiläen und dergleichen, neben die früher allein üblichen Kommerse oder gar an ihre Stelle. Es sind sogar eine Zeitlang regelmäßige Olympiaden unter allen Kulturvölkern abgehalten worden. So ist es denn heute leichter, die Parallelen mit der Antike zu ziehen.

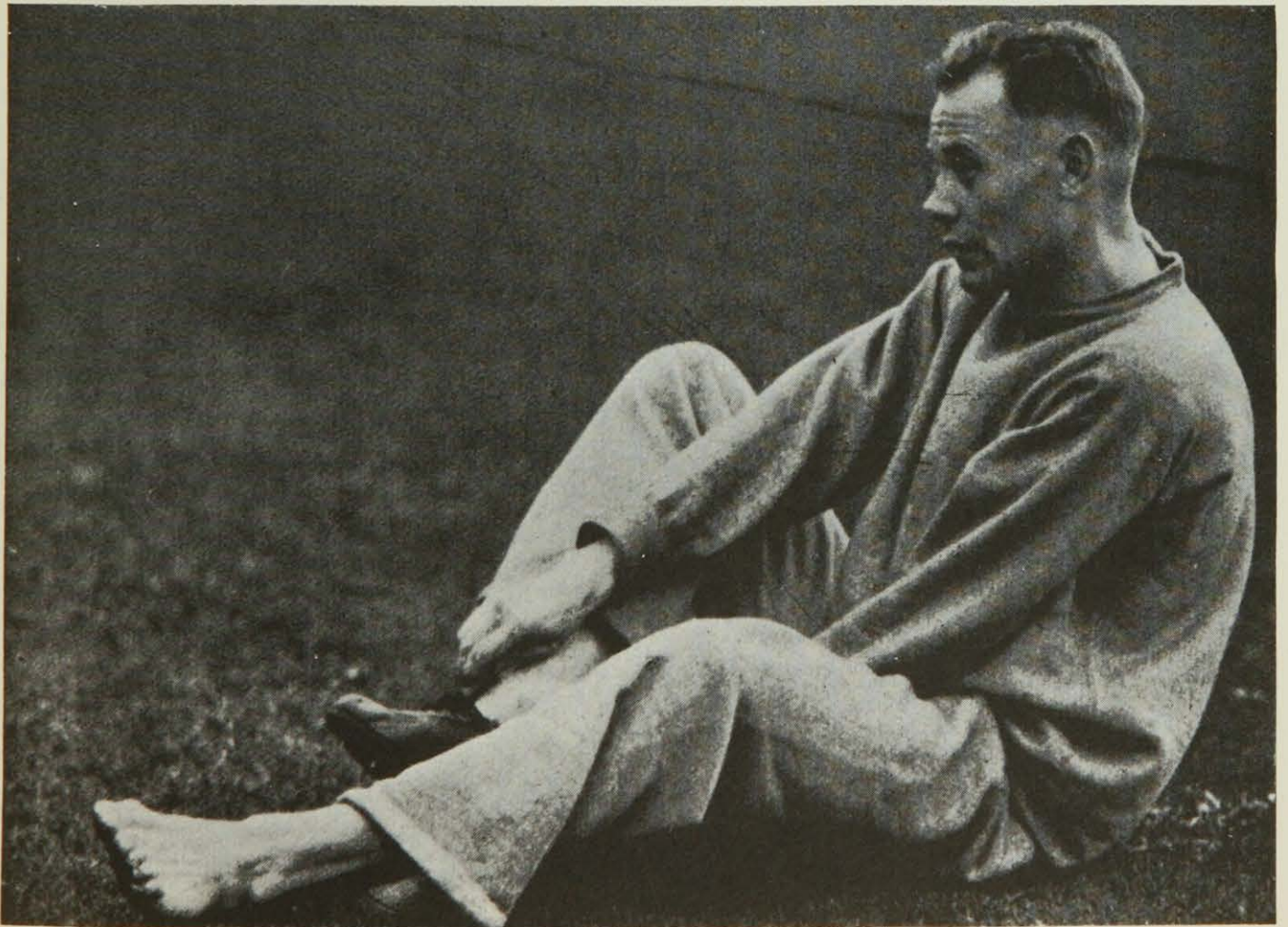
Unerreichbar wird für uns noch lange die Opferwilligkeit sein, mit der im Altertum das sportliche Leben vom Staat und von Privaten gefördert wurde. Die

*) Entnommen aus dem bei Schatz & Co., Berlin, demnächst erscheinenden Buche: „Sport im Altertum“.



Ausgestellt auf der Gesolei

Robert Delauney, Die Läufer. Oelgemälde



Nurmi, das größte Lauf-Phänomen der Welt



Die Tänzerin Angelo Cummings auf dem Dach eines New-Yorker Hotels



Photo M. Soulié

Mme. Jean Renoir (Catherina Heßling) als „Nana“ im Moulin Rouge



Wide World Photo

Das Monokel hilft. Amerikanischer Student beim Hochsprung



Dresden, Albertinum

Läufer und Springer. Griechisches Schalenbild des 5. Jahrhunderts v. Chr.



Utamaro, Badende Frau. Holzschnitt



Continental Photo
Miß Doidge, preisgekrönte amerikanische Sportschönheit

demokratische Einrichtung der Liturgien bedeutete für den reichen Bürger eine Vermögensabgabe, die auch mit den härtesten Steuern neuer Zeit nicht verglichen werden kann. Ausrüstungen ganzer Schiffe, Ausstattung und Einstudierung von Theaterstücken, die ja im Rahmen des Gottesdienstes aufgeführt wurden, und anderes, was die öffentlichen Mittel überstieg, wurde so beschafft. Zu solchen Liturgien gehört die Gymnasiarchie, ein kostspieliges Ehrenamt, das den Inhaber verpflichtete, die Sportlehrer anzustellen und den Unterricht zu überwachen, Lehranstalten zu erbauen und zu unterhalten, das in Mengen verbrauchte und verschwendete Salböl zu beschaffen und festliche Wettkämpfe zu veranstalten und die Preise dafür zu stiften.

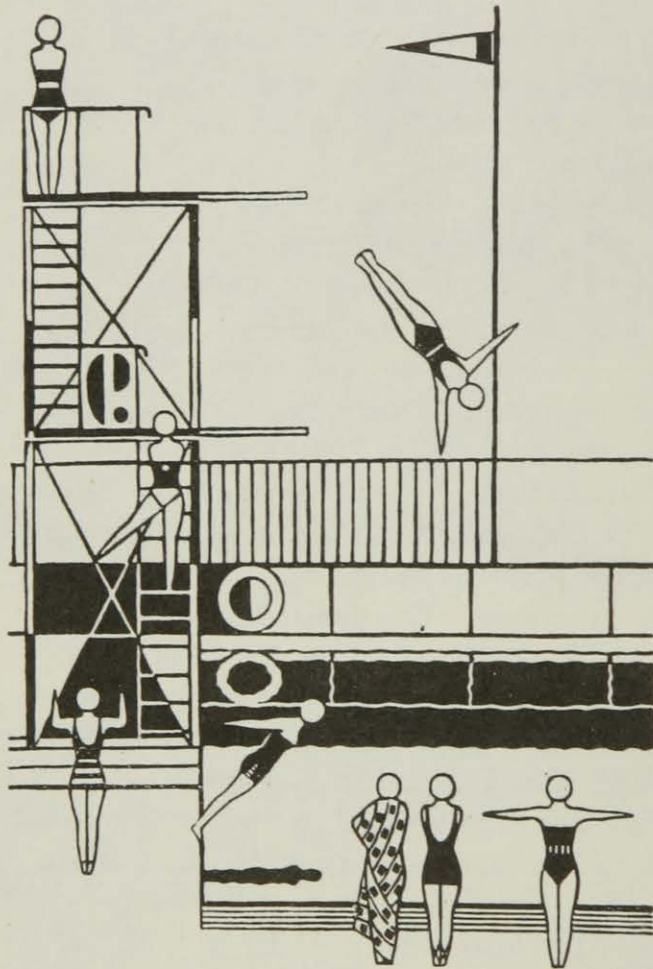
Vorbildlich bleibt auch immer noch das enge Verhältnis zwischen antiker Kunst und Gymnastik. Zwar wird mit Druckerschwärze bei uns in Anleitungen und Bilderbüchern, Berichten und Aufsätzen in Sportzeitschriften viel geleistet, aber man kann nicht behaupten, daß seit dem Altertum viele wesentlich neue Gedanken haben hervorgebracht werden können. Zudem erscheint gar manches in einer so ungepflegten sprachlichen Form, daß schon die ersten Sätze den geschulten Leser abschrecken. Was die bildende Kunst der Alten dem Sport zu verdanken hatte, ist ausgeführt worden. Die Weihgeschenke der Sieger, ihre Standbilder und Gemälde, gaben den Künstlern immerfort Anlaß zur Verherrlichung des kraftvollen, durchgebildeten Menschenleibes, und die größten Künstler haben gerade in solchen Aufgaben ihr Höchstes geleistet. Daneben lieferte das Kunsthandwerk der Vasenmaler und Kleinplastiker ungezählte Darstellungen aus dem palästrischen und agonistischen Leben, neben der Literatur die Hauptquelle für unsere Kenntnis vom antiken Sport. Allerdings stehen alljährlich in unseren Kunstaustellungen und in den Schaufenstern der Galanterieläden Bildwerke, die dem Sport ihre Entstehung zu verdanken scheinen, aber gewöhnlich kommt entweder das künstlerische Vermögen oder die sportliche Zuverlässigkeit zu kurz, und selbst die gelungenen Arbeiten finden nicht den Weg in die Stadien und auf die Sportplätze der Vereine, wo sie als beständige Vorbilder und Mahner wirken könnten.

Zwei weitere Unterschiede sind mehr äußerer Art, wenn auch nicht unwichtig:

Das Altertum belohnte nur immer die beste Leistung der zufällig anwesenden und miteinander streitenden Athleten. Man kannte nicht die mit mechanischen Hilfsmitteln festgelegte Höchstleistung, den Rekord, ein notwendiges Uebel, das seine Aufgabe für die Steigerung der Leistungen und die Erregung des Ehrgeizes hoffentlich erfüllt haben wird, wenn die menschliche Natur der weiteren Steigerung Halt gebietet. Merkwürdigerweise ist es auch den gewinnlüsternen Griechen nicht in den Sinn gekommen, auf Sieg oder Niederlage Wetten abzuschließen, was ja in neuester Zeit vom Pferderennen auf Box-, ja auf Tenniskämpfe übergegangen ist. Aber trotz allem, was uns heute noch fehlt und trotz allen Uebertreibungen, die sich bereits eingestellt haben, brauchen wir die Vergleichung mit der Antike nicht zu scheuen.

Es mangelte den Alten das Bewußtsein von der sozialen und internationalen Aufgabe des Sports. Denn die ausgebildete Gymnastik als Kulturelement war den Besitzenden und den klassischen Kulturnationen vorbehalten, während wir

im Sport ein Mittel zur Volkswohlfahrt sehen und ihn ehemals auch als ein Mittel zur Verständigung der Völker untereinander begrüßen durften. Wenn man die Ausführung der einzelnen Körperübungen bei den Griechen studiert, so wundert man sich über manche unzweckmäßige Gewohnheit. Das Springen mit den Springgewichten, das Starten zum Laufen mit den eng beisammen stehenden Füßen, das Einölen der Körper beim Ringen und Faustkampf, das nervenzerreißende Flötenspiel beim Pentathlon, die primitive Bauart der Rennwagen, endlich die furchtbare Roheit des Faustkampfes mit den schweren Handschuhen — das alles stimmt nicht recht zu unseren Begriffen. Manches



Gerd Arntz

Holzschnitt

erklärt sich aus dem Festhalten am Herkommen, das bei den Alten oft unverbrüchlich ist, anderes aus dem Bedürfnis nach schöner Form. Die antiken Regeln für die Ausführung der einzelnen Sportarten wären für uns keineswegs vorbildlich. Sicher sind auch die höchsten Leistungen des Altertums durch die modernen Rekorde längst überholt worden, und der Umkreis des modernen Sports geht weit über antikes Maß hinaus. Wir haben viele Nachrichten über das Ballspiel; danach war es immer nur Spiel, auch Vorübung; aber es erforderte nicht entfernt die Kraft, Ausdauer und Gewandtheit wie unsere neueren Ballspiele, Tennis, Fußball usw. Gänzlich mangelte den Alten, trotz der natürlichen Gelegenheit dazu, der Sinn für Wandern und Bergsteigen und für den Sport in und auf dem Wasser. Das bißchen Wettrudern,

das hier und da ausgeführt wurde, ist nicht der Rede wert. Wintersport konnte in dem warmen Klima nicht entstehen, der modernen Technik war die Erfindung des Sports mit rollenden und fliegenden Maschinen vorbehalten.

Aber das Entscheidende, das nun wieder alte und neue Zeit verbindet, ist doch die Gemeinsamkeit der Ueberzeugung, daß der menschliche Leib nicht ein sündhaftes Gefäß der Seele, sondern in seiner Kraft, Beweglichkeit und Schönheit dem Geiste gleichgeordnet ist, und daß es zur „Bildung“ gehört, auch ihn zu bilden und zu formen und ihm durch unablässiges Streben die Leistungen abzuwingen, zu denen er fähig ist, soweit es die Natur zuläßt, die auch die körperlichen Gaben unterschiedlich verteilt.

DER MANN, FÜR DEN AMERIKA GUMMI KAUT ...

Von
FRIEDRICH KOCH-WAWRA

Hoch über dem Eastriver hängt an zwölf Stahltrossen die gewaltigste Brücke der Welt. Es mag größere Brücken geben, Brooklyn Bridge allein singt das eiserne Lied unserer gewissenlosen Zeit. Diese Brücke ist Rhythmus.

Unter ihr dampfen Ozeanriesen mit gemächlichem Schraubenschlag um Brooklyn herum dem Meere zu; über ihr wirft der Himmel graue Schwingen um die Steinkästen von Manhattan.

Ueber die schwankende Schönheit an den Stahltrossen aber rollen Autos und Tramways und die Züge der Neverstopping-Hochbahn. They never stop. Tag und Nacht schmettern die Hochbahnzüge ihr dumpfes Lied über die Brücke. So erstirbt niemals der Rhythmus von Brooklyn Bridge. — — —

Mitten auf der Brooklyn Bridge — in dem Augenblick, als unser Fulton-Expreß einen heimwärts dampfenden Lloydsteamer überquerte — sah ich G. P. Weber. Dort saß er über seine Zeitung gebeugt.

Jetzt legt er sie beiseite, blickt mit Herrschermiene im Abteil umher und scheint tonlos zu verkünden: Diese Hochbahn kontrolliere ich. Das Lied von Brooklyn Bridge singe ich. Aber, ihr seht es, ich ziehe meine Hochbahn meinem Auto vor. Ich bin bei euch alle Nachmittage ...

Dreimal habe ich in der vergangenen Woche G. P. Weber zu interviewen getrachtet, weil unsere Rubrik „Wege der Erfolgreichen“ auf ihn nicht verzichten kann. Einmal wurde ich auf seinem Office abgewiesen, einmal von seinem Haushofmeister hinausgeworfen und einmal von seinem Portoboy auf die rechte Fähre verwiesen.

„Fahren Sie mit dem Fulton Train nachmittags 4.18! Dort treffen Sie ihn...“

Zwischen Himmel und Wasser und rollenden Rädern trete ich also auf G. P. Weber zu und zücke den Bleistift.



Adolf Dehn

„Good afternoon, Mr. Weber. Sie kennen mich vom Presseball. Darf ich eine Frage an Sie richten?“

Der Erzmillionär ist in guter Stimmung; er lächelt leise.

„Ich weiß, Sie sind der Mann von der Rubrik ‚Wege zum Geld‘, yes?“

„Allright, Mr. Weber, darf ich um Ihren Weg bitten?“

„Well, junger Herr, das ist sehr einfach. Ich stamme aus Hannover. Es ist blutig wahr, aus Hannover. Vor dreißig Jahren stand ich dort unten am Kai mit ganzen 5 Cents in der Tasche. Aber ich hatte einen feinen Anzug, I say, einen verdammt feinen Anzug. Wie ich so über den Broadway gehe und an die letzte Mahlzeit denke, finde ich eine Staatszeitung. In dem Paper steht eine Annonce: FLÖTENUNTERRICHT GESUCHT. Ich gehe also hin und will Flötentöne beibringen —“

„Excuse, Mr. Weber, Sie spielten also Flöte?“

„Ich — Flöte? Ein verdammt feiner Witz, junger Herr! Seit wann spielen Auswanderer Flöte? Flöte! Hähä! Sehr gut — — Allright, ich gehe also hin und frage nach dem Honorar. Der Mann will zwei Dollars die Stunde zahlen. Well, wir fixen die erste Stunde für den nächsten Morgen. Ich aber laufe blutigschnell in einen deutschen Laden hinein und erkundige mich, wo man Flöte spielen lernen kann. Eine Stunde später stehe ich in Canal Street vor einem Italienerhaus und finde einen Flötenlehrer für einen Dollar die Stunde. So lernte ich Flöte spielen, und was ich gelernt hatte, brachte ich am andern Tag meinem Schüler bei. Sehen Sie, so wird man reich.“

„Aber Ihre Millionen, Mr. Weber!“

„Well, Gentleman, ich lernte Flöte spielen, nothing else. Nur dadurch, daß man aus seinem Gesichtskreis alles entfernt, was nicht zur Sache gehört, erlangt man den untrüglichen Scharfsinn, der zum Finden des Geldes führt. Es ist die Gnadengabe des Geldgenies, sich nicht im Wege zu stehen mit Unwesentlichkeiten. Ich blieb also bei der Flöte. Ich gab vielen Leuten Unterricht, und einem jeden verkaufte ich eine Flöte. Bald wurde der Umkreis, den ich mit der Flöte kontrollierte, zu klein für einen Mann von meinem Expansionsdrang. Ich rückte die nächstliegenden Unwesentlichkeiten in meine Geschäftslinie. Warf mich auf Trompete, Fagott und Tenorhorn. Ich stattete Trupps zu je vier Mann mit meinen Instrumenten aus und ließ sie auf den Straßen blasen gehen. Ich begründete den Trust der sogenannten German Bands. Mein erstes Geschäft war der Instrumentenladen in der Francfort Street. Now listen, junger Herr! Jetzt kommt das Wunderbare. Sagte ich nicht, daß man alles aus seiner Linie räumen muß, was nicht zur Sache gehört? Ich tat plötzlich einen Schritt in ein anscheinend fremdes Gebiet. Aber der Schritt führte aus dem Munde eines Trompeters, der sich die Lippen krank geblasen hatte. Ich kalkulierte: Warum bläst dieser Mann seine Lippen wund? Weil sein Mund nur partielle Gymnastik treibt. Seine Lippen arbeiten, die übrigen Muskeln stehen still.

Ich stellte ein hygienisches Kaugummi her, ein Gummi von hochgradig beruhigender Wirkung auf die Mundnerven. Zugleich Desinfektionsmittel. Ich verkaufte es zu dem lächerlichen Preis von 5 Cents pro Dutzend an

Musiker und Schauspieler. Nach einem Jahre verkauften bereits 30 Salesmen mein Gummi an sämtliche New-Yorker Drug-stores. Ich parfümierte mein Gummi und steckte meine sämtlichen Barmittel in Reklame. Dann nahm ich mir einen Sozius. Wir bauten eine kleine Fabrik in Bronx. Als mein Sozius starb, zahlte ich seiner Frau 20 000 Dollars aus. Von da an führt mein Weg steil bergauf. Es gab für mich nichts anderes mehr als mein Gummi und die Reklame für ebendies Gummi. Zehn Jahre später kaufte ich eine Eisenbahnlinie. Aber nicht, um Railroadman zu werden, sondern um 1000 Meilen Schienenweg und 300 Wagen zu besitzen, in denen es auf Schritt und Tritt nur eine Reklame gab: Kaut dies Gummi! Es desinfiziert den Mund, beruhigt die Nerven und verleiht durch immerwährende Mundgymnastik die scharfen Gesichtszüge des smarten Amerikaners. Well, ich schuf also das harte Antlitz der Yankees. 1906 kontrollierte ich bereits den Bau der New-Yorker Subway. 1910 besaß ich 12 500 Meilen Eisenbahn. 1912 reparierte ich die Brooklyn Bridge. 1914 kontrollierte ich die Kaugummiproduktion Amerikas. Heute kauen 120 Millionen Menschen Gummi für mich.“

G. P. Weber steckte ein neues Gummi in den Mund. Ich tat blitzschnell das gleiche.

Ich durfte G. P. Weber zu seiner Villa begleiten. Derselbe Haushofmeister, der mich vorige Woche hinausgeworfen hatte, nahm uns lächelnd die Mäntel ab. G. P. Weber ließ einen Whisky servieren.

„Es ist so, wie ich sage. Alle Pläne ins Ungewisse nützen nichts. Beherrsche dein kleines Gebiet! Wenn du es vollends kontrollierst, dann erst pflanze ein neues Reis auf! Auf diesem Weg wird dir eines Tages irgendein kleiner Glücksfunke die breite Bahn zum Reichtum erschließen. Nicht großartige Pläne von außen her, sondern Kleinigkeiten aus dem Inneren



Heinrich Nauen

unserer Geschäftslinie heraus führen zu Millionen. Dann heißt es die gebotene Möglichkeit sofort erkennen und alle unverbrauchte Energie in sie einströmen lassen.“

G. P. Weber nahm eine Flöte aus einem Etui und spielte. Zwei Windhunde kamen angesprungen und bellten dazwischen. Ich schloß die Augen. Es hörte sich an, als spiele der hochselige König Friedrich II.

„Nochmals, junger Mann. Wollen Sie reich werden, so kontrollieren Sie zuvor Ihr eigenes kleines Gebiet. Dann kommt das Glück von selbst.“

Mit diesen Worten war ich entlassen.

Ich fuhr heimwärts und kaufte mir sogleich eine Flöte. Aber sie führte mich nicht zum Wohlstand.

Ich besitze die Flöte nicht mehr. Vorige Woche, auf einer Reise nach Polen, wurde ich samt meiner Flöte kontrolliert. Ich schenkte sie dem polnischen Staat.

Seitdem geht es mir wieder etwas besser.

REINE KÖRPERFORMEN

(Herausentwicklung reiner Körperformen durch Atemtechnik und Gymnastik verbunden mit Massage und Diät)

Von

KLARA HEYDT

Wie tritt man an diese Aufgabe heran? Man muß Formensinn haben, ja Begeisterungsfähigkeit für die reine Form. Man muß aber auch Tastsinn haben — Spürvermögen in den Händen, in den Fingerspitzen zum Lockern und Aufstößern von Verklebungen und Ablagerungen in Muskeln, Geweben, Sehnen und Gelenken. Man muß die Norm des Skeletts vor Augen haben. Man muß sich immer wieder vorstellen, daß von dessen Stellung viel Wohl und Wehe für den Körper abhängt, nämlich: die Lage aller Organe und ihre Funktionsfähigkeit, sowie die für den Stoffwechsel bedeutsame Blutzirkulation. Daß das Blut — als Stoffwechselträger — abgestaut oder durch Ueberfüllung die Zonen krankhaft, verkümmern macht, die Form zum Entgleisen bringt, sie etwa zu fett oder zu „mägerlich“ werden läßt, und zu verhängnisvollen Folgen im Stoffwechselbetrieb und für den ganzen Organismus führen kann, ist zu bedenken. Dieses in erster Linie lindern und verhüten helfen! Und wenn es auch nicht speziell gesundheitlich, sondern rein ästhetisch und künstlerisch zu fördern gelten sollte! Sehen wir uns als würdigstes Vorbild die Griechen an, das, was sie aus der Blütezeit uns überliefert haben, was den Sehfähigen oder Wahrnehmungsfähigen packt, erschüttert: Diese Proportions- und Formenschönheit des Leibes! Diese Haltungs- und Bewegungsdisziplin, die auch jedem von uns zum beglückenden Erlebnis werden kann. Die anatomisch-physikalische Gesetzmäßigkeit, die dort notwendig zugrunde liegen muß. Die Erfüllung derselben auch in ihrer physiologischen Wirkung — wohl bis heute der würdigste Maßstab — ist die geniale Wiederentdeckung der Frau *Mensendieck*.

Aus solchem Erkennen heraus wurde die Angriffsweise offenbar zur Zurechtrückung oder Umstellung des menschlichen Körpers nach jenem Vorbild zielbewußter Innervation, zielbewußtem Ausgleichsbestreben, zu meiner Bearbeitungsweise der Körperzonen, meinem besonderen Arbeitssystem. Ein Hineinlauschen, Hineinhorchen in den Organismus, soweit es der Nicht-ärztin nur möglich ist. Die bekannten Begriffe: Atemtechnik, Gymnastik, Massage wuchsen, wurden ganz anders, als man im allgemeinen sie aufzufassen gewöhnt ist.

Zunächst wird jeder Körper selbstverständlich individuell einer Durchsicht unterzogen, welcher Korrekturen er bedarf in seiner Skelett-Anlage, in der Stellung seiner Gelenke vom Fuß bis zum Kopf, in Haltung, später auch in Bewegung. Ferner wird eine Prüfung seiner Weichteile, die das Skelett zusammenhalten, sowie auch der Beschaffenheit der Haut vorgenommen. Je nach deren Befund, je nach Wahrnehmung der anfangs erwähnten Verklebungen, Ablagerungen, die sich leider nur zu oft schon an Jugendlichen zeigen, je nach Vorhandensein abnormer Fettschichten, je nach Herz- und Nervenverfassung, setzt nun meine Massageart ein, entweder erst allein, d. h. passiv für den Behandelten, oder zu gleicher Zeit mit Atem- und Bewegungsübungen. Sie bereitet — in diesem Falle als *M i t t e l* zum Zweck — sie kann natürlich auch in anderer Weise dem Zwecke dienen —, die einzelnen Zonen, anfangs möglichst oft hintereinander, sofern es der Gesamtzustand erlaubt, um die Wirkung zu beschleunigen. Ich nenne mich oft scherzhaft „Putzfrau im Körperhaushalt“, und doch ist diese Arbeit andererseits auch wie ein Formen, Modellieren am lebenden Körper.

Dies dient nun zur wesentlichen Erleichterung des Behandelten und ermöglicht oft erst überhaupt die Fähigkeit, ohne Ueberanstrengung zu üben.

Ich habe immer mein heimliches Vergnügen, wie still und hingebungsvoll die meisten gerade bei der Gesichtsbehandlung sind, wie emsig bei Erlernung meiner Gesichtsübungen.

Ich bezeichnete meine Massage im großen und ganzen für unser Ziel als Mittel zum Zweck deshalb, weil ich von vornherein — zunutzen des Behandelten —, auf dessen Aktivität hinstrebe, denn der Muskel formt und stählt sich am



Arthur Grunenberg Harald Kreutzberg

ehesten durch Eigentätigkeit und wird zugleich ein wesentlicher Hilfsfaktor für das Herz durch Förderung der Blutzirkulation.

Der Beginn dieser Eigentätigkeit zielt zunächst auf die erwähnte etwa nötige Korrekturarbeit hin, die auch zonenweise und liegend, sitzend, also nicht immer gleich stehend, sondern möglichst kräftesparend vorgenommen wird. Zugleich wird die Atemschulung ins Auge gefaßt und in den Vordergrund gedrängt, aber nicht etwa von dem Standpunkt aus, wie sich der Körper gerade zufällig hält, sondern immer in dem Korrekturbestreiben, sofern die Einstellungsform nicht oder noch nicht möglich ist. Dies ebenfalls im Liegen, Sitzen, Stehen, je nach Befinden des Schülers. Hierdurch wird der Einatemluft in meist wenig benutzte Rückenzone Zutritt verschafft, die so wichtige Lendenwirbelgegend und die oft so schwache Rückenzone kräftig entwickelt. Die Bauchmuskulatur wird zur Ausatemungsverlängerung sehr stark in Anspruch genommen. Dies alles ist bedeutungsvoll für unser bewußt bleibendes Ziel. Nebenbei bemerkt: stimmtechnisch von außerordentlicher Bedeutung. Es werden in unserem Körper bessere Atemspeicher- und Resonanzräume mit dem weiteren Ergebnis einer vervollkommenen Atemstützfähigkeit bereitet. Es wird auf eine verbesserte Atmungsweise im täglichen Leben hingewirkt. Es wird u. a. eine Atmungsweise geübt, wie sie nötig ist bei größeren Kraftleistungen, wie Treppensteigen, Bergsteigen, Laufen usw., um ausdauernder zu werden ohne Herzüberanstrengung.

Aber auch Ausdrucksatmung — was wahrscheinlich noch wenig bedacht ist — für darstellende Künstler, wird geübt; wie beispielsweise das Charakteristische des Hasses, das Hingebende der Liebe atemtechnisch am besten ausgedrückt werden kann. Das wird um so lebenswahrer, je beherrschter der Atmungsapparat und mit ihm der ganze Körper ist.

Für Stimmtechnik wiederum gibt es besondere Uebungen, außer den elementaren, auf welche sich stichhaltig alle anderen aufbauen lassen, und die für diese als Grundlage unerläßlich sind.

Und nun mein Begriff „Gymnastik“. Ich wünschte diese nicht nur aufgefaßt als „Turnen“ im alltäglichen Sinne, sondern als eine Disziplin, welche sogleich hinüberträgt ins tägliche Leben, was nur möglich und nötig ist an erwähnter Umstellung der Gelenke, Verbesserung der Haltungs- und Bewegungsgewohnheiten. Das lohnt sich ungeahnt!

Im Wachstum weist es die Richtung an. In der Form, in welcher ich mich halte und bewege, gedeihe ich. Dieses gilt von dem tragenden Teil des Körpers, dem Unterkörper, ebenso, wie von dem getragenen, dem Oberkörper. Das ist für den Blutkreislauf und Stoffwechsel so wichtig und gegen den verhaßten Hängeleib und Hängebusen, gegen die Hängeschulter, gegen den das Rückenrelief so beeinträchtigenden Hohlrücken und seine Schwäche, den Leibteil oberhalb des Nabels, gegen das Schaukelbecken, die X-Beine, gegen Senk- und Plattfuß, entlastend für das Krampfaderbein und für den aufgetriebenen Ballen etc. etc.

Es ergeben sich eine ganze Anzahl äußerlich kaum sichtbarer, aber förderlicher Uebungen, auch atemtechnisch, mit denen man manch unbenutzten Augenblick des Tages ausfüllen kann, im Warten auf die Elektrische, im



Photo Rieß, Berlin

Der Boxer Horst Schade

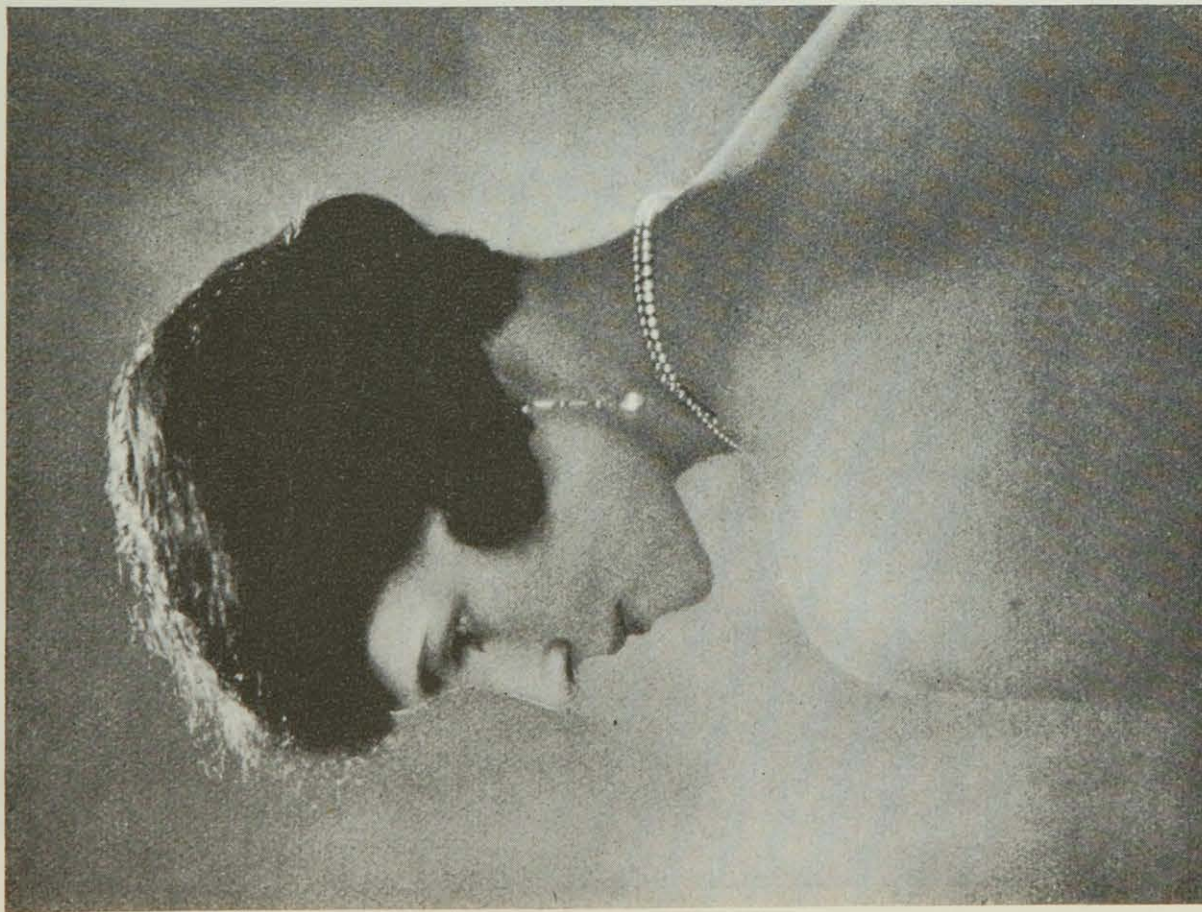


Photo Binder, Berlin

Frau Hans S.



Jockei Haynes erteilt seinem Söhnchen Reitunterricht



Der Pilot Udet

Photo Graudenz



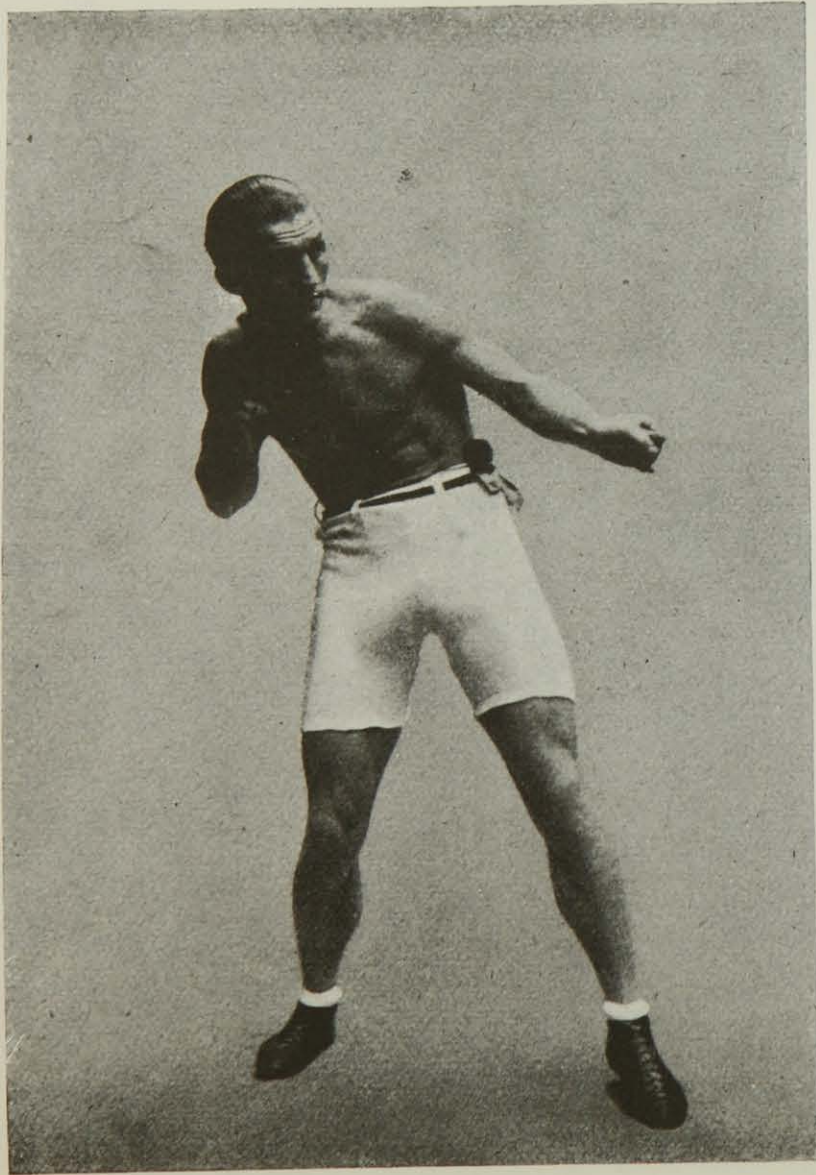
Photo Gal. Flechtheim

Leihgabe Frau Suermond auf der Gesolei
Henri Rousseau, Ballspieler. Oelgem.

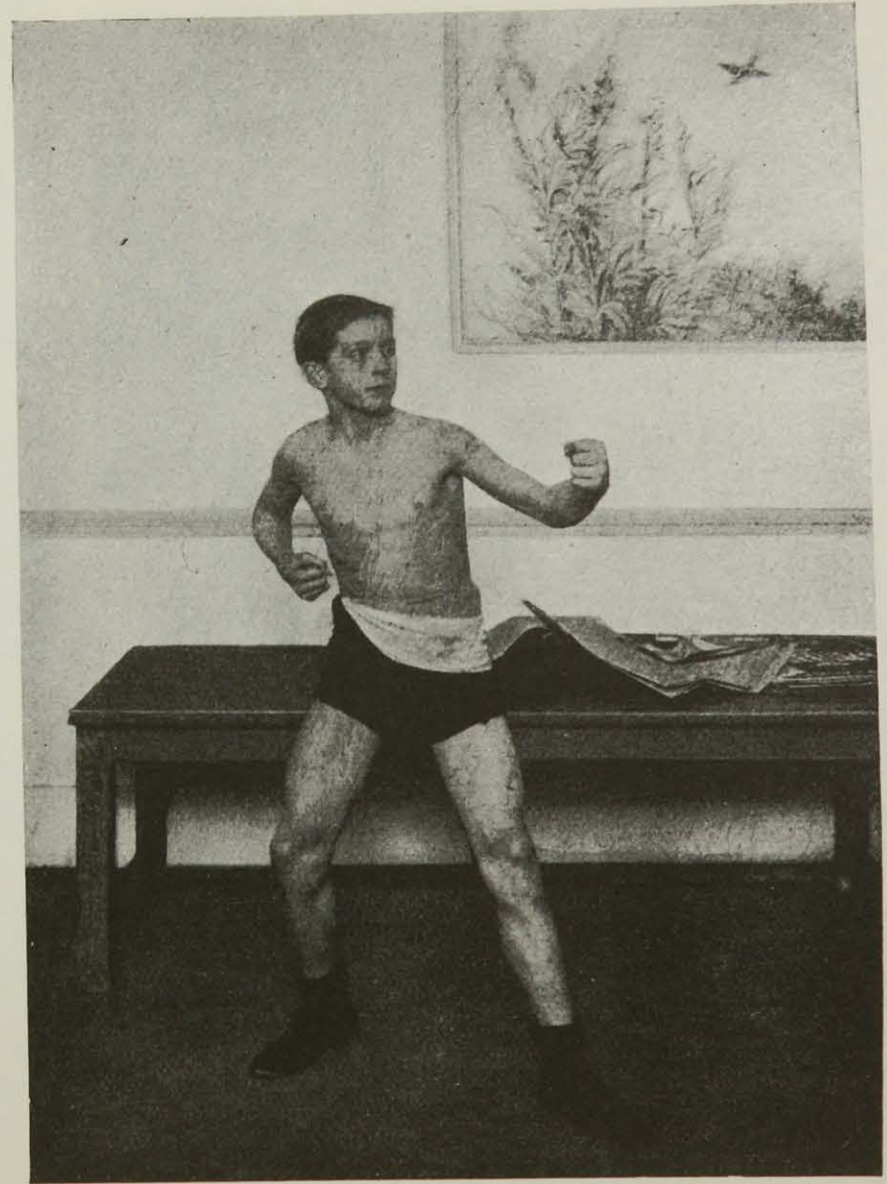


Der Torwächter rettet

Photopress



Georges Carpentier heute



Georges Carpentier, 13 Jahre alt
Photos Jean Cocteau

Auto, im Bürodienst, überall kann man etwas tun im fördernden, formenden Sinne, allein schon durch die erlernte Haltung und Atmung auch im Sitzen. Dies sei bemerkt zugleich dem Einwand gegenüber: „Keine Zeit zum Turnen.“ Etwas zu tun ist immer besser als gar nichts.

Bei der Bearbeitung der Körper in der beschriebenen Weise drängt sich das Problem der Ernährung fast ungewollt in den Vordergrund. Daß wir mit wenigen Ausnahmen fast alle zu viel essen und trinken, wurde immer wieder offenbar durch den Vergleich, der möglich wurde nach Einschränkung oder Umstellung der Ernährungsweise.

Es ist nicht möglich, in der hier nötigen Beschränkung diese Frage wesentlich zu erörtern, da zu viele individuelle Maßnahmen erforderlich sind. Eine Anregung möchte ich nur geben, darüber nachzudenken: Wie esse und trinke ich, nicht nur dem Gaumen zuliebe, sondern wie ernähre ich mich am förderlichsten innerhalb meiner Lebensbedingungen? Wie ernähre ich mich, daß das Zugeführte auch wirklich verarbeitet werden kann, ohne Nachteil für die Blutbeschaffenheit und für die Möglichkeit eines normalen Säftekreislaufs zugunsten der reinen Form?

Wieviel schneller und sicherer würde sich die Sehnsucht nach Elastizität und Biagsamkeit, nach edleren Konturen, erfüllen lassen, wenn die Gaumenlust gezügelt würde!

Wie oft versagt hier der Aesthet!

Nach all dem kann ich mir nicht versagen, hinzuweisen auf die Wichtigkeit des Wärmezusammenhalts für ein gesundheitliches Gedeihen. Die Sorglosigkeit hierin, die ich immer wieder erlebe, zeitigt gerade das krasse Gegenteil von dem, was angestrebt wird. Wärme hilft lösen, warme Bäder unterstützen, wenn sie der Herzverfassung entsprechend temperiert sind.

„Wärmekultur“ und viel frische Luft!

Nun könnte ja der Spötter sagen: Zeigen Sie doch mal eine solche Venus, einen solchen Adonis, die da herausentwickelt sind?

Ich antworte: Es ist selbstverständlich, daß die Wirkung sich nur ergeben kann gemäß der ererbten Konstitution und dem, was die Lebensbedingungen weiter daraus gemacht haben. Aber es sind Beispiele genügend vorhanden für eine bemerkenswerte Stichhaltigkeit der entwickelten Grundsätze. Und zwar nicht nur von gesunden, jungen Körpern — denn das wäre ja nichts Besonderes — sondern auch von älteren und leidenden. Auch Beispiele für künstlerische Förderungsmöglichkeiten sind gegeben.

Am Schluß noch die Erwiderung auf einen Einwand, daß der griechische Körper dem modernen Menschen gar nicht mehr maßgebend sein könne. — Sind im modernen Körper nicht dieselben Gesetze anatomisch-physikalisch-physiologisch wirksam? — nicht dasselbe herrliche antagonistische Prinzip — Wirkung und Gegenwirkung — entgegen der Schwere?

Und dann: Ist nicht erstrebenswert genug, durch reinere Formen dem Körper ein würdigeres Gepräge zu geben, durch edle Gebundenheit edles Maß, dem Geiste ein würdigeres Gefäß?

D A M E N R I N G K A M P F

Von
HEINRICH NOWAK

*Die Eine ist recht üppig; lächelt froh
im Vollbewußtsein ihrer Kampfgelüste;
zwei runde Kreise zeichnen im Trikot
die Warzen ihrer ungeheuren Brüste.*

*Die Andere ist schlank, und hart und fest
ist jeder Muskel, den sie spielen läßt.
Das Hirnchen hinter blondem Haaresknollen
ist sicher vollgepfropft mit süßen Zoten.*

*Wie sie sich fernher mit den Augen messen,
schweigt die Musik — und sie umfassen sich —
und wie sie Schenkel fest auf Schenkel pressen,*

*wälzt auf der Schlanken schwer die Dicke sich
und bohrt den Kopf in deren Psychebrust.
Aus aller Augen rinnt die wüste Lust.*

R E I N L I C H K E I T

Von
MARIE VON BUNSEN

Während vieler Generationen erfüllten drei Tatsachen den Engländer mit Stolz. Seit der Magna Charta war er freier als die übrigen gewesen, er war wahrheitsliebender, und er war reinlicher. Zweifellos hat er weitaus am frühesten persönliche Freiheit genossen, allerdings gehört er, mit dem Mijnheer, an die Spitze der wahrheitsliebenden Nationen, seine Reinlichkeit wird jedoch ganz allgemein, vor allem von ihm selber, überschätzt.

Denn die moderne Reinlichkeit — knapp ausgedrückt: die Notwendigkeit, mindestens an jedem Morgen sich vom Scheitel bis zur Sohle abzuwaschen — ist dort nur in den oberen Kreisen üblich und ist bloß seit weniger als einem Jahrhundert dort vorzufinden.

Wenn ich mich nicht irre, begann man zu Anfang der dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts sich in England nicht länger mit der, wie wir alle wissen, damals trostlos kleinen Waschschüssel zu begnügen. Lady Paget, geborene Gräfin Hohenthal, erzählte mir von einem alten Lord, der ihr seine Pionierarbeit geschildert hatte. Da er bei seinen Besuchen auf dem Land nirgends eine Badewanne antraf, reiste er mit seiner eigenen. Er ließ sie,

allgemeinen Spott hervorrufend, oben auf dem Wagen befestigen. Bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit wettete er gegen den „Glauben an das reine Hemd“. Das genüge ebensowenig, sagte er drastisch, als wenn man einen Misthaufen durch ein sauberes Laken verhülle. Das Hemd erfüllte damals allerdings noch alle Wünsche. Um diese Zeit besuchte ein sportliebender Engländer der besten Gesellschaft mecklenburgische Güter und hat seine Eindrücke hinterlassen. Das Baden in Heiligendamm fand er töricht und überflüssig, ein Gentleman zöge ja sein frisches Hemd an, wozu noch eine solche Wasserplanscherei!

Langsam bürgerte sich das Sitzbad ein; immerhin: als etwa 1840 ein Onkel aus Oxford mit einem Freund meine Urgroßmutter auf dem Land besuchte, ärgerte diese sich über die neuen Ansprüche der modernen Jugend. Ein Sitzbad wurde verlangt! Lächerlich! Sie wüßte doch wirklich genau, was sich gehöre ... Dann aber verbreitete sich in den oberen Kreisen die Sitte reißend schnell. In dem Landhaus meiner Großmutter wurden bereits in den siebziger Jahren der Wirtschafterin und der Jungfer als Zeichen ihrer bevorzugten Stellung vom jüngsten Hausmädchen eine tägliche Badewanne hergerichtet. Das war eine Ausnahme, innerhalb der Gesellschaft war der morgendliche Tub jedoch schon längst zur Selbstverständlichkeit geworden.

Bis zum heutigen Tag bleibt die Gewohnheit jedoch auf die bevorzugten Klassen beschränkt. Eine entfernte Verwandte studierte Malerei in einem großen Londoner Heim für kunstbeflissene Damen. Ihre Kolleginnen entstammten alle den gebildeten Kreisen, aber nur sie und eine Kusine von ihr



Ottomar Starke

gehörten, strenggenommen, zur Gesellschaft. Und nur sie benutzten, auch im Winter, täglich die reichlich zur Verfügung stehenden Badezimmer. Die anderen wunderten sich, hielten diese Gewohnheit für unangenehm und gesundheitsschädlich. Eine englische Erzieherin aus guter Familie erzählte mir ihre Erfahrungen in recht wohlhabenden Farmerfamilien. Ein herrschaftlicher Zuschnitt, Reitpferde im Stall, aber einzig und allein sie badete täglich. Die Familie begnügte sich mit der inzwischen größer ausfallenden Waschküchle und dem Bad am Samstagabend.

Selbst in kleinen englischen Häusern befindet sich heute ein Badezimmer für die Dienstmädchen — daß sie es fleißig benutzen, wird bestritten.

Aber auch die Engländer der oberen Schichten beschränken sich erstaunlich oft auf den von ihnen halb religiös empfundenen Ritus des morgendlichen Bades. Ich frage alle, denen internationale Gasthöfe vertraut sind, ist euch nie aufgefallen, wie unheimlich rasch eure englischen Zimmernachbarn sich zu Bett begeben? Bei der Dünne einer Hotelwand kann man nicht umhin, die Vorgänge zu verfolgen; der Engländer kommt nachts herein, und allermeistens kracht schon in drei Minuten sein Bett, wird das Licht ausgedreht. Hingegen dauert bei feingebildeten Nachbarn der meisten anderen Länder das Zubettgehen erheblich länger, allerhand Wasserplanschen und Schrubben wird vorgenommen. Als ich einem Londoner Zahnarzt abendliches Zähneputzen erwähnte, meinte er: „Ja, wenn ich nur meine Kunden dazu bewegen könnte!“

Natürlich ergehen sich viele Engländer in der erdenklich ausgetüfteltsten Körperpflege, die ist aber auch in anderen Ländern anzutreffen, und ich behaupte, daß die Reinlichkeit jenseits vom Kanal nicht so ganz den weitverbreiteten Vorstellungen entspricht.

Wie steht es in dieser Beziehung nun in anderen Ländern?

Die holländische blendende Sauberkeit ist mit vollem Recht berühmt, sie ergeht sich in den Häusern und Straßen, in den Schürzen und Geräten, sie erstreckt sich jedoch keinesfalls immer auf den Körper. Die Hautreinlichkeit wird nur den mittleren Durchschnitt europäischer Länder erreichen ... Rußland (ich spreche vom alten Rußland) hatte einen herzlich schlechten Ruf, der durch Lebensbeschreibungen und Reiseschilderungen bestätigt wird. Immerhin nahm jedoch die ungeheure Masse der *Mushiks*, also etwa 95 v. H. der Riesenbevölkerung, regelmäßig ein Dampfbad; so durfte diese Landbevölkerung, was ihre Haut anbetrifft, als die sauberste in Europa gelten. Denn bekanntlich hält das Landvolk aller unserer Nationen nichts vom Baden. Wird eine Bäuerin in ein Krankenhaus eingeliefert, sträubt sie sich gegen die Zumutung des Bades, denn sie sei ein reinlicher Mensch, ohne Hautausschlag irgendeiner Art.

Keineswegs entscheidet, wie dies leicht angenommen werden könnte, die ältere Kultur.

Die Japaner sind das sauberste Volk der Erde, hierin übertreffen sie um vieles ihre großen, ehrwürdigen Vorbilder, die Chinesen. Vermutlich folgen dann, wie ich den Berichten deutscher Kolonialbeamten, Jäger und Aerzte entnehme, einige innerafrikanische Negerstämme.

A priori läßt sich also der Reinlichkeitsdurchschnitt einer Bevölkerung schwer bestimmen.

Einer Bekannten von mir sprach ein seit vielen Jahrzehnten in Genf unter den Fremden tätiger schweizerischer Arzt über die von ihm beobachteten Unterschiede: „Zweifellos“, meinte er, „sind die Engländer und Nordamerikaner die Reinlichsten (aber auch die Unordentlichsten, ein gut ausgeräumtes Hotelzimmer bekomme ich bei diesen Patienten niemals zu sehen). Dann folgt die Gruppe der Deutschen, Holländer, Schweizer und Skandinavier, darauf folgen mit beträchtlichem Abstand Slawen, Balkanvölker und alle Romanen. Sie werden sich wundern, aber ich versichere es Ihnen, sehr weit unten stehen die Franzosen.“ Fern von mir sei jede Gehässigkeit, unmöglich war es jedoch ein Zufall, daß im besetzten Gebiet der Rheinprovinz alle, mit denen ich ins Gespräch kam, welchen Kreisen sie auch angehörten, sich ungünstig über die Reinlichkeitsgewohnheiten ihrer französischen Einquantierung geäußert haben.

Diese Statistik kann sich vollkommen ändern. Ich glaube nicht an eine starre Unwandelbarkeit des nationalen Charakters, ich habe recht oft das Gegenteil aus der Kulturgeschichte ersehen. So deutete noch zur Zeit des Wiener Kongresses nichts auf die spätere erstaunliche Entwicklung des Wiener Geschmackes in der Frauenkleidung. So war in der ersten Regierungszeit der Queen innerhalb der englischen Gesellschaft nicht die geringste Liebe zum Gärtnern vorhanden. Damals wurde von der Herzogin von Dino von den Engländerinnen, im Vergleich zu Frankreich, karitative Tätigkeit und soziale Fürsorge vermißt.

England ist ehemals in der hygienischen Körperpflege allen Ländern weit vorangeschritten. In einer Geschichte des Hofes der vertriebenen Stuarts in St. Germain unter Ludwig XIV. fand ich die Erwähnung der „nach englischer Art“ (also nach der endlich allgemein durchgedrungenen Art) gekleideten neugeborenen Prinzessin. Als die Kronprinzessin Viktoria, spätere Kaiserin Friedrich, nach Berlin kam, war sie vollberechtigt, über hygienische Rückständigkeit zu klagen. Nur wäre es nicht nur taktvoller, sondern auch zutreffender gewesen, von „festländischen“, nicht von „deutschen“ Gewohnheiten zu sprechen. Aber seit etwa einer Generation hat sich das Blatt gewendet. Es erscheinen, so haben mir deutsche Aerzte und Krankenschwestern, die sich erstaunt drüben umsahen, erzählt, die englischen Hospitäler, die Methoden ihrer Kranken- und Wochenpflege uns veraltet.

Beim Regierungsantritt der Queen lagen die meisten Sportbetätigungen, so der Rudersport, noch in den Windeln. Bekanntlich wurde England dann rasch die unbestrittene Heimat aller Sporte, und bekanntlich zerbröckelt dieser



W. Wagner

Ruf heute in verblüffender Weise. Vor zwanzig Jahren hätte niemand es für möglich gehalten, daß englische Sportsleute von Finnen, Deutschen, Franzosen, Mexikanern und Negern besiegt werden würden.

Niemand vermag vorherzusagen, welchem Volk es gelingen wird, in der nächsten Generation die verschiedenen Sporte anzuführen, und ebenfalls weiß auch keiner, welches Volk man in jener Zeit als das körperlich reinlichste erachten wird.

Einige Gesetze sind möglicherweise ewig, meistens schwankt ihre Lebensdauer.

„B Á N J A“
Von russischer Reinlichkeit
Von
JOSEF MELNIK

Es gibt natürlich in Rußland viel Schmutz. In einem Lande, das den sechsten Teil der Erde groß, dünn besät, unwegsam ist, zum größten Teil sechs Monate im Jahr unter Schnee und Eis steckt, von Pfaffen und Romanows regiert wurde, von allen möglichen asiatischen Rassen und Stämmen zusammengesetzt ist, ist der Dreck natürlich keine Seltenheit.

Der Großrusse aber ist sauber. Viel sauberer als manches romanische Kulturvolk, als das Romanische Café und selbst als der Kurfürstendamm. Fremde, die mehr als die Oberfläche Rußlands berührt haben, wissen es längst. Wer durch Rußland gereist, Dörfer an der Wolga oder in Sibirien kennt, weiß, daß unter dem russischen Schafspelz ein sauberer Körper steckt.

Welches Land hat solche herrlichen Badeanstalten wie Rußland! Welche Hauptstadt Europas kann mit den „Ssandunowskija Banji“ in Moskau konkurrieren? Alles, was der Europäer sich unter orientalischer Pracht vorstellt, was es aber im Orient nicht gibt, findet er hier — als größte Selbstverständlichkeit. (Was der Bolschewismus davon übrig gelassen hat, ist mir allerdings unbekannt.)

Russisches Dampfbad — Bánja! Wer sehnt sich nicht nach dir zurück, der sich jemals auf einer der obersten Liegebänke langgestreckt hat. Wo in aller Welt wird man so massiert und durchknetet! Aber auch jedes russische Dorf, so arm und verlassen es auch sein mag, hat seine noch so bescheidene „Bánja“, sein Dampfbad, wo jeder Bauer und jede Bäuerin alle acht Tage einmal „dampfen“. Die „Bánja“ ist ein Reservoir der Lebensfreude, eine heitere Zerstreuung, eine Energiespenderin. Der russische Bauer ist kein Wikinger, weiß nichts von Hygiene, vom modernen Sport usw., ich habe aber oft erlebt, daß Bauern, die eine Stunde lang „gedampft“ haben, nackt auf den Hof stürzten, sich im Schnee wälzten und wieder in die „Bánja“ zurückkehrten. Die Langlebigkeit des Großrussen ist sicherlich zu einem wesentlichen Teil auf die „Bánja“ zurückzuführen. Es gibt sauber und sauber. Warum gibt es so wenige Dampfbäder in Deutschland?

Man merke sich ein für allemal: der Großrusse ist sauber. Sauber ist nur, wer dampft!

DIE PSYCHOLOGIE DES BOXENS

Geistige Konzentration

Von

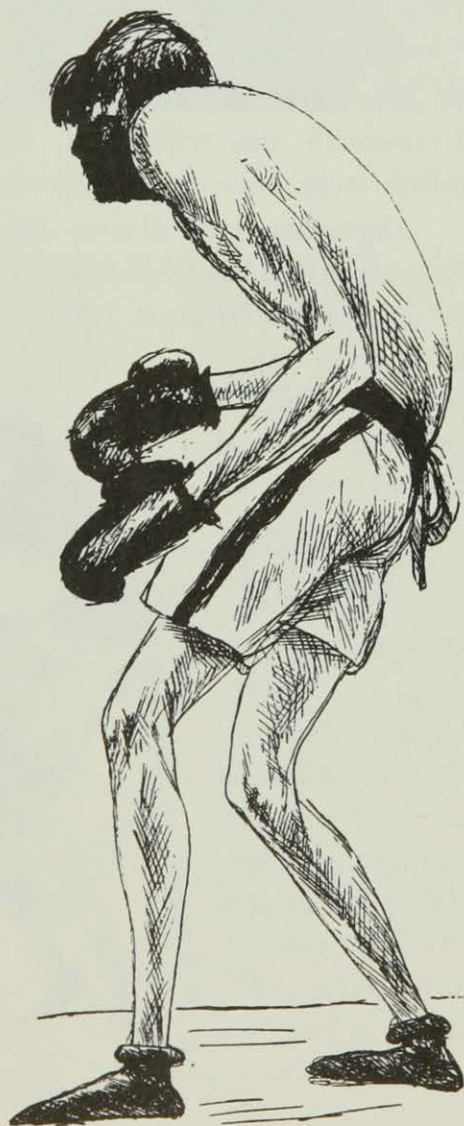
GEORGES CARPENTIER

Die Psychologie des Boxens scheint von dem Durchschnittsboxer nur wenig gewürdigt zu werden, und doch ist sie oft der Kernpunkt, um den sich bei Wettkämpfen alles dreht. Man nehme zum Beispiel Boxer von dem Kaliber eines Fred Welsh. Solche Leute wie er verdanken ihre Erfolge hauptsächlich der Arbeit ihres Gehirns während eines Kampfes, der beständigen Berechnung der Ursachen und ihrer wahrscheinlichen Wirkungen, der Erprobung dieser Wirkungen im Kampfe (oft unter großem Risiko), wobei sie diese geistigen Probleme durch die natürliche Betätigung physischer Phänomene gelöst sehen werden.

Ist ein Boxer von dieser Lehre durchdrungen und besitzt er zugleich die notwendige pugilistische Fertigkeit, so ist er zu einem Erfolge gegen denjenigen prädestiniert, der, obwohl mit außergewöhnlichem technischen Können und physischen Eigenschaften begabt, doch nicht die erforderliche Intelligenz besitzt, um diese Faktoren zu vollem Nutzen auszuwerten.

Dies schließt nicht notwendigerweise in sich, daß die geistige Ausbildung, die dazu gehört, einen vollendeten Boxer zu schaffen, nicht erworben werden kann. In der Tat kann dies, bis zu verschiedenem Grade, sehr wohl dadurch geschehen, daß man sich ganz und gar auf das Boxen konzentriert.

Es besteht eine Neigung, das Boxen als einen bloßen Sport zu behandeln, der wenig mehr als eine gründliche Kenntnis des Stoßens, verbunden mit roher Kraft, erfordert. Niemals ist ein größerer Irrtum begangen worden. Das Boxen ist wirklich eine Kunst, die zu einem ganz hervorragenden Höhepunkt gebracht werden kann. Unglücklicherweise werden dies nur wenige Leute und noch weniger Boxer erkennen oder sich die Mühe nehmen, die psychologische Seite der Kunst zu ergründen; und solange dies der Fall ist, so lange wird die edle Kunst unter einer Wolke von Zweifeln bedrückt bleiben. In keinem anderen Zweige des Sports ist die menschliche Note so ausgeprägt, und ich fordere jedermann auf, mir einen Sport zu nennen, in dem das Moment der geistigen Mitwirkung mehr als hier in die Erscheinung tritt.



Segonzac

Radierung

Es spielt hier etwas Eindringliches, Unsprüchliches, Männliches mit. Es erscheint mir geradezu als ein Wunder, daß in der allgemeinen Beurteilung das Boxen nicht als die großartigste aller Leibesübungen gilt. Hier haben wir einen Sport, der nicht nur den Mann entwickelt, sondern auch seine innere Natur erzieht. Ich behaupte, daß das Leben eines Boxers das reinste und moralischste ist oder wenigstens sein sollte, wenn er wirklich auf Erfolg bedacht ist. Und was den Irrtum anbetrifft, daß das Boxen rohe Instinkte entstehen lasse, so kann dieser nur in dem Kopfe neidischer Schwächlinge oder geistig Minderwertiger existieren. Fern davon ist es ein veredelnder Sport, einer, der, während er den Sinn des Selbstschutzes entwickelt, auch die schöne Eigenschaft der Barmherzigkeit in uns zur Blüte bringt. Dies gilt für den echten Boxer, denn ich spiele nicht auf die wenigen Ausnahmen an, die man in jedem Sportszweige findet, und die eine Schande ihrer selbst sind. Der gewissenhafte Boxer ist, so kann ich wohl sagen, ein sich stets gut benehmender, anständiger Bursche, ein Gentleman von Natur und eine Zierde seiner Nation. In Frankreich zum Beispiel hat das Boxen in kurzer Zeit für die körperliche und moralische Verbesserung der jüngeren Generation mehr Gutes gewirkt als Jahrhunderte der Belehrung in physischer und moralischer Hinsicht. Es ist eine feststehende Tatsache, daß die französische Rasse sich auf Grund dieser Ursachen von Jahr zu Jahr verbessert. Seitdem jetzt eine gewaltige Welle des athletischen Sports Frankreich überschwemmt, besteht begründete Hoffnung, daß auch seine militärische Leistungsfähigkeit davon Vorteil haben wird.

Abgesehen von diesem behaupte ich, daß das Boxen alle erforderlichen Eigenschaften besitzt, um aus jungen Männern anständige Burschen zu machen. In Frankreich ist diese Tatsache längst anerkannt, und wir Boxer werden nicht, wie es in England der Fall zu sein scheint, als Deklassierte behandelt, sondern als Männer, die sogar etwas über dem Durchschnitt stehen. Daher kommt, daß das Boxen, während es in Frankreich auf seinem natürlichen sozialen Niveau floriert, in anderen Ländern unter dem lächerlichen



eher die guten Eigenschaften des Boxens allgemein anerkannt werden, desto eher wird die edle Kunst zu ihrem Rechte kommen. In meinem Vaterlande ist dies bereits eine vollendete Tatsache.

*

(Aus Carpentiers „Meine Methode des Boxens“, Grethlein & Co., Verlag.)

Banne des Vorurteils steht. Je

Segonzac

Aus: Tableaux de la Boxe (Editions de la Nouv. Revue Franç.)

Radierung



Photo Baron Méchin

Der Amerikaner Barnes beim Stabhochsprung

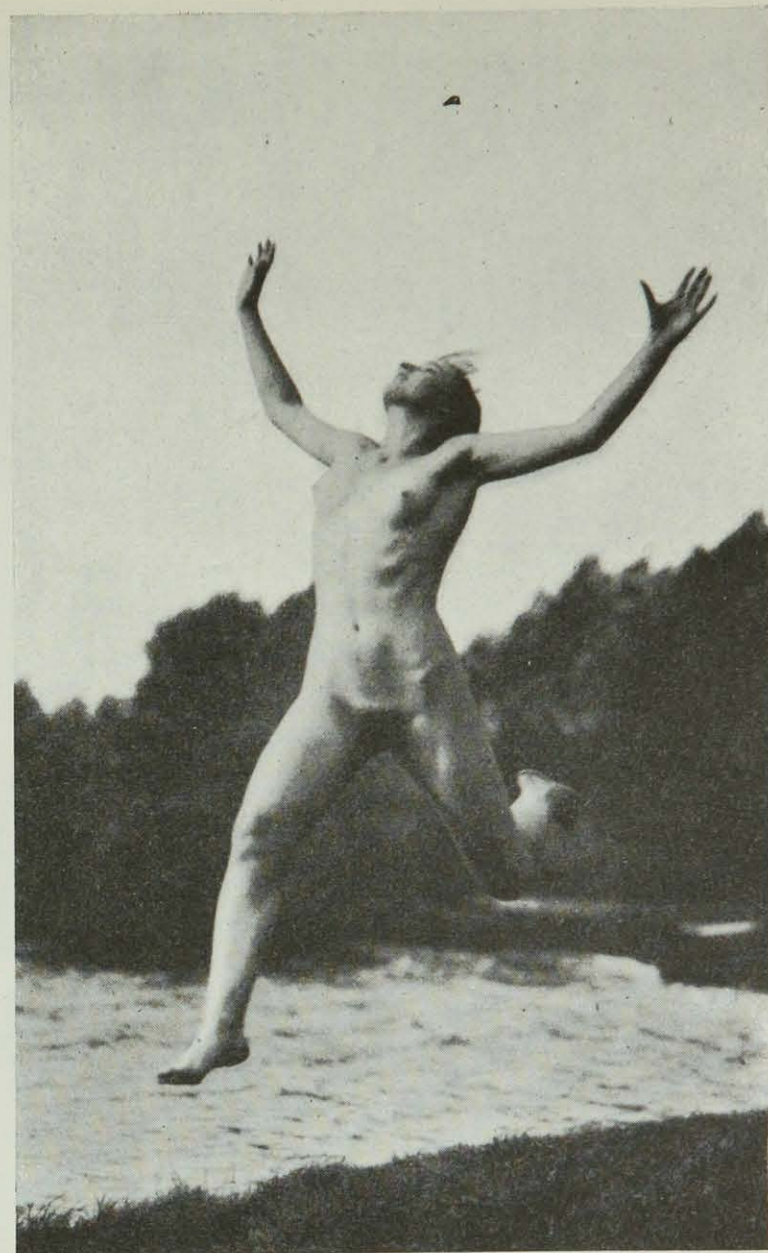


Photo Riebicke

Tanzsprünge am Strande



Auf der Gesolei Photo Flechtheim
Heinrich Nauen, Die Schwemme



Auf dem Weg zum Sattelplatz

Fox Photo



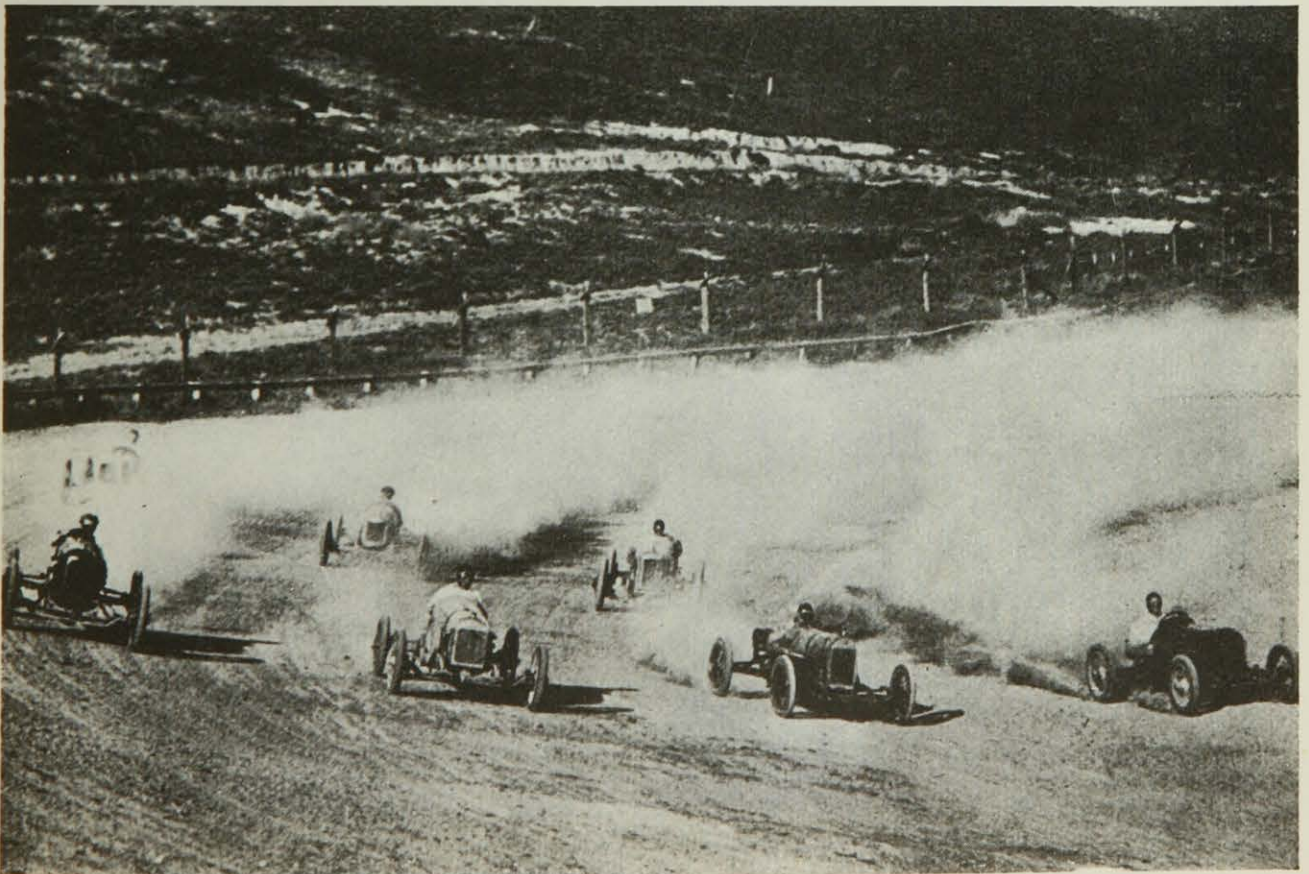
Ueber die Hürde

Topical



Photo Bieber, Berlin

Clärenore Stinnes mit ihrem Aga-Wagen, mit dem sie an der Rußlandfahrt teilnahm



Wide World Photo

In der Kurve beim Autorennen in Los Angeles



Fotoaktuell

Högl-München auf seiner B.M.W.-Maschine im internationalen
Motorradrennen



Zander & Labisch

Lilly Flohr auf ihrem Motorboot

INDIANERLEBEN

Von

MATO-SI (GELBER BÄR)

Häuptling der Dakota-(Sioux-)Indianer

Ich stamme aus einer der berühmtesten Indianerfamilien Nordamerikas. Der Bruder meines Großvaters war der große Sitting-Bull, von dessen Heldentaten viele bis zum heutigen Tage überlieferte Lieder erzählen. Er war der einzige diplomatische Kopf, den die Indianer hatten, aber auch ein großer Krieger. Bei den Verzweiflungskämpfen der sechziger Jahre am Missouri stand er mit seinem mächtigen Stamm an der Spitze, und es gelang ihm, die Truppen des Generals Custer im Jahre 1867 bis auf den letzten Mann niederzumetzeln. Auch der General entging diesem Schicksal nicht. Mein Großvater Schunkto-ketscha, der „Große Wolf“, war seines Bruders Sitting-Bull Unterführer und Vertrauter. Trotz ihrer Taten gelang es nicht, dem Vordringen der Weißen Einhalt zu tun; unser Stamm wurde fast aufgerieben, so daß es heute nur mehr wenige tausend Dakota gibt. Die „Sieben Ratsfeuer“ (Uebersetzung von Dakota) sind ausgebrannt. Uebrigens ist der Name „Sioux“ nicht indianischer Ursprung, sondern eine Erfindung der Franzosen.

Als die Kämpfe verloren waren, entfloh mein Großvater nach Kanada, fand dort in einer Mission Aufnahme und ließ sich taufen. Er stand bei einem Kaufmann in Arbeit und wurde nach einigen Jahren dessen Gehilfe. Als die Indianer-Reservationen geschaffen wurden und eine Rückkehr möglich war, beschloß mein Großvater, nach dem Verbleib seiner Frau und Kinder zu forschen, die er auf der Flucht verloren hatte. Von seinen Stammesgenossen wurde er als Abtrünnling sehr unfreundlich empfangen und konnte seine Reise nur unter großer Lebensgefahr durchführen. Namentlich seine moderne Kleidung wurde übel vermerkt. Er sah ein, daß es für ihn eine Unmöglichkeit war, weiter unter den primitiven Verhältnissen seines Stammes zu leben. Als er seine Frau wiedergefunden hatte und auch etwas Gold (Nuggets), das er während der Kämpfe vergraben hatte, kehrte er mit meiner Großmutter nach Louisville in Kanada zurück. Von seinen Kindern, die wahrscheinlich der Zivilisation zum Opfer gefallen sind, war keine Spur mehr zu entdecken. In Louisville begannen meine Großeltern einen Shop, der ganz gut ging. Die Weißen gewöhnten sich langsam daran, und der „Große Wolf“ fand sein friedliches Auskommen. Hier wurde mein Vater geboren und getauft.

Aber der Indianer ist rachsüchtig und hinterlistig. Mein Großvater sandte einmal Waren an Angehörige seines alten Stammes. Wohl wurden diese Gaben angenommen, aber nicht mit Dank, denn Undankbarkeit für erwiesene Wohltaten ist ein Hauptmerkmal des Indianers. Es dauerte nicht lange, und immer mehr indianische Landstreicher stellten sich bei meinem Großvater ein. Unerklärliche Diebstähle und boshafte Sachbeschädigungen waren an der Tagesordnung. Um sich der ungebetenen Gäste zu erwehren, wandte sich mein Großvater um Hilfe an den Sheriff, und da geschah das Unglück: der Shop brannte eines Nachts ab, mein Großvater und seine Frau fanden einen gräßlichen Tod, dem mein Vater nur mit knapper Not entging. Er mußte ent-

fliehen, denn die Rachsucht der Indianer hätte nicht eher geruht, als bis die ganze Familie ausgerottet worden wäre.

Damals stellte Oberst Cody, der berühmte Buffalo-Bill, seine Truppe für Europa zusammen. Da mein Vater, wie übrigens die meisten Indianer, ein großer Redner war, engagierte ihn der Oberst als Werber für die Tournee; es war dies keine leichte Aufgabe. Die Massakers waren noch zu frisch im Gedächtnis, und vor der Reise über das große Wasser graute es den Indianern. Den blumigen Reden meines Vaters hat es Oberst Cody zu verdanken, daß seine Truppe zustande kam . . . und der Habgier der roten Männer; unter der Führung meines Vaters, der, wie ich, Mato-Si (der „Gelbe Bär“) hieß, zogen endlich ca. 60 Mann ins Land der Uatschi-tschun, d. h. das Land der Geister, wie man die Weißen nannte. Die Bezeichnung „Bleichgesichter“ gibt es nicht, sie ist eine Erfindung der Indianergeschichtschreiber.

Infolge der Streitsucht der Indianer mußte sich bald ein Trupp von der Gesellschaft des Oberst Cody lösen. Mein Vater fand einen geschickten Manager und zog mit diesem selbständig weiter.

Bei einem Gastspiel in Frankfurt a. M. wurde ich am 28. Oktober 1893 geboren. Es war eine große Sensation und eine Bombenreklame für die Truppe. Die Zeitungen waren voll von dem Ereignis, und alles strömte herbei, das Indianerbaby zu sehen. Selbst wissenschaftliche Autoritäten bekümmerten sich um mich. Während sonst Indianerfrauen meist sterben, wenn sie ihr Kind unter so ungewohnten Umständen, also nicht im Freien in der Natur, bekommen, hatte ich Glück. Meine Mutter hatte sich zwar geweigert, Hilfe einer Hebamme oder gar eines Arztes anzunehmen, blieb aber trotzdem am Leben. Sonst hätte es mir leicht passieren können, daß die anderen Squaws mich auf ihre Art „glücklich“ gemacht hätten: für ein Indianerkind, dessen Mutter bei der Geburt stirbt, gibt es nichts Herrlicheres, als der Mutter möglichst schnell ins Grab nachzufolgen; man läßt es einfach zu diesem Zweck verhungern.

Ich bekam eine schöne Indianerwiege, einen an ein Brett genagelten Sack aus Hirschleder, in dem ich während der Vorstellung gegen Extraentree vorgezeigt wurde. Ich will aber nicht verschweigen, daß ich außerhalb dieser Produktion in einem sehr hübschen europäischen Bett lag, das ich offenbar vorzog. Diese Indianerwiegen sind Säcke, die dazu bestimmt sind, das Kind am Zeltpfahl oder am Sattel anzuhängen, und auch als Rucksack zu gebrauchen sind; ich kann also sehr gut begreifen, daß ich meine Zurschaustellung in diesem Marterinstrument jedesmal mit einem Original-Indianergeheul begrüßte. Da auch das Nähen Schwierigkeiten machte, wurde ich mit einem Soxhlet-Apparat, der damals in Mode kam, aufgezogen.

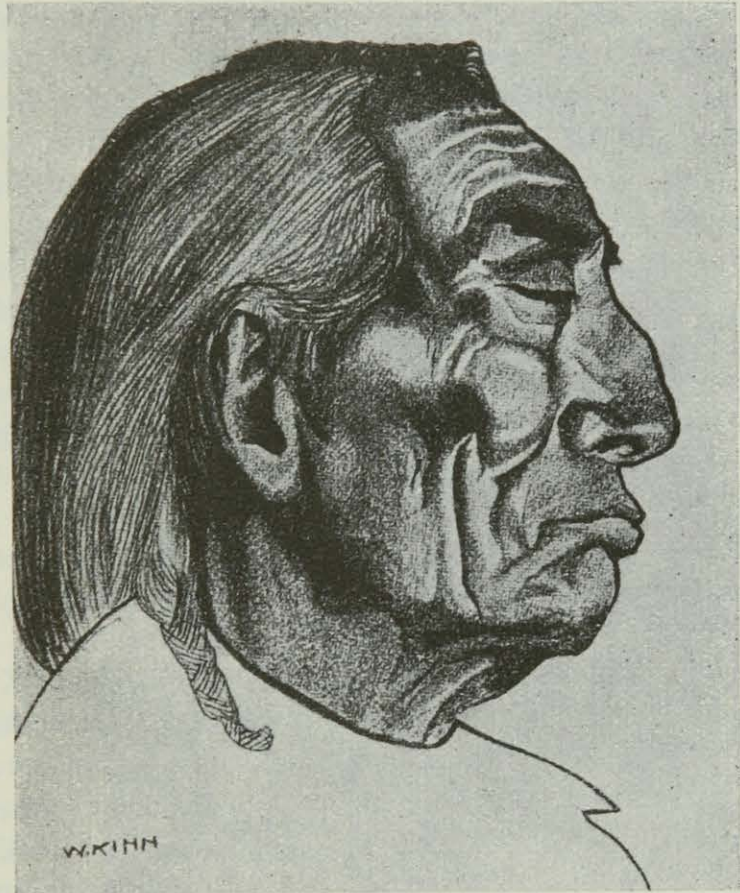
So wuchs ich in Zirkussen, Panoptikums, auf Jahrmärkten und in Artistenhôtels des Kontinents auf. Nur während der Produktionen mußte ich mich im Zelt aufhalten, dem „Tipi“. Dieser Ausdruck ist weniger bekannt als das von vielen Romanschriftstellern gebrauchte Wort „Wig-wam“ oder richtiger „Wigi-wam“. Von Rechts wegen müßte ich aber jeden Besucher umbringen, der mein Zelt als Wigi-wam bezeichnet, denn dies sind die Rindenhütten unserer Todfeinde, der Tschippewas, während unsere leinenen oder ledernen

Spitzzelte Tipi heißen. Es gibt kaum einen Besucher, der es nicht für nötig findet, höchst gelehrt von Wig-wam und anderem zu sprechen, um seinen Begleitern als Sachverständiger zu imponieren. Ein Glück, daß wir nicht mehr die Ueberempfindlichkeit unserer Vorfahren haben: namentlich in Sachsen, dem Lande Karl Mays, bekommen wir täglich Dinge zu hören, deren für uns beleidigender Sinn nur mit Blut richtiggestellt werden könnte; gar das Blutbad, das wir unter den unsere Lebensgewohnheiten erklärenden Oberlehrern anrichten müßten, um ihre beleidigende Phantasie zu bestrafen, wäre unbeschreiblich. Daß wir keine Notiz davon nehmen, wird mit dem angeborenen Stolz des Indianers erklärt.

Von Kindheit an mußte ich alles lernen, was zum Beruf eines Indianers gehört. Ich schieße auf kleine Entfernungen ziemlich sicher mit Bogen und Gewehr, kann etwas Messerwerfen und Lassoschwingen, auch einige Tänze habe ich studiert. Natürlich wird alles in unseren Produktionen mit artistischen Hilfsmitteln unterstützt, so daß wir immer des Gelingens unserer Tricks sicher sind. Im übrigen ist die indianische Ruhe ein Hauptbestandteil unserer Darbietungen, deren Uebung freilich oft in unüberwindliche, ja geradezu imponierende Faulheit ausartet. Für Messerexperimente, Arbeit am Marterpfahl und Reitkunststücke haben wir unsere Spezialisten. Die anderen indianischen Fertigkeiten kommen heutzutage nicht mehr in Frage und werden nur noch in den begleitenden Vorträgen des Managers erwähnt, der meistens im Trapperkostüm auftritt. Einer unserer Leute wurde einmal von der Polizei zum Lesen einer Spur zugezogen und versagte glänzend.

Im großen und ganzen geht es bei uns sehr friedlich zu: wir haben noch viel von der Gleichgültigkeit unserer Vorväter. Nur in zwei Dingen wird der Indianer von heute lebhaft: in der Liebe und beim Spiel.

Freilich kennen wir keine Eifersucht, die sich durch den Trieb, unsere Truppe zu erhalten, abgeschliffen hat. Schon bei Oberst Cody war es Bedingung, daß jeder Mann und jede Frau verpflichtet war, alles für den Nachwuchs der Truppe zu tun. Unsere Frauen werden leider im mittleren Alter



Langdon Kihn, Medizinmann der Schwarzfuß-Indianer

dick, schwerfällig und unbeweglich, und so mußte die Zeit genutzt werden. Auch bedingte die geringe Zahl an weiblichen Mitgliedern eine gewisse Teilung. Eifersuchtskatastrophen passieren also nur mit weißen Frauen, da sind sie aber sehr zahlreich, jedoch ist der Indianer nicht auf den Indianer eifersüchtig, sondern auf den Weißen, der ihm den Rang ablauft; nur strengstes Eingreifen seitens des Managers und empfindliche Geldstrafen schaffen hier Ruhe.

Die jungen Mädchen in unseren Truppen sind sehr selten. Meistens machen sie schnell Karriere, und zurzeit bilden die Revuen und Tanztruppen eine schwere Gefahr für unser Fortbestehen. Auch hier zeigt es sich, daß unsere Rasse zum Aussterben verurteilt ist, denn es mehren sich die Fälle, wo die jungen Mädchen, die in der Truppe, so wie ich, geboren und aufgewachsen sind, sich weigern, etwas für den Fortbestand des Personals zu tun, oder gar uns mit Mischlingen überraschen. Letzteres ist dann übrigens das kleinere Uebel, wenn das Kind einigermaßen rassenähnlich ist. Manche Truppen mußten auch schon zu dem Hilfsmittel greifen, indianisch aussehende Europäerinnen zu engagieren und ihrer Hautfarbe etwas nachzuhelfen.

Der Kult unserer heimischen Sitten ist natürlich für uns undurchführbar geworden. Wohin kämen wir zum Beispiel, wenn wir unser alljährliches Jungfrauenfest feiern wollten, bei dem in aller Oeffentlichkeit jedem Jüngling das Recht zusteht, vorzutreten und jedes unwürdige Mädchen laut zu beschuldigen? Stimmt die Beschuldigung, so muß das Mädchen getötet werden. Unsere Truppe wäre bald entvölkert. Auch die Jünglingsfeste zu feiern, bei denen der, der noch nie eine Frau berührt hat, gefeiert wird, dürfte uns schwerfallen. Nur eine Sitte haben unsere Squaws beibehalten: sich die Wangen mit Zinnober zu färben. Wenn früher der Jüngling um die Braut warb, so geschah das mit einer Decke über dem Kopf, damit sie nicht erkenne, wer der Freier ist. Erst wenn sie sich Mutter fühlte, durfte sie forschen, wer der Vater und künftige Gatte ist. Das kommt auch heute bei uns vor.

Unsere größte Leidenschaft ist das Kartenspiel. Doch auch hier sind wir zivilisiert: ein Indianer hat sogar einmal die Bank von Monte-Carlo gesprengt. Ich rate übrigens keinem, sich mit einem Indianer in ein Spiel einzulassen, er wird immer den kürzeren ziehen. Ich kenne einen Apatschen, der heute als Schloßherr in Italien lebt, wo kein Mensch seine Abstammung kennt: das fabelhafte Vermögen des Signore stammt vom Bac- und Pokertisch. In Passau wurde einmal ein Mitglied unserer Truppe von Bauern zum Kartenspiel herausgefordert; die Bauern verloren große Summen, und das Ganze endete mit einer wüsten Messerstecherei und dem Tod des Indianers. Der Fall wurde vertuscht. Wir bereiteten unserem Bruder ein herrliches Begräbnis nach unseren Bräuchen, zu dem das Publikum und auch Wissenschaftler von weiter her herbeiströmten. Die Einnahme war über Erwarten glänzend, und die Feierlichkeit bildete eine Reklame für uns in allen Zeitungen, so daß wir auf Monate mit Engagementsanträgen überhäuft wurden.

Auch die Sprache unseres Volkes verliert sich immer mehr; bekanntlich gibt es ungezählte Dialekte; doch selbst in Amerika gibt es kaum noch Indianer, die die Sprache ganz beherrschen. Als vor einigen Jahren der Ber-

liner Professor Doegen Aufnahmen für sein Lautmuseum machen wollte, war in den europäischen Truppen kaum ein Mann zu finden, der genügend Kenntnisse hierfür hatte. Die meisten begnügen sich damit, dem Publikum ein mit Englisch vermisches, guttural klingendes Kauderwelsch zu demonstrieren, bei dem ein häufiger Gebrauch des Wortes „Howgh“ (sprich Hau) die Hauptrolle spielt. Dieses Wort wird tatsächlich von den Indianern oft gebraucht (wie etwa von den Russen das: tschto), ist eine Begrüßungsformel und bedeutet nicht, wie die Indianerschriftsteller behaupten: „Ich habe gesprochen.“ Nur durch Karl May kam bei uns die Sitte auf, es am Schluß jedes Satzes zu gebrauchen. Mit: How do you do? hat das indianische „Howgh!“ auch nichts zu tun. Unsere Truppe beherrscht vor allem ausnahmslos den „Starkes-Herz-Gesang“, ein sehr schönes Totenlied der verwundeten Krieger, das den Weg des Heldengeistes über den Silberweg (Milchstraße) besingt, wenn Wakan-Tanka (großes Geheimnis = Gott) ihn zu sich in die ewigen Jagdgründe beruft.

Die deutsche Sprache ist für uns fast unerlernbar; nicht umsonst haben unsere Vorfahren die Deutschen „Jaschitscha“ genannt, was so viel heißt wie die schlecht und unvollkommen Redenden.

Außer den Vorstellungen ist unsere Hauptarbeit das Training, wie bei allen Artisten, um den Körper geschmeidig zu erhalten. Wir benützen moderne

Turnapparate, die wir immer mit uns führen. Unsere eigentlichen Sports, vor allem Hockey, eine rein indianische Erfindung, sind uns leider aus gesellschaftlichen Gründen verschlossen. Der Indianer ist auch ein begeisterter Skiläufer und Ringer. Beides wird nach Möglichkeit geübt.

Vor allem aber lieben wir die Wärme, und da wieder sind Schwitzbäder unser Hauptvergnügen. Leider fällt es immer auf und führt zu Ungelegenheiten, wenn ein Indianer im Dampfbad erscheint. Schon unsere frühesten Ahnen hatten Schwitzzelte, die mit heißen feuchten Steinen geheizt wurden, während der Kopf oben herausschaute; wir führen einen elektrischen Schwitzkasten mit uns, der eifrig benutzt wird. Statt des folgenden Bades im Fluß tritt bei uns die kalte Dusche in Funktion. Diese Bäder und das eifrige Turnen halten uns einigermaßen gesund. Nur nasse Füße sind zur Gefahr



Langdon Kihn, Indianermädchen aus Laguna

geworden, und man wird bei feuchtem Wetter kaum einen Indianer in Europa ohne Galoschen ausgehen sehen. Die Angst vor nassen Füßen ist bei manchen „Söhnen der Wildnis“ geradezu zur Manie geworden. Im übrigen sind wir von unseren Naturheilmitteln mit der Zeit abgekommen. Aspirin und Pyramidon spielen bei uns dieselbe Rolle wie bei den Weißen. Die klimatischen Verhältnisse spielen eine sehr große Rolle, die meisten von uns sterben an Lungenentzündung, Tuberkulose ist auch stark verbreitet.

Mit der Zeit mußte auch die berühmte Unempfindlichkeit des Indianers gegen körperliche Schmerzen nachlassen. Schon das Ohrendurchbohren bei Kindern, früher ein großes Fest mit Geschenken für das Kind (nach Art der Konfirmation), wird von den Kindern heute kaum mehr ertragen. Auch die Fähigkeit zu hungern hat sich vermindert. Vor seinem ersten Kriegszug war es Pflicht des jungen Mannes, unter Aufsicht des Medizinmannes möglichst lange ohne Nahrung zu bleiben. In seinen Halluzinationen erschien ihm dann meist die phantastische Gestalt eines Tieres, eines Bären, Adlers oder Büffels; dieses Tier bedeutete dann seinen Schutzgeist, der ihn vor Tod und Krankheit beschützen sollte; sein Bild wurde an das Tipi gemalt. Mancher Krieger hungerte, bis ihm der Schutzgeist erschien, oft wochenlang, eine Beherrschung, die wohl keiner von uns mehr aufbringt. Denn der Indianer ißt gerne, und zwar vor allem Süßigkeiten, ja manche leben nur von Torten und Kuchen. Ein richtiger indianischer Pemmikan würde wohl keinem mehr behagen. Freilich ist es für uns, die wir Büffel nur noch aus den Zoologischen Gärten kennen, schwer vorzustellen, wie so etwas schmeckt. Das Rezept für Pemmikan klingt auch etwas sonderbar: Büffel Fleisch wird in Streifen geschnitten, auf Gerüsten an der Luft einige Wochen lang getrocknet, dann mit großen Holzschlegeln zu Pulver zerklopft, mit heißem Fett übergossen und mit wilden Kirschen und Beeren gemischt, in Beutel aus rohem Leder eingefüllt; als eine Art Vorläufer des Corned-Beef soll es sich unbegrenzte Zeit halten.

Während des Krieges waren wir in Europa; da wir aber keinen Grund sahen, uns auf den Kriegspfad zu begeben (auch unsere amerikanischen Brüder verstanden es, sich fern zu halten), hielt sich unsere Truppe in und bei Kopenhagen auf. Die Kleinheit des Landes zwang uns zu großen Arbeitspausen. Hier starb mein Vater und wurde ohne Aufsehen am Kirchhof begraben. Ich erbe seinen Häuptlingsschmuck und damit auch seine Würde in der Truppe. Freilich ist es sonderbar, daß ich nun die Adlerfederhaube trage, auf die nur der in Schlachten erprobte Krieger ein Anrecht hat. Zu Ende des Krieges begannen wir, unsere Kostümbestände zu ergänzen. Leider haben unsere Frauen die heimatlichen Handarbeiten verlernt. Jedoch existiert in New York eine ursprünglich deutsche Firma, die in der Herstellung von Indianerrequisiten Hervorragendes leistet. Von ihr beziehen wir unsere Mokassins und Leggins. An Stelle der primitiven Holzperlen von früher sind böhmische Glasperlen getreten; mir scheint aber, daß diese ungleich wirkungsvoller sind. Ebenso ist die Imitation der Borsten des Baumstachelschweines, die aus Zelluloid hergestellt werden, ganz vorzüglich. Daß moderne Farben leuchtender wirken als der farbige Beerensaft, den man früher verwendete, versteht sich von selbst. Auch die kleinen Gegenstände, die wir

unseren Besuchern verkaufen, beziehen wir von derselben Firma; namentlich Totems und Talismane sind ein sehr gangbarer Artikel, der von abergläubischen Damen gerne hoch bezahlt wird. Für Web- und Flechtwaren wurde neuerdings in Plauen im Vogtland eine Fabrik eröffnet, die speziell indianische Muster führt. Auch ihr Verkauf ist befriedigend. Adlerfedern sind so wie vor dem Krieg, vor allem bei der Firma J. G. Frey in München zu haben, die ja auch für Tiroler Ausstattungen Weltruf besitzt.

Auch unsere Stammesbrüder in den Territorien haben sich ganz friedlicher Tätigkeit gewidmet. Meistens sind sie Bauern, auch die Fremdenindustrie ist in Blüte. Sicher kommt in Amerika die große Mode einmal, seine Ferien in den Indianerreservationen zu verbringen, die dann vielleicht in Amerika eine ähnliche Rolle spielen werden wie das bayerische Oberland in Deutschland. Die Firma Cook & Sons arbeitet mächtig darauf hin, indem sie Gesellschaftsreisen veranstaltet, bei denen Indianerbräuche und -kämpfe vorgeführt werden, so wie in Bayern zum Beispiel die Trachtenfeste mit Schuhplattlertänzen.

In den Territorien blüht auch die Fabrikation indianischer Holzskulpturen. Die Fox-Indianer tun sich hierin hervor, und viele ihrer Werke stehen als Originale in deutschen Museen. In ihrer Reservation liegt eine bekannte Pfeifenfabrik, die auch unseren Bedarf an Friedenspfeifen deckt. Ich selbst dürfte nach indianischen Gesetzen noch gar nicht rauchen, da dies nur ein Vorrecht des Kriegers ist, der sich in Kämpfen ausgezeichnet hat. Auch müßte ich bei jeder Zigarette, die ich mir anzünde, aufstehen und den Rauch nach den vier Windrichtungen blasen, alles Dinge, die sehr beschwerlich sind.

Wir sind eben Artisten, genau so wie die heiligen Tschungusen aus dem Wintergarten oder Kapitän Winstons dressierte Seelöwen. Wir sind auch alle Mitglieder der Internationalen Artistenloge und ihrer Sterbekasse.

Eine neue Einnahmequelle bringt uns der Film, aber auch eine große Gefahr für das Fortbestehen unserer Truppen.

Nur einer von uns hat sich viel von den Eigenheiten der Rasse erhalten, unser ältestes Mitglied. Kein Mensch weiß, wie alt „Rasselnder Donner“ ist, aber ich glaube, daß er die Hundert überschritten hat. In seinen Phantasien lebt er ständig im Kampfe mit Feinden, den Schwarzfußindianern, durch die er in seiner Jugend Schlimmes erlitten haben muß. Mit uns spricht er kaum, aber er lechzt noch nach Skalpen und faselt von den Prämien, die die Presbyterianer für Kopfhäute ausgesetzt haben sollen. Immer im Herbst, wenn es Jagdzeit wird, packt ihn die Sehnsucht gewaltig, oft ist er uns dann schon ausgerückt, und es kostete Mühe, ihn wieder zur Truppe zu bringen. Sein Traum ist, am heiligen See zu sterben, der nach der Sage der Mittelpunkt der Erde ist. Er will nicht glauben, daß es keinen heiligen See mehr gibt, denn Devils-Lake ist heute nur noch ein Teich inmitten der Anlagen einer großen Stadt. Erklärt man es dem alten „Rasselnden Donner“, so will er es nicht begreifen. Einige Tage lang sinniert und brütet er dann schweigend vor sich hin, und der Schlußeffekt ist immer derselbe: er rennt hin und besäuft sich, bis er nicht mehr stehen kann.

Er ist vielleicht der einzige Indianer unter uns allen. Aber er ist wahnsinnig.

M A R G I N A L I E N

Berliner Gesellschaftswinter. Drei Monate lang Taumel und Lärm... bis an die Schwelle der Karwoche.

Aus dem chaotischen Wirrwarr der großen, öffentlichen Massenfeste, wo das „déshabillé“ Trumpf ist, sondern sich einige gesellschaftliche Ereignisse:

E m p f a n g b e i H i n d e n b u r g : Hünenhaft tritt der Feldmarschall in Erscheinung, ein Kriegsgott der Vorzeit; eingezwängt in den dunklen Rock des Bürgers, hält er Cercle. Massenhaft Feldgrau, Säbel rasseln, Sporen klirren, süß und schwül weht Ambra, der Duft der königlichen Gemächer. „Standen Sie nicht bei meinem Korps im Osten?“ fragte die tiefe Stimme Hindenburgs, „Mit Ihrem Vater war ich im Kadettenkorps!“, „Wir sahen uns zuletzt im Lazarett in Königsberg!“ Hoch, ungebeugt steht er da, Lakaien in Escarpins servieren Tee und Brötchen...

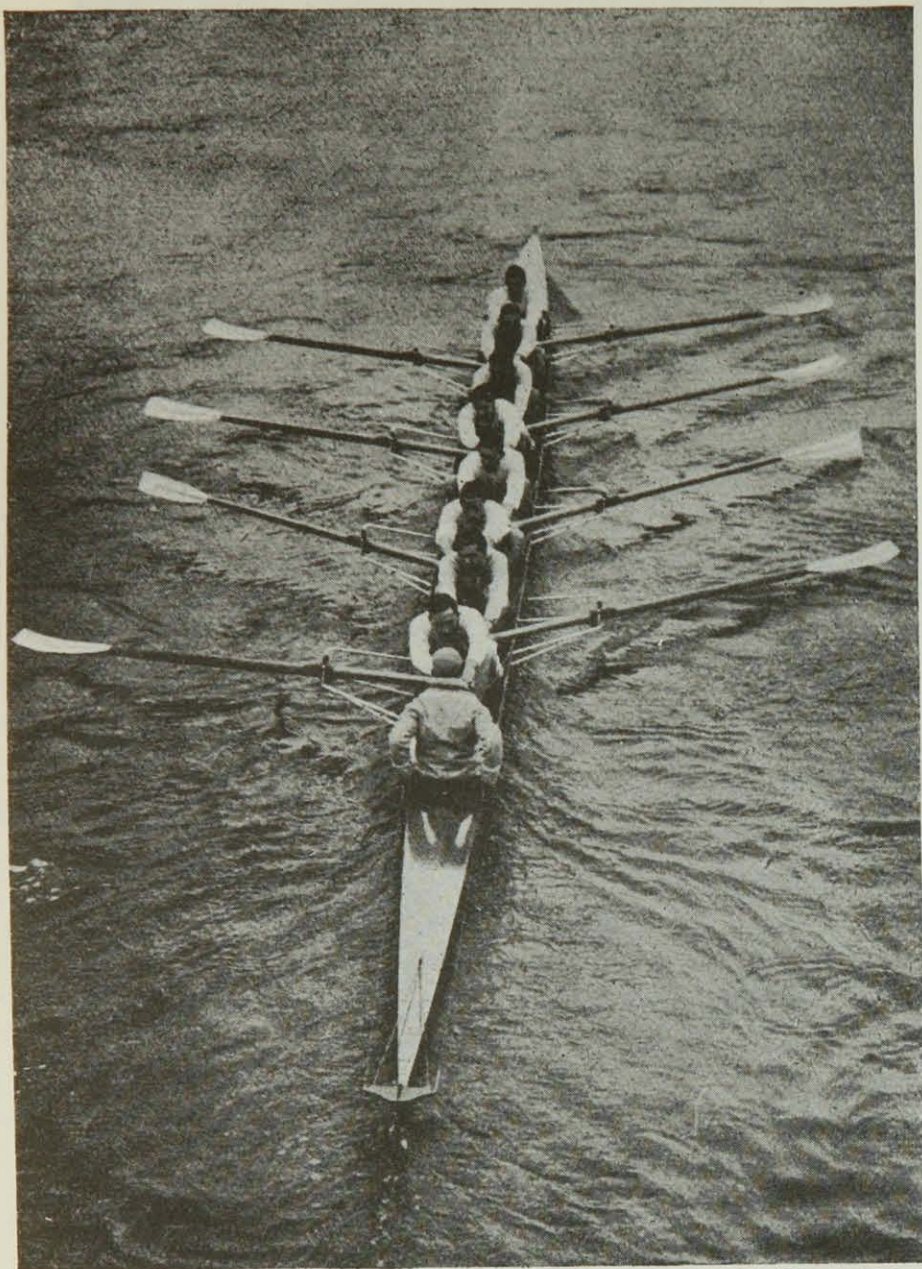
M i t t w o c h s t e e b e i m c h i n e s i s c h e n B o t s c h a f t e r , E x z e l l e n z S u n d s c h o u - w e i : Tee nicht so gut wie Kaffee; chinesische Kunstwerke zwischen Biedermeier bis Gründermöbeln, sonderbares Gemisch. Aber über allen Möbeln die entzückende chinesische Hausfrau, leider in europäischer Tracht! (Die Gründermöbel kommen auf unser Konto.) Warum diese armselige europäische Tracht?!

B a r o n i n K a t h a r i n a v o n O h e i m b , im Vorsitz der Mittelstandspartei, empfängt: sie versammelt 90 Frauen oder 150 Männer um sich! Die Damen sind zum Tee gebeten, die Herren zum Bier. Zum Tee gibt es musikalische Beigaben, Frau Nahan singt, Herr Grünfeldt spielt Cello, der einzige, der letzte Mann... Else Eckersberg hat in letzter Minute abgesagt, sicher genügt ihr der „letzte Mann“ nicht!? Man lauscht vollkommen ungespannt, eigentlich denkt jede für sich: „ach, warum hat sie mich nicht zum Bierabend eingeladen?“ Der Bierabend ein kleiner Reichstag, von links bis rechts war „alles“ da; Kathinka rief und alle, alle kamen! Wer könnte auch dieser so entzückenden „politischen Sybille“, bei der sich die Grazie weiblicher Rede anmutig mit der Klarheit männlicher Diktion paart, widerstehen? Kathinka sagt, es freut sie mehr, wenn man ihr Essen, ihre Schönheit usw. lobt, als einen Vortrag oder einen Artikel! Womit man der Baronin ein schweres Unrecht zufügt!

M a s k e n b a l l d e s K a i s e r l i c h e n M o t o r j a c h t k l u b s ... man war hilflos in den Masken, man duzte sich selten und mit Vorsicht, man tanzte distanziert... die Sache war den Beteiligten irgendwie unheimlich! „Felicissima notte“ aus allen Jahrhunderten trat erst ein, als die Vermummung fiel, als das Refugium heutiger Geselligkeit, „unser Tisch“, wieder benutzt werden konnte. —

B a l l d e s R h e i n i s c h e n M ä n n e r g e s a n g v e r e i n s : Prinz Karneval in höchsteigener Person, halbtot — Aschermittwoch war vorüber — verbarg schauernd sein Haupt über Berlin. Karneval an der Spree, nicht an Zeit und Raum gebunden, entspricht dem metaphysisch hoch zu wertenden Unendlichkeitsbedürfnis der Berliner, das er auf Massenbällen in der Praxis betätigt.

In die Orgien der Lebensbejahung platzte wie eine Bombe „ein Spiel von Liebe und Tod“, verfaßt von Frau Ola Alsen; alles lief hin; die Sensation

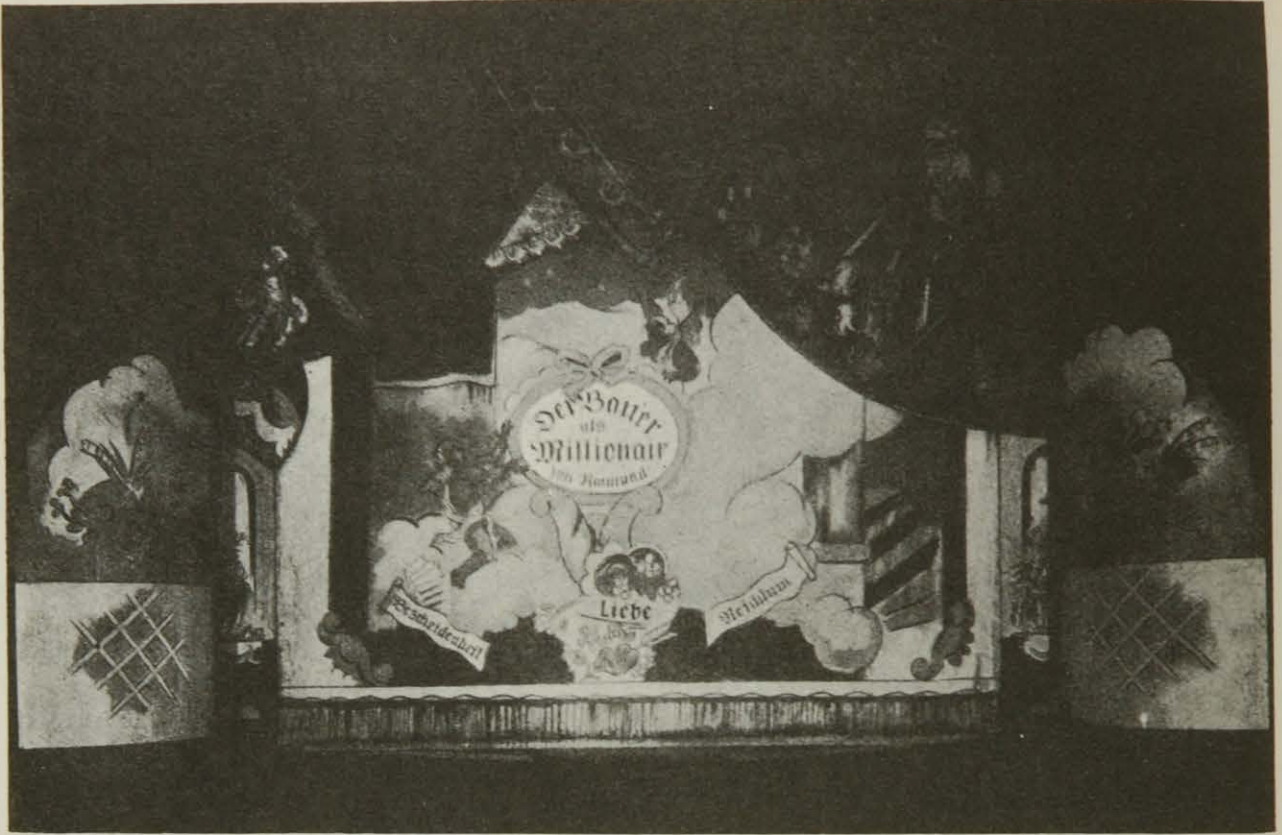


Der Cambridge-Achter

Graphic Photo Union



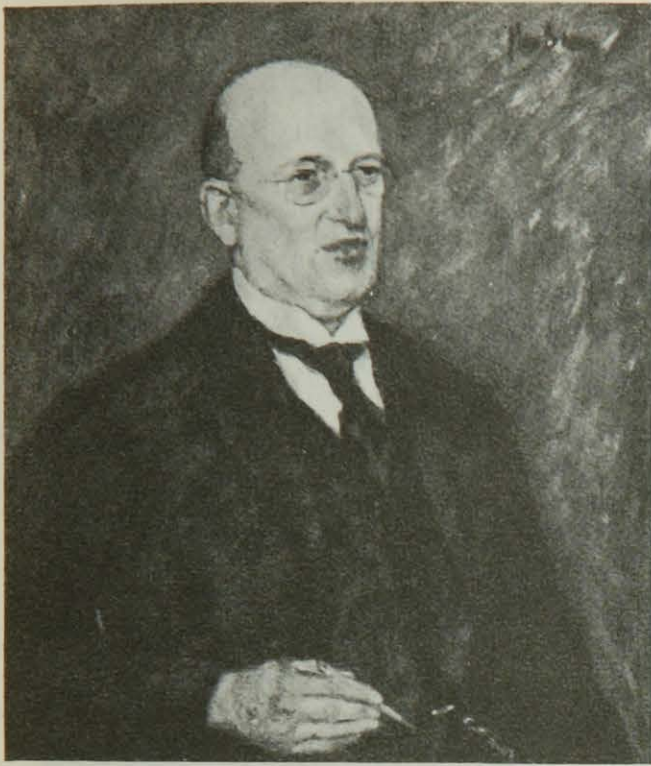
Birmanesische Alk (Petroleumboot)



Eduard Sturm, Vorhang zu „Bauer als Millionär“ im Düsseldorfer Schauspielhaus



E. Fahrenkamp, Vorhalle in der Stadthalle zu Mühlheim, Ruhr



Max Stern, Geh. Rat Prof. Dr. Schloßmann.
Oelgem.



Bruno Steinberg, Geh. Rat Ottmar Strauß,
Köln. Oelgem.



Düsseldorf, Kunstmuseum
Artur Kaufmann, Das geistige Düsseldorf 1925. Oelgemälde



Photo Söhn

Ernst Aufseeser in seinem Gesolei-Tanzpalast

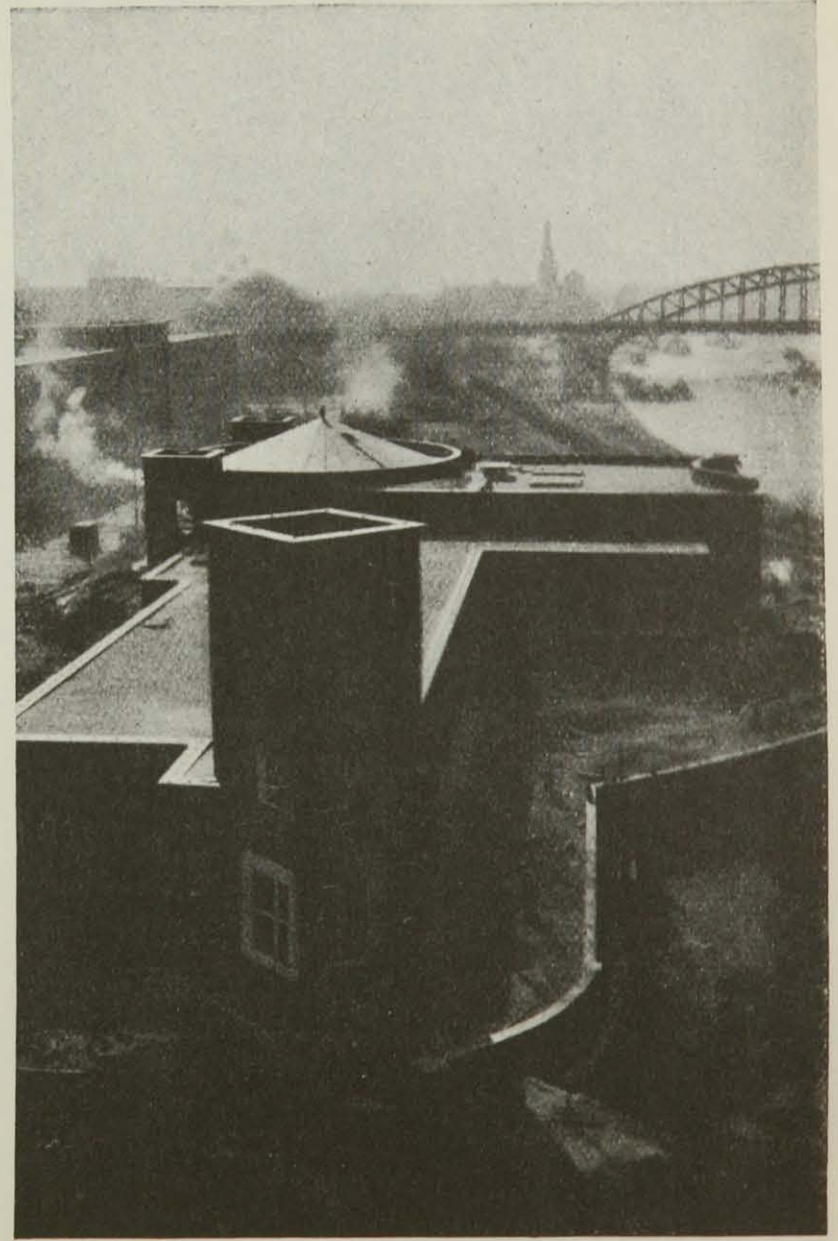


Photo Richard Geßner

Das Rheinterrassen-Restaurant der Gesolei

mitzuerleben. Ein tragisches Frauenschicksal erfüllte sich, „sie starb, weil sie die große Liebe nicht ertragen konnte“. (Das ist wahr! es ist passiert!) Man wunderte sich ein bißchen, wer weiß noch, was Liebe ist?? Ein sonderbares Gefühl aus der Zeit der Minnesänger oder der Romantiker (ausgerechnet Bananen), heute zu anstrengend und zeitraubend. Das Stück gefiel trotzdem sehr und gab Anlaß zu lebhaften Diskussionen, die erst von anderen Problemen abgelöst wurden.

Bei Nathans wurde der tote Geist des Reichsgrafen August Platen von Hallermund heraufbeschworen, der „falsche Byron“ hätte an so viel Weiblichkeit dasselbe Interesse gehabt wie Oskar Wilde... er war so schüchtern, wenn er mal Erfolg hatte, brach er in Tränen aus. Soviel bekannt, soll sein chéri ein Leutnant in Erlangen gewesen sein! Der „Troubadour des Jammers“, wie Heine Platen nannte, fand keine Resonanz, man wich scheu aus, ging schnell zu anderen Themen über...

Einen „interessanten“ Nachmittag bereitete Baron Lustig seinen Gästen, zwischen Tee und kaltem Büfett wurde der Hypnotiseur Droste serviert; es waren fabelhafte Wandervögel aus Bernburg da; endlich auch eine Sensation; mit anderen bestieg die Baronin von Oheimb die Bühne, schief dort in einer bezaubernden Attitüde ein. Leider wachte sie bald wieder auf und schüttelte die Hypnose von sich ab, wie früher die Deutsche Volkspartei.

Es gab musikalische Tees bei Frau Hellwag, Frau Becker, bei Steinway und Steinweg usw. Es war hübsch, die goldenen und silbernen Damen, auf goldenen Stühlen, überflutet von Lichtkaskaden..., das war wohl auch der Hauptzweck dieser Routs? Musik ist ja allerhand, aber nicht das Wesentliche.

Ein seriöser Empfang am Abend bei Geheimrat Julius Wolff, dem bekannten Professor der Staatswissenschaften: Querschnitt des intellektuellen Berlin, mit hochgradigen geistigen Spannungen (erotische waren auch da!).

Der „Maler der Gesellschaft“, Professor Michailow, ladet zu einem Riesentee im Kunsthaus Wertheim, wo seine Bilder ausgestellt sind, ladet zu einem eleganten Ball in seiner Wohnung am Kurfürstendamm, und es gelingt ihm immer, viele von seinen Porträtierten zum Erscheinen zu bringen; so konnte man jedesmal Exzellenz von Seeckt bewundern, Frau Stresemann, Exzellenz Popoff usw. Man sah die Betreffenden oft vor ihren Bildern stehen, was sehr liebenswürdig war, denn die so festgestellten Porträts behaupten ihren Rang durch ausgesprochene Aehnlichkeit...

Höfisches Gepräge trugen zwei große Bälle im Esplanade: der Ball des baltischen Roten Kreuzes und der Ball des Niederländischen Hilfsvereins. (Wer könnte Feste ohne Wohltätigkeit verantworten!?) Prinz Heinrich der Niederlande erschien, man sah ihn und nahm betonte Notiz, man fand ihn fabelhaft, weil er als Prinzgemahl aus einem wirklich republikanischen Lande kam! (Die Sensation eines ihm zu Ehren veranstalteten Tees war der Moment, als der Prinzgemahl eine Torte anschnitt, die extra zu diesem Zwecke angeschafft war... tempora non mutantur!)

Auf diesen Bällen war die alte Garde der höfischen Feste mobil gemacht, man sah weit und breit kein Gesicht, das nicht arischer Abstammung gewesen

wäre, es wimmelte von Aristokraten, vom einfachen Uradel bis zum Prinzen von Hohenzollern; man war reserviert und vorsichtig angezogen, eine pompös entkleidete Dame erregte allgemeinen Unwillen. Die Aermste hatte vergessen, daß sie auf einen „Hofball“ ging, und sich in ihrem Kleiderschrank vergriffen! Manchem wird es schwer, sich rückwärts wieder umzustellen...

Dieser Winter stand unter dem Motto: „Wer vieles bringt, wird allerhand bringen“, Hauptsignum der Berliner Erotik: unnuanciertes Unendlichkeitsbedürfnis . . .

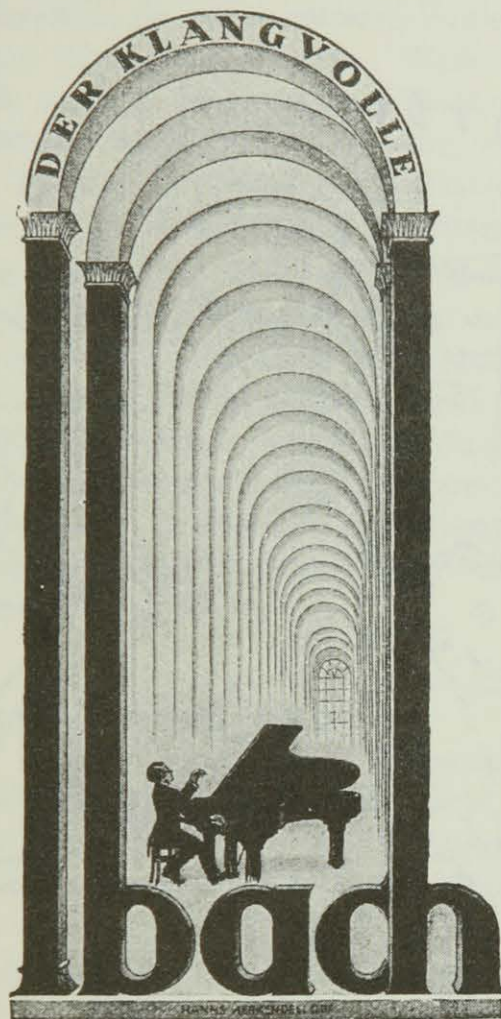
A-Z.

Berliner Bälle. Sie sind Formatsache. Die Plakate, die sie ankündigen, sind riesenhaft. Die Räume, in denen sie stattfinden, sind riesenhaft. Der Andrang ist riesenhaft. Und das Resultat an Stimmungslosigkeit ist erdrückend.

Aus der Ferne haben sie etwas Faszinierendes. Die Buntheit ihrer Namen, die oft präventiös sind wie ihre Reklame, haben große Suggestionskraft. Sie sind wie eine ansteckende Krankheit. Man fiebert, hinzugehen, man weiß selbst nicht warum. Das Gros der Besucher hat vage Vorstellungen von irgendwelchem ausgezeichnet organisierten und ganz korrekten Amusement, das viel raffinierter und glänzender zusammengesetzt ist als jedes Privatfest. Es sind dieselben Leute, die aus Mangel an Geschmacksnerven nicht à la carte essen können. Ihrer Phantasielosigkeit kommt ein langes und kostspieliges Menü sehr gelegen. Sie brauchen Quantitäten augenschmerzender Lichtflut, sie berauschen sich an dem glitzernden Gewühl der Gold- und Silberschuhe, der flimmernden Seidenbeine, der Pariser und Paris-Breslauer Toiletten (was sie doch nicht unterscheiden können). Die Gesichter der scharf ondulierten Köpfe, die leicht verrenkt auf unterschiedlich gut gepuderten Schultern sitzen, haben etwas gespannt Verglastes in ihrem krampfhaften Bemühen, Bekannte zu entdecken, möglichst in Prominentenlogen. Sehr umringt sind ordenbesäte Weißbärte, sehr umringt die Frauen, deren Augen und Brillanten am kleidsamsten glitzern. Man küßt ihnen die Hände mit feierlicher Guterzogenheit und vermeidet unwillkürlich, um den dekorativen Ernst nicht zu stören, leichtfertige Gesprächsstoffe. Man schreitet die Säle ab mit gestrafften Halsmuskeln, unterbewußte Wichtigkeitskomplexe spannen jeden Nerv. Das Georgettuch in der linken Brusttasche ist sehr präzise gefaltet und darf nicht benutzt werden — ähnlich wie die in Hemmungen plissierten Amüsiergefühle.

Die Gesichter der Frauen sind in der Masse unwahr und uninteressant. Sie erschlaffen sonderbar schnell bei dem temperamentlosen Rhythmus, so daß die einzelnen Puderschichten sich scharf voneinander abheben und die Lippen rissig werden unter dem Rouge. Sie verlieren jede Individualität, sind nur noch Glieder einer tausendköpfigen Bestie. Das fühlen sie und drängen fort, sobald ihr Patoukleid und der frischimportierte, gutaussehende Flirt hinfälligen Neid erweckt haben.

Die großen Maskenfeste wollen auch nichts weiter sein als eine Revue der kostbarsten Kostüme. Doch auch hier fehlt der Regisseur. Wohl haben sie durch Licht- und Raumdekoration äußerlich mehr Scharm, mehr Gelöstheit,



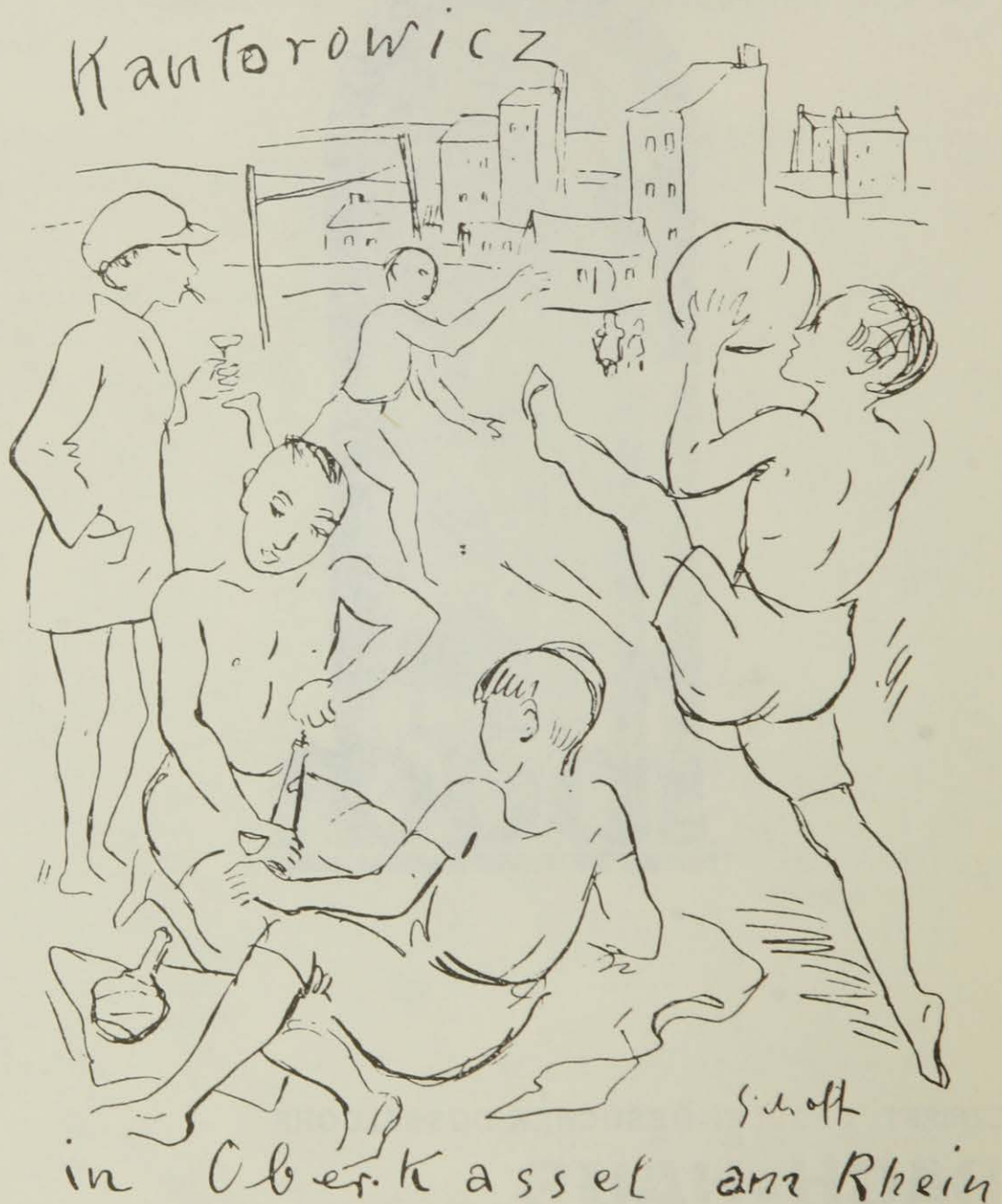
BETRIFFT: GESOLEI-BESUCHER DÜSSELDORF

IBACH-HAUS

AUSSTELLUNGSRÄUME SCHADOW-STRASSE 52

ALLE ANFRAGEN NACH IBACH-FLÜGELN, PIANINOS UND EINBAU-
INSTRUMENTEN AN DAS STAMMHAUS IBACH IN BARMEN

mehr Originalität. Von weitem hat man sogar den Eindruck von Charleston-tempo, suggeriert durch die temperamentvolle kitschige Farbigkeit. Die selbstverständlichen Nacktheiten, die durch keine verlogenen Schleppen ausbalanciert und konventionell gemacht werden, wirken zunächst erfrischend. Aber sie kann man nur aus der Perspektive genießen. Viele schlüpfen nur in die Maske,



um ihr wahres Gesicht zu enthüllen. Wieviel programmäßige Begierde zerrt plötzlich am Mund mancher Männer, wenn so ein biegsames, puppenhaftes, bemaltes Geschöpf vorbeiflitzt und ihren halb seidenumwickelten, halb nackten Körper präsentiert. Statt daß der Samt ihrer Kostüme ihnen weichere und chevalereskere Bewegungen diktiert, macht er sie grob und unbeholfen, sie wissen nicht, was sie mit ihren Gliedern anfangen sollen, und glauben, wenn

sie auf einen Schenkel klatschen oder die Brust einer Frau anfassen, sich sehr entsprechend zu benehmen. Sie finden es faschingsmäßig, ein fremdes, schlechtgeschminktès Durchschnittsmädchen vor vielen abzuküssen, sie grausen sich vor keinem Parfüm. Und tun das alles so im Vorübergehen, schematisch, ohne Grazie. Sie sind oft betrunken, aber niemals berauscht, sie lassen sich gehen, aber niemals hinreißen, sie wären entsetzt, ihre etwaige Gattin auf dem Schoß eines unbekanntèn Pierrots vorzufinden. Weder der Pierrot würde sie stören noch der Schoß, sondern lediglich der Unbekannte (obgleich dies das einzige Plus einer solchen Gestalt wäre) — selbst wenn dieser gar nichts anderes tut, als dieser Frau, die vielleicht aus Koketterie mit dem Abenteuer den Fremden anlächelte, die suchenden Finger zu küssen.

... Es fehlt der Geist, der nötig wäre, um die Massen aus ihrer dumpfen und trägen Saisonhörigkeit aufzurütteln, um ihnen das Verbildete und Verbraachte ihrer Geliebten bewußt zu machen. Der blutlose Festordner ist nur eine Puppe mehr, die mit der geistigen Grazie eines Verkehrspolizisten und derselben rätselhaften Kontaktlosigkeit eine Menge dirigiert, von der sie nichts weiß. In dieser Zeit der Autohupe und des Saxophons, der vielen Farben und Geräusche wäre ein Regisseur vonnöten, ein Regisseur von Wolkenkratzerformat, um die Salonmarionetten zu plastischen Gestalten zu machen und rhythmisch durcheinander zu wirbeln.

Ursula v. Zedlitz.

... nicht immer diese wilden Sachen Tausend bunte Plakate — eines scheußlicher als das andere. Ein Riesenverdienst für die armen Druckereien. — — „Was, ihr wollt heute abend nicht wieder zum Reimann-Ball?“ — „Quos ego!“ — „Ich werde euch!“ schreit die Reklame, putscht die Konkurrenz und hetzt die heimliche Angst: etwa doch mal was zu versäumen

Reimannlust — Waidmannslust! (es gibt nur Jagende) — „Bö—Bu—Ba.“ Die Sextaner besichtigen mißbilligend ihre Großmütter und Onkel, mit Flaschen Schaumweines Rutschbahn rasend. Verlassen indigniert die Lokalität — bessere Sensationen aufzusuchen

Unentbehrliches Requisit: die Treppe. Hier riecht es nach Kaschemmenlust — (unter anderem). Das Apachenfest de—floriert. Die Sonnabende zählen doppelt — die Preise auch. Weil die Wonnen des Ein- und Ausschlafens einkalkuliert werden.

Ihr Wohlgesitteten! — Bälle der „high society“!! Nur die 1700 M. des Straußen-Straß-Complets (Marbach - Kuhnen - Heß und Comp. A.-G.) unterscheiden euch von der Nacht „der tausend Beinchen“.

: „Ali — Ola — wo sind Sie heute abend?“

: „nur eine Nacht soll mich niemand stören — bleibe zu Hause —“

: „Na schön, dann nicht.“ —

Punkt 1 Uhr hüpfet Fräulein Ali Ola als badende „Fräulein Helen“ beim „Strandfest“ von Kabine zu Kabine — Ernö *rappiert*: Ich hab' das Fräulein Helen baden seh'n Also doch —

Die Schrift

Zu verdeutschen unternommen

von

MARTIN BUBER

gemeinsam mit

FRANZ ROSENZWEIG

*

Erster Band:

Das Buch Im Anfang

Zweiter Band:

Das Buch Namen

*

So schreiben nun also diese zwei Männer eine Bibel, die vom Atem des Wortes belebt und durchzogen ist. Aber wie müssen sie auf das innerste Leben, auf die Seele der „Schrift“ gelauscht haben, um sie so in Zeichen auszudrücken und uns verständlich machen zu können! Nicht weniger bekommen wir so zu hören als die Ursprache der Menschheit, jene alleinheitliche, in der einmal, vor Babel, die Seele aus jedem Menschen sprach.

(Kurt Münzer in „Die Literatur“)

*

In Pappband je Rm. 4.—
In Ganzpergament je Rm. 10.—

VERLAG
LAMBERT SCHNEIDER
BERLIN

„Ihr naht euch wieder schwankende Gestalten“ — Nacht für Nacht.

Aber erst der Presseball! Du Juwel der Berliner Feste! — Du am Tage vorher in den Spalten der Modejournale und Gazetten abgewickelttes Ereignis. Weshalb bemüht ihr euch denn am Abend selbst, ihr „Gezeichneten“? Man etabliere next year ein „Presse-dress-Verleih-Institut“, mit garantierter Vorbesprechung. — Die Konkurrenz richtet dafür den „Ball der NICHT-Press-Ball-Besucher“ ein. Gott lohne es ihnen — —

Kompositeure aller Länder — „schafft Neues, Kinder!“ „Wenn man ein Mädchen küssen will — was tust du mit dem Knie, lieber Hans?“ „Man steckt die Nadel rein — gleich fängt es an zu schrei'n — alles für dich!“ Nur die „Schlagerverwertungsgesellschaft“ kann uns retten.

Unsere Zuflucht — nicht immer: Schwannecke! *Wer* hat heute abend eingeladen? Tiergarten oder Kurfürstendamm — Professor X oder Generaldirektor Y? Wenn schon — dann lieber hier. „Plenus venter oder plenus spiritus.“ Private bal — rocher de bronze in der Erscheinungen Flucht. Wir werden nicht die Sommernächte genießen können — und nicht die Glühwürmchen am Himmel und die sternbesäten Rasen — „Laß mich schlafen, Fasolt, laß mich schlafen“, der nächste Ballwinter dräuet vor der Tür... (Mopa.)

Luise Dumont und das Düsseldorfer Schauspielhaus. Luise Dumont und Gustav Lindemann hatten ihren Namen in Deutschland bekanntgemacht, sie durch ihre Tätigkeit in Stuttgart und Berlin, er als Leiter des „Modernen Theaters“ und als Führer in Ibsengastspielen. Beide glaubten,

erkannt zu haben, daß in der ätzen-
den Berliner Luft eine wirkliche Neu-
geburt des deutschen Theaters nicht
entstehen könne, und setzten nun alle
Kraft für ihr Werk in der Stadt am
Niederrhein ein. Luise Dumont: eine
ungewöhnliche Frau, deren Eindruck
sich niemand entziehen kann. Glühend
im Wunsche, wahrer Kunst zu dienen
und damit dem ewigen Geheimnis des
Lebens näherzukommen, sich in stets
erneuter Kraft allen Aufgaben wid-
mend, rücksichtslos gegen alle Ver-
drehungen ihrer Absicht, wie gegen
törichte Widerstände und gehässige
Verlogenheiten. Eine sehr kluge Frau,
die Unendliches in sich aufgenommen
hat, nicht nur auf ihrem Gebiete,
scharf Menschen und Dinge beurteil-
end und doch von tiefer Güte, die
alles Leid zur Hilfe bereit mitemp-
findet. Ein herrliches Temperament
mit einem köstlichen Lachen und einem
kräftigen Zorn, wo er angebracht ist.
Und endlich die seit Jahrzehnten be-
kannte große Künstlerin, die ihr
schönes Organ zu jeder Leistung er-
zogen, unendlich viel geleistet hat und
heute noch die Bühne in wunderbarem
Maße beherrscht. Gustav Lindemann:
ein in voller Bedeutung nicht immer
ganz erfaßter, jeder Lage gewachsen-
er Mann, mit einer erstaunlichen Ar-
beitsenergie. Eine feinempfindliche
und doch starke Seele, ein mit klarem
Blick alle Lagen rasch durchschauender,
allen Zufällen und plötzlichen
Schwierigkeiten sicher begegnender
Geist. Ein glänzender Organisator,
der den geschäftlichen wie künstle-
rischen Teil der Arbeit beherrscht und
ebenso fest wie an der rechten Stelle
nachgebend das Ganze leitet.

(Aus Kurt Kamlah: *Vom Düsseldorfer
Schauspielhaus, Verl. L. Schwann,
Düsseldorf.*)

Die Kreatur

Eine Zeitschrift
viermal im Jahr erscheinend

Herausgegeben von
MARTIN BUBER, VIKTOR
VON WEIZSÄCKER UND
JOSEPH WITTIG

★

Aus dem Inhalt des ersten Heftes
(Frühling 1926)

Franz Rosenzweig:
Die Schrift und das Wort

W. Iwanow und
M. O. Gerschenson:
Briefwechsel von zwei
Zimmerwinkeln

Rudolf Ehrenberg:
Glaube und Bildung

Martin Buber:
Das Erzieherische

Eugen Rosenstock:
Lehrer oder Führer?

Viktor von Weizsäcker:
Der Arzt und der Kranke

Wilhelm Michel:
Gestalten der Angst

Joseph Wittig:
Das Volk von Neusorge

Florens Christian Rang:
Das Reich

Alfons Paquet:
Florens

★

Preis des etwa 120 Quartseiten
umfassenden Heftes: Rm. 3.50
Jahresabonnement: Rm. 12.—

VERLAG
LAMBERT SCHNEIDER
BERLIN

Geschlecht und Charakter des Motorrades unter Weiningerschem Gesichtswinkel gesehen. Nur deutsche Sprachschwere konnte aus „IHR“ ein Neutrum machen. Im Mutterlande des Motorrades, England, faßt man sie weiblich auf und gibt ihr weibliche Vornamen.

Zweifelsfrei festgestellt sind die erotischen Einflüsse dieses Vehikels auf männliche Individuen während der Zeit der früheren und späteren Pubertätsperioden. Im Zustand der definitiv eingetretenen Mannbarkeit tritt häufig eine sexuelle Hörigkeit ein, die sich oft erst mit dem Anfang der vierziger Jahre legt.

Komplikationen ernstester Natur sind die natürlichen Folgen, und Vater, Mutter, Pflichten werden über dieser Leidenschaft vernachlässigt, in Zeiten akuter Anfälle vergessen.

„Ihr“ feminines Wesen äußert sich in Untugenden, die diesem Geschlecht allgemein anhaften. Treue kann nur erreicht werden durch strengste Beaufsichtigung und Behandlung; aber auch dann gibt sie sich willig dem besten Freunde, dem man sie voll Vertrauen überläßt. Weiblich ist auch ihre Neigung zur Kuppelei: der Erfahrene weiß, daß ihr Herz, der Motor, ihre Atmung, die Vergasung, nie schneller und freudiger arbeiten als unter doppelter Last, wenn sie auch die von ihr verführte Motorbraut mitzutragen hat.

Wie bei allen stark erotischen Beziehungen zwischen geschlechtlich Verschiedenen, sind Abirrungen vom Normalen an der Tagesordnung.

In der Hauptsache sind Sadismus und Masochismus, einzeln, übereinander und durcheinander, in fast allen Fällen feststellbar.

Sadismus bei ihm, dem Fahrer und Beherrscher, wenn er sie wild über schlechteste Wege reitet, sie dann noch zu äußerster Hingabe zwingt; auch oder gerade dann, wenn er fühlt, daß es sie schmerzt.

Masochismus bei ihm, wenn sie sich nach scheinbar ruhiger Hingabe plötzlich bäumt, mit dem Vorderrade schlenkert und trotz festesten Schenkeldruckes nicht zu bändigen ist. Dann ist er ihr wehrlos verfallen, und nur jahrelang trainierte Technik des Sturzes schützt ihn vor ärgerem Schaden.

Weiß sie ihn dann zerkratzt und zerschunden, ist sie zufrieden und gehorcht wieder bis zum nächsten unausbleiblichen Anfall.

Allgemein ist die Gattung Motorrad einzuteilen in spezifisch Gute und spezifisch Schlechte. Bei letzteren ist die Dirnnennatur so stark überwiegend, daß auch jahrelange Beeinflussung die eingeborene Charakterveranlagung nicht zu ändern vermag. Sie legen sich Namen bei, die ihre Exaltiertheit sofort erkennen lassen, wie Supersport, Ueberkomprimiert usw. Technisch legt man ihre Nerven-(Ventil) Steuerung in ihren (Zylinder) Kopf. Die Hebel, die den Mechanismus bewegen, sind natürlich exzentrisch. Zu wirtschaftlicher Arbeit sind sie bis an ihr Lebensende unbrauchbar. Rasse und größte Höchstleistung, sobald es sich um Wettbewerb mit ihresgleichen handelt, bei denen dann die Eitelkeit sie anspricht, kann dieser Spezies jedoch nicht abgesprochen werden.

Die Guten bezeichnet man als Familien-Kutschen, sie sind behäbig, zuverlässig und immer zur Verfügung ihrer Herren. Mangel an Temperament erleichtert ihnen einen tugendhaften Lebenswandel.

M. H. B.

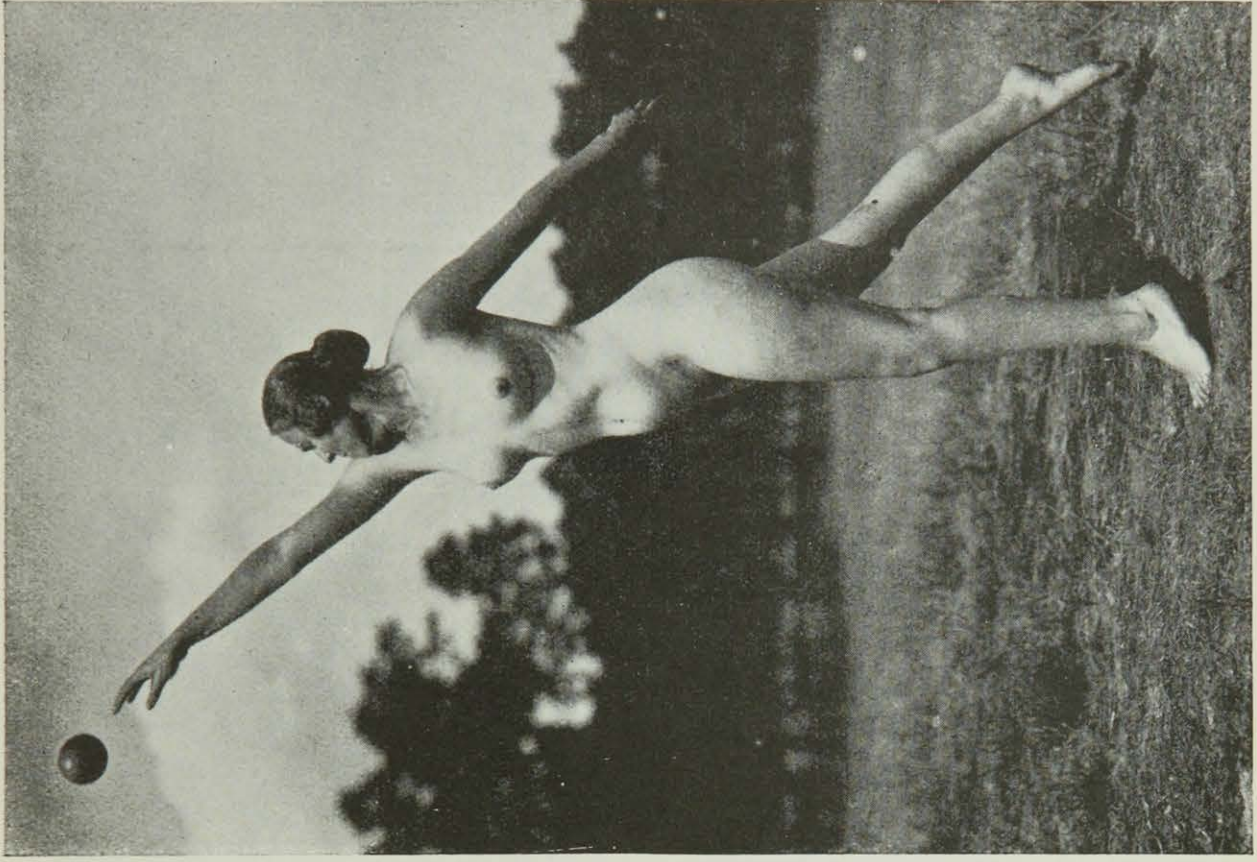
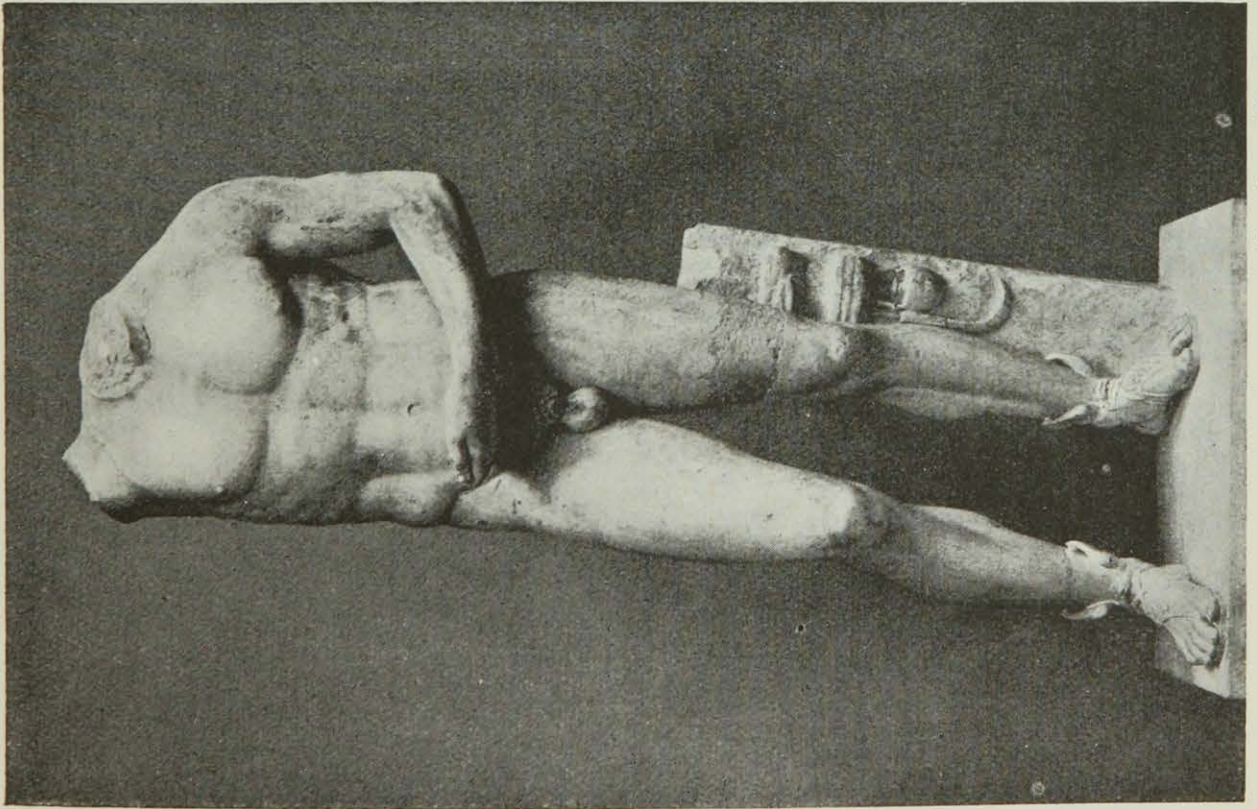


Photo Riebieke



Dresden, Albertinum



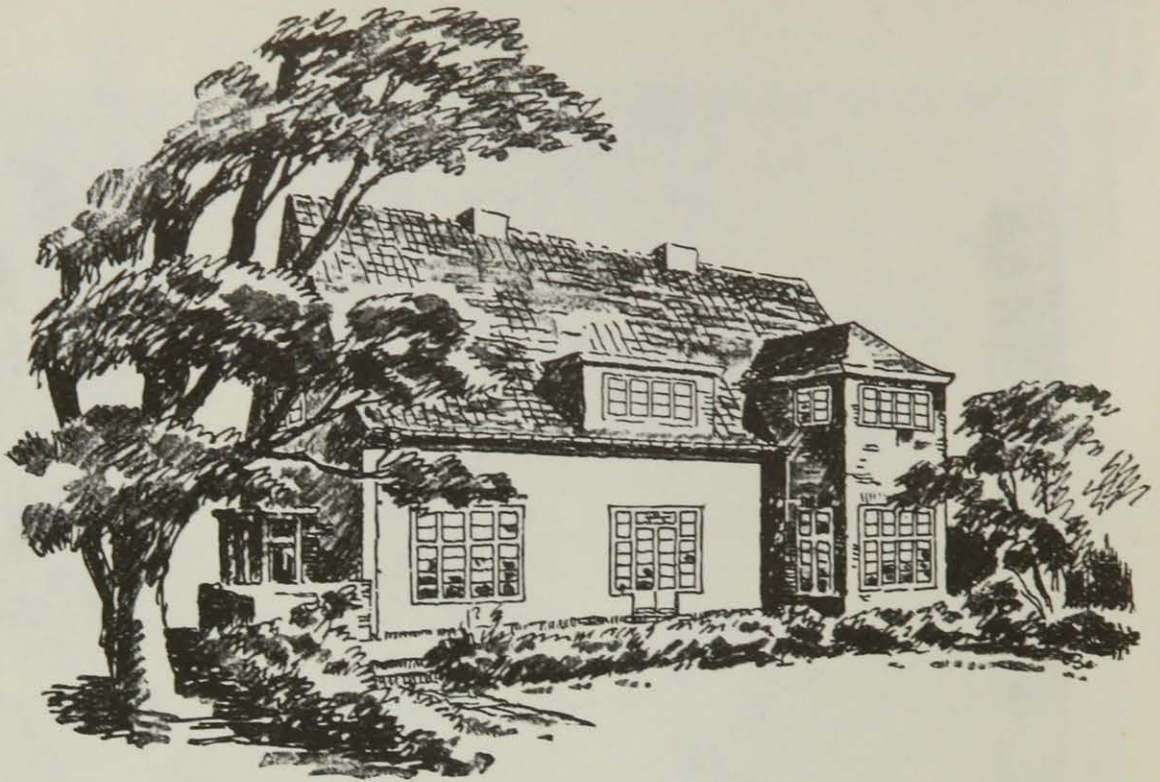
Leihgabe Wilh. Uhde auf der Gesolei
Helmut v. Huegel, Radfahrer. Oelgemälde



Wide World Photo
Das Hochrad von Anno dazumal



Kammerburger Werkstätten
Keramik und Gobelweberei
Prof. Karl Wach, Düsseldorf



HAUS DES GEISTIGEN ARBEITERS

Das obige Haus, welches in der Gruppe „Wohnung und Siedlung“ auf der Gesolei (Eingang Cleverstraße) errichtet ist, stellt ein Einfamilienhaus dar mit 7 Wohnräumen nebst Küche und reichlichen Wirtschaftsräumen. Die Baukosten hierfür betragen heute etwa 40.000 Mark. Das Gebäude soll veranschaulichen, wie man ein neuzeitliches Wohnhaus bei etwas gesteigerten Ansprüchen unter besonderer Berücksichtigung der praktisch-hygienischen Forderungen heute bauen soll. Gleichzeitig wird durch die Qualität der Ausführung gezeigt, was das deutsche Handwerk auf diesem Gebiete leisten kann.

ARCHITEKTEN:

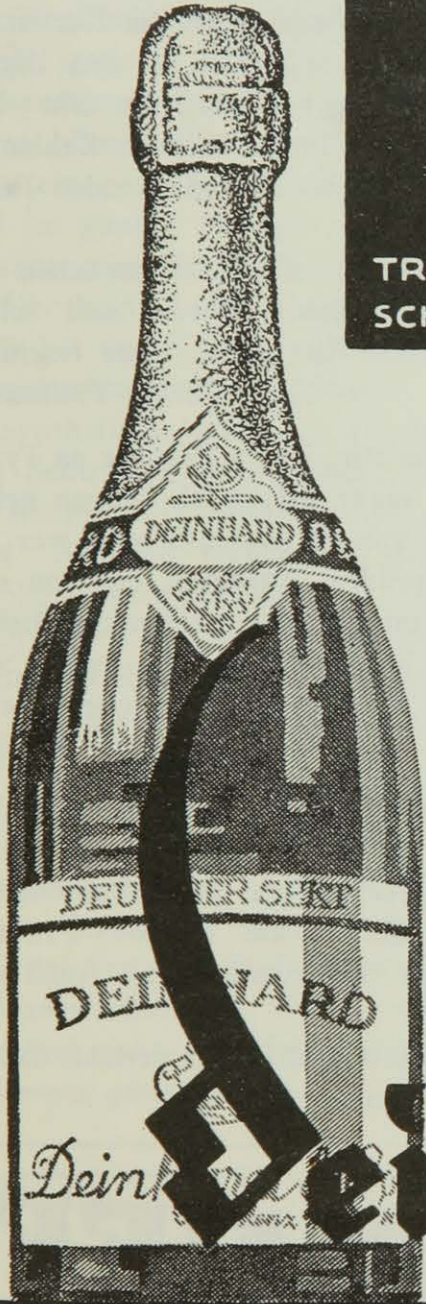
PROF. FRITZ BECKER, DR. ING. E. KUTZNER
DÜSSELDORF, WILHELM MARX-HAUS

GESAMTAUSFÜHRUNG:

WIRTSCHAFTSSTELLE DER HANDWERKS-
KAMMER DÜSSELDORF GMBH, DÜSSELDORF

unter Mitwirkung folgender Firmen:

Erd-, Maurer- und Betonarbeiten: Georg Becker, Düsseldorf, Augustastr. 32
Zimmerarbeiten: Arbeitsgemeinschaft von Mitgl. der Zimmerer-Zwangsinning,
Düsseldorf, Bruchstr. 42 / Dachdecker- und Klempnerarbeiten: Jakob Euskirchen,
Düsseldorf, Corneliusstr. 108; a) Ziegellieferung: Idunahall, Schermbeck; b) Schiefer-
lieferung: Schieferkontor, Frankfurt am Main / Stuckarbeiten: Friedrich Jacobs,
Düsseldorf, Corneliusstr. 45 / Schreinerarbeiten, innere Arbeiten: H. Paßmann
& Co., Düsseldorf, Birkenstr. 124 / Fensterlief.: H. Martin, Düsseldorf, Fürsten-
wall 226 / Plattenarbeiten: Osterather Plattenlager G.m.b.H., Düsseldorf, Hansa-
haus / Malerarbeiten: Carl Hemming & Witte G.m.b.H., Düsseldorf, Capellstr. 34



DURCH:

Deinhard

DEINHARD & CO GEGRÜNDET 1794

SEKTKELLEREI

COBLENZ AN RHEIN UND MOSEL

..... und der Soziussitz. Fast möchte ich sagen, er ist mein Verhängnis. Zum ersten Male fuhr ich mit Angst. Damals nahm mich Herr Bergmann, der langjährige Schrittmacher des berühmten Radrennmeisters Strobel, mit hinein nach Bonn. Wir fuhren vom Corneliusplatz über die Benrater Straße, und bei jeder Biegung machte ich mich ängstlich steif und sah mich fast im Graben liegen..... bis ich fühlte, daß es sich hier nicht um ein uninteressantes Mitfahren handelte, sondern daß man auch selbst mit dabei sein mußte. Schon nach einigen Kilometern begann ich die Kurven mit zu nehmen, verfolgte die Straße wie hypnotisiert, bog mich in den Biegungen je nach der Richtung zur Seite, fuhr nicht mit, sondern lebte mit. Stolz sah ich, wie die zitternde Nadel des Tachometers immer höhere Zahlen der Skala anzeigte. Mein Fieber, mein Miterleben steckte den glänzenden Fahrer an... mit 70, 80 km ging's dahin.

Es gibt kein innigeres Gefühl des Kontaktes, als das zwischen dem Fahrer und dem wirklich sportlich fühlenden Sozius. Warum soll ich es nicht bekennen: Es ist ein erotisches Erlebnis. Ein Mann ohne Soziussitz kommt für mich nicht mehr in Frage.

Margot Trillhase.

Larissa Reißner, die junge russische Journalistin, ist im Februar an Typhus gestorben. Wer sie aus ihren Schriften oder sogar persönlich kennen gelernt hat, trauert wirklich. Eindrucksvoll, wie alles von ihr Geschriebene, war, was sie sprach. Es war der überraschende und präzise Ausdruck des von einer schöpferischen Persönlichkeit Erlebten, geformt aus der Leidenschaftlichkeit eines aufrichtig beteiligten superioren Menschen und einer in jedem Sinne entzückenden Frau. Rußland hat an ihr eine bedeutende organisierend wirkende Künstlerin verloren.

B. Sch.

Georg Oeder, der einzige Vertreter der Düsseldorfer jeunesse dorée, der die Kunst liebt, selbst geschmackvoll herstellt und begabt sammelt, feierte am 12. April seinen 80. Geburtstag. — Es feierten ihre 50. Geburtstage am 4. April Maurice de Vlaminck, der große Maler, am 18. Mai Professor Dr. Flechtheim, der große Jurist, und seinen 40. Geburtstag am 29. April unser lieber Mitarbeiter Curt Pinthus.

Alle vier haben ihre Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken ihrer verte vieillesse freuen.

SOEBEN ERSCHEINT:

O. Henry: BLUFF!

PREIS:

Broschiert M 3.—, Halbleinen M 4.50

O. Henry ist der Bohemien Amerikas, der Gauner, der Bandit. Er ist der Vagabund der Landstraße, der die Kurzgeschichte schuf und in dieser vorbildlichen, meisterhaften Form mit bezwingendem Humor uns seine grotesken Abenteuer wiedergibt

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG / POTSDAM

Tänzerische Gymnastik. Fast jeder Sport ist dem weiblichen Körper gefährlich, da er stellenweise und einseitig trainiert und zu Rekordleistungen mißbraucht wird. Ebenso gehört die Grazie im alten Sinne nicht mehr zum Ideal der modernen Frau, da sie mit einer charakteristischen Form jetzt nichts mehr anfangen kann. Sie muß sich im Gesellschaftskleid genau so „gekonnt“ bewegen wie im Pyjama oder Sport-Dreß.

Das Bewegungsstudium der Frau ist Gymnastik, verbunden mit Tanz. Die Unzulänglichkeit ausschließlicher Gymnastik hat sich im Laufe der Zeit in der Praxis erwiesen. Ich habe oft Damen, die sich mit anerkannten Gymnastik-Systemen eingehend befaßten, klagen hören: „Nun kann ich meinen Körper stückweise ein- und ausschalten, weiß aber nicht, wie ich mich im ganzen bewegen soll.“ (Ich erinnere an die Anekdote vom Tausendkünstler von Meyrinck.)

Hier beginnt die Aufgabe des Tanzes. Die Gymnastik hat den Körper verstandesmäßig zerlegt und zu brauchbarem Material gemacht. Der Tanz wirkt wieder synthetisch, indem er durch ganz selbstverständliche Schwünge nach Musik- oder Taktmarkierungen den Körper fast passiv zu der erstrebten organisch-harmonischen Bewegung leitet. Also ist Gymnastik ohne Tanz m. E. eine ganz theoretische und unfrohe Angelegenheit.

Die Frau hat sich gerade jetzt eine Mode gebaut, die sie zur größten Beherrschung ihrer Bewegungen und Beachtung ihrer Linien zwingt. Wie viele unerlebte Beine und tote Rücken wurden beim letzten Modenwechsel „aufgedeckt“! Mit brutaler Offenheit zeigt der kurze Rock trotz des Seidenstrumpfes die vielen krummen Beine. Allerdings sind das Sünden der Eltern, die uns zu früh „auf eigene Füße stellten“ und noch nichts von Säuglings-Gymnastik wußten. Doch wo nichts mehr zu ändern ist, muß kaschiert werden. Hierbei ist durch Veränderung der Gangart sehr viel zu erreichen. — Der Bubikopf verlangt Beobachtung und Verbesserung der Nackenlinie.

Man wundert sich oft über den Reiz einer Frau, die dem geläufigen Schönheitsideal nicht entspricht. Sie hat ihre Mängel erkannt und mit Klugheit zu verbessern gewußt, denn die äußere Hülle ist der Ausdruck inneren Wesens.

Toni Freden-Belling.



Schwarzkopf

Wichtige Neuerscheinung!

Richard Wagners Briefe

Ausgewählt und erläutert von B. Altmann. Mit 11 Tafeln und 2 Handschriftwiedergaben. 2 Bände. In Liebhaber-Leinenband 12.— Mark, in Halbleder gebunden 20.— Mark.

Diese Ausgabe von Richard Wagners Briefen ist die einzige, die sich nicht auf bestimmte Abschnitte seines Lebens oder einzelne Personen seines Freundeskreises beschränkt, sondern in biographischer Folge das gesamte Leben umfaßt und so Wagners große Selbstbiographie „Mein Leben“ ergänzt und fortsetzt. Was aus 29 Einzelsammlungen über alle persönlichen und zeitlichen Gebundenheiten als wertvoll bestehen bleibt, hat Prof. Dr. Altmann-Berlin, der ausgezeichnete Wagnerforscher, mit kundiger Hand hier vereint und durch aufschlußreiche Erläuterungen und ein vorzügliches Register ergänzt. Jeder Wagnerfreund und jeder, der irgend- wie Stellung zu Richard Wagner nehmen will, muß diese erste zusammenfassende Ausgabe seiner Briefe besitzen.

Bibliographisches Institut in Leipzig

Die Seele des Automobils. Alle Welt beschäftigt sich mit Psychoanalyse. Das Auto hat auch eine Seele.

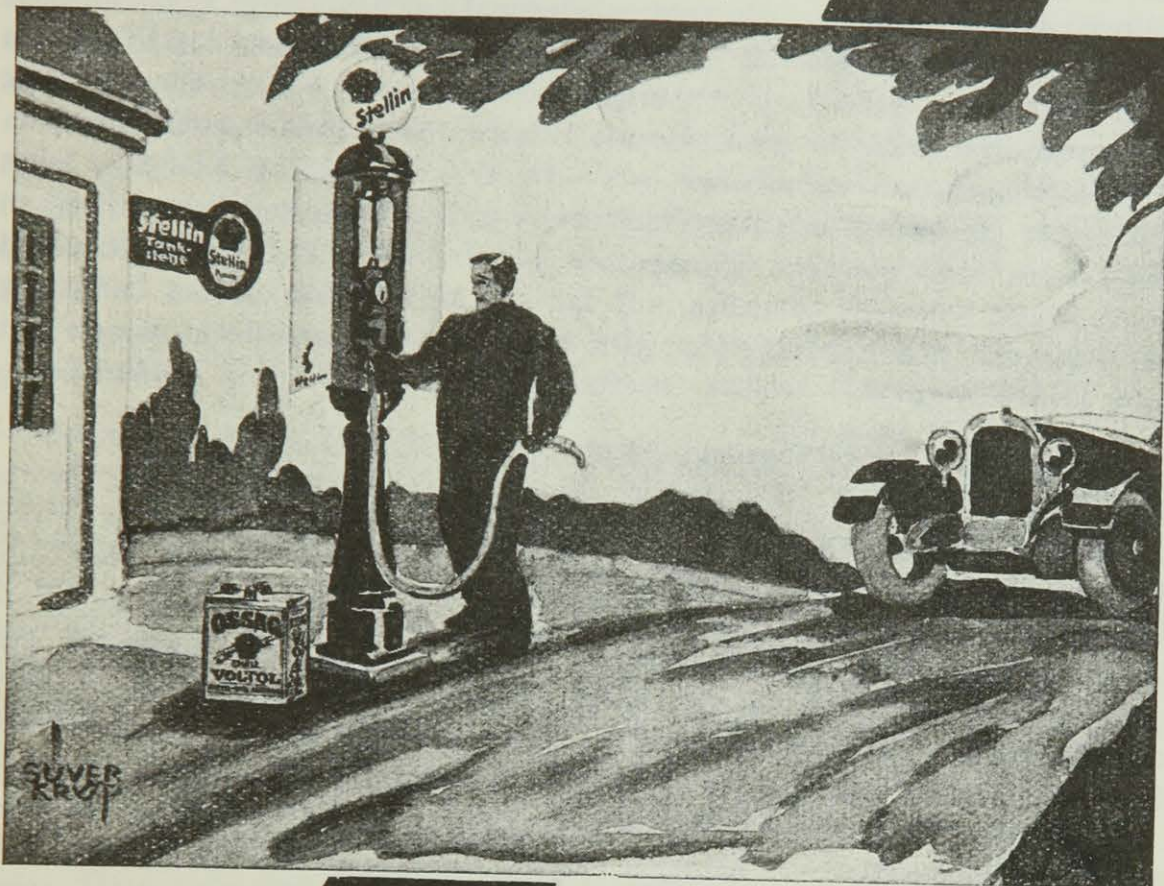
Wir sind ja zum großen Teil noch so autounkultiviert, daß wir das leider nicht wissen. Man nimmt ja bei uns noch jeden Wagen zu jeder Gelegenheit und empfindet noch immer so ein klein bißchen etwas vom Raffke oder Teppichnepper, wenn uns jemand von seinem Auto erzählt! Wenn eine Protzenbande mit Sturmhauben, Gasmasken und Ledermänteln im geschlossenen Wagen die ungeheure Reise nach Wannsee macht, um dort, mit Autobrillen bewaffnet, im Pavillon Kaffee zu trinken, dann ist das Autobarbarei. Wenn ein Sportwagen an Türgriffen und Wänden mit Verzierungen ausgestattet ist, die in einen Kokottensalon gehören, dann ist das Autounkultur. Der alte Autofahrer lächelt nicht nur darüber, es gibt ihm irgendwo einen Stich, etwas tut ihm dabei weh; das ist das Mitleid mit dem mißbrauchten Wagen.

Hast du schon einmal, schöne Leserin, einen Friedens-Benz oder -Mercedes gesehen, wie er mit einem Nachkriegsfahrzeug zusammenstieß, wie er sich schüttelte und unverletzt weiterfuhr, so ein Wagen, der über zehn Jahre auf dem ollen braven Motor hat?! Und hast du schon einmal gesehen, wie ein modernes starkes Sportfahrzeug ganz anders läuft auf der Landstraße — wie es sich streckt — wie wohl ihm ist, so in der großen Weite sein Bestes hergeben zu können, wenn es ein anderer überholen will?! — Und wie unwillig derselbe Wagen in der Stadt fährt, wie er dir widerstrebt beim Wenden, beim Umschalten, um dir immer wieder zu sagen, das ist hier keine Sache für mich, für solche Fahrten kannst du dir ja einen Laubfrosch kaufen! Und wißt ihr sogenannten Autofahrer, daß jeder Wagen eine andere Seele hat, der Amerikaner allzu reich, stark und nüchtern, der Franzose empfindlich, launisch, eitel wie eine schöne Frau, bei jedem Fahrer, bei jedem Wetter, bei jedem Betriebsstoff anders gehend? Wie feinfühlig ist der Hispano, der Isotta, der Delage, jede leise Berührung der Kupplung mit dem Fuße bemerkend, und wieviel stärker müssen Hand und Fuß dem Packard, dem Buik mitteilen, was sie wollen!

Ist das nicht „Stallmut“, der den Motor schneller laufen läßt, wenn du an heißen Sommerabenden im Dunkelwerden nach Hause fährst und er sich schmiegt an seine geliebte Straße — ich bin dein braves Auto — — — ich bin dein braves Auto — — —, der gutgelaunte Motor singt: . — — . — — . — —

Du mußt vertraut werden mit deiner Maschine, du darfst die 30 Pferde, die darin stecken, nicht als Werkzeug ansehen, du mußt selbst Hand anlegen, wenn sie einmal eine Verdauungsstörung oder sonst was hat, dann wirst du sehen, wie dankbar sie dir ist, wie sie bei dir besser läuft als bei jedem andern. Und probiert eures Autos Nahrung aus, man kann euch auch nicht jeden Tag Makkaroni geben! In Italien fährt man leichteren Stoff als bei uns; wenn du also einen Horch fährst, sollst du ihm kein reines Wasser zu saufen geben, es muß auch etwas Benzin darin sein. Mehr als acht Personen sollten in einem Auto, das für vier bestimmt ist, nur in Ausnahmefällen sitzen. Der Wagen schämt sich sonst eurer Geschmacklosigkeit. Laßt eure Kinder zu Fuß gehen, das ist für ihren Körper besser und für ihre Psyche. Im Selbst-

SIE REISEN!



WIR SORGEN

ÜBERALL FÜR
SHELL-STELLIN



RHENANIA-OSSAG
MINERALÖLWERKE AKTIENGESELLSCHAFT
DÜSSELDORF - HAMBURG - BERLIN - LEIPZIG
REGENSBURG - LUDWIGSHAFEN AM RHEIN

fahrer soll der Chauffeur hinten sitzen; ganz schick ist es, wenn der Herr neben der fahrenden Dame zu Stadtfahrten steifen Hut im offenen Wagen trägt. Zu Ehren der leider viel zu wenigen allein fahrenden Damen Berlins sei's gesagt, daß die meisten recht gut und passend gekleidet sind, die Herren sollten von ihnen lernen. Aber ihr autelnden Dämchen solltet keine Stöckelschuhe dabei tragen; wo der größte Verkehr ist, bleibt euch der Wagen ja doch stehen, der Anlasser geht „ausgerechnet“ gerade dann nicht, und unter den leicht ironischen Aeuglein des wohlwollenden Siphünen müßt ihr dann doch aussteigen, um anzudrehen — so gut es geht! Liebe Kollegin, fahre nicht mehr als dreimal den Kurfürstendamm entlang, man hat dich auch schon beim ersten Male gesehen! Komm mit mir auf die Avus, laß uns Luft und Freiheit und Kilometer genießen, auf daß wir hinausjubeln in den Sonntag vor Uebermut und Lebensfreude: „Du bist mein braves Auto — — du bist mein braves Auto — — —!“

Mixi Co.

Ballon. Trotz Segelflugzeug, Aeroplan und Zeppelin wird der Freiballonsport ewig weiterleben. Er ist die vornehmste und reinste Art der Sportbetätigung, denn er ist erhaben über jede Zweckbestimmung, und in seiner vollkommenen Ziellosigkeit trägt er den Fahrer weit hinaus über alle Gebundenheiten der mechanisierten Zeit. Wer fliegen will, wähle! Die Entscheidung ist Sache des persönlichen Geschmacks: das Motorflugzeug mit chrenbetäubendem Lärm, eisiger Kälte und Fahrstuhlempfindungen — oder der Freiballon, der in himmlischer Stille dahingleitet, in Sankt-Moritz-Sommerwärme, in sanften, gleichmäßigen Höhenbeschleunigungen schwebend.

Auf einer der großen Gordon-Bennett-Fahrten flog der bekannte deutsche Ballonsportsmann Dr. von Abercron nachts allein über den Michigansee und konnte sich ungefährdet einige Stunden schlafen legen. Herrlich sind einsame Zwischenlandungen auf Waldwiesen, in Gebirgstälern, die kein Flugzeug berühren kann.

Der Ballonkorb kann ruhig auf Fichtenkronen aufsetzen, während der Propeller zersplittert, wenn ein Tuchfetzen hineinfliegt. Sportlich das Schwerste ist die Landung: sie erfordert Übung, Ruhe und gute Beobachtungsgabe, denn der Ballon erreicht, wenn er mit dem Winde fährt, oft die Schnelligkeit des Flugzeuges. Bei ruhigem Wetter genügt ein einfacher

ORBIS TERRARUM / Die Länder der Erde im Bilde

Dies Werk, das im Verlag Ernst Wasmuth, Berlin, erscheint, sollten Sie abonnieren. Es birgt eine anschätzbare Fülle der Anregung und Belehrung. Jeder Band erschließt ein anderes Land der Erde, zeigt es in der ganzen Fülle seiner Schönheit und seines Reichthums: das Leben, die Landschaft und die Baukunst. Wollen Sie die Welt kennen, füllen Sie noch heute untenstehenden Bestellschein aus.

Vier Reisen im Jahr nur M 8.— monatlich für 4 Bände, die einzeln je M 26.— kosten

Dieses Jahr führt Sie der ORBIS TERRARUM nach *Canada*, einem Lande der Zukunft, *Jugoslawien* mit *Mazedonien* und der *Dalmatinischen Küste*, nach *England*, *Schottland*, *Irland* sowie nach *Frankreich*.

An die Buchhandlung von GEORG KOSSACK, BERLIN, MARKGRAFENSTRASSE 31
Ich abonniere den ORBIS TERRARUM für 1926 gegen monatliche Zahlung von Mark 8.—

Name:

Adresse:

Ausschneiden und unfrankiert als Drucksache senden

Ventilzug, der das Gas entweichen läßt. Landungen bei böigem Wetter sind nicht gefahrlos, daher der Ballonfahrergruß: „Glück ab!“

Am schönsten sind die Fahrten dicht über der Erde in fünfzig bis hundert Meter Höhe, sie geben das natürliche Landschaftsbild wieder. Je höher man steigt, um so langweiliger und landkartenartiger wird die Erde. Aber herrlich ist dann das Wolkenbild, wenn man die Wolkendampfmassen durchstößt und unter sich die weiße Wüste, über sich das reine Blau sieht.

Der Ballon wird nie zum Verkehrsmittel degradiert werden, und darin liegt seine sportliche Schönheit. Man weiß nie, wo man landen wird. Steuerung ist fast unmöglich, nur Höhe und Tiefe des Fluges sind regulierbar, aber nicht durch Hebel und Zahnräder, sondern durch frei zu bestimmenden Ballastabwurf — Sache des Gefühls.

So ganz zwecklos ist der Freiballonsport übrigens nicht. Er dient der physikalischen Erforschung der Atmosphäre und der Kartographie.

Dr. med. Hch. Klapper.

Die Ausstellung eines großen Teils des Oeuvre von **Daumier** durch die **Galerie Matthiessen** war die größte kunsthändlerische Tat seit Jahren. So belanglos, d. h. unkünstlerisch, journalistisch im schlechten Sinne, sozial verkommen, da billig demagogisch, der Zeichner Daumier ist, so vielgestaltig, konzentriert, präzise der Maler. Der Karikaturist hat für ein weiteres Publikum noch immer das angenehm Gruslige einer bewegten Zeit. Die wenigsten sehen hinter dem bißchen sozialen Getue die formale Leere.

H. v. W.

Traumnovelle

Die neueste Erzählung von
Arthur Schnitzler

1. bis 25. Auflage. In sehr guter Ausstattung. Mit einer Titelzeichnung von Prof. Hans Meid. Geheftet 3.50 Rm., Ganzleinen 5.50 Rm., Halbleder 7.50 Rm.

Nach einem Balle erlebt ein Wiener Arzt den ganzen Kreis seiner versäumten Liebesmöglichkeiten in magischer Steigerung. Die Tochter eines Patienten an dessen Totenbette, eine gutherzige Dirne, ein kindhaftes kavaliersüchtiges Mädchen im nächtlichen Maskengeschäft, maskierte Nackttänzerinnen auf verbotenem Fest locken ihn mit dem Rausch von Abenteuer, Freiheit und Gefahr, sodaß er seine eigene Frau einer von ihr geträumten Untreue wegen fast preisgibt. Aber die zauberhafte Phantastik der Verführungen weicht vor der nüchterneren und schöneren Wirklichkeit. Alles war ein Spiel der Ahnung, daß kein Traum völlig Traum und keine Wirklichkeit die ganze Wirklichkeit sei.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
S. Fischer Verlag · Berlin W 57



Mein schönstes Pferd. Meine Fahrten mit Baka, der herrlichen Ungarin, werde ich nie vergessen. Im Jahre 1921 tauchte der neue Stern am Traberhimmel in Wien auf, und mit einem Schlage war sie zum Favoriten geworden. Sie wurde gefeiert und verhätschelt wie eine Primadonna — und so, wie eben nur die Wiener ihre Primadonnen verwöhnen. Sie trabte stolz und selbstverständlich von Sieg zu Sieg, um schließlich die Krone, das Derby, zu gewinnen. Noch das gleiche Jahr brachte ihr das ehrenvolle Engagement nach Hamburg.

Nachdem sämtliche Vorbereitungen getroffen waren, machten wir uns in dem mit allen Schikanen für den Komfort einer reisenden Pferdedame ausgestatteten Extrawaggon auf die Reise. Ich verließ Baka keinen Augenblick, unterhielt mich die ganze Reise mit ihr, um ihr die Langeweile zu vertreiben, und es gelang mir auch, sie in guter Stimmung einen Tag vor dem Rennen in dem für sie in Hamburg reservierten Fremdenzimmer unterzubringen.

Am Morgen des großen Tages zeigte ich ihr bei einem gemütlichen Spaziergang die Bahn und machte sie schließlich fertig, damit sie sich ein wenig warm-laufe. Zuerst ging alles gut; aber plötzlich merkte Baka die ungewohnte Umgebung, der fremde Boden, die Grasbahn irritierten sie: sie bekam Lampenfieber . . . und begann unregelmäßig und nervös zu laufen und zu springen, als ob sie das erstemal eine Bahn unter ihren feinen Damenfüßchen hätte. Ich versuchte es in Güte — wurde ernstlich böse! Alles vergebens. Richtiges Lampenfieber! Dieses Tier, auf das ich mich verlassen konnte, wie auf mich selbst, war wie ausgewechselt und interessierte sich nicht im geringsten für mein Herzklopfen. Ich gab es auf, die 2100 Meter mit Vorgabe bis zu 130 Meter zu schaffen.

Da — der Startschuß! Und Baka — meine Baka läuft exakt in fabelhaftem Rhythmus, als ob nie etwas losgewesen wäre, läuft wie eine herrliche Maschine, holt in den letzten 500 Metern noch 40 Meter ein und gewinnt mit einer für europäische Verhältnisse fabelhaften Rekordzeit mit einer Halslänge das Rennen und damit 100 000 Mark.

Charly Mills.

Fußmarsch. Die meisten Menschen wollen vom Gehen nicht viel wissen! Wie oft wurde ich während meiner fünfzehnjährigen Weltreise gefragt: „Wie halten Sie es nur aus, Tag für Tag zu marschieren?“ Ich habe immer geantwortet, daß es nichts Schöneres gibt als den Gehsport.

Der ganze Körper, der Geist und die Seele arbeiten mit — man fühlt sich so leicht und frei — nichts ist einem unerreichbar, kein Ort ist einem unerreichbar — der Schlaf und Appetit sind glänzend. Ich konnte mit Leichtigkeit drei bis vier Portionen vertragen und hatte doch mit sechs bis sieben Stunden Schlaf genug.

Turnen, Schwimmen, Radfahren, Fußballspielen usw. stärken bestimmt den Körper, aber alle diese muskelstärkenden Bewegungen sind im Gehsport inbegriffen.

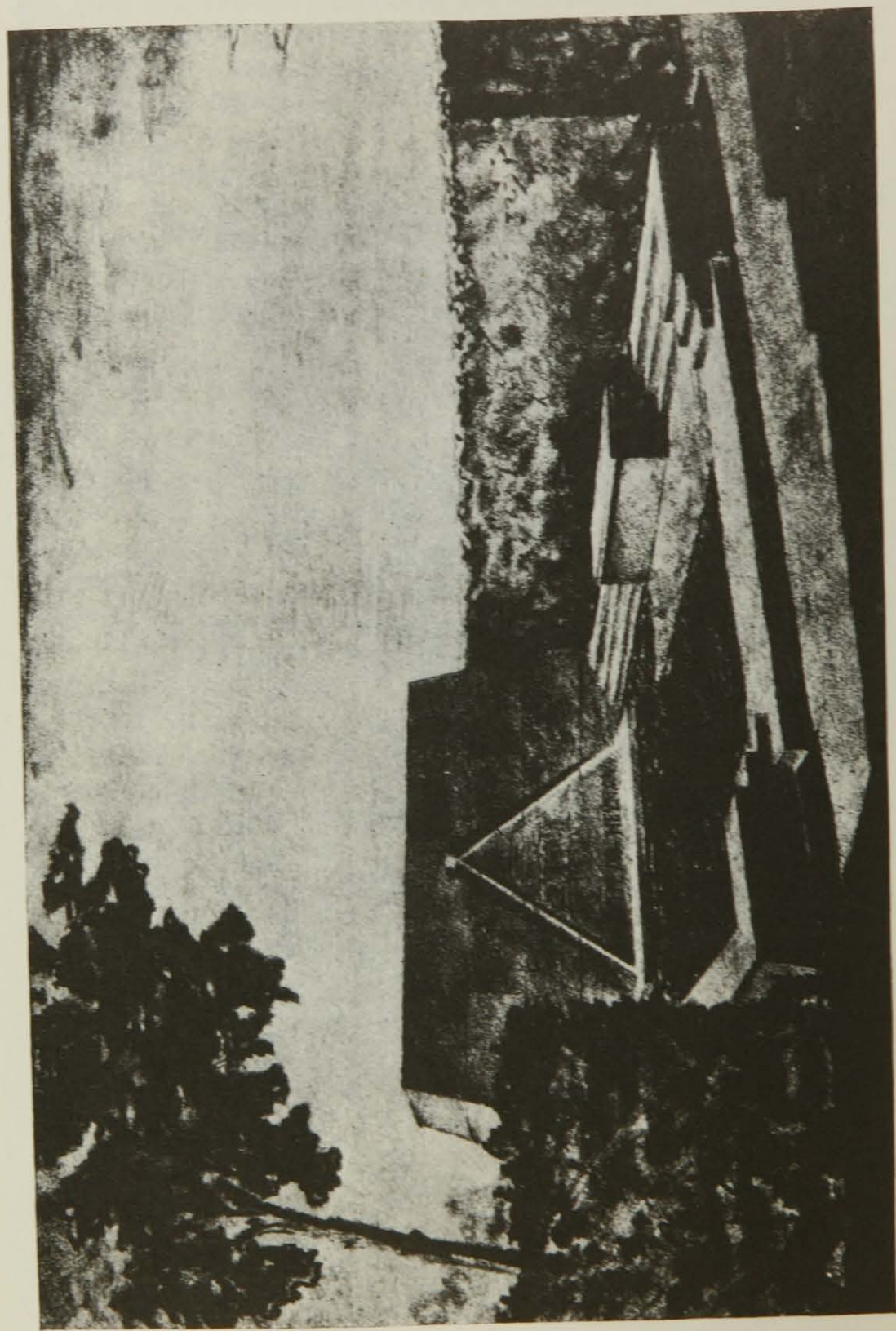
Zwei Gelegenheiten gibt es, welche beim Marschieren außerordentlich ermüden: erstens, wenn man unregelmäßig alle Augenblick ausruhen will und



Speisezimmer aus Pyramide-Mahagoni
Werfstätten Bernard Stadler AG · Paderborn

*

*



Grabmal Abraham Heymann für den israelitischen Friedhof in Köln
Ausführung in schwarzem Granit, fein gestockt, mit Bronzetafel. Entwurf von Professor Dr. Wilhelm Kreis

KALASIRIS

KALASIRIS D.R.P. mit allen Vorteilen, aber ohne die Nachteile des besitzenden Korsetts, macht elegante, schlanke Figur, stützt Leib und Rücken, ohne sonstwie zu beengen. Die weltbekannten, von keinerlei Nachahmung auch nur annähernd erreichten Erfolge unserer für Gesunde wie Kranke gleich wertvollen Erzeugnisse beruhen auf der genauen Berücksichtigung jeder einzelnen Individualität. Spezialfassons für Kranke, junge Frauen und Kinder. Kalasiris-Büstenhalter. Vor minderwertigen Nachahmungen wird gewarnt. Jedes echte Exemplar trägt den Stempel „KALASIRIS“

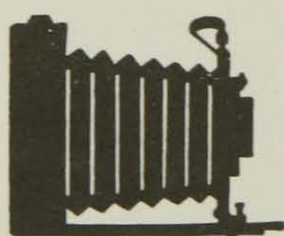


viel spricht (man ruht nach den ersten zwei Stunden Marsch eine Stunde, nach den nächsten zwei Stunden eine halbe Stunde, dann eine Viertelstunde und später nur wenige Minuten); zweitens, wenn man eine Landstraße entlangmarschiert, die auf einer langen Strecke immer geradeaus führt, wo es keine Biegungen, keine Hügel oder Berge, keinen Wald gibt. Man hat das Gefühl, daß die Straße kein Ende nimmt.

Leider ist hier zu wenig Raum, um ausführlicher über den Gehsport und meine Erlebnisse auf der Landstraße zu erzählen. Jedenfalls möchte ich hiermit jedem raten, soviel Gehsport wie möglich zu treiben, nicht forcieren, nicht in großer Gesellschaft, entweder mit einem sehr guten Freund oder besser ganz allein. Das Gehen stärkt Körper und Geist, erhält frisch und jung, und allen möchte ich tausendmal zurufen: „Seht euch die Welt an, die der liebe Gott so wundervoll für uns Fußgänger geschaffen hat!“ Mich hat das Marschieren nicht krank gemacht. Ich bin heute frisch und gesund (*ich habe über 119 000 Kilometer nachweisbar zu Fuß zurückgelegt*) und würde, wenn ich nicht gebunden wäre, sofort wieder in die weite, schöne Welt hinauswandern.

Artur Winterfeld.

Einige Worte über Springen. Ich saß am letzten Donnerstag des Februar-Concours während des schweren Jagdspringens auf der Merscheidtribüne, ganz erfüllt von den teilweise prachtvollen Parcours unserer Springkoryphäen, als ich folgende kleine Unterhaltung hörte:



und



**Jeder unserer Kunden wird
sein eigener Kanarienvogel..**

schreibt eine Firma in Cincinnati U. S. A. in einer uns vorliegenden Anzeige. Das ist echt amerikanische Übertreibung. Aber auch wir behaupten, daß jeder unserer Kunden unser Lob singen wird, so oft er eine bei uns gekaufte Kamera in die Hand nimmt.

Jetzt, wo der Frühling vor der Türe steht, das Wiedererwachen der Natur, sollen auch Sie sich eine Photo-Kamera anschaffen, was Ihnen durch unser Haus leicht gemacht wird, denn wir verkaufen alle unsere Photo-Apparate zu Original-Fabrik-Preisen ohne Aufschlag und ohne Zinsen mit $\frac{1}{3}$ Anzahlung, Rest auf 3 bis 6 Monate verteilt.

Lassen Sie sich unseren 68 Seiten starken Haupt-Katalog sofort kommen. Schreiben Sie noch heute eine Karte, sie darf auch unfrankiert sein.

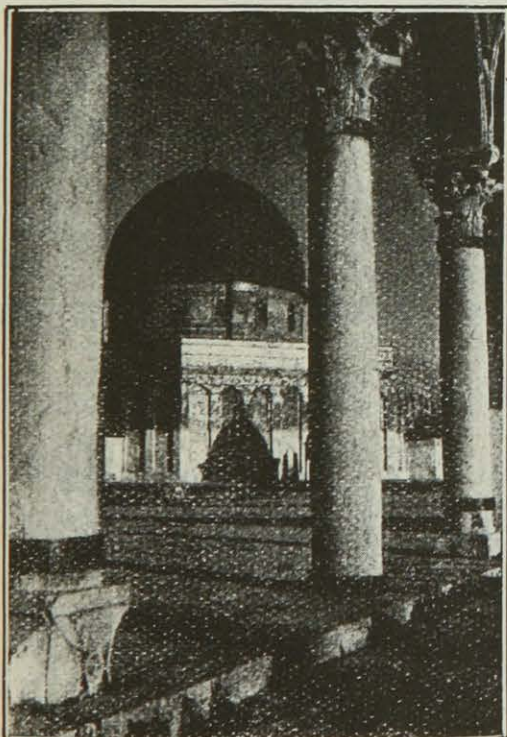
PHOTO.PORST * Nürnberg 133 * Hauptmarkt 18

Telefon: 9874 und 1059

„Sieh mal, ist das nicht wundervoll, aber so schwer kann das doch gar nicht sein. Langen tut doch gar nichts, wie ruhig oben sitzen. Ich fange jetzt auch an zu reiten, natürlich Herrensattel, erstens möchte es mein Mann lieber, und dann sieht es so viel schöner aus. Springen im Damensattel ist doch immer ein scheußliches Bild, und ich will nur Springen, denn etwas anderes hat doch gar keinen Zweck.“

Ich drehte mich um, als Damensattelreiterin kränkte mich das herbe Urteil über unser Aussehen. Die neue Concours-Hyäne war vielleicht Ende Zwanzig, also für Herrensattelreiterei die höchste Zeit. Sie tat mir leid, die kleine Frau, im Geiste sieht sie sich ja schon wie ein Vogel über 2,20 m fliegen, umbraust vom Jubel des Publikums. Ganz unten bleiben Hanko, Fortunello und die anderen Kanonen, und unser schneidiges Sauer Männchen wird aufgehört haben, die einzige Hochsprungdame zu sein. Wer es nicht selbst durchgemacht hat, kann gar nicht beurteilen, welch unsägliche Geduld und Ausdauer dazu gehört, um es zu einem einigermaßen guten Springreiter zu bringen. Ich werde nie die erste Zeit meiner Springreiterei vergessen, wo ich ein halbes Jahr lang Tag für Tag eine kleine Mauer von ca. 60—80 cm übte, bis ich das richtige Gefühl im Mitgehen heraus hatte. Dann kann man jede Höhe riskieren, ohne das Pferd im Maul oder Rücken zu stören. Aber man kann gar nicht sagen, wie man es macht. Man fühlt es eben, und wem das Gefühl dafür abgeht, der kann es auch mit Fleiß nie zu etwas Besonderem bringen.

Frau Wiener.



Der Tempelplatz in Jerusalem
mit der Omarmoschee

Reisen nach
Palästina
und
Ägypten

durch

**Palestine
Lloyd Ltd.**

Reisebüro Berlin W,
Tautenzienstraße 12a

Telephon: Bismarck 3377

Golf. Der Zuschauer: „Golf ist spaziergehen und eine kleine Kugel vor sich hertreiben.“

Der Spieler: „Golf ist die stärkste Konzentration, die größte Beherrschung aller Glieder und aller Gedanken.“

Der Zuschauer: „Golf ist das langweiligste Spiel.“

Der Spieler: „Golf ist immer neu — jeder Schlag ist voll Abwechslung und neuer Probleme.“

Der Zuschauer: „Das lerne ich in ein paar Tagen.“

Der Spieler: „Ein Menschenleben reicht nicht aus, Golf wirklich zu können.“

Der Zuschauer: „Es fehlt der Anreiz des Wettkampfes.“

Der Spieler: „Kein Sport bietet interessantere Wettkämpfe — aber er ist individuell wie kein anderer, und man ist unabhängig vom Spiel des Gegners.“

Der Zuschauer: „Eigentlich kann man doch überall Golf spielen, wo man nicht Gefahr läuft, seinen Mitmenschen einen Ball an den Kopf zu werfen.“

Der Spieler: „Golfplätze zu bauen ist Kunst und Wissenschaft. In Amerika wird ein „Bulletin of the Green Section of the U. S. Golf Association“ herausgegeben, bereits im fünften Jahre, jährlich zwölf umfangreiche Nummern, das sich nur mit der Pflege der Greens beschäftigt, und an dem zahlreiche Wissenschaftler arbeiten.“

Der Zuschauer: „Golf spielen ja nur alte Leute.“

Der Spieler: „Golf kann man bis zum ersten Schlaganfall spielen; man kann es nicht früh genug anfangen, sonst wird man es nie mehr erlernen.“

Der Zuschauer: „Golf ist das Spiel der Vornehmen.“

Der Spieler: „In Deutschland fehlen die Volksgolfplätze — siehe England und Amerika —, jeder dritte Amerikaner spielt Golf!“

Der Zuschauer: „— ob ich's doch versuche?“

Der Spieler: „Versuchen Sie es — und Sie werden Golfer!“

Frau L. Ch. Magnus.

Kegeln. Es ist ein jahrelanger Kampf zwischen Schachspielern und Keglern um den Ehrennamen: „Das königliche Spiel“. Für uns Deutsche bleibt es das Kegeln, und es wird auch sicher wieder die Zeit kommen, wo

KAFFEE HAG
erstens: coffeinfrei
zweitens: ganz vorzüglich

unser Sport zu den alten Ehren kommt, und man von uns nicht mehr verächtlich von „Kegelbrüdern“ wie von verstaubten Lustspielfiguren spricht. Wie bei allen bedeutenden Dingen, so auch hier. Neid und Unvermögen (Degeneration) kämpfen gegen uns an und spottlüsterne Journalisten befassen sich lieber mit den Sensationssports, als mit unserer auf bürgerlich-deutscher Basis stehenden Ertüchtigungsübung. Aber ich darf diese Herren wohl daran erinnern, daß selbst von ihnen anerkannte Männer, wie z. B. Max Halbe und Lenbach eifrige Kegler sind bzw. waren, ja selbst ein Frank Wedekind betrieb lange Zeit in der Münchener Torggastube den Kegelsport — nicht zu seinem Schaden.

Was der Kegelsport für ein Volk bedeutet, erhellt ein einziger Satz aus einem Lehrbuch:

„Das Kegeln dient der Ausbildung des rechten Armes, also des wichtigsten Gliedes des menschlichen Körpers.“

Vor allem aber wird sich das Kegeln wieder Bahn brechen, wenn die Moral weitester Volkskreise gesundet ist und Sportvorführungen nicht mehr identisch sind mit sexuell aufreizenden Demonstrationen. Für mich liegt der Vorzug des Kegelsports auch darin, daß der Mann in der Ausübung desselben sich ruhig vor seiner Familie sehen lassen kann, ohne an seiner Würde einzubüßen. Im Gegenteil: ein guter Kegler wird in den Augen seiner Frau durch das Festgewurzelte der Gestalt, das dieser Sport erfordert, als kräftig, ernst und beständig erscheinen, wie unser markiger Wahlspruch: GÜT HOLZ!

cand. theol. H. Sch.

Geburtstagswunsch zum 1. April an A. F.

Von seiner dreizehnjährigen Nichte *Tea*

Wenn mal ein Boxkampf ist,
Z. B. sich Breitensträter mit Paolino
mißt,

Dann bist du mit Liebe zu diesem Sport
Natürlich als allererster am Ort.
Der Kampf ist heftig!
Stöße hier und da!

Du lehnst dich über den Ring, fürwahr
Auf einmal ein gewaltiger Stoß —
Und du bist deine Nase los.

Drum geh' nicht so oft in den
Sportpalast hin,
Denn sonst geschieht mal wirklich
Dieses Gedichtes Sinn.

Bad Wildungen

für Niere und Blase

Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden · Harnsäure · Eiweiß · Zucker ·
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung

1925 = 16 000 Badegäste.

Ringkampf. Vor allem geht es nicht an, daß das p. t. Publikum bei jedem Ringkampf von vornherein annimmt, daß es Schiebung ist. Das ist geradezu lächerlich. Wer einmal eine richtige Mühle gekostet hat, weiß genau, daß er sich irrt. Mühle ist, wenn der eine den andern bei den Beinen kriegt, so in den Kniekehlen, und sich so lange schnell um sich selber dreht, daß der andere, mit dem Kopf nach unten, dämlich wird. Das ist für beide Herren eine Anstrengung, und der mit dem Kopf nach unten kriegt so eine Wut, daß er sich revanchieren will, und da gibt es dann keine Verabredung mehr. Oder so ein Kopfbzug oder Armzug aus Stand oder Parterre, das spürt man. Auch befinden sich immer unter den Herren vor dem Ring ein paar, die die Sache genau kennen.

Dann muß man nicht glauben, daß alle Ringer dick sein müssen. Schwergewichte natürlich schon, das versteht sich von selber. Wie beim Boxen. Diese erzielen auch bei uns die größten Börsen. Aber es gibt auch bei uns die anderen Klassen und ein richtiger Ringkampf zwischen Federgewichten, das ist schon eine fixe Sache. Dabei, wenn die beiden Wendigkeit haben, ist es sehr lustig, weil ihnen doch nicht das Gewicht so zu statten kommt, wie den schweren.

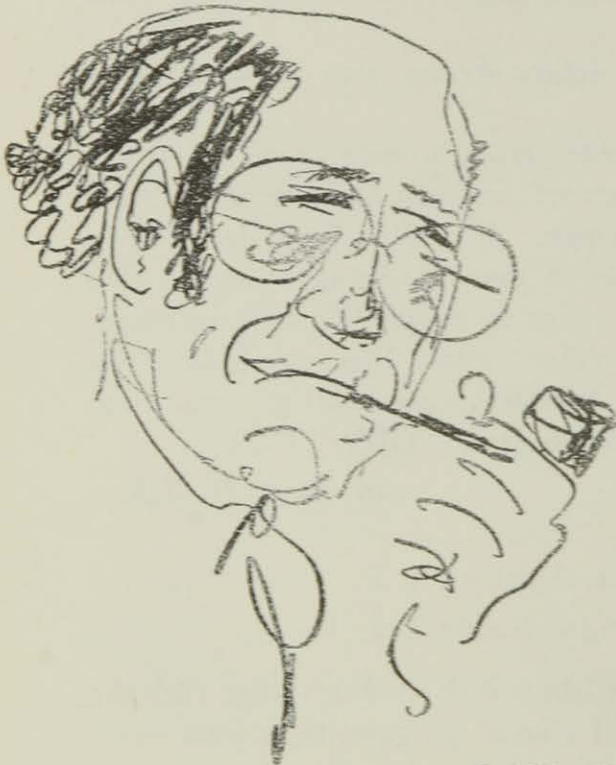
Das Boxen ist also jetzt die große Mode, und wenn unser Weltmeister, mein werter Landsmann und Freund Jan Jaago nach Berlin kommt, läßt man ihn höchstens in die Hasenheide in den großen Saal, so daß manche Ringer

von Weltruf es schon als eine Beleidigung empfunden haben, und sagen: der Sportpalast ist seinen Namen nicht wert, weil da nicht gerungen wird. Daher ist Berlin nicht mehr führend im Ringkampf, und der Sport leidet.

Alois Fleczoreck, Direktor der Internationalen Sportarena im Vergnügungspark der Gesolei.

Ski. Die Expreszüge Paris—Wien halten alle an einer ganz kleinen Station, St. Anton am Arlberg. Aus dem Fenster des Schlafwagens kann man im Bahnhof den Friseur die Tiroler rasieren sehen. Wenn der Reisende, von Neugier getrieben, hier aussteigt, so erreicht er geradeswegs ein Hotel von bescheidenstem Aussehen und ist erstaunt, hier den Trägern großer deutscher, österreichischer und ungarischer Namen zu begegnen.

Diese „Größen“ sind nichts als Schüler, und zwar sehr eifrige und sehr gehorsame Schüler. Wie sieht der außerordentliche Mann aus, der es verstanden hat, in diesem Dörfchen die besten Skiläufer aller Länder und die sportliche Hocharistokratie zu vereinigen? Er ist von kleiner Statur und er-



Dolbin

Carl Einstein

schreckend mager. Seine Haut ist braun wie die eines Mulatten und sein Haar schwarz und kraus wie bei einem Neger, sein Gesicht winzig wie eine Rasierklinge und überstrahlt von einem Paar herrlicher Augen. Seine Stimme ist rau und hart, wie sie der, der kommandiert und unbedingten Gehorsam braucht, haben muß. Sein Prestige ist außerordentlich und allgemein anerkannt. Es ist übrigens nicht erstaunlich, daß er eine solche Wirkung ausübt. Er ist Idealist, er hat sein Leben dem Sport, dem Skilauf, verschrieben und ist bereit, ihm alles zu opfern. Er fordert von anderen, was er von sich selbst fordert. Ein Besessener. Dieser Mann untersagt den Einwohnern des Dorfes, ihr Land an Fremde zu verkaufen, die hier Villen errichten wollen, und verbietet gleichermaßen, hier komfortable Hotels einzurichten. Es ist sein fester Wille, daß nur Sportsmen und nicht etwa Tänzer in sein Land eindringen.

Dieses Lehrdorf hat die internationale Sportwelt angezogen, die bereit ist, für einige Wochen in die Kindheit zurückzuerfallen. Beim Morgengrauen wird aufgestanden, und man beeilt sich, ins Gebirge zu kommen, um hier die 15jährigen Knaben zu treffen, die den Gebrauch der Skier mit möglichst seltenem Fallen lehren. Nach einem sehr bald erfolgenden Examen bestimmt der große Chef, in welche Klasse der Schüler eingeordnet wird. Es gibt fünf Klassen: die unterste ist für die Anfänger und die letzte für die trainierten Champions.

Ich habe die Bekanntschaft einiger dieser Schüler gemacht. Am Abend in ihren Smokings haben die Männer das Aussehen von ernsten Kindern, die ihre Lektion gut gelernt haben, und die Frauen in dekolletierten Toiletten lächeln lieb wie kleine Mädchen, die ein Lob oder einen Bonbon erwarten.

Aber es hat halb elf geschlagen, und der Meister gibt ein Zeichen, alles muß schlafen gehen.

Philippe Soupault.

Zur Eröffnung der **Gesolei** erscheint in der von Dr. Heinrich Saedler herausgegebenen Sammlung „Die Auswahl aus neuerer Dichtung und Kunst“ im Fuhrer-Verlag zu M.-Gladbach: **Heinrich Nauen** von **Max Creutz** mit 34 Abbildungen, darunter schon eine Reihe der neuen Mosaiken aus der Gesolei.

ED. SAUER



DER
ANZUGSTOFF DES ANSPRUCHSVOLLEN * FÜR STRASSE / REISE / SPORT UND GESELL-
SCHAFT * MUSTERSENDUNG KOSTENLOS * SAUER & WEICHMANN / COTTBUS A7

EINGEGANGENE BÜCHER*)

BRANDT, OTTO: *Sportschwimmen*. CIRIACY - WANTRUP, E. v.: *Sportfechten*. PUSCHERT, MAX: *Muskelschulung für Ruderer*. BRAUNGARDT, W.: *Handball und Faustball*. Verlag Grethlein & Co., Leipzig.

BÜTTNER, ALEX: *Mein Motorrad und Ich*. FENDRICH, ANTON: *Der Alpinist*. GEISOW, H.: *Deutscher Sportgeist*. BLOCH, ALICE: *Kindergymnastik im Spiel*. DAHINDEN, JOSEPH: *Die Ski-Schule*. LANGSDORFF, W.: *Das Flugsportbuch*. MENZLER, DORA: *Körperschulung der Frau. Die Schönheit deines Körpers*. SCHELLE, THEO: *Das Reitsportbuch*. Verlag Dieck & Co., Stuttgart.

DELIUS, KURT: *Bettgymnastik*. Burgverlag, Nürnberg.

Körperschönheit. Vitus-Verlag S. Kny, Dresden.

Geschichte des Sports aller Völker und Zeiten. Verlag E. A. Seemann, Leipzig.

MATHIAS, LEO: *Ausflug nach Mexiko*. Verlag Die Schmiede, Berlin.

MANN, KLAUS: *Der fromme Tanz*. Hamburg, Gebr. Enoch.

PETERSEN, WILHELM, u. DYVEKE: *Lappensommer. Wanderbilder*. Bremen, Verlag Carl Schünemann.

SCHINNERER, ADOLF: *Aktzeichnungen aus fünf Jahrhunderten*. München, R. Piper & Co.

SMITH, HOWDEN: *Porto Bello Gold. Roman*. Potsdam, Verlag Gustav Kiepenheuer.

WHITMANS, WALT: *Werk*, 2 Bände. Berlin, S. Fischer Verlag.

*) Für die Auswahl der hier verzeichneten Bücher ist nicht immer deren Neuheit, sondern auch die Qualität maßgebend, wenn es sich um vergessene oder nicht genügend anerkannte Bücher handelt.

Anspruchsvoll reißt die Zeit an unseren

NERVEN

Erschöpft suchen wir Hilfe

SATYRIN

heißt die Rettung

Der Arzt empfiehlt es / Der Apotheker führt es

SATYRIN GOLD SATYRIN SILBER

für den Herrn für die Dame

Jugendfrische, Lebensfreude
kehren zurück

Akt.-Ges. Hormona / Düsseldorf - Grafenberg

DAS MUSEUM FOLKWANG IN ESSEN



Dem Museum Folkwang, das Ende 1922, kurz vor der Besetzung des Ruhrkohlengebiets, von Hagen nach Essen gekommen war, dann in der langen, unfreiwilligen Ruhepause, die dem feindlichen Einmarsch folgte, der Vergessenheit anheim gefallen zu sein schien, hat sich neuerdings die öffentliche Aufmerksamkeit wieder zugewandt. Vor allem hat die Frage des Neubaus das allgemeine Interesse für das Folkwang-Museum wachgerufen. Es war diese Frage von vornherein unlösbar verknüpft mit den beiden Besitzungen der Familien Hans und Karl Goldschmidt, die der Stadt zum Zwecke der öffentlichen Kunstpflege gestiftet worden waren. Ein anderes Gelände konnte bei der schwierigen Wirt-

schaftslage nicht in Frage kommen, zumal die Lage in der Bismarckstraße durchaus nicht ungünstig war. Der Neubau, nach einem Entwurf von Prof. Körner, wird sich an die beiden Goldschmidtschen Häuser anschließen, die durch einen stimmungsvollen Ehrenhof, in dem sich zugleich der Museumseingang befindet, miteinander verbunden werden. Im Hans-Goldschmidt-Haus wird die Sammlung alter und außereuropäischer Kunst Aufnahme finden, das Karl-Goldschmidt-Haus ist als Kupferstichkabinett gedacht, während der Neubau den Teil der Osthausschen Erbschaft beherbergen soll, der in erster Linie mit dem Namen „Folkwang“ verknüpft ist: die moderne Bildergalerie. Hier wird auch die Verschmelzung der Hagener Schöpfung mit dem seit 1910 bestehenden Kunstmuseum der Stadt Essen am sichtbarsten werden.

In den im Folkwang nunmehr vereinigten Museen Essens und Hagens befinden sich Werke von unbestrittenem Weltruf. Es sei hier vor allem an die unvergleichliche Sammlung neuerer französischer Malerei erinnert, an Daumiers großartiges „Ecce homo“, Corots „Nymphe“ und Manets „Explosion einer Granate“. Besonders aber Renoirs lichtdurchflutetes Bild

„Lise“ (1867), die fluoreszierenden Farben der Pointillisten Signac und Cross, die Landschaften Cézannes, die mystisch glutvollen Gemälde Gauguins, vor allem der „Contes Barbares“ und die von stärkster seelischer Erregung getragenen Bilder Vincent van Goghs werden jedem Freunde moderner Malkunst unvergeßlich sein. Die neueste Richtung französischer Malerei ist durch bedeutende Werke von Matisse und Dérain vertreten, sodaß eine Übersicht über die Entwicklung der modernen französischen Kunst geboten ist

Die deutschen Künstler sind besonders durch den Besitz des Essener Museums bedeutungsvoll vertreten. Neben Böcklin und Feuerbach sind eine Landschaft von Haider und mehrere hervorragende Werke unseres Altmeisters Hans Thoma zu finden, ebenso von Gebhardt. Von Trübner besitzt das Folkwang neben anderen zwei wundervoll gemalte Damenbildnisse, natürlich fehlen auch Uhde, Liebermann, Corinth und Slevogt nicht. Den Übergang zur neueren Zeit veranschaulichen am besten der Schweizer Hodler mit seinem „Frühling“ und der Norweger Munch mit zwei Landschaften. Herrliche Beispiele weist das Museum von der neuesten deutschen Malerei auf; Namen wie Marc, Heckel, Kirchner, Schmidt-Rottluff, Nolde und Kokoschka bedeuten allein schon ein Programm. Was an bedeutsamen einzigartigen Kunstwerken das Folkwang-Museum weiter

noch birgt, diese Vielseitigkeit kann in diesem kurzen Bericht nur angedeutet werden. Außer Arbeiten des Mittelalters, der Renaissance und des Barock, den griechischen Vasen und Kleinplastiken, den syrischen Gläsern und ägyptischen Reliefs und Grabfunden geben Werke aus Indien, China und Japan, sowie Erzeugnisse primitiver Eingeborenenkunst Afrikas und Ozeaniens einen Einblick in das Kunstschaffen fernster Zeiten und Völker.



Institut für Astrologie und Charakterologie

Astrologie · Graphologie · Chirologie
Einführung · Deutung · Kurse und Privatstunden

Sophus Jessen · Berlin W 30
Neue Winterfeldtstraße Nr. 7

Prospekt kostenlos

TIEFDRUCKE
KUPFERDRUCKE
einfarbig u. mehrfarbig, fertigt in höchster Vollendung die Firma
CARL SABO · BERLIN SW 48
Wilhelmstraße 133 / Fernsprecher: Lützow 2810 und 6387
KUNSTKUPFERDRUCKEREI · SCHNELLPRESSENTIEFDRUCK
Eigene Ateliers für Reproduktions-Photographien · Heliogravüre

SPAMERSCHE BUCHDRUCKEREI LEIPZIG

FERNSPRECHER 64311
FÜR FERNGESPR. 63948
170 DRUCKMASCHINEN
106 SETZMASCHINEN

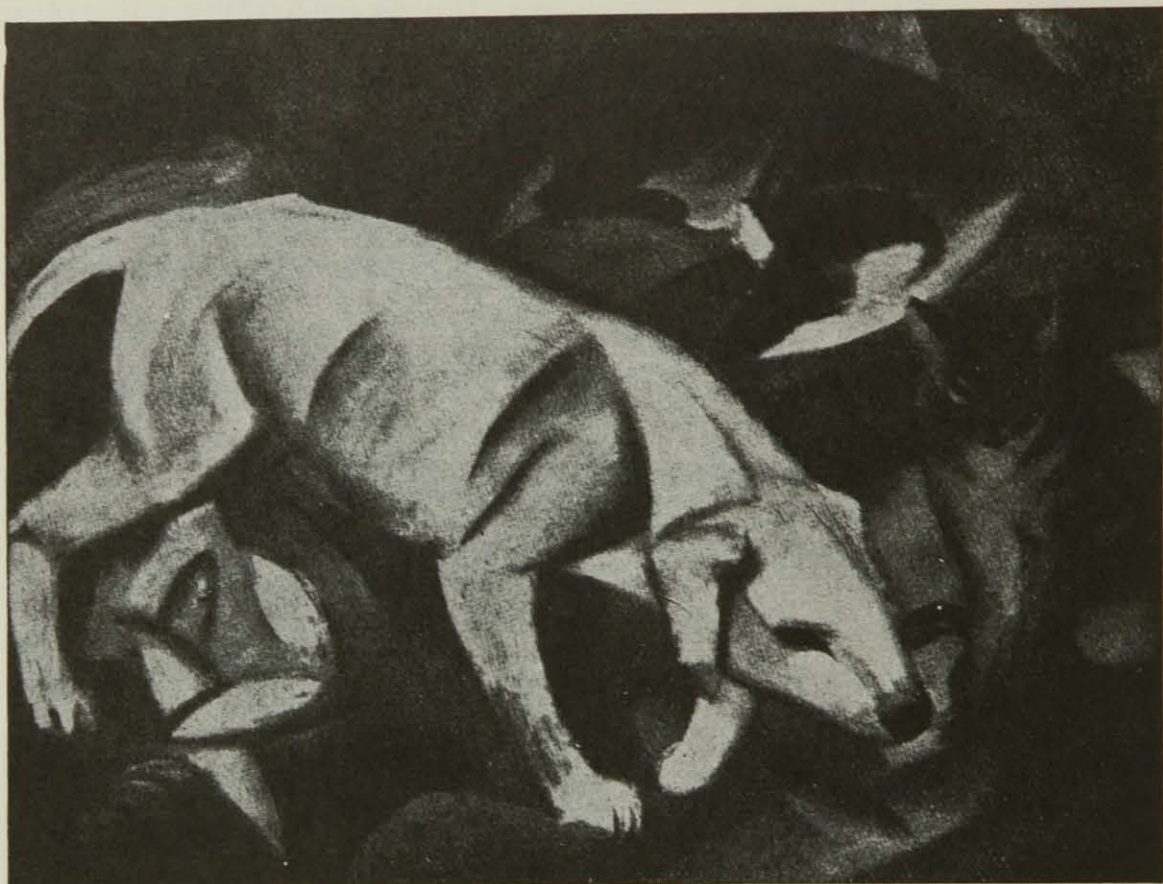
GROSSDRUCKHAUS FÜR INDUSTRIE, HANDEL UND GEBRAUCHSGRAPHIK

MUSTER UND KOSTEN-
VORANSCHLAGSOFORT

DRUCK WISSENSCHAFTLICHER UND BIBLIOPHILER
LITERATUR · KATALOGE · UMSCHLÄGE · PROSPEKTE
PLAKATE · ETIKETTEN · ZEITSCHRIFTEN · PACKUNGEN
IN BUCHDRUCK UND OFFSETDRUCK · WINCORDRUCK
ANASTATISCHER DRUCK · FILMDRUCK · ROTATIONS-
FARBEN- UND ILLUSTRATIONS-DRUCK · KLISCHEES

1600 ARBEITER UND
ANGESTELLTE

Die Kunst unserer Zeit in 500 Bildern



Franz Marc: Hund, Fuchs und Katze

Der neueste Band der Propyläen-Kunstgeschichte ist der Malerei und Plastik der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart gewidmet. Ein Bildermaterial, wie es in solchem Ausmaß bisher nie geboten wurde, zeigt den Expressionismus, Kubismus, Futurismus, Verismus usw. und gibt einen Überblick über die

Kunst des 20. Jahrhunderts

wie er bisher nicht zu finden war. Carl Einstein hat die Einleitung geschrieben, die die modernen Kunstprobleme klärt. Der Band zeigt z. T. in mehrfarbigem Druck Werke von Matisse, Derain, Vlaminck, Rousseau, Rouault, Utrillo, Picasso, Braque, Léger, Gris, Boccioni, Severini, Chirico, Nolde, Heckel, Pechstein, Feininger, Hofer, Modersohn-Becker, Marc, Madke, Kandinsky, Klee, Kokoschka, Grosz, Beckmann, Dix, Pascin, Purrmann, Chagall, Maillol, Fiori, Lehmbruck, Barlach, Archipenko, Belling und anderen.

Er ist der neueste Band der

Propyläen-Kunstgeschichte

Lassen Sie sich den Band in einer Buchhandlung vorlegen!
Verlangen Sie Prospekte! Der Propyläen-Verlag, Berlin

Wie heilen wir Stuhlverstopfung?

Von Dr. med. Heinz Simon

Was verstehen wir unter habitueller Stuhlverstopfung? Es ist diejenige alimentäre Form der Obstipation, deren Behandlung – wenn sie Erfolg haben soll – auch nur diätetisch beseitigt („abgegessen“) werden kann, weil sie aus falscher Ernährungsweise entstanden („angegessen“) ist.

Die von der Wissenschaft (z. B. die Spezialforscher Professor Schmidt, Straßburger, Lohrisch, Ebstein usw.) seit längerer Zeit befürwortete und angewandte Übungs- und Belastungstherapie wird praktiziert durch eine der „Feinkost“ diametral gegenüberliegende Obstipationsdiät, die mit Aufbietung von Willenskraft und Ausdauer zum Ziele führen kann.

Aber unsere Zeit ist schnelllebig und flüchtig. Der erfahrene Arzt kennt seine Patienten. Die mühsam aufgestellte Kostordnung ist schnell wieder abgetan. Man ist bequem und greift wieder – zum Abführmittel! Die Rücksichtslosigkeiten des Daseins gegen das Leben sind so groß, daß es auf dieses eine „harmlose“ Attentat auf die Gesundheit nicht ankommen soll! Harmlos – wenn es einmal gebraucht wird, aber leider verheerend, leider vernichtend bei dauerndem Gebrauch! Das schädliche, gewohnheitsgemäße Abführmittel ist eine verderbentriefende Geißel für die Menschheit!

Da leuchtet uns ein Morgenrot! Am aufsteigenden Firmament lesen wir: „Brotella“! – Brotella: eine fix und fertige Diätsuppe, eine schonende, schlackende, schleimende, quellende, fettende, turnende, belebende, Altes ab- und Neues aufbauende Magen- und Darmsuppe für Magen- und Darmkranke!

Brotella ist eine wahrhafte Erlösung für Stuhlverstopfte. Was kein Abführmittel vermag, das vermag Brotella allein! Durch Hunderttausende von Erfolgen hat es den Wahrheitsbeweis dessen erbracht, was es verspricht: Brotella hilft! Brotella hat Hunderttausenden geholfen! Brotella wird auch Ihnen helfen! Brotella ist kein Heilmittel, Brotella ist kein Abführmittel! Brotella mild: die Magensuppe, Brotella stark: die Darmsuppe. Beide von der Wissenschaft der Natur abgelauscht und von natürlicher, daher unfehlbarer, zwar nur allmählicher, aber sicherer Wirkung.

Brotella ist eine Vollnatur-Brot- und Fruchtsuppe von großem Wohlgeschmack, kostet je Teller 10 und 15 Pfennige und ist in allen Apotheken, Drogerien und Reformhäusern immer vorrätig. Literatur liefert die Fabrik Wilhelm Hiller, Hannover, jedem Interessenten kostenfrei.

Birkenwerder bei Berlin
 sanatorium
 Physikalisch-diätetische Kuranstalt

Bad Kudowa Kreis Glatz
 Herz-Sanatorium!
 Kohlens. Mineralbäd. des Bades im Hause. Aller
 Komfort. Mäßige Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat
 Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G. Herrmann. Tel. 5

St. Blasien im südl.-bad. Schwarzwald
 Höhenluftkurort (800 m)
 Prospekt durch städtische Kurverwaltung.

Kitzbühel Tirol, (800 m). Wärmstes
 Gebirgssee-Freibad. Alpine
 Sommerfrische I. Ranges. Mäßige Preise. Illu-
 strierter Prospekt, Hotelverzeichnisse und Pri-
 vatwohnungslisten durch den Verkehrsverein.

Meran Sonniger Südalpen-Kurort. Alle
 modernen Kurmittel und Sport-
 einrichtungen. Hotel- und Sanatorienkultur
 bei mäßigen Preisen. Kurvorstehung.

Benutzen Sie zum Aufbewahren Ihrer
 kostbaren Schallplatten unsere

Schallplatten - Alben

Marke



Zu beziehen durch alle Fachgeschäfte

Album - Fabrik

Leipziger Buchbinderei A.G.

vorm. Gustav Fritzsche

Leipzig-R.

Berlin S42



Namhafte Künstlerin

wünscht vorübergehend Aufenthalt in
 kultivierter Familie. Gegenleistung:
 Porträt- oder andere Malerei, Kunst-
 unterricht oder was sonst ein vielseitig
 interessierter Mensch bieten kann.

Offerten unter Qu. 40501
 an das Ullsteinhaus, Kochstraße 22-26

Stilmöbel
 Antiquitäten
Hugo Baruch & Cie.

Lindenstr. 18-19

Sehr preiswert
 Bequeme Zahlungs-
 bedingungen

NEUE GRAPHIKEN

von

Willi Habl
 Paul Geissler
 Bruno Zwiener

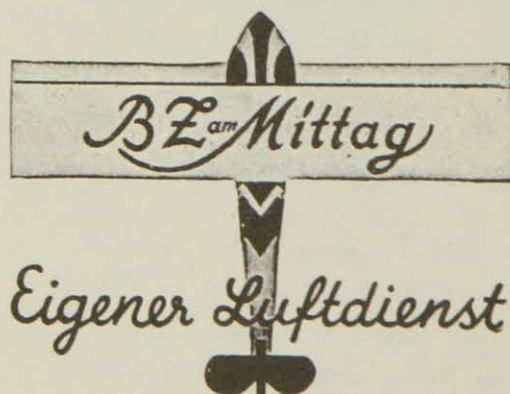
+

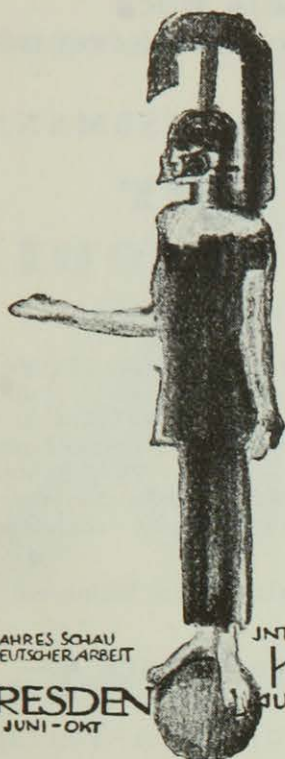
Wir senden Ihnen die Blätter
 gern unverbindlich zur Ansicht

+

TEMMING & HEILBORN

Bocholt in Westfalen / Nordstraße 27





JAHRES-SCHAU
DEUTSCHER ARBEIT
DRESDEN
JUNI - OKT

1926
INTERNATIONALE
KUNST
AUSSTELLUNG

Die deutsche Mark

von 1914 bis 1924

Von 1 Mk. bis zur Billion

Als Prachtsammlung empfehle meine **Luxusausgabe**, enthaltend die Friedensscheine von 5 Mk. bis 1000 Mk., das Eisen-, Zink- und Aluminiumgeld der Kriegs- und Inflationszeit sowie die Geldscheine von **1 Mk. bis 1 Billion** in feinsten Aufmachung zum Preise von 50 Mk. franko. **Volksausgabe**, Album mit ca. 100 versch., meist kassenfrischen Scheinen v. 1914—1924, Preis 10,50 franko, Nachnahme 11 Mk.

Desgleichen

Briefmarken

von 1914—1924

von 2 Pf. Germania bis zur 50-Milliardenmarke. Über 300 verschiedene, inklusive schönem Album, nur Mk. 10,50 franko, Nachnahme Mk 11.— franko. Es empfiehlt sich jedoch, bald zu bestellen, da von beiden Kollektionen keine allzugroße Zahl mehr zusammengestellt werden kann. — Geldscheine und Briefmarken garantiert echt.

Zu beziehen durch

Edwin Schuster, Nürnberg

Gabelsberger Straße 62

Ein Geschenk

für jede Hausfrau bei
Hochzeiten
und Verlobungen

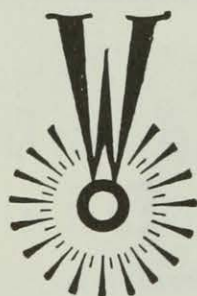
Hochwertige
Alpaka- und Alpaka-
Silber-Bestecke

20 Jahre Garantie, staunend billig ab
Fabrik direkt an Private. Zahlbar in 6
bis 8 Monatsraten, solventen Bestellern
1 Woche zur Ansicht. Tägl. Dankschreiben

Frau Dr. C. in R. schreibt: „Ihre Ware
prachtvoll, einlieg. 3 Nachbestellungen.“

Fordern Sie Muster und Katalog 27
franko

B. RASING
Abteilung Bera-Bestecke 2
Düsseldorf 4



**OTTO
WEHLE
DÜSSELDORF
KÖNIGSALLEE 68**

**BELEUCHTUNG
ELEKTR. APPARATE**



Der
Bubikopf
und seine Pflege

Die 60 allerschönsten
im neuesten

ULLSTEIN -
SONDERHEFT

Überall für 1.25

Ein Buch
für alle Musikfreunde

ADOLF WEISSMANN

Der
Dirigent
im 20. Jahrhundert

Taktschläger, Kapellmeister, Dirigent
Wagner / Johann Strauss / Mahler
Richard Strauss / Schuch / Toscanini
Weingartner / Muck / Nikisch / Bruno
Walter / Oscar Fried / Wilhelm Furt-
wängler / Blech / Schillings / Stiedry
Kleiber / Der Dirigent der Zukunft

Mit zahlreichen Bildnissen

In Leinen Mark 8.—

Der Propyläen-Verlag
Berlin

Julie Elias
Taschenbuch
für Damen

Mit Zeichnungen und Aquarellen
von Emil Orlik

Dieses lebenswürdige Buch einer geistvollen
Frau hat von einem alten, fast verschollenen
Genre den Namen. Mit einem chinesischen
Schachtelkästchen vergleicht es Julie Elias
selbst, in das allerlei hineingepackt ist.

Aus dem Inhalt: Der Lappenkasten
Frauen, die ich sah / Dienstbotengeschichten /
Erinnerungen / Der Muff / Letzte Worte
Die klassische Küche / Dialoge / Mode-
glossen / Von Blumen / Der Frauenhut
Salon Thomas / Die Tasche / Spitzen
Vom schlechten und vom guten Ton /
Torheiten der Mode / Anekdoten

Mit Seidenrücken
gebunden M 4.—

In allen Buchhandlungen!

Schnelle Förderung

durch den individuell gehaltenen
Unterricht in der Privatschule. Im

Führer
durch das private Unterrichts-
und Erziehungswesen Deutschlands

herausgegeben vom Reichsverband deutscher freier
(privater) Unterrichts- u. Erziehungs-Anstalten e.V.

findet man Tausende von Adressen
bewährter Privat-Institute

Preis Mark 1.80



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den
Verlag Ullstein, Berlin SW 68, Kochstr. 22-26

БОСТАНЖОГЛО
ПАПИРОСЫ
ИМѢЮТСЯ ПОВСЮДУ

BOSTANJOGLO
RUSSISCHE ZIGARETTEN
IN ALLEN GÜTEN
ÜBERALL ERHALTLICH

SOCIÉTÉ BOSTANJOGLO, HAMBURG
(N.J. BOSTANJOGLO AUS MOSKAU).

*Unsere alte Tradition:
Einfache Packung, kostbarer Inhalt*

№4	№102	№24	№51	№52	№11
4 Pk.	5 Pk.	5 Pk.	6 Pk.	8 Pk.	10 Pk.

4 PS 10 PS

Präzisions-Serien-Wagen

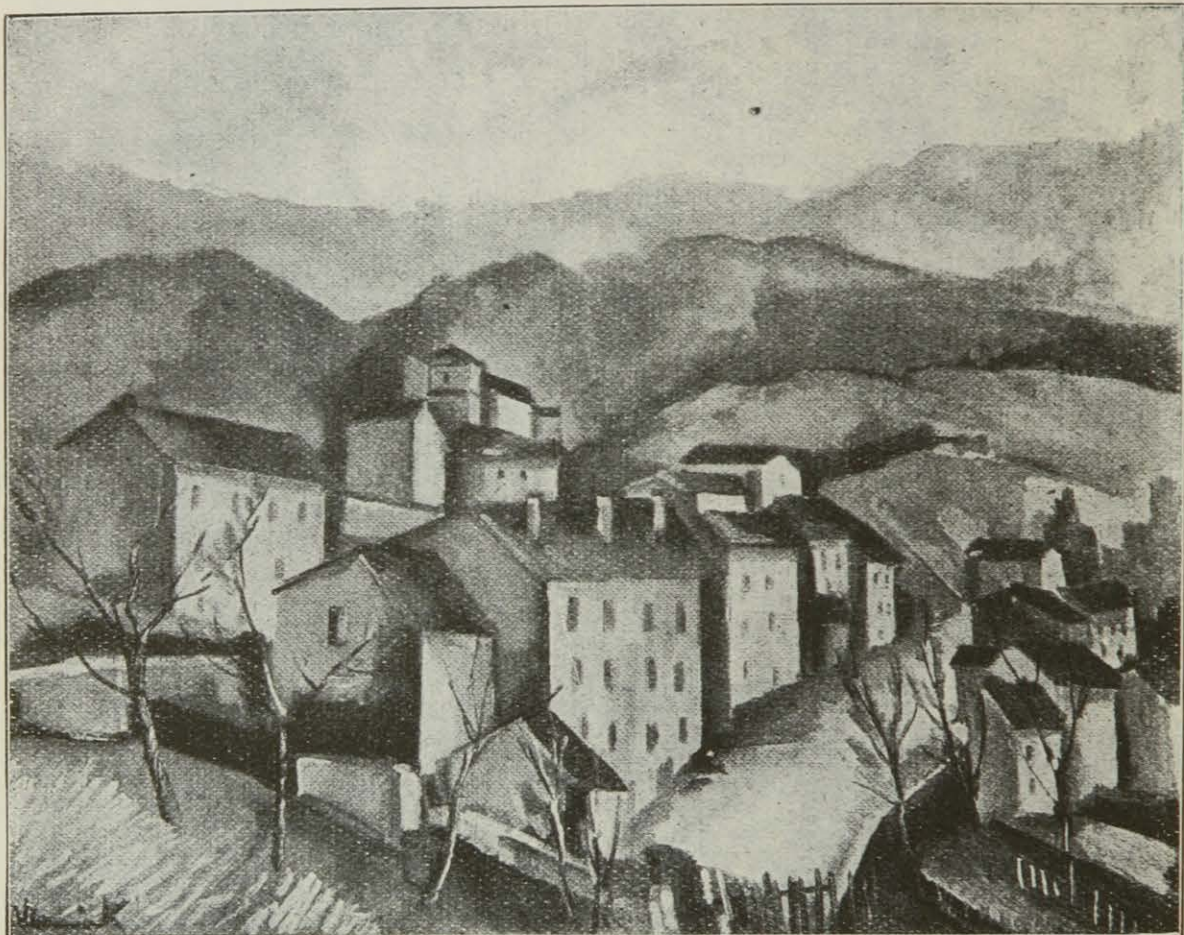
Zweisitzer (Luxusausführung)	RM 3 400.—	Stadt-Coupé (5fache Ballonbereifung)	RM 7 500.—
Dreisitzer	RM 3 600.—	Fünfsitzer (offen)	RM 7 250.—
Viersitzer	RM 3 900.—	Innensteuer-Limousine (4 türig) . . .	RM 8 500.—
Limousine (3 sitzig)	RM 4 000.—	Sechs-Siebensitzer (offen)	RM 7 950.—
Limousine (4 sitzig)	RM 4 500.—	Pullmann-Limousine (6 sitzig)	RM 9 000.—
Lieferwagen	RM 3 850.—	Vierradbremse, 6 Stahlscheibenräder, sechsf. Ballonbereifung, Elektr. Licht, Elektrischer Anlasser, Elektrisches Signal, Stoßdämpfer, Scheibenwischer, Gepäckbrücke. 1 t-Lieferwagen-Gestell (fünff. bereift)	RM 5 400.—

Mehr als 20000 Besitzer sind mit ihren 4-PS-Opelwagen restl. zufrieden. Die Handhabung des Wagens ist so einf., daß fast 98% der Besitzer Selbstfahrer sind. Von der hervorrag. Leistungsfähigkeit, Zuverlässigkeit u. Qualitätsarbeit geben zahlr. Anerkennungsschreib. Zeugnis, die tägl. einlauf. 54000, 68000, 74000 km haben unzähl. 4 PS hinter sich ohne nennenswerte Störung. Weit über 1000 Erstlingswagen der vorgeseh. Hunderttausendserie sind bereits im Verkehr. In den tägl. einlauf. zahlr. Zuschriften der Besitzer kommt die höchste Anerkennung u. Zufriedenheit über den neuen 10-PS-Typ zum Ausdruck.

Die Preise verstehen sich ab Werk Rüsselsheim am Main.

Adam Opel, Fahrräder- u. Motorwagen-Fabrik, Rüsselsheim a.M
Vertreter an allen Plätzen! — Lassen Sie, bitte, sich ausführl. Angebot u. Beschr. von dem nächsten Opelvertreter geben!

Die Kunst unserer Zeit in 500 Bildern



Maurice de Vlaminck: Cassis

Der neueste Band der Propyläen-Kunstgeschichte ist der Malerei und Plastik der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart gewidmet. Carl Einstein gibt hier einen Überblick über die

Kunst des 20. Jahrhunderts

wie er bisher nicht möglich war. In 500 z. T. mehrfarbigen Bildern wird das Auf und Ab der neuen Kunst gezeigt: was bisher verworren war und einzelne Erscheinung blieb, gewinnt im Zusammenhang der Entwicklung neues Leben. Wer die Kunst unserer Zeit wahrhaft verstehen will, kann es nicht ohne dieses grundlegende Werk!

Der Band zeigt Werke aller führenden europäischen Meister.

Lassen Sie sich diesen neuesten Band der

Propyläen-Kunstgeschichte

in einer Buchhandlung vorlegen! Verlangen Sie Prospekte!

DER PROPYLÄEN-VERLAG / BERLIN

DER QUERSCHNITT

VI. Jahrgang

Heft 6

INHALTS-VERZEICHNIS

Magnus v. Wedderkop	<i>Machiavelli</i>
Kurt Freiherr v. Reibnitz	<i>Fritz v. Holstein</i>
Jean Piot	<i>Aristide Briand</i>
Änne Gebhard	<i>Zwei Gedichte</i>
* * *	<i>Erschaffung der Welt</i>
Marie Markowitsch	<i>„Brülle China“</i>
Grete Scherk	<i>Das Äußere der Schauspielerin</i>
Ramon Gomez de la Serna	<i>Cinelandia, die Filmstadt</i>
Guillaume Apollinaire	<i>Der Allgegenwärtige</i>
E. Benda	<i>Lübeck oder der Hansische Geist</i>
Emil Szittyä	<i>Ausstellungen des Winters</i>
Bernd Lasch	<i>Der unbekannte Oswald Achenbach</i>
* * *	<i>Ausland: Amerika</i>
H. v. Wedderkop	<i>Karl Einsteins „Kunst des 20. Jahrhunderts“</i>

Bücher-Querschnitt / Sammel-Querschnitt

Marginalien

*Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln*

*

Das Bild auf dem Umschlage zeichnete Charles Hug

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für
die Anzeigen: Hans Scheffler, Berlin

Für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich in Österreich: Ludwig Klinenberger, Wien
In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag

DÜSSELDORF 1926

MAI

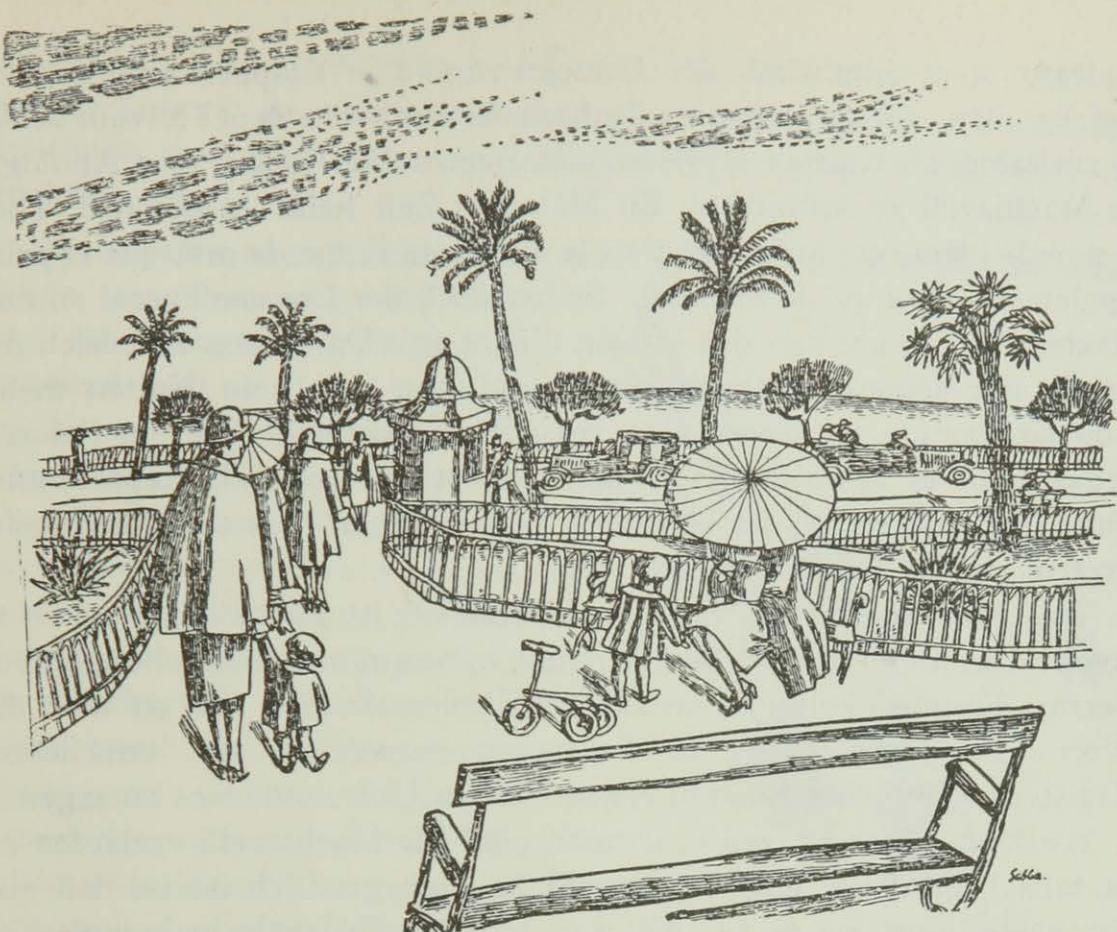
OKT



SCHWARZKOPF

**GROSSE AUSSTELLUNG
GESUNDHEITSPFLEGE
SOCIALE FÜRSORGE
LEIBESÜBUNGEN**

*Verbunden mit der Düsseldorfener
Kunstaustellung*



Sebba

MACHIAVELLI

(Vom Staatssekretär zum Popanz)

Von

MAGNUS VON WEDDERKOP

Es ist ein bemerkenswertes historisches Phänomen, daß unter die traditionellen Symbole menschlicher Scheußlichkeit auch Nicolo Machiavelli geraten ist. Man versteht eine fromme Zeit, die sich Pietro Aretino, eine klassizistische Zeit, die sich Nero, eine antikirchliche, die sich den guten Torquemada oder die Borgias als Antiideal aussucht, aber gerade Machiavelli scheint sich absolut nicht dazu zu eignen. Er war im mediceischen Florenz Literat und Segretario, ein hohes Staatsamt, aber ohne oberste Verantwortlichkeit, ein geachteter Bürger, dessen Patriotismus nicht einmal die Mediceer, die ihm nicht immer ganz trauten, bezweifelten. Dieser Ruhm blieb ihm, und noch im Jahre 1727 hat ihm seine Vaterstadt ein Denkmal gesetzt, „dem großen Namen, den kein Lob erreicht“. Als er starb, wurden seine gesammelten Schriften mit spezieller Genehmigung der Kurie gedruckt. Sie fanden weite Verbreitung und Anerkennung, und niemand hatte etwas dagegen zu bemerken.

Dann kam allmählich der Umschwung. Die Etappen sind schwer festzustellen. Noch Richelieu dachte sehr hoch von dem *écrivain solide et véritable*, aber schon er veranlaßte einen seiner Leute, eine *Apologie de Machiavelli* zu schreiben. Zu Mazarins Zeit heißt es bereits: *Tout le monde blâme cet auteur et tout le monde le suit et le pratique et principalement ceux qui le blâment*. Selbst noch der fromme Pascal stimmt Machiavellis Lehre von der *Raison d'Etat* zu. Dann kam Friedrich der Große mit seinem *Antimachiavelli*, und nun war kein Halten mehr. Von Generation zu Generation versank Machiavelli tiefer in Scheußlichkeit, bis er dann im XIX. Jahrhundert nur noch als Repräsentant eines sagenhaften Machiavellismus figurierte, er, der ein Feind jedes Systems, jedes Ismus gewesen war.

Was Machiavellismus in Wirklichkeit ist, ist niemand imstande zu sagen. Das Publikum verbindet damit unbestimmte Vorstellungen von Verrat, Treulosigkeit und teuflischer Diplomatenlist, und so wird das Wort kaum anders als in Zeitungen verwendet, um unbeliebten Ministern feindlicher Staaten etwas extrem Unfreundliches zu sagen.

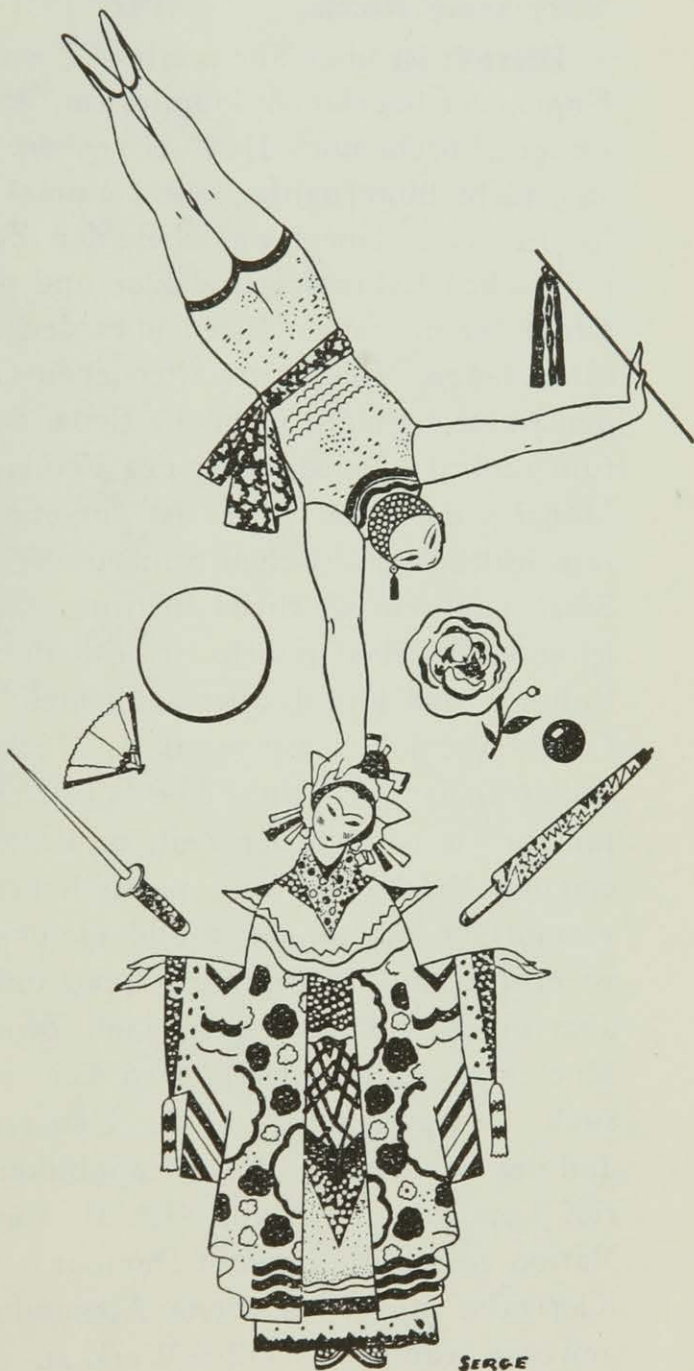
Weshalb dieser Prozeß so katastrophal für Machiavelli verlaufen ist, ist teils begreiflich, teils unbegreiflich. Unbegreiflich ist es, daß man erst neuerdings, wo es zu spät war, auf den Gedanken gekommen ist, ihn aus seiner Zeit und ihren Anschauungen zu begreifen, statt aus einzelnen aus dem Zusammenhang gerissenen Sätzen einer einzigen kleinen Schrift. Begreiflich ist es, wenn man die veränderten politischen Zustände und Auffassungen der späteren Zeiten in Rechnung stellt. Je mehr die Regierenden auf das langsam sich seiner Macht bewußt werdende Volk, auf seine Stimmungen und Wünsche Rücksicht nehmen mußten, je demokratischer die Welt allmählich wurde, desto weiter breitete sich die Herrschaft des *Cant* aus, der keineswegs nur eine englische Spezialität ist. Jetzt mußten die Minister, während sie hinter den gepolsterten Doppeltüren der Kabinette berieten und ihre Beschlüsse faßten, zugleich schöne und moralische Redensarten formulieren, um sich dem draußen stehenden Volke verständlich zu machen, welches niemals begriffen hätte, daß die ihm mühsam beigebrachte Moral nicht absolute Geltung haben konnte und individuell, wie sie war, sich nicht ohne weiteres auf die Leitung des überindividuellen Staates anwenden ließ.

In dem Maße wie die Regierenden heimlicher und tugendverhüllter wurden und den Sittlichkeits- und Kulturcant auf ihre Fahnen schrieben, in dem Maße wurde Machiavelli naturgemäß zum Monstrum. Unbedingt mußten die Regierungen einen Mann abschütteln, der ganz eminent *a dangerous man* war, wie die Engländer Leute nennen, die das sagen, was nicht gesagt werden kann und darf. Wenn man immer das tat, was

Machiavelli lehrte, aber aus zwingenden Gründen sich nicht dazu bekennen konnte, so mußte man ihn mit immer feierlicher werdendem Anathema ableugnen, bis er endlich zum Popanz und Schimpfwort verflüchtigt war.

Machiavellis oberster Grundsatz war: „Man muß in der Politik immer davon ausgehen, wie die Welt und die Menschen in Wirklichkeit sind, und nie damit rechnen, wie sie sein sollten. Wie die Menschen sind, wissen wir, nämlich böse. Das ist der Normalfall, die paar Ausnahmen kann man beiseite lassen.“ Das klingt ziemlich einfach und harmlos und ist doch für Machiavelli der Grund all seines posthumen Mißgeschicks. Denn zum Beispiel folgt aus diesem Axiom die dem unglücklichen Machiavelli tausendmal vorgerückte Lehre, daß der Staatslenker Löwe und Fuchs zu gleicher Zeit sein muß, da der Löwe sich nicht der Schlingen, der Fuchs nicht der Wölfe erwehren kann, womit wieder der erschreckende Satz zusammenhängt, daß es eine Pflicht, beschworene Verträge zu halten, für den Fürsten nicht geben kann, weil die andern es auch nicht tun, und weiter die Anweisung, den Feind, den man nicht dauernd versöhnen kann, mit seinem ganzen Anhang zu vernichten, da sonst Fürst und Staat nie sicher sind.

Denn Haß und Furcht sind die dominierenden Leidenschaften in der Politik. Endlich ist es Machiavelli, auf den die Theorie der sog. Raison d'Etat zurückgeht, der obersten Staatsnotwendigkeit, der alle Rücksichten auf Gesetz, Religion und Moral zu weichen haben. Diese Lehre sprach für jeden praktischen Politiker etwas so Selbstverständliches aus, daß man bei ihrer Verurteilung in gewisse Verlegenheit geriet. Prinzi-



piell galt sie als schändlich, indessen mochte man sie um ihrer unleugbaren praktischen Vorteile willen nicht von der Hand weisen und ließ sie zögernd und mit dem Vorbehalt zu, daß sie nur in höchster Not und Bedrängnis ausnahmsweise anzuwenden sei. Die Schande aber, eine solche verdächtige Sache in die Welt gebracht zu haben, blieb auf Machiavelli sitzen.

Hiermit ist ungefähr erschöpft, was Machiavellis Ruf als moralisches Ungeheuer begründen könnte. Im übrigen werden seine Schriften heute weder „Furcht noch Haß“ erwecken. Sein Stil ist schlicht und geradeaus, nicht hinterhältig, kaum einmal ironisch, und keine mephistophelische Tücke lauert zwischen den Zeilen. Die Formulierungen seiner politischen Lehrsätze sind klar und präzise. Er war ein Kristallisationspunkt für die neuen Ideen über den Staat, die in der Luft der Renaissance lagen. Vom mittelalterlichen Gottesstaat, von christlicher Weltmonarchie ist nicht mehr die Rede. Machiavelli haßt Papat und Kaisertum und alle Ueberlebsel des Feudalismus, besonders die Ritter und Mönche, die „oziosi“. Er ist der erste italienische Protestant in einem rein weltlich politischen Sinn, und deshalb ist sein Staat, der moderne Staat, eine rein weltliche Institution, die mit rein weltlichen Mitteln geleitet wird. Staatspolitik ist deshalb eine weltliche Kunst, die nicht mit Religion und Moral, aber auch nicht mit Leidenschaft, Stimmung und Gefühl vermischt werden darf. Machiavelli ist ein *ingegno pratico*; er spinnt keine Theorien. Seine Schriften sind ein fortlaufender Kommentar zur Geschichte der Zeit, und alle seine Thesen tragen die Farbe eigenen Erlebnisses und persönlicher Erfahrung. Von Ueberzeugung vermutlich Republikaner und Demokrat, was man damals so nannte, ist er durchaus und immer Opportunist, kein Mann mit einem System, aber ein Mann mit einem Ziel. Zweck heiligt die Mittel, sagte auch Machiavelli mit seiner ganzen Zeit, aber der Zweck fordert mit Recht auch alle Opfer, selbst die der Ueberzeugung, der angeborenen Neigung und des Gesichts. Obwohl Republikaner, schrieb er den „Principe“ und rief Lorenzo Medici auf, sich als Fürst an die Spitze der italienischen Nation zu stellen, obwohl Demokrat wurde er Militarist. Er wäre auch Klerikaler geworden, wenn Alexander VI. oder Julius II. die Männer gewesen wären, das hohe Werk zu vollbringen. Denn sein großes Ziel war die Wiederherstellung Italiens. Es war das erste Land der Welt, als es von Karl VIII. von Frankreich 1494 überrannt wurde und fast kampflos zusammenbrach, verheert, machtlos für lange Zeit, Beute und Schlachtfeld der Fremden. Machiavelli war einer der wenigen, vielleicht der einzige, der deutlich sah, woher das Unglück kam: das erste Land der Welt war politisch und militärisch erbärmlich organisiert. Politische

Einigung ganz Italiens und ein Volksheer, das waren für ihn die Heilmittel. Daß er diese Gedanken zuerst gehabt hat, deshalb sind ihm in Italien, als er in Europa schon tief im Kurse stand, Denkmäler gesetzt worden.

Wenn Machiavelli heute in die Welt zurückkehrte, würde er zweifellos anders denken und schreiben als zu seiner Zeit, vorausgesetzt, daß er überhaupt schriebe, denn Bücher wie die seinigen waren für die wenigen Wissenden und für



Pietro Leone Ghezzi
Slg. Otto Sohn-Rethel

geistig Gleichberechtigte, die damals Bücher lasen. Solche Bücher kann es heute nicht mehr geben. Damals waren die Staaten in Italien klein, und die wenigen sahen genau, wie regiert wurde, da sie den Regierenden nahe waren. Sie waren mit keinem Cant zu täuschen. Aber wie immer Machiavelli sich heute äußern würde, sicher würde er daran festhalten, daß man Politik nur mit den Gegebenheiten der Zeit und der menschlichen Natur machen kann

— und alle Träumer, Utopisten und Rechner mit irrationalen und imaginären Zahlen würde er ablehnen. Von denjenigen aber, die die Struktur der Gesellschaft umkehren, oder von jenen andern, die den Staat nur als Wirtschaftskörper ansehen und alle politischen Fragen hinter die wirtschaftlichen zurückdrängen wollen, hätte er sich mit demselben skeptischen Lächeln abgewandt wie „von den vielen, die zu unserer Zeit sich Republikaner und Fürstentümer erdacht haben, die man in Wirklichkeit nie gesehen oder gekannt hat“. Machiavelli war Politiker und nur das. Ihm war der Staat eins und alles und er verlangte, daß die Staatsnotwendigkeit in souveräner Unbedingtheit in allem voranstehe. Unzweifelhaft würde er heute lehren, daß ganz besonders auch die sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Forderungen, die meist noch unter dem Horizonte seiner Zeit lagen, hinter den politischen zurückstehen müssen; und das ist die einzige Monstrosität, die dem wirklichen Machiavelli seine heutigen Gegner vorwerfen könnten.

FRITZ VON HOLSTEIN

Von

KURT FREIHERR VON REIBNITZ

Der Vater, ostelbischer Landjunker, kam in jungen Jahren in den Flammen eines brennenden Heuschobers um. Das schreckliche Bild wurde Fritz von Holstein nie wieder los. Man verkaufte das Gut und zog nach Berlin. Mutter und Tanten verzärtelten ihn, waren mit krankhafter Aengstlichkeit um ihn, begleiteten ihn sogar auf die Universität Bonn. Das Gegengewicht des Korps oder eines Dienstjahres fehlte.

Etwas effeminiert, sehr eitel, wurzellocker, unruhig und daher zum Kosmopolitischen neigend, trat Holstein 1859, zweiundzwanzigjährig, in den diplomatischen Dienst. Petersburg — dort arbeitete er zwei Jahre unter Bismarck —, London, Washington. In den Vereinigten Staaten verbrachte er drei Monate unter Indianern. Ein Leuchten kam in seine tiefliegenden, unklar flimmernden Augen, wenn er von dieser Zeit erzählte. 1870 berief ihn der große Kanzler als Sekretär nach Versailles. Wie Augenzeugen berichten, machte der damals Dreiunddreißjährige in seiner Felduniform einen ganz und gar unmilitärischen Eindruck.

Den Famulus ließ Bismarck in Paris. Mit feinem Instinkt hatte er das Weibische in ihm gespürt und machte nun den damals treuesten Anhänger zum Spion gegen seinen Todfeind Harry Arnim.

Ein dunkler Dezembervormittag 1874. Der verwitterte Saal des alten Berliner Stadtgerichts. Prozeß gegen den Kaiserlichen Botschafter Grafen von Arnim. Der Zeuge Holstein kommt zum Eide und muß sich unter seinem Druck als Denunziant bekennen. Die Arnims hängen wie die Kletten zusammen. Regierende Familien in Preußen, wie die Dohnas, Eulenburgs und Dönhoffs, rücken sie von ihm ab. Die Berliner Hofgesellschaft folgt. „Die Bismarcks“, sagte Holstein einmal im Alter, „haben mir damals wie einem Galeerensträfling das Kainszeichen auf die Stirn gebrannt.“

Der große Kanzler ist ihm verpflichtet. Holstein kommt 1876 als Vortragender Rat in das Auswärtige Amt. Unermüdlich vom Morgen bis zum Abend lebt er nur der Arbeit, ist bald der beste Kenner aller Akten. Beinahe monoman gibt es nur eins für ihn: die auswärtige Politik. Alles andere — innere Politik, Wirtschaft, Technik — interessiert ihn nicht. Den Söhnen Bismarcks wird er unentbehrlich, tritt in freundschaftliche Beziehungen zu ihnen. Der Vater liebt ihn nicht besonders: „Eigentlich war er mehr Arnims Schüler als meiner, nur im Souterrain zu gebrauchen. Flecke auf der inneren Iris.“

Holstein wußte das und verband sich mit denen, die gegen Bismarck hetzten. Unter ihm war er nur Handlanger gewesen. Jetzt kam die Zeit



André Derain, Cathérine Heßling (Mme. Jean Renoir), die Darstellerin der „Nana“



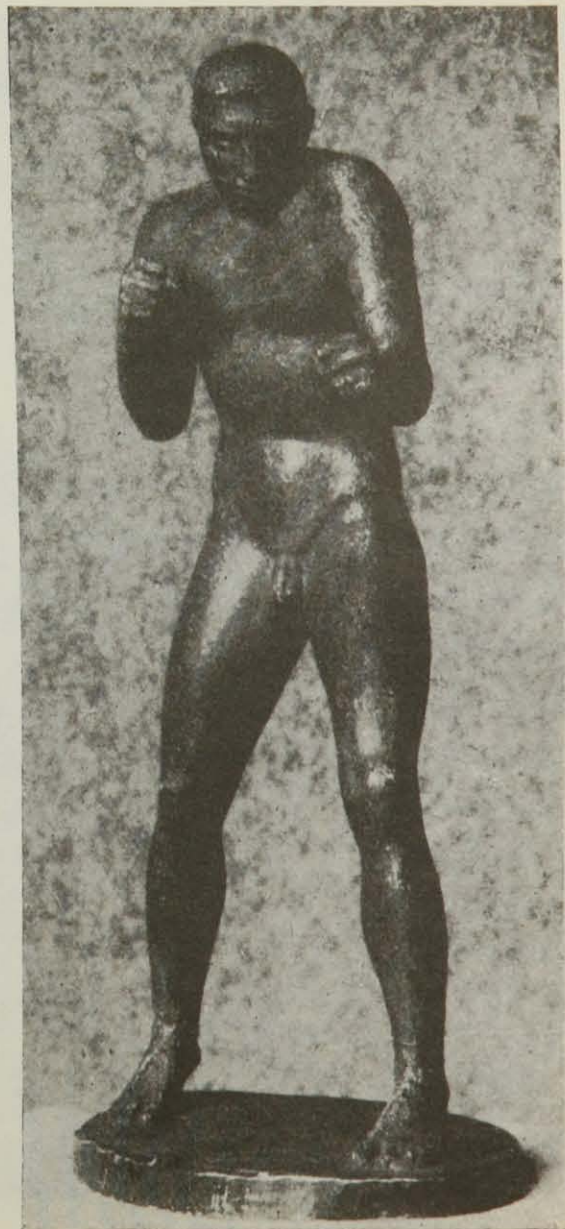
Otto von Wätjen, Bildnis Jeanne Bailhache



Leslie Henson Graphic Photo



Mlle. Spinelly Photo Abbe

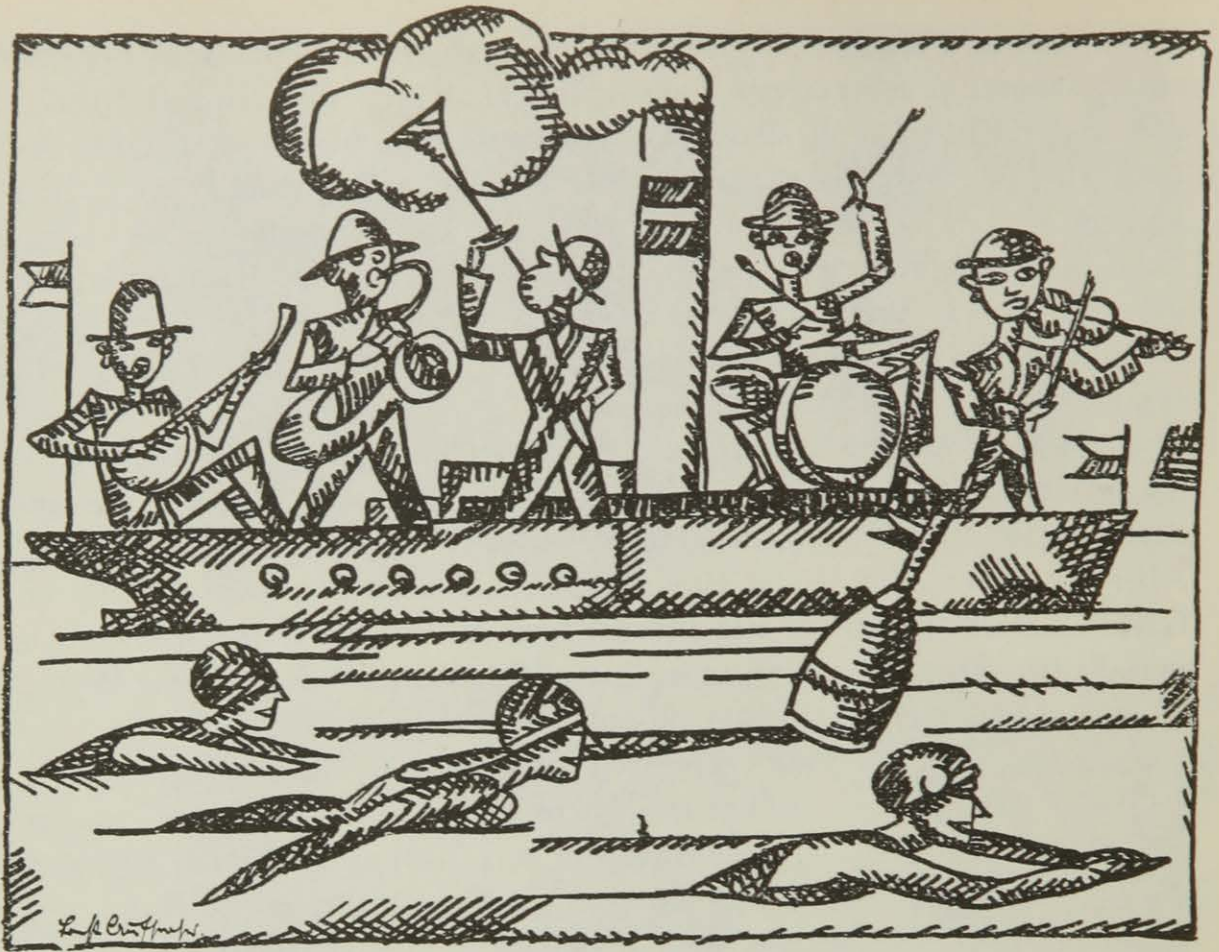


Ausgestellt auf der Gesolei
J. D. Sommer, Boxer (Bronze)

Vermögen und machte, um ihre Mäuler zu stopfen, die unfairen Börsenspekulationen, die jetzt ans Tageslicht gekommen sind. Immer zitterte er vor der Entdeckung, denn das, was heute belächelt wird, machte damals ehrlos. Wir wissen nicht, ob Holstein homosexuell war. Sein ganzes Wesen, seine Charakteranlage, die Tatsache, daß er unverheiratet blieb, nie andere Beziehungen zu Frauen als platonische von ihm bekannt waren, und er jahrzehntelang erpreßt wurde, legen die Vermutung nahe. Indessen auch im Zeitalter der Psychoanalyse gibt es in sexualibus keine Indizienbeweise.

Frau von Lebbin ist ihm nie etwas anderes gewesen als die politische Egeria, der treue Lebenskamerad, die Freundin, die ihn, allen anderen unsichtbar, mit der Welt verband. Auch sie lebte bescheiden. Aber sie hatte eine reiche Freundin, Frau Leonie Schwabach, deren Gatte Chef des Hauses S. Bleichröder war. In ihrem Palais am Wilhelmplatz, das jetzt Amerikanische Botschaft ist, verkehrte ganz Berlin. Dort traf sie, wen sie wollte, konnte für ihren Freund horchen und beobachten, Nachrichten verbreiten. Helene Lebbin, rundlich, robust und von frischen Gesichtsfarben, hatte etwas Männliches; sie machte den Eindruck einer Landedelfrau, die mit starker Hand ihr Gut verwaltet, vielleicht weil sie immer in einem schwarzen geschlossenen Kleid erschien und, sobald sie im kleinen Kreise zu sprechen begann, den Strumpf zum Stricken aus dunkelseidenem Beutel zog. Bismarck sagte von ihr, daß sie zu den wenigen Frauen gehöre, die in der Zeitung nicht nur den Roman und die Familienanzeigen läsen. Als sie selbst einmal gefragt wurde, woher ihre großen politischen Kenntnisse stammten, erwiderte sie lächelnd: „Seit meinem sechzehnten Lebensjahre lese ich die Nationalzeitung von Anfang bis zu Ende, und ich habe immer ein gutes Gedächtnis gehabt.“

Auch die Brücke Holstein — Harden schlug Frau von Lebbin. Als er im April 1906 in den Ruhestand getreten war, schrieb Harden über ihn, von Bismarck beeinflusst, nicht günstig. Holstein erschrickt. Harden hört doch das Gras wachsen. Weiß er vielleicht etwas von Erpressern und Börsenspekulationen? Haben ihm Feinde etwas zugetragen, wird er noch mehr veröffentlichen? Er schreibt an Harden und dieser antwortet. Beide Briefe werden im August 1906 in der „Zukunft“ veröffentlicht. Vierzehn Tage später Berlin-Grunewald, Königsallee 51. Auf dem schönen Landsitz Karl Fürstenbergs, der Berlins witzigster Kopf ist, treffen sich Harden und Holstein. Aniela Fürstenberg, Carlos kluge Gattin, Herbert Bismarcks alte Freundin, und die ihr nahestehende Frau von Lebbin hatten es arrangiert. Von nun an besucht Holstein allwöchentlich den Magus im Grunewald. Trotz seiner Siebzig immer noch rüstig, wandert er häufig den weiten Weg Großbeerstraße—Grunewald.



Ernst Aufseeser

Als er im Mai 1909, drei Jahre nach seinem Rücktritt, stirbt, finden sich in seinem Nachlaß Aufzeichnungen und Korrespondenzen, darunter der Briefwechsel mit der Familie Bismarck. Alles Kompromittierende hatte er ein Jahr vorher vernichtet, besonders die Schriftstücke, die sich auf Wilhelm II. und die nicht immer saubere Verwendung des Welfenfonds bezogen. Hermann vom Rath, Herbert Bismarcks und sein gemeinsamer Freund, hatte ihm dabei geholfen.

Frau von Lebbin erbt den Nachlaß. Sie blieb weiter politische Egeria. Caprivi und Hohenlohe waren wöchentlich einmal zu ihr gekommen, Bülow und Bethmann taten das gleiche. Mancher deutsche Staatsmann, mancher fremde Diplomat war glücklich, wenn er in der bescheidenen Gartenhauswohnung in der Uhlandstraße empfangen wurde. Sie starb im Kriege.

Der Holsteinsche Nachlaß kam auf den Sohn ihrer Freundin, Paul von Schwabach, der so treu zur Monarchie gehalten hat und noch hält. Hat er ihn, wie Alexander Hohenlohe in seinen Memoiren erzählt, in den Revolutionstagen 1918 aus übergroßer Aengstlichkeit oder falsch verstandenem Patriotismus vernichtet, oder ruht er in einem Gewölbe des Hauses Bleichröder in der Behrenstraße, nicht weit von Holsteins Arbeitsstätte? Hoffen wir das letztere, dann aber: „Sesam öffne dich!“

ARISTIDE BRIAND

Par

JEAN PIOT*)

Les pires adversaires de M. Aristide Briand ne peuvent nier la séduction qui se dégage de lui. Mais ils attribuent cette séduction à des qualités purement physiques. Ils comparent M. Briand à un « violoncelle » touché d'une main de virtuose et dont la vibrance émeut toujours, quelle que soit la chanson qu'on y joue. Ils ajoutent que M. Briand a les mains extrêmement fines, ce qui donne on ne sait quel charme aux gestes dont il souligne ses phrases.

A les entendre, c'est là tout ce qui constitue l'éloquence de M. Aristide Briand dont les discours, relus à *l'Officiel*, déçoivent.

C'est bien vite dit. Et nous faire croire que huit fois on a été chercher M. Briand pour lui confier le pouvoir, uniquement à cause de l'agrément de sa voix et de l'élégance de ses mains, c'est donner de sa carrière politique une explication assez invraisemblable. (Mais ne s'agit-il pas de nous persuader que le régime démocratique est incapable de choisir ses chefs pour d'autres raisons? ...)

On oppose volontiers la paresse de M. Briand à l'activité débordante de certains hommes politiques, son apparente indolence à la non moins apparente énergie de certains autres, sa prétendue ignorance à l'omniscience de ceux qui veulent se faire passer pour tout savoir sans rien apprendre.

Le vais-je défendre point par point contre tous ces griefs? Il en serait le premier à rire (ou à se fâcher) comme il est le premier à rire (ou à se fâcher) de la surveillance policière qu'on peut établir autour de lui pour le protéger.

*

Quand MM. Grunebaum-Ballin, Lévy-Oulmann et Léon Blum préparaient les textes qui devaient faciliter l'application de la loi de séparation, ils apportaient à ce travail tous leurs scrupules et toute leur science de juristes. Ils pesaient leurs mots, discutaient sur la moindre expression qui eût pu donner lieu, par la suite, à double interprétation. Puis on raconte qu'ils venaient trouver M. Aristide Briand pour lui soumettre leur laborieuse rédaction, dont ils n'étaient pas toujours entièrement satisfaits. Il leur semblait à eux-mêmes qu'il y manquait « on ne sait quoi » pour qu'elle fût tout à fait au point.

Cette mise au point, c'est M. Briand qui la faisait, en roulant entre ses doigts son éternelle cigarette...

Cette anecdote, qui remonte audelà de la limite de mes souvenirs personnels, est symbolique. Elle caractérise Aristide Briand.

Il est l'homme de la mise au point.

N'est-ce pas à cela que l'on reconnaît l'homme d'Etat?

Il n'a certes pas la prétention de tout connaître. Mais cette prétention là est bien dangereuse chez un gouvernant. Elle le conduit à l'orgueil, au

*) Aus: Jean Piot, Comme je les vois. Editions Simon Kra, Paris.

mépris des compétences réelles et aux pires bévues. Ou bien, s'il est consciencieux, elle lui maintient les yeux fixés sur d'innombrables dossiers, le regard perpétuellement attiré par des détails infimes — et il n'a plus d'horizons.

M. Briand ne méprise pas les spécialistes et recherche leurs avis. Mais il n'entre pas dans le labyrinthe de leurs travaux. Il préfère réfléchir sur les conclusions des uns et des autres; il les relie; il les harmonise. C'est un esprit non pas analytique, mais synthétique. Et sa soi-disant paresse n'est peut-être qu'une réflexion — même inconsciente — une assimilation, une « ruminance » perpétuelle.

Du moins est-ce ainsi qu'il m'apparaît — si mal que je le puisse connaître.

On dit encore de lui:

— De l'habileté, certes. Mais aucune idée générale.

Un de ses historiographes — anonyme et peu favorable — écrit à propos de son rôle pendant la guerre :

« Son instinct le servit d'une façon heureuse lorsqu'il réussit à fixer sur le papier les résultats et les bénéfices de la victoire par des accords avec nos alliés. »

Si donc on reconnaît à l'actif de M. Briand un acte politique incontestablement utile, c'est « son instinct » qui l'a guidé. Ce ne sont pas ses doctrines.

Mon Dieu! je suis bien près de souscrire à ce jugement — à condition qu'on entende par « instinct » cette faculté de synthèse qui me semble propre à M. Briand, ce sens de la généralisation qui lui permet d'apercevoir les problèmes dans leur ensemble — ce qui vaut bien ces « idées générales » auxquelles se cramponnent les hommes d'Etat qui, à la moindre tempête, ont toujours besoin d'une bouée.

« Cet accord avec nos alliés » que M. Briand a cru nécessaire pendant la guerre, il l'a estimé indispensable après la paix. (Et, après tout, s'il lui fallait une idée générale, c'en est bien là une !) On lui a reproché de sacrifier à cet accord les intérêts de la France. Il peut répondre à cela qu'il voyait ces intérêts liés à cet accord. Je crois qu'il n'est pas possible en effet à cette intelligence (ou à cette imagination, ou à cet instinct) essentiellement synthétique de concevoir le problème « France » isolé des autres problèmes qui se posent aujourd'hui de par le vaste monde.

C'est sans doute à cette faculté de synthèse et de simplification que tient l'« habileté » proverbiale de M. Briand. Au lieu que les questions politiques ou diplomatiques lui apparaissent séparément, comme des opérations arithmétiques à résoudre, son esprit paresseux a volontiers recours à l'algèbre, met les problèmes en équation, lie ces équations les unes aux autres, supprime les termes inutiles. Ainsi réussit-il à concilier les antinomies, à accorder les contraires, bref à mettre sur pied des combinaisons qui seraient impossibles à d'autres, butés sur une opération intermédiaire...

— Le tout non par calcul, mais par instinct.

— Je l'accorde. Mais que m'importe? Si M. Briand, à Cannes, avait songé à mieux organiser son service de presse et sa propagande personnelle il ne se

fût peut-être pas trouvé dans la difficile situation où il s'éveilla un beau matin. Mais il avait négligé ce « détail » auquel songent des gens qui n'ont pas sa réputation de « roublardise ». Ce manque d'habileté-là n'enlève rien à sa réputation. On peut même dire qu'il l'honore.

Une histoire qui marque bien la « manière » de M. Aristide Briand, c'est celle de la Conférence de Calais, racontée par lui-même :

« — L'expédition de Salonique était décidée en principe. L'Angleterre devait envoyer quatre divisions. La France en envoyait trois. Mon intention était de demander aux Anglais d'en envoyer cinq.

« Là-dessus, nous nous réunissons à Calais. Dès le début de la réunion, M. Asquith se lève et déclare, avec une solennité inaccoutumée :

« — Le gouvernement de Sa Majesté a décidé de n'envoyer à Salonique ni cinq divisions, ni quatre, mais de ne pas en envoyer du tout.

« Alors, il m'est venu une idée. J'ai dit :

« — C'est bien. N'en parlons plus !

« M. Asquith s'est récrié :

« — Comment ? Vous n'avez rien à dire ?

« — Mais non. Le gouvernement de Sa Majesté a *décidé*. C'est bien. N'en parlons plus.

« — Mais vos divisions, à vous, sont déjà en route ?

« — Elles sont en route.

« — Elles débarqueront ?

« — Elles débarqueront.

« — Mais elles vont se faire jeter à la mer !

« — Elles se feront jeter à la mer...

« — Ecoutez. Nous avons l'assurance du gouvernement grec que si elles font demi-tour, elles rentreront en France sans être inquiétées : pas de torpillages, pas de...



« — C'est bien pour cela qu'elles débarqueront. Car vous comprenez que si les gouvernements centraux vous font donner cette assurance par le gouvernement grec, c'est que cela les ennuie beaucoup de voir se constituer un front interallié à Salonique.

« Alors M. Asquith m'a dit :

« — Pouvez-vous m'accorder une demi-heure pour conférer avec mes ministres ?

« J'ai répondu :

« — Une demi-heure. Une heure. Deux heures. Ce que vous voudrez. Mon train est là. Il m'attendra.

« Au bout de trois quarts d'heure M. Asquith est revenu et m'a dit :

« — Nous n'enverrons pas quatre divisions. Nous en enverrons cinq. »

Sur quoi on demande à M. Briand :

— Pourquoi n'écrivez-vous pas vos mémoires ?

Il répond :

— A quoi ça sert ?

*

M. Briand remâche un éternel mégot, qu'il rallume de temps à autre.

M. Briand pêche à la ligne, — excellemment.

Il aime se promener seul, et qu'on lui f... la paix.

Au cours de la fameuse partie de golf de Cannes, dont on fit tant de gorges chaudes, M. Lloyd George lui voulut expliquer l'intérêt du jeu :

— Ça vous force à marcher, en suivant la balle. C'est hygiénique...

— Eh ! répondit M. Briand, quand je veux faire un peu d'exercice, je vais sur la route, je marche, et, au besoin, je pousse des cailloux devant moi — avec ma canne.

Il est capable de voyager de Paris à Nantes avec des amis en ne les entretenant que de la campagne, du charme de la vie bucolique, de la pêche de l'alose et de la façon de préparer ce poisson délicat, des vertus de la sardine fraîche et de la meilleure marque de sardines à l'huile.

Il peut, à la fin d'un déjeuner intime, prononcer quelques mots charmants et louer la bonne chère sans parler politique.

Il sait se reposer et — sachant ce qu'il veut — ne pas donner toujours l'impression d'une volonté hargneusement tendue.

Comment expliquer par sa seule éloquence le charme incontestable qu'il exerçait sur un Lloyd George, alors que, ne parlant pas l'anglais, il s'adressait à un interlocuteur ignorant du français ?

Il y a des gens qui ne savent qu'une langue — la leur — et qui se font comprendre partout. Il est d'autres qui savent tous les idiomes et qui sont partout étrangers.

M. Briand est des premiers : de ceux qui se font comprendre parce qu'ils comprennent — parce qu'ils sont « humains ».



Die Hl. Ursula
Niederrheinisch, um 1380



Ritter. Deutsch, datiert 1491



Die Hl. Margarethe von Tillmann
Riemenschneider



Inneres des Männerhauses (Ravi) von Kaimare (Neu-Guinea)
Aus Capt. Hurleys Film „Pearls and Savages“

Goethe hat sich auch ausgelebt,
 Herr Spitzer hat dasselbe Recht,
 wenn man in Betracht zieht,
 daß er beim Verlassen der Windeln
 schon dichtete.

Ein furchterweckender Gorilla,
 so schaukelt er in seinen Lieblings-
 worten: Anstand! und Ich!
 Es gab einmal Leute, vor langer Zeit,
 die fanden ihn sympathisch.

Er hat nur eine Sehnsucht:
 blaß, gefaßt und tadellos,
 hinter dem Sarg seiner Frau herzu-
 wanken.

Weiß Gott, lieber eine Miß Dolly als
 ein Märchen zur Gattin.

Zwei Kinder schauen in diese Ehe —
 mit dünnen Hälschen,
 und Liebkosungen, die der Haß ver-
 weht. —

Ihr Vater ist ein christlicher Chauffeur — schon tot. —
 Einige wissen davon — schadet nichts. —
 Sie heißen Tristan und Isolde Spitzer.

Der Ekel sitzt im Haus. —
 Die Mordlust sitzt im Haus. —
 Die Ehe geht weiter!

Wenn Gäste auf dem Sofa kauern, sagt Herr Spitzer zu seiner Frau: Süßes!
 Manchmal schläft sie ein mit dem Rasiermesser in den Händen,
 ihr Haar ist an der rechten Schläfe weiß.

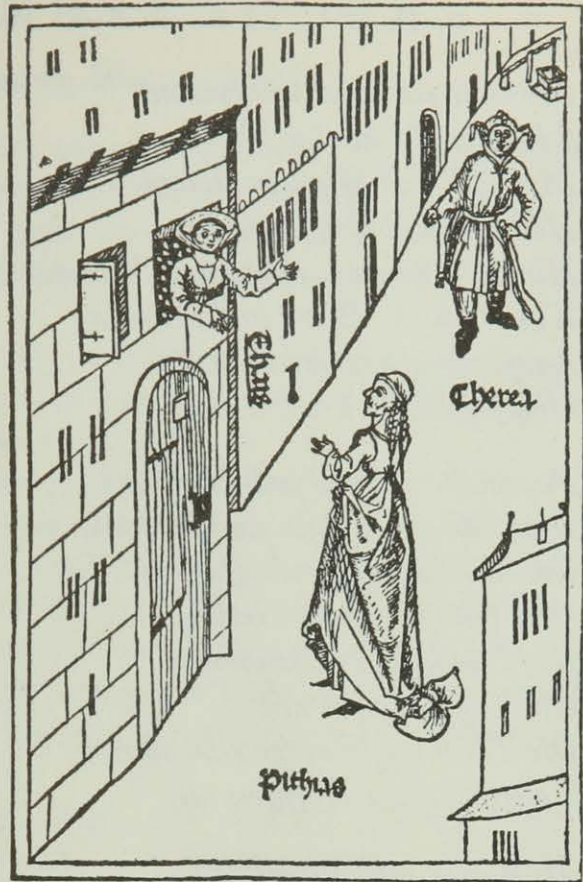
Vielleicht ist auch er unglücklich.
 Das Dienstmädchen, das ihm nachts Medizin bringt, behauptet es. —
 Vor lauter Leere krampft sich nachts sein Herz, sagt er —
 Kampfer hilft.

Die Ehe geht weiter!

... einmal hat sie ihn liebgehabt ...

Er sie auch ...

als sie noch Anna Niemand hieß.



Holzschnitt zum Eunuch. Ulm 1486.
 Von Terenz

ERSCHAFFUNG DER WELT

Als Gott ein Lust ankommen
Schieff er die gantze Welt
Mit Erd und Wasserstrommen
Und was sich drin aufhält:
Hirsch, Lämmer, Füchs und Hasen
Kub, Ochsen, Pferd und Schwein
Lauft alles auf den Rasen
Und frist sich kropfet ein.

Da spielten Hund und Katzen
Dort scherzten Gais und Böck
Da Murmelthier und Ratzen
Dort Gimpel in der Heck'.
Die Bären ließ er brummen
Die Vögel singen mit
Die Fisch im Wasser schwummen
Vertrinkt kein Karpfen nit.

Maikäffer und Stieglitzen
Widhopfen, Fledermaus,
Da auf den Bäumen sitzen
Und fliegen wieder aus;
Schön Papagei'n und Affen
Auch Stockfisch in der Meng'
Hat Gott dazu erschaffen
Die machen ihre Gäng'.

Eudechsen, Frösch und Krotten
Nachteulen und Spitzmäus
Thun sich zusammenrotten,
Flöh, Wanzen und Filzläus
Kunt niemand drüber schmälern
Doch ging was ab zum Tanz
Ein Mensch tät ihm noch fehlen
Sonst wär die Welt nit ganz.

Der Herr ließ sich nicht nöthen
Gieng auf das Felt hinauß
Thät ein Leimbazen knöthen
Und miech ein Männchen drauß.

Er nahms wol in die Hände
Und blus es mächtig an
Da wurd's gleich fix lebende
Stand da, ein g'staiffer Mann.

Der Mann'd'l setzt sich nieder
Und gaffte hin und her
Er druckte hin und wieder
Und wußt' nit, wie ihm wär;
Fieng an den Kopf zu kratzen
Und wieschte seinen Bart
Mit niemand kunnt' er schwatzen
Das wär von seiner Art.

Tät heimlich bei sich denken:
„Wan ich nur jemand hätt
Der mich ein' Zeit kunnt schenken
Und der mir mich das Bett!“
Dort hinter einer Linden
Hört ihm Gott Valer zua
Er sprach bei sich dahinten:
„Was sagt mein großer Bua?“

Er sprach: „Därfst nit lang weinen
Du junger, loser Geck“
Thät ihn an Zaun hin lainen
Nahm ihm ein Rippen weg.
Der Mann vom Schlaf erwachet,
Nahm gleich sein Weiberl g'wahr
Und wie sie ihn anlabet
Vor Freuden schier ein Narr.

Kom her, mein liebe Rippen
Ich fall dir um den Hals
Ich küß dir Maul und Lippen
Du g'fallst mir überalls
Jetzt kan ich nit mehr klagen
Mir ist wohl überall.
Mein Herr, ich tu dir sagen:
Vergelts Gott tausendmal!

Aus: „110 Volks- und Gesellschaftslieder des 16., 17. und 18. Jahrhunderts“, Hrsg. v. Frh. v. Dittfurth, Stuttgart 1875. Mitgeteilt v. K. Hobrecker.

„BRÜLLE, CHINA!“

Eine Inszenierung Meyerholds

Der große russische Regisseur *Wsewolod Meyerhold* ist gewiß vielen deutschen Künstlern und Schauspielern, vielen wahren Freunden des Theaters schon lange bekannt. Er ist einer der wenigen, die die ersten Grundsteine für das Bühnenbild der Zukunft legen. Vorläufig ist noch nicht jeder mit ihm einverstanden.

Alle, die bei der alten theatralischen Routine verharren, alle, die in verstockter Gewohnheit wurzeln, die im Leben und in der Kunst nichts von einer Aenderung wissen wollen, — sind seine Feinde.

Aber alle, die das Leben weiterbauen, die schöpferisch begeistert sind und für die neue Welt kämpfen, vor allem unsere Jugend, — sind mit ihm. *Tretjakows* „Brülle, China!“ ist seine letzte große bühnentechnische Leistung. Das Werk zeigt den Kampf der unterdrückten Kulis gegen die Engländer, es spielt in einer öden, chinesischen Provinz und behandelt eine wahre Begebenheit.

Doch der große Erfolg dieser Aufführung gilt nicht dem Autor, sondern der Regie, deren grandioser Schwung und deren schöpferische Phantasie einen unvergleichlichen Eindruck hinterlassen.

Durch einen *wirklichen* Wasserkanal, auf dem *richtige* chinesische Boote rudern, ist die Bühne in zwei Teile geteilt. Im Hintergrund der Bühne steht ein englisches Paketboot, dessen große Kanonen drohend auf das Publikum gerichtet sind. Vorn ist eine chinesische Straße, auf der fortwährend Volksmassen auf- und abwogen. Chinesische Musikanten, Akrobaten, Rikschen, Fächerverkäufer, fahrende Küchen usw.

Im ersten Akt wird die Ausladung im Hafen gezeigt.

Es ist ein wirklich großartiges und packendes Bild! Der ganze vordere Bühnenraum ist mit Waren überladen. Eine ungeheure Menge von Packen, Säcken, Kisten und anderen Frachtstücken wird mit großer Mühe und eigentümlichen, sich immer gleichmäßig wiederholenden Aufschreien ausgeladen.

Jede Bewegung, jede Geste der von der Last gekrümmten Kulis ist sehr ausdrucksvoll.

Ein Amerikaner, Besitzer der Ware, betrügt bei der Verrechnung die Chinesen und wirft ihnen schließlich ein Häuflein Kleingeld ins Gesicht. Die Kulis hassen und fürchten den Amerikaner, der sie immer wie Vieh behandelt.

Während einer Ueberfahrt betrügt er wieder den Bootsmann und beginnt ihn zu schlagen. Es entsteht eine allgemeine Schlägerei. Der Amerikaner fällt ins Wasser und ertrinkt, der Bootsmann entflieht in großer Furcht vor der Strafe.

Der zweite Akt bringt uns auf das englische Paketboot, wo das Ertrinken des Amerikaners große Empörung ausgelöst hat. Die Chinesen werden des beabsichtigten Mordes beschuldigt. Der Kapitän droht die Stadt zu bombardieren und fordert die Todesstrafe zweier Bootsleute, gleichviel ob sie schuldig oder unschuldig sind. Alle Bitten und Flehen der Chinesen erweichen den Kapitän nicht.

Ein kleiner chinesischer Boy, der auf dem englischen Paketboot dient, kann solche Ungerechtigkeit nicht ertragen. In großer Verzweiflung und in passivem Protest singt er leise ein Abschiedslied und erhängt sich an der Tür der Kapitänskabine.

Im dritten Akt wird bei den Chinesen das Los gezogen, um die Todesstrafe festzustellen. Hier sind viele ergreifende und tief erregte Szenen, voll von Furcht und Flehen, Klagen und Haß, die sich zu Rache und Aufruhr und endlich zum Kampf gegen die Unterdrücker steigern.

Mit Klötzen um den Hals sitzen gedrückt die zum Tode verurteilten Chinesen. Ihr letzter Abschied, die Entrüstung unter den Kulis und der leidenschaftslose Gleichmut der Engländer schaffen eine große Spannung.

Die letzte Szene ist die effektvollste. Das feierliche Begräbnis mit ergreifend eigenartiger Musik, Fahnen und großem Trauergeloge verwandelt sich allmählich in eine Demonstration gegen die Unterdrücker.

Im Zuschauerraum sind Bomben aufgehängt, die im Augenblick der höchsten Ekstase mit großem Knallen und Krachen explodieren und dem Publikum die Proklamation: „Brülle, China!“ — wahrhaft zudonnern. Hier gibt es keine tragenden, großen Rollen. Die Masse, das Volk, China, die Kulis spielen die Hauptrolle und sie spielen sie vorzüglich.

Meyerhold zeigt sich als Regisseur großen Maßstabes. Nach seiner Ausführung scheinen die anderen Theater, die gewöhnlich nur einfache „Zimmerdramen“ und intime, individuelle Gefühle behandeln, so unwichtig, unbedeutend zu sein.

Meyerholds Theater hat einen großen und wohltätigen Einfluß auf unsere Jugend; es bringt den Zuschauern nicht nur Lust und Vergnügen, sondern dient als Echo des Zeitgeistes und Ruf zum Kampf für das neue Leben:

(Marie Markowitsch.)

DAS AUSSERE DER SCHAUSPIELERIN

Von

GRETE SCHERK

Es wird keinem Kunsthändler einfallen, einen Gainsborough (so er ihn hat!) in einen billigen Kitschrahmen zu hängen. Ihr findet *das* selbstverständlich. Warum findet ihr nicht ebenso selbstverständlich, daß man dem wertvollen Künstler der Bühne (in diesem Fall der Künstlerin, denn ich spreche für mein Geschlecht) einen passenden, zumindest einen Rahmen überhaupt gibt?

Wenn wir schon vom Äußeren der heutigen Schauspielerin sprechen: *maisons de beauté* und ihresgleichen genügen nicht. Mögen sie helfen, unterstützen; mag sein. Ich weiß das nicht. Ich weiß nur, daß das Gesicht keine Hilfsmittel als die des echten inneren Empfindens braucht, um so auszusehen, wie es soll. Der Körper, außer von einer Tänzerin, nackt dargeboten (Vorsicht! immerhin) vom Geist beseelt, also zum Kunstwerk erhoben, braucht den notwendigen Rahmen. (*Braucht den notwendigen Rahmen.*)

Seit den weiblichen Mitgliedern der größten deutschen Bühnen dank den genossenschaftlichen Bestrebungen die Sorge um die Kleider abgenommen wurde, ist manches finanziell gebessert. Künstlerisch und geschmacklich nicht! Das Theater liefert, die Schauspielerin trägt. Wie und was sie trägt, ist oft schlimmer, als wenn es nichts wäre. Das Theater zahlt; das Modellhaus, das Atelier hat geliefert. (Hätte es lieber nicht!) Es war dem Atelier natürlich ganz gleichgültig, ob Fräulein Y in das Kleid hineinpaßte, das irgendein Mannequin bei der letzten Modenschau so herrlich zum Siege geführt hatte. Fräulein Y hat es bestimmt *nicht* zum Siege geführt. Weder *sie es*, noch *es sie*. Es gibt in ganz Berlin kaum sechs Schauspielerinnen, die nach ihrem künstlerischen Wert gekleidet auf der Bühne stehen. (Ich nenne sie noch.) Im besten Fall wird „ausgestattet“, das ist sehr schlimm; geht noch an bei der Revue. Ist Sache für sich, aber auf Ausstattung gestellt, also keine Einheit von Kunstwerk (Künstler) und Umrahmung. Oder es wird ergänzt! Süß wird zu süß gefügt. Die blonde Schönheit einer Käthe Haack, einer Tölle, wird, statt in schwarzen Samt, beispielsweise in himmelblau oder rosa Taft gehängt. Das Publikum mittlerer Linie sagt dazu „wie süß“. Nicht auszudenken! Die Lustspielsoubrette wird in rosa Tüll gesteckt. Möglichst mit Volants. Oder Stilkleid. („Wie süß!“) Der Kitsch feiert Triumphe. Man hätte es billiger, geschmackvoller *und* künstlerischer haben können! Die französische Schauspielerin, besonders die große, bedenkt ihr Aeüßerliches aufs genaueste. Dies eine Feststellung. Hut ist zum Kleid abgestimmt, zur Tasche, zu den Schuhen, diese (ein Kapitel für sich) zu den Strümpfen. Viel liegt bei uns an der Uninteressiertheit der Modehäuser, die die Theater beliefern. Natürlich ist es eine unerhörte Zumutung für eine Schauspielerin, wenn sie in den letzten achtundvierzig Stunden vor einer Premiere, zwischen zwei Generalproben, herumlaufen soll, um sich ihre Sachen zusammenzusuchen.

Warum alles stets in letzter Stunde geschieht, hat seine Ursache in den technischen Gründen und Schwierigkeiten des Theaters überhaupt. Diese zu lösen, zu mildern, wäre möglich, wird auch durchführbar sein, sobald man es ernsthaft *wollen* wird. Hier auch darüber zu sprechen, würde zu weit führen. Kehren wir zu den Opfern zurück.

Lieblos wurde der Schauspielerin am Tage der Haupt- und Generalprobe das rosa Tüllvolantkleid geliefert. Zur ersten Generalprobe war es aus steten Krankheitsfällen irgendeiner Direktrice nicht fertig geworden. Ich berichte



Betty Delaune

jetzt chronologisch. Zur zweiten und letzten Generalprobe kann man von einem fertigen Kleid auch nicht sprechen. Es stellen sich Mängel heraus, die bei Achtsamkeit zu vermeiden gewesen wären. Die Probe schließt abends um zwölf Uhr. Günstigenfalls. Am nächsten Tag, dem Tag der Premiere, wird das Kleid vom Atelier noch einmal geholt, um revidiert zu werden. Die Zeit ist knapp. Um zehn beiläufig wird es abgeholt, von zwölf bis drei ist Tischzeit der Direktrice. Was ohne deren Anwesenheit getan wird, ist sowieso für die Katz. Um sechs Uhr muß das Kleid zur Premiere zurück sein. Natürlich war die ganze Prozedur überflüssig, denn geschehen ist nichts; oder das Verkehrte. (Und ich spreche hier nur von *einem* Kleid. Meistens sind es aber drei bis fünf!) Die Schauspielerin konnte sich inzwischen selbst um die Details der passenden Kleidungsstücke bemühen. Hat sie sehr starke Nerven, so brachte sie fertig, sich einigermaßen zu komplettieren. Hat sie die Nerven nicht und läßt sie es gehen wie es geht, erlebt ihr am Abend der Premiere nicht nur ein zerflatterndes Bild, sondern auch oft — die logische Folge — eine zerflatternde Leistung. Wie soll eine Einheit entstehen, wenn die äußere Hülle unvollkommen wirkt? Aufs Publikum und, was noch schlimmer ist, auf die Künstlerin selbst? Sie fühlt sich „neu“, „fremd“, „unsicher“. (Oft nur im Unterbewußtsein.)

An der edlen Linienführung einer Lina Lossen darf man sich nicht derart vergehen, daß man sie „dernier cri“ zu kleiden versucht. (Ich erinnere an Wildgans' „Liebe“.) Man lerne von ihrem Aussehen in Klassikern und richte sich danach, wenn man ihr Gewänder macht. (Gewänder!!)

Die Gläßner hat noch nie eine so perfekte Einheit des Aeußern verkörpert wie im zweiten Akt von „Kopf oder Schrift“ im Komödienhaus. Wer es sah, weiß, was ich meine. Nicht die „Aufmachung“, das „Große“ macht es, sondern das Hineinpassen. So sieht das Auge die kleine rumänische Bohémienne, mit Jumperkleid, Samtmantel und Kappe. Mit halbneuen Schuhen. Dabei aber fesch und kein Schlampen. Und die Franzi der Dorsch im zweiten Akt des „Walzertraum“ sieht akkurat so aus, wie ein Wiener Mädels nur ausschauen kann! — Abgestimmt bis ins kleinste!

Ich versprach, Namen zu nennen. Solcher, die heute Vorbildliches in der Einheit leisten.

Fritzi Massary. Faszinierend bestaunter Komet. Mit hörbar ruckartigem Schmiß der Operngläser an die Augen begrüßt. (Ohne das verheerende „süß“.) Bei ihr paßt — o Wunder — auch die Haarumrahmung sich dem Gesicht an; dem Charakter der Rolle. Und — der Wunder größtes — sie trägt Schuhe, die passen zu ihr und dem Kleid. Die Menge staunt. Sie sollte bejahren. So wie die Einheit einer Tilla Durieux, Mady Christians, Else Eckersberg, Elisabeth Bergner.

Betrachten Sie eine Frau, die, gleich Ihnen einem Vortrag zuhörend, im Kurhaussaal eines Badeortes in Ihrer Nähe sitzt. Die Frau sieht reizend aus. Der Vortragende bittet eine Anzahl Leute auf das Podium. Nicht nur Ihre charmante Nachbarin versagt „oben“ gänzlich. Sie empfinden beinahe Scham, sie als reizend bezeichnet zu haben. Verzweifelt suchen Ihre Blicke unter fünfzig „wohlaussehenden“ Menschen dort oben (plötzlich wider eigentliches

Vorhaben exponiert) nach einem einheitlichen (ich betone nochmals: nicht etwa „gut angezogenen“ Menschen). Sie suchen meist vergeblich. — Was in der Nähe, „im Leben“, noch absolut möglich und vorteilhaft dünkt, wirkt in Podium- oder Bühnenentfernung unmöglich.

Das Aeußere der Schauspielerin — und besonders der Schauspielerin von heute — muß durchdacht, durchfühlt, mit einem Wort: durch Kunst gegangen sein; ist es das nicht, gehen wir statt vorwärts — zurück.

CINELANDIA, DIE FILMSTADT

Aus einem Roman

Von

RAMON GOMEZ DE LA SERNA

Die Schurken.

Ununterbrochen kommen *Schurken* nach Cinelandia. Es sind korpulente, elegant gekleidete, unsympathische Männer. In ihrem Vaterlande taugten sie zu nichts, und wären sie dort geblieben, so hätte man sie umbringen müssen.

Das Leben der wirklichen Städte vermag nicht, diese Menschen sich anzugleichen. Sie sind sozial unmöglich, und so wenden alle diejenigen, die einen wirklich gut gelungenen Schurkentypus darstellen, sich der Stadt dieses Scheines zu.

Der Gouverneur von Cinelandia gerät bei ihrem Anblick in Begeisterung: — — „Was haben Sie für eine herrliche Verbrecherphysiognomie, mein Freund!“ — — ruft er aus, während er mit Entzücken das widerwärtige Gesicht, die prachtvoll unsympathische Erscheinung eines Neu-Ankömmlings betrachtet.

Macht der Schurke auf den Gouverneur den Eindruck wirklich guter, vollkommener Schurkerei, so bekommt er einen Engagementsvertrag.

Jacques Estruc konnte diese Leute nicht ausstehen, von allen Menschen, die er in Cinelandia traf, waren diese ihm am unangenehmsten.

Alle Schurken, die im Grunde gar keine sind, aber durch ihr gräßliches Gesicht so wirken, als ob sie es wären, begeben sich auf den Weg nach der Stadt des Films.

Von klein an waren sie unsympathisch, abstoßend, widerwärtig. Kein Mensch konnte sie leiden — so abstoßend waren sie, daß man ihnen alles Schlimme zutraute. — „Was hat der Kerl für einen ekelhaften Kopf!“ — — sagten die Zuschauer im Theater, wenn ein Mensch mit einer solchen Verbrecherphysiognomie während des Zwischenaktes aufstand, um sich im Hause umzuschauen.

Diese Menschen scheinen immer irgendwie auf der Lauer zu liegen, und es gibt nichts Gemeineres, als den zugleich verächtlichen und tückischen Ausdruck ihres Gesichts.

Die böartige Mundfalte, der lauernde Blick, voll seltsamer Hinterhältigkeit, die unangenehm fahle Gesichtsfarbe, das zugleich Tierische und

Kühne, das in der Gesamterscheinung liegt, — — all das sind Charakteristika des Schurken.

Ein Mensch mit einem Verbrechergesicht hatte keinerlei Zukunft vor sich. Ja, er war manchmal sogar gezwungen, ein Verbrechen zu begehen, nur um seine Nachbarn, die alle die fürchterlichsten Dinge von ihm erwarteten, nicht allzusehr zu enttäuschen.

Heute hat der Schurke im Film eine herrliche Zueingefleischte Verbrecher! ... Ich engagiere Sie mit tausend Dollar im Jahr ... ruft überschwänglich der Inspektor, wenn der Schurke, der seine schönste Schurkenmiene aufgesetzt hat, ein solches Kompliment verdient.

Einer von den Neu-Ankömmlingen sieht so pervers aus, so herrlich pervers, so erschreckend pervers, daß der Direktor begeistert die ganze Truppe zusammenbrüllt:

„Kommt her! Kommt alle her! Seht nur einmal den Schurken an, den das Schicksal uns da beschert! Was für eine prachtvolle Kanaille!“

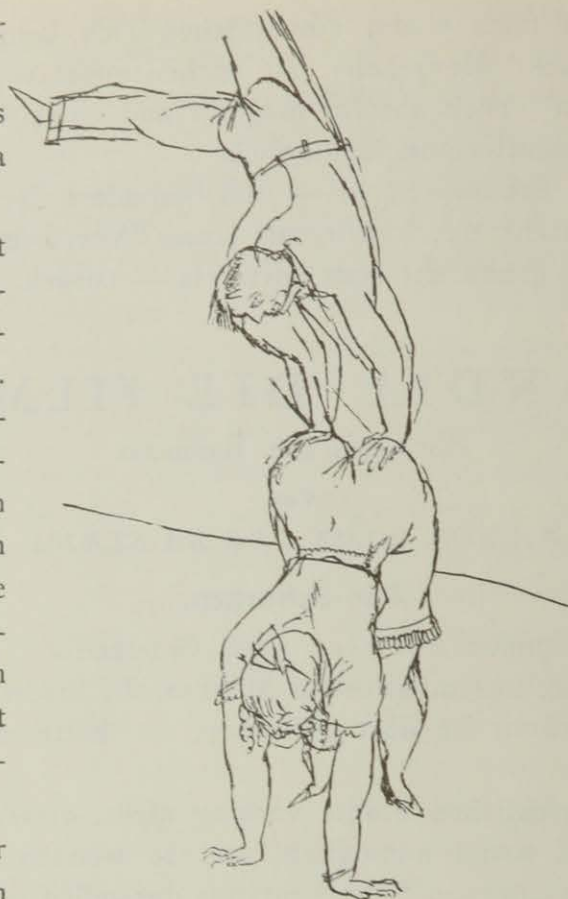
Der Schurke kurbelt das Getriebe seiner verfluchten Physiognomie an, so daß ein jeder sehen kann, wie schön er auf der Leinwand ist, im Augenblick, da er, das Gesicht gegen die erleuchtete Scheibe der Tür gepreßt, die Frau beobachtet, deren Blut er schlürft, und die seine Brutalität erleichen macht.

Die Schurken des Films werden eingeteilt in Schurken im Frack und Schurken ohne Kragen: Bettler-Schurken und Dandy-Schurken.

Die verderbten, gierigen Eleganten mit dem Rätselblick, dem lasterhaft rachsüchtigen Mund erhalten manchmal geradezu fabelhafte Honorare. Dieses starre, wilde Gesicht, das ohne Wimperzucken die Hitze der Lampen erträgt, und dessen Gemeinheit durch das Licht aus verdeckten Röhren erhellt wird, dieses Gesicht erst belebt den Film, macht ihn wechselvoll und aufregend.

Schurken verlangt!

Mit dieser Annonce lockt Cinelandia die Schurken an, die der Schönheit der Frauen ein solches Relief geben, der Frauen, mit denen sie sich in den



Grosz

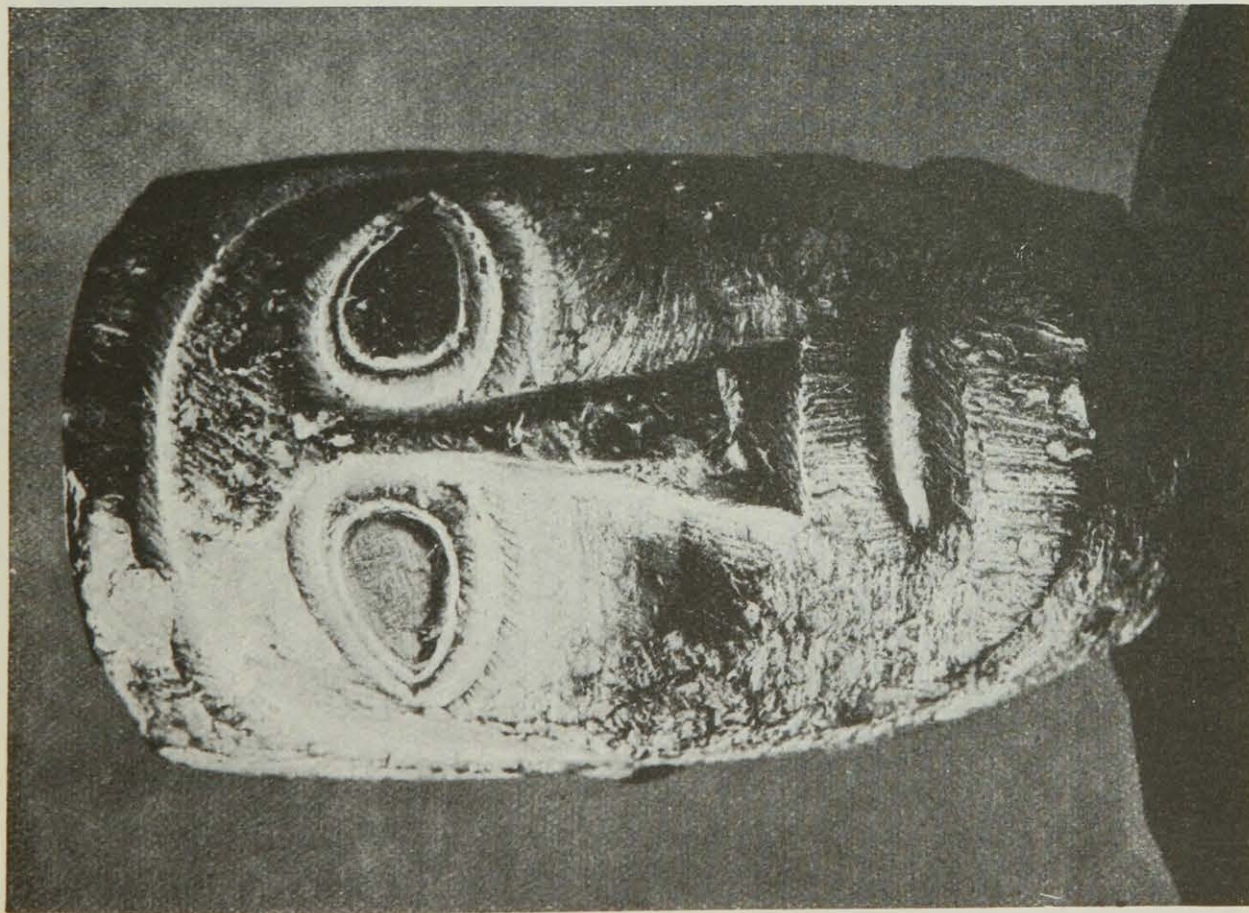
kunft. In ungezählten Mengen kommen sie nach Cinelandia, legen zu Fuß die vielen Meilen zurück, die sie von dieser Stadt trennen, der großen Stadt, die versteckt jenseits der Wüstenneien liegt, um nicht allzusehr von Stellungsuchenden überlaufen zu werden.

Ein ganzer Trupp von Schurken kommt an; der Direktor nimmt sie in Augenschein:

Donnerwetter, was haben Sie für einen Kopf! Der richtige



Turkmenin



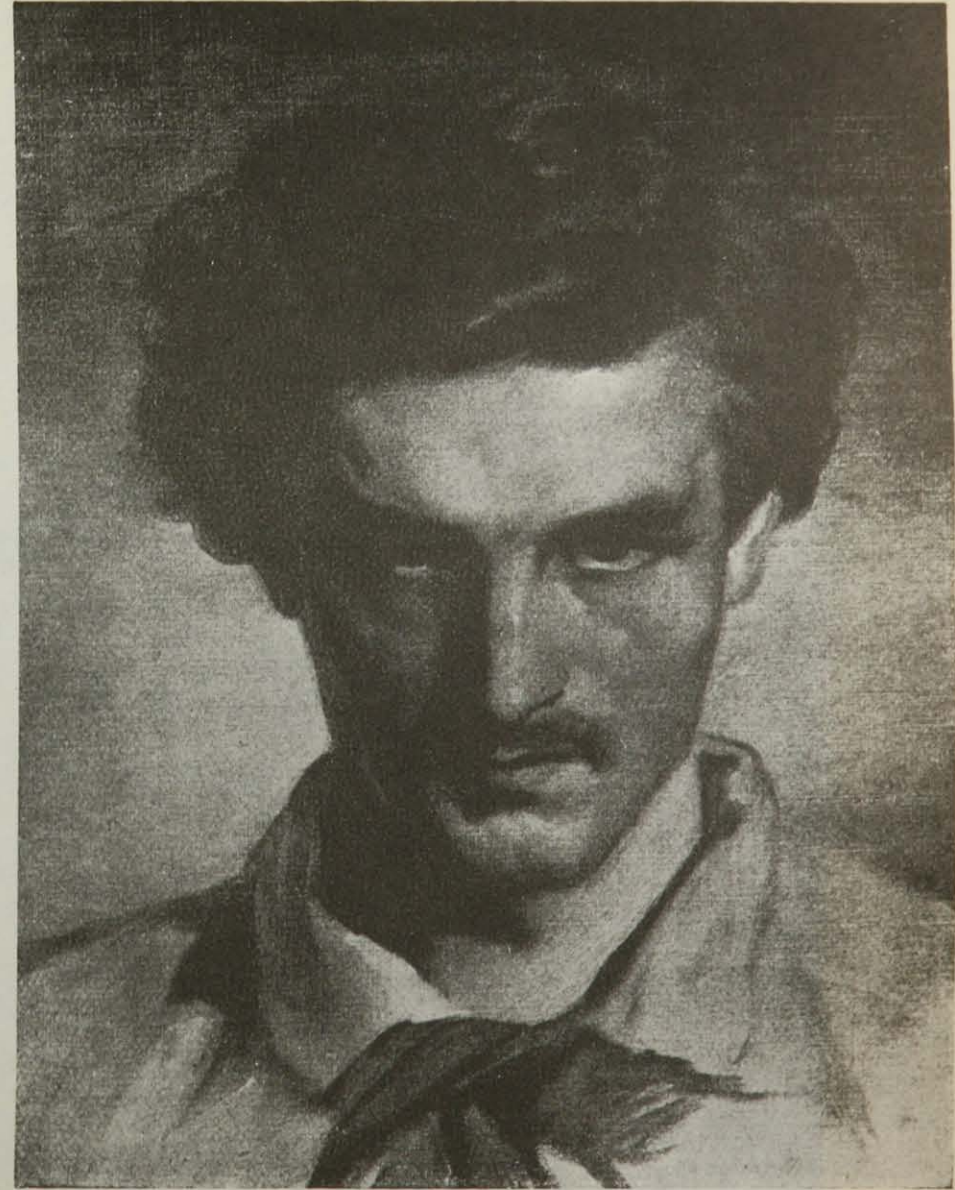
Köln, Kunstgewerbemuseum
Eckstein von einem romanischen Taufbecken

Selbstbildnisse



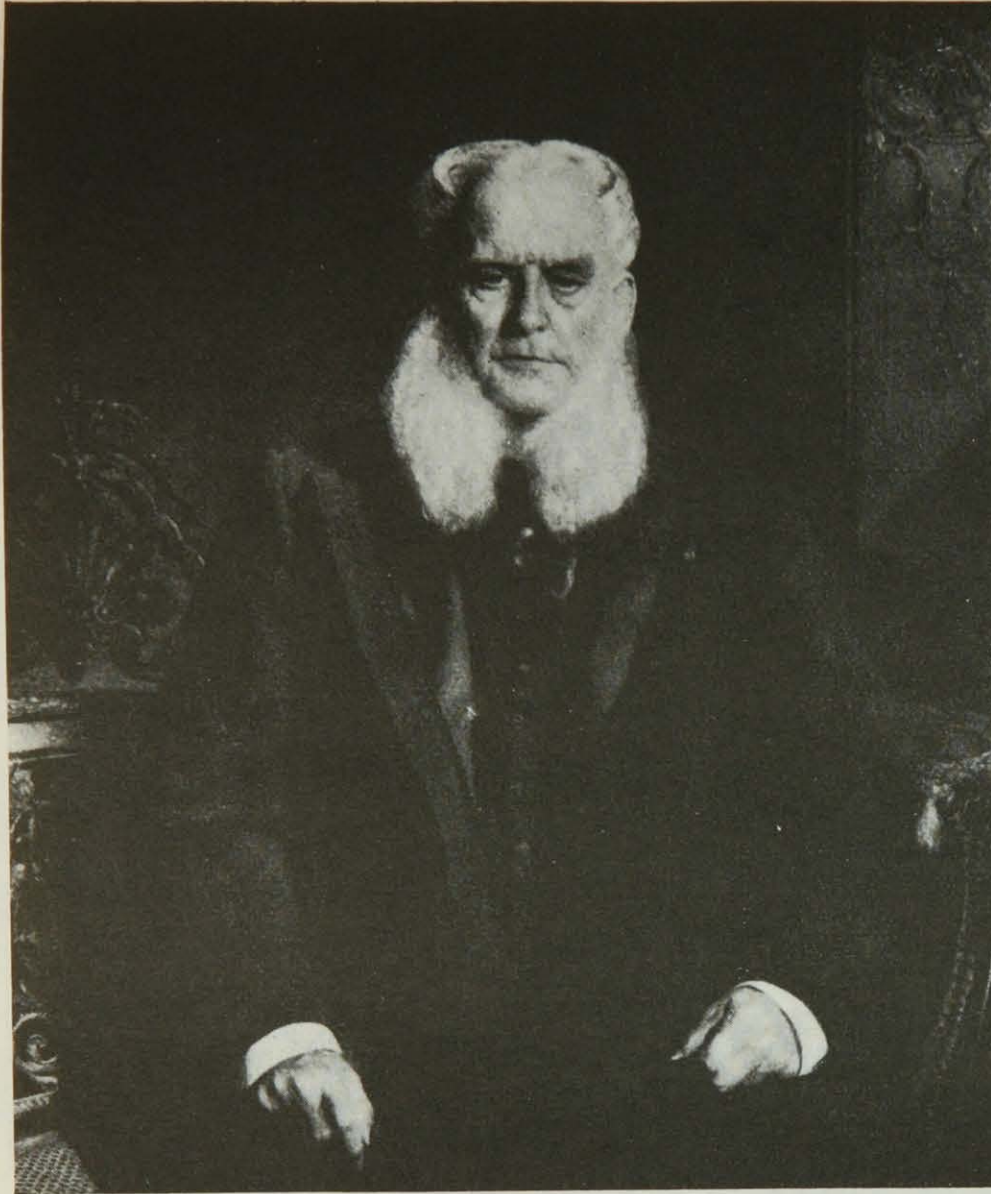
A. v. Jawlensky, Oelgemälde

Moskau, Staatsgalerie

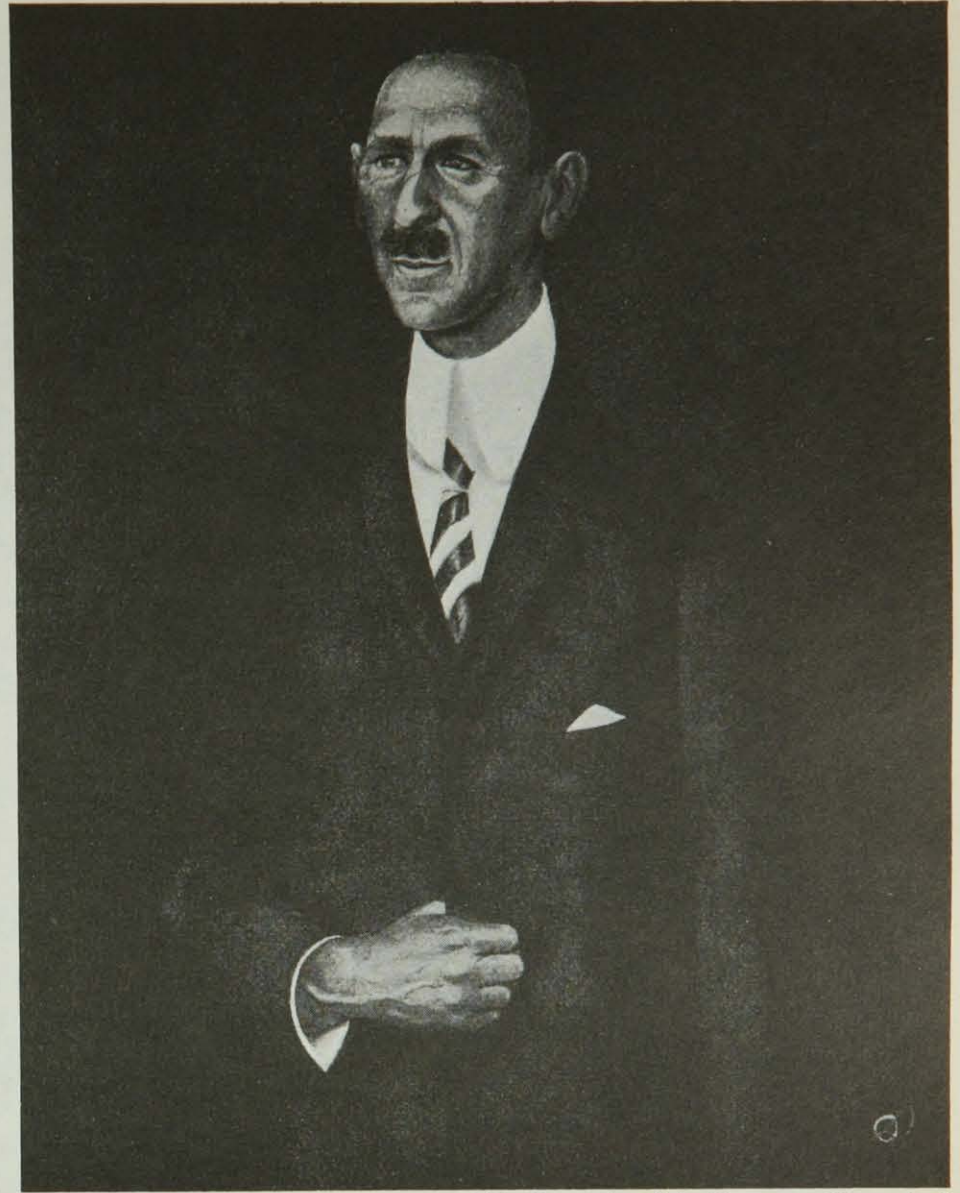


Anselm Feuerbach, Oelgemälde

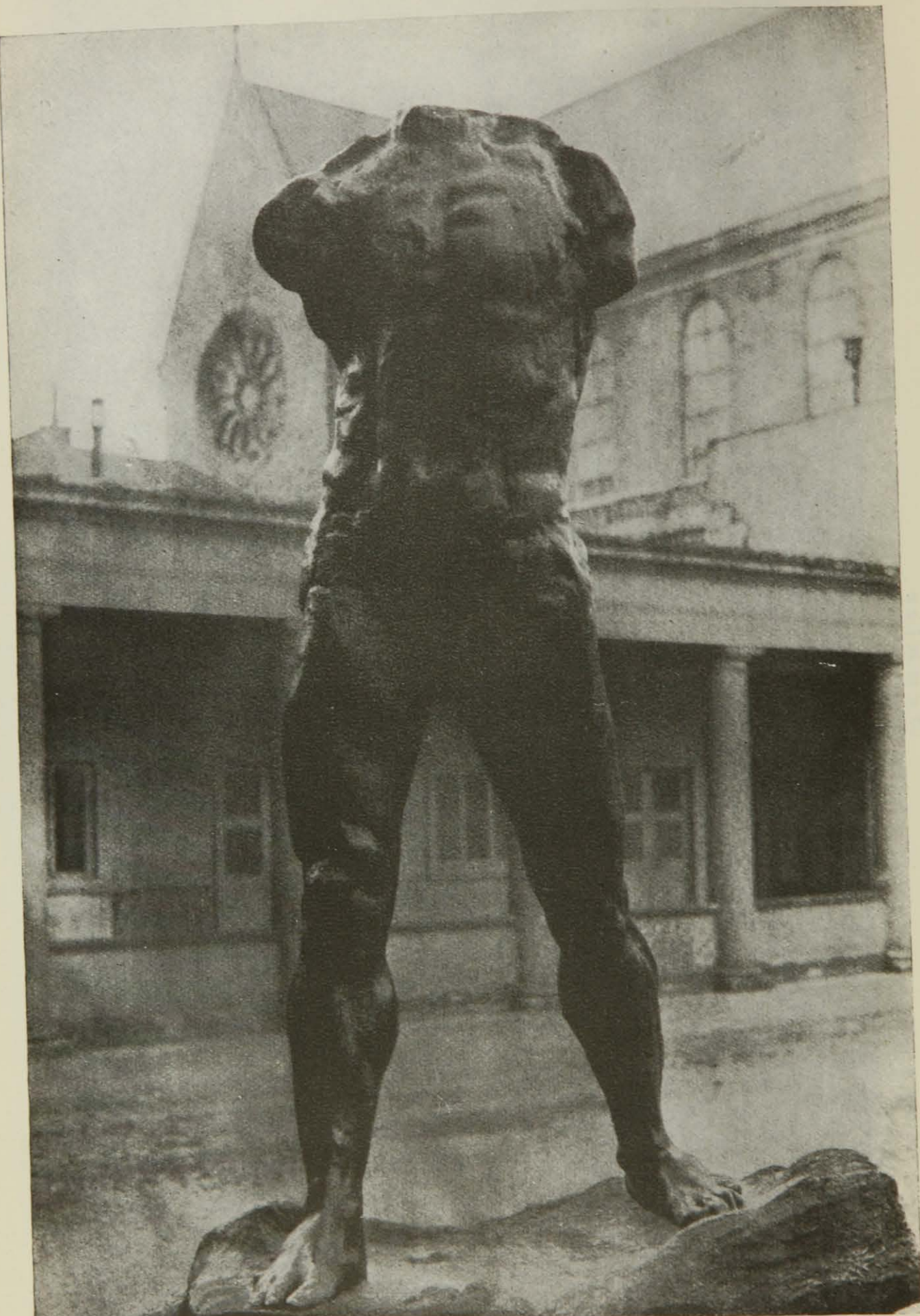
Karlsruhe, Kunsthalle



Paris, Louvre
Benjamin Constant, Chauchard. Oelgemälde



Mit Gen. der Gal. Neumann-Nierendorf
Otto Dix, Dr. H. in Hagen. Oelgemälde



Rodin, L'homme qui marche. Leihgabe des Rodin-Museums auf der Gesolei

Kulissen-Kirchen des Films trauen lassen: Filmehen, die sofort nach der Zeremonie wieder gelöst werden.

Sie wuchern geradezu in Cinelandia. Sie werden besser bezahlt als die guten und sympathischen Männer, und man findet sie dort in viel größerer Anzahl.

„Was habe ich doch eigentlich für Schwein, ein solches Verbrechergesicht zu besitzen,“ sagte einer von ihnen eines Tages zu Jacques Estruc. Jacques sah ihn gehässig an, aber der Schurke gab ihm einen kleinen, freundschaftlichen Klaps aufs Bein und sagte:

„Wir werden schon gute Freunde werden... Sie scheinen der beste Kerl von der Welt zu sein, und es war immer mein größter Wunsch, meine heftigste Sehnsucht, mich an einen sympathischen Menschen anzuschließen. Ich selbst bin ja so entsetzlich abstoßend!“

Dieses naive Geständnis entwaffnete Jacques, so daß er sich die Freundschaft Gabriel Pontals gefallen ließ, der sein unsympathisches Aussehen so ehrlich zugab.

Er merkte denn auch, daß die Schurken oder vielmehr die Leute mit dem schurkischen Aussehen im Grunde brave Kerls sind, deren Gutmütigkeit und Resignation unsere Achtung verdienen.

Gabriel war derjenige, der in den kalten, brutalen Filmen immer die schönen Frauen erdrosselte, bis sie tot zu Boden fielen.

Der wilde Haß, den sie, die unsympathischen Menschen, den anderen einflößen, zwingt sie, untereinander zusammenzuhalten.

Das Irrenhaus der Ausdruckskunst

Ebenso wie das Krankenhaus von Cinelandia mit seinen prächtig glänzenden Nickelgeräten das vollkommenste Krankenhaus der Welt ist, ebenso besitzt Cinelandia ein Irrenhaus, das äußerlich den Eindruck eines Luxushotels macht: Speisesaal mit kleinen Einzeltischen, Badezimmer und Duschräume, Turnsaal, Lesezimmer, Ballsaal.

Deshalb sind auch die Irrenfilme, die in Cinelandia gedreht werden, so vollkommen. Sie werden mit Film-Irren gedreht, das heißt, mit alten Filmschauspielern, die in diesem Milieu von seltsamen und heftigen Abenteuern, aber auch infolge der in Cinelandia grassierenden Laster verrückt geworden sind.

Um dieses Hotel nun nicht geradezu „Irrenhaus“ zu nennen, was Cinelandia erschrecken oder verdrießen könnte, gibt man ihm die euphemistische Bezeichnung.

Museum der Ausdruckskunst

Die Frauenabteilung des Museums der Ausdruckskunst wies die seltsamsten Exemplare von Ohnmachten, die heftigsten Verzückungen, die hartnäckigst verdrehten Augen auf.

Ungewöhnlich schöne Frauen waren in ihren unwahrscheinlichsten Gesichtsausdrücken — — nachdenklich, weinend, lieblich, verliebt — — verewigt.

Die einen weinen um eine Liebe, die nicht wiederkehren wird, ohne sagen zu können, wohin sie entflohen, ja, ohne recht zu wissen, ob sie jemals wirklich existiert hat. Den Anlaß ihres Wahnsinns kennt man nicht; rührt er von der

Uebertreibung eines befohlenen Ausdrucks her — — ist er eine wirklich empfindsame Heuchelei?

Aber sie sind genau so irr wie die wirklichen Verrückten.

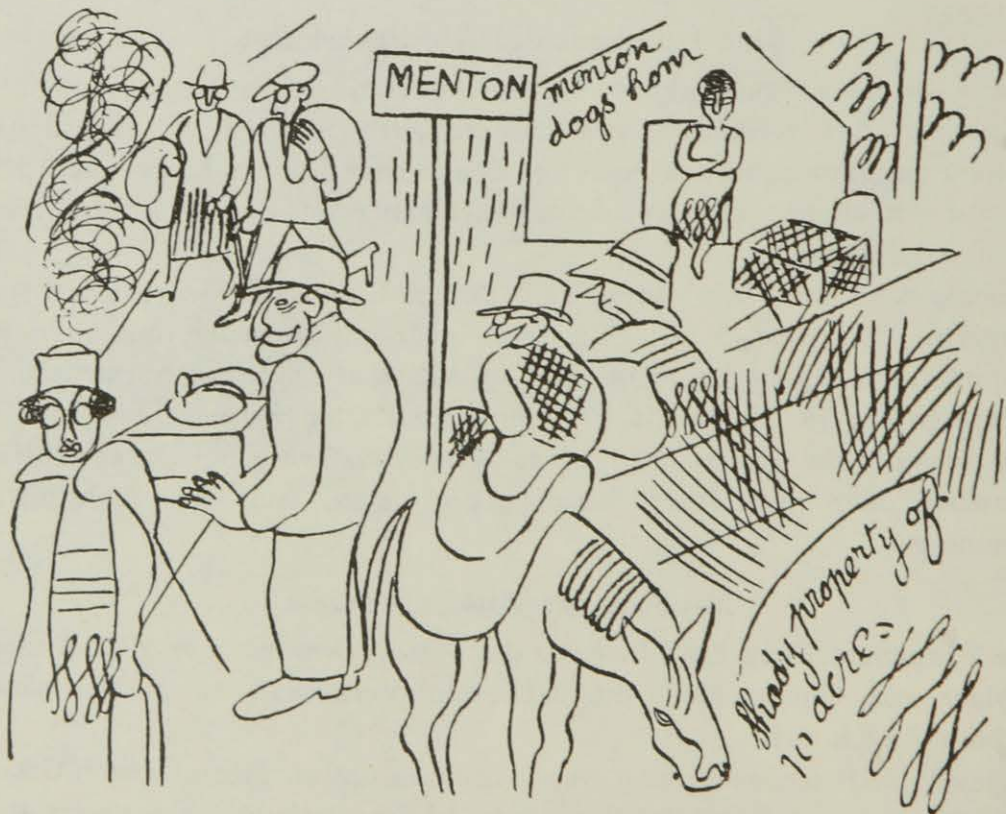
Ihre breiten Lider, die einen Schimmer von grauer Seide über ihre Augen werfen, öffnen sich halb über schmachtenden Blicken, über Augensternen, die sich in Tränen verbluten.

Irrenhausengel fallen vom Himmel in das Gefängnis der Tollen; aufreizende Engel mit entblößtem Geschlecht; rosige, schwammige, aufgedunsene Engel, die die Einsamkeit der Wahnsinnigen heilen, denn der Herr nimmt sich jedes seiner Geschöpfe an.

Die weißen Ergüsse ihrer Tollheit, ihrer Ekstasen, sind ansteckend: der Hof ist toll, und die Bäume des Gartens — — sinnliche und von Wahnsinn tätowierte Bäume, die von unverständlichen Geständnissen überfließen.

Es scheint, als würden all diese Irren an ihren Film denken, den man in die Ferne projiziert, und in dem sie ein anderes Leben leben; dort treten sie aus ihrer Grimasse heraus, durcheilen Straßen in Automobilen des Wahnsinns, und das Vitriol der Schnelligkeit, die sie verfolgt, spritzt ihnen ins Gesicht.

Ihre Brüste sind nicht wahnsinnig, aber es ist niemand mehr da, um sie zu lieblosen. Nur die Irrenhausengel schweben über den Irren.



Touchagues

DER ALLGEGENWÄRTIGE

Von

GUILLAUME APOLLINAIRE

Die Zeitungen haben die ungewöhnliche Geschichte des Aldavid berichtet, den eine große Zahl jüdischer Gemeinden in allen Erdteilen für den Messias hielt, und dessen Tod unter Begleitumständen eintrat, die unerklärlich schienen.

Da ich auf die tragischste Art in diese Ereignisse verwickelt bin, fühle ich die Notwendigkeit, mich von einem Geheimnis zu befreien, unter dem ich ersticke.

*

Eines Morgens entfalte ich die Zeitung, und da fallen meine Blicke auf folgende Notiz aus Köln: „Die israelitischen Gemeinden am rechten Ufer des Rheins zwischen Ehrenbreitstein und Beuel sind in großer Aufregung. Der Messias wird sich bei einer von ihnen in Dollendorf einfinden. Er wird seine Macht durch eine große Zahl von Wundern kundtun.

Das Aufsehen, das diese Geschichte erregte, muß die Kreisbehörde beunruhigen, und sie wird ihre Maßnahmen treffen, um einen Aufruhr zu unterdrücken, da sie in dieser gereizten Stimmung Schlimmes befürchten muß.

Man zweifelt höheren Ortes gar nicht, daß der Messias, der sich den Namen Aldavid beigelegt hat, ein Betrüger sei. Doktor Frohmann, der dänische Ethnologe, der augenblicklich Gast der Universität Bonn ist, hat sich aus Neugier nach Dollendorf begeben, und er versichert, daß Aldavid kein Jude sei, wie er behauptet, sondern ein Franzose aus Savoyen, wo die Rasse der Allobroger sich noch rein erhalten habe. Wie dem auch sei, die Behörden hätten Aldavid sehr gern ausgewiesen, wenn das möglich gewesen wäre; aber der Mann, den die rheinischen Juden jetzt den ‚Retter Israels‘ heißen, verschwindet wie durch Zauberei, wann es ihm beliebt. Gewöhnlich hält er sich vor der Synagoge von Dollendorf auf und predigt in heftigen und rauschenden Ausdrücken die Wiederaufrichtung des Königreichs Juda und verfehlt nicht, dadurch an die kernige Beredsamkeit Hesekiels zu gemahnen. So verbringt er tagsüber drei bis vier Stunden und abends verschwindet er, ohne daß man etwas von ihm wüßte. Man kennt übrigens weder seine Wohnung noch das Lokal, wo er seine Mahlzeiten einnimmt. Man hofft indes, über kurz oder lang diesen falschen Propheten entlarven zu können und dadurch zu verhüten, daß er weiterhin die Behörde und die rheinischen Juden mit seinen Taschenspielerkünsten narrt. Diese werden, sobald sie ihren Irrtum erkannt, selbst froh sein, von einem Abenteurer befreit zu sein, dessen lügenhaftes Geschwätz sie in den Augen der übrigen Bevölkerung in den Verdacht einer bedauerlichen Überheblichkeit bringt, was leicht einen Ausbruch des Antisemitismus zur Folge haben könnte, dessen Opfer

in diesem Falle nicht einmal die besonnenen Leute bedauern könnten. Weiter ist noch zu berichten, daß Aldavid fließend deutsch spricht. Er scheint mit den Gebräuchen der Juden vertraut zu sein und kennt auch ihren Jargon.“

*

Diese Nachricht, die seinerzeit das Interesse des Publikums lebhaft beschäftigte, erregte in mir, ich weiß nicht warum, das Bedauern über die Abwesenheit des Baron von Ormesan, von dem ich seit mehr als zwei Jahren nichts mehr gehört hatte.

Das wäre doch eine Sache für die Phantasie des Barons, sagte ich mir. Sicherlich wüßte er mehr als eine Geschichte von falschen Messiassen zu erzählen . . .

Die Synagoge von Dollendorf fiel in Vergessenheit, und ich dachte an den verschwundenen Freund, dessen Einbildungskraft und dessen Gewohnheiten mich nach wie vor beunruhigten und für den ich trotz allem die wärmste Anteilnahme empfand. Eine Zuneigung verband mich mit ihm, meinem Klassengefährten im Gymnasium, der sich ganz einfach Dormesan nannte. Bei zahlreichen Zusammenkünften hatte er mir Gelegenheit gegeben, seinen seltsamen Charakter schätzen zu lernen. Seine Skrupellosigkeit, eine gewisse ungeordnete Gelehrsamkeit und eine sehr angenehme Anmut des Geistes waren wohl der Grund, daß ich manchmal so etwas wie den Wunsch, ihn wiederzusehen, hatte.

*

Am nächsten Tag brachten die Zeitungen in bezug auf die Affäre Dollendorf noch sensationellere Berichte als tags zuvor.

Telegramme aus Frankfurt, Mainz, Leipzig, Straßburg, Hamburg und Berlin meldeten gleichzeitig die Anwesenheit Aldavids.

Wie in Dollendorf, war er überall vor der größten Synagoge der Stadt aufgetaucht.

Die Nachricht hatte sich schnell verbreitet, die Juden waren herbeigelaufen, und der Messias hatte überall in gleichen Ausdrücken gepredigt, nach dem Wortlaut der amtlichen Meldungen in der Zeitung zu schließen.

In Berlin wollte die Polizei ihn um fünf Uhr ergreifen, doch die jüdische Menge, die ihn umgab, widersetzte sich, schrie und klagte, und leistete sogar Widerstand, was eine Anzahl Verhaftungen zur Folge hatte.

Währenddessen war Aldavid wie durch ein Wunder verschwunden . . .

Diese Nachrichten machten einen großen Eindruck auf mich, ebenso wie auf das Publikum, das sich für Aldavid entflammte. Untertags folgten einander die Sonderausgaben der Zeitungen, um das Erscheinen des Messias (man sprach nicht mehr von Anwesenheit) in Prag, Krakau, Amsterdam, Wien, Livorno und selbst Rom zu melden.

Überall erreichte die Erregung ihren Höhepunkt, und die Behörden hielten, wie man sich wohl erinnert, Sitzungen ab, deren Beschlüsse ge-

heim blieben, und das mit gutem Grunde, denn alle endeten sie mit der Feststellung, daß die Macht Aldavids übergeordneter Natur zu sein scheine, oder zumindest mit den Mitteln der Wissenschaft nicht zu erklären, und daß es besser sei abzuwarten und sich nicht einzumengen in Ereignisse, denen die öffentliche Gewalt scheinbar machtlos gegenüberstünde.

*

Am nächsten Tage wurden diplomatische Depeschen zwischen den Kabinetten der betroffenen Regierungen ausgetauscht, und die Folge davon war, daß die einflußreichsten jüdischen Bankiers verhaftet wurden.

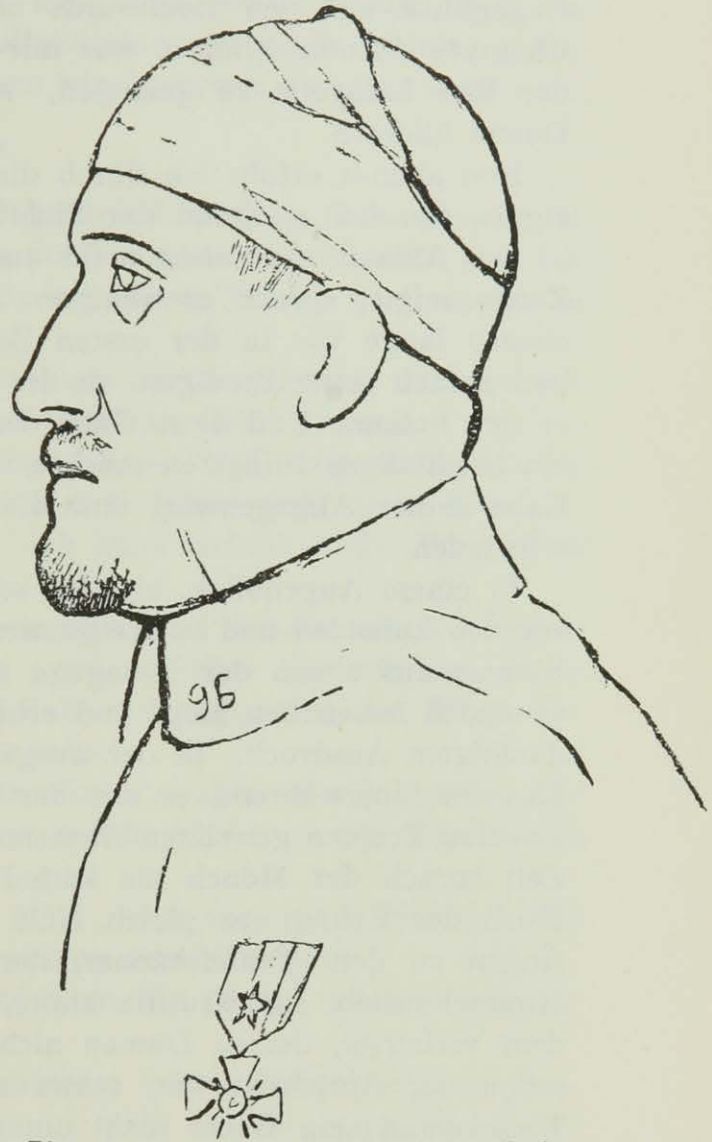
Diese Maßnahme erwies sich als notwendig, denn wenn sich tatsächlich, wie Aldavid vorher gesagt, der Auszug der Juden nach Palästina vollzog, mußte man auch mit dem Auszug des Kapitals aller Länder nach dem gleichen Bestimmungsort rechnen, und man mußte doch versuchen, den finanziellen Zusammenbruch zu verhüten, der die Begleitscheinung dieses Ereignisses geworden wäre. Im übrigen glaubte man mit Recht, daß dieser Messias, dessen Allgegenwart unbestritten schien, — wenn es schon nicht die andern Wunder waren, die man ihm zuschrieb, — sobald es nötig wäre, auch mit Hilfe übernatürlicher Mittel den Staatshaushalt des neuen jüdischen Königreiches stützen könnte. Und die

jüdischen Bankiers, die man erst mit viel Rücksicht behandelt hatte, wurden ins Gefängnis geworfen, wodurch eine große Zahl finanzieller Zusammenbrüche entstand: Panik auf der Börse, Bankrotte, Selbstmorde.

Zu dieser Zeit wurde die Allgegenwart Aldavids auch in Frankreich offenbar: in Nîmes, Avignon, Bordeaux, Sancerre, und am Karfreitag erschien der, den die Israeliten mit „Stern aus dem Hause Jacob“ ansprachen, und den die Christen nur noch Antichrist nannten, gegen drei Uhr nachmittags in Paris vor der Synagoge der Rue de la Victoire.

*

Jedermann erwartete dieses Ereignis, und seit mehreren Tagen hielten sich die gläubigen Juden von Paris in der Synagoge auf, in der Rue de



Picasso

Apollinaire

la Victoire und selbst in den benachbarten Straßen. Die Fenster der umliegenden Häuser nächst der Synagoge waren zu hohen Preisen vermietet an die Israeliten, die den Messias sehen wollten.

Als er erschien, war der Lärm ungeheuer. Man vernahm ihn von den Höhen des Montmartre und vom Place de l'Etoile. Ich war in diesem Augenblick auf den Boulevards und stürzte wie alle anderen auf die Chaussée d'Antin, aber es war mir unmöglich, von da aus um die Ecke der Rue Lafayette zu gelangen, wo Wachmänner und Berittene einen Damm bildeten.

Erst abends erfuhr ich durch die Zeitungen das unvorhergesehene Ereignis, das sich während der Sichtbarwerdung vollzogen hatte.

Seit Aldavid sich nicht mehr ausschließlich in Ländern mit deutscher Zunge zeigte, sprach er weniger. Sein wiederholtes Erscheinen dauerte ebenso lange wie in der ersten Zeit, doch er schwieg oft, betete leise und sprach seine Predigten in der Sprache des Volkes, in dessen Mitte er sich befand. Und diese Gabe des Zungenredens, die aus seinem Leben ein beständiges Pfingsten machte, war nicht weniger erstaunlich als die Gabe seiner Allgegenwart und die Fähigkeit, nach Gutdünken zu verschwinden.

In einem Augenblick, als der schweigende Messias mit leiser Stimme vor den knienden und schweigsamen Juden betete, ertönte eine mächtige Stimme aus einem der Synagoge gegenüberliegenden Fenster. Die Anwesenden hoben den Kopf und erblickten einen Mönch mit ruhigem, andächtigem Ausdruck. In der ausgestreckten Linken hielt er Aldavid ein Kruzifix hin, während er mit der Rechten einen Weihwedel schwenkte, von dem Tropfen geweihten Wassers den Wundersmann trafen. Zu gleicher Zeit sprach der Mönch die katholische Formel der Teufelsaustreibung. Doch der Erfolg war gleich Null, und Aldavid erhob nicht einmal die Augen zu dem Teufelsbanner, der auf die Knie fiel, die Augen zum Himmel erhob, das Kruzifix küßte, und so, im Gebet, Aug' in Auge mit dem verharrte, dessen Dämon nicht auszutreiben war, und der, wenn er schon der Antichrist war, seiner selbst so sicher schien, daß auch ein Teufelsbann sein Gebet nicht unterbrechen konnte.

Der Erfolg dieser Szene war ungeheuer, und mit überlegener Siegesicherheit hüteten sich die anwesenden Juden vor jedem Schimpf und jeder Verspottung des Mönches. Mit glühenden Augen betrachteten sie den Messias, ihre Herzen frohlockten und sie hielten sich alle bei der Hand, und Frauen, Kinder und Greise, eng gedrängt, begannen, wie ehemals David vor der Arche, zu tanzen, während sie Hosianna und fröhliche Hymnen sangen.

Sonnabend vor Ostern erschien Aldavid wieder in der Rue de la Victoire und in den anderen Städten, wo er sich gezeigt hatte. Man meldete seine Gegenwart in mehreren großen Städten Amerikas, Australiens, in Tunis, Algier, Konstantinopel, Saloniki und Jerusalem, der heiligen Stadt. Man meldete auch allseits die überstürzten Abreisen einer großen Zahl von Juden, die sich beeilten, nach Palästina zu kommen. Überall

hatten die Aufregungen ihren Gipfel erreicht. Die größten Skeptiker wurden überzeugt und bestätigten, daß Aldavid wohl der Messias wäre, den die Prophezeiungen der Juden versprochen hätten. Die Katholiken warteten mit Besorgnis, wie Rom sich zu diesen Ereignissen äußern würde, doch der Vatikan schien alles, was geschah, gar nicht zu beachten, und der Papst selbst machte in der Encyklika *Misericordiam* über die Rüstungen, die er zu dieser Zeit veröffentlichte, gar keine Andeutung auf den Messias, der täglich in Rom, so gut wie anderswo, sichtbar wurde.

*

Zu Ostern saß ich vor meinem Schreibtisch und las aufmerksam die Telegramme, die von den Ereignissen des Vorabends berichteten, von den Worten Aldavids, dem Auszug der Juden, deren Ärmste in Gruppen zu Fuß nach Palästina zogen.

Plötzlich wurde mit lauter Stimme mein Name genannt, und als ich den Kopf hob, sah ich den Baron von Ormesan selbst vor mir.

„Ach, Sie sind es, rief ich, ich hatte keine Hoffnung mehr, Sie zu sehen . . . Sie waren doch mindestens zwei Jahre nicht mehr hier . . . Aber wie sind Sie hereingekommen? Ich habe sicherlich die Türe offen gelassen?“

Ich erhob mich, ging dem Baron entgegen und drückte ihm die Hand.

„Setzen Sie sich“, sagte ich ihm, „und erzählen Sie mir von Ihren Abenteuern, denn ich zweifle nicht, daß Sie ungewöhnliche Dinge erlebt haben, seit ich Sie nicht gesehen habe.“

„Ich will Ihre Neugier gleich befriedigen“, sagte er mir. „Gestatten Sie, daß ich so an die Wand gelehnt stehen bleibe — ich habe keine Lust zu sitzen.“

„Wie Sie wünschen,“ entgegnete ich, „doch vor allem erzählen Sie mir, woher Sie kommen, Sie Wiederaufgetauchter!“

Er antwortete lächelnd: „Vielleicht täten Sie besser, mich zu fragen, wo ich bin.“

„Nun bei mir, Donnerwetter“, erwiderte ich in ungeduldigem Ton. „Sie haben sich gar nicht verändert . . . noch immer so geheimnisvoll! Im übrigen — das gehört wohl zu Ihrer Erzählung. Also gut! Wo sind Sie?“

„Ich bin seit beinahe drei Monaten in Australien in einem kleinen Ort von Queensland, und es geht mir dort sehr gut; dennoch werde ich mich nach Europa einschiffen, wohin mich dringende Geschäfte rufen.“

Ich betrachtete ihn etwas erschreckt.

„Ich bin erstaunt,“ sagte ich ihm, „doch ich bin so viel Wunderlichkeiten an Ihnen gewöhnt, daß ich gerne glauben will, was Sie mir sagen, doch bitte ich Sie, es mir näher zu erklären. Sie sind bei mir und behaupten in Queensland in Australien zu sein; geben Sie zu, daß ich berechtigt bin, nicht zu verstehen.“

Er lächelte und fuhr fort: „Gewiß bin ich in Australien, doch das hindert Sie nicht, mich bei Ihnen zu sehen, ebenso wie man mich in diesem

Augenblick in Rom, Berlin, Livorno, Prag und einer solchen Anzahl von Städten sieht, daß es langweilig wäre, alle aufzuzählen.“

„Sie!“ rief ich und unterbrach ihn, „Sie wollen also Aldavid sein?“

„Er selbst,“ entgegnete der Baron von Ormesan, und ich hoffe, daß Sie von jetzt an nicht mehr an meinen Worten zweifeln.“

Ich ging zu ihm, betastete ihn, betrachtete ihn, er war unbestritten da, lehnte vor mir an der Wand, und es war kein Zweifel möglich. Ich setzte mich in einen Lehnstuhl und betrachtete gierig diesen erstaunlichen Menschen, der, mehrmals wegen Diebstahls verurteilt, ungestrafter Urheber aufsehenerregender Gewalttaten und gleichzeitig unleugbar der wunderlichste aller Sterblichen war. Ich wagte nichts zu sagen, da brach er endlich das Schweigen.

„Ja,“ sagte er, „ich bin dieser Aldavid, der Messias der Propheten, der künftige König von Juda.“

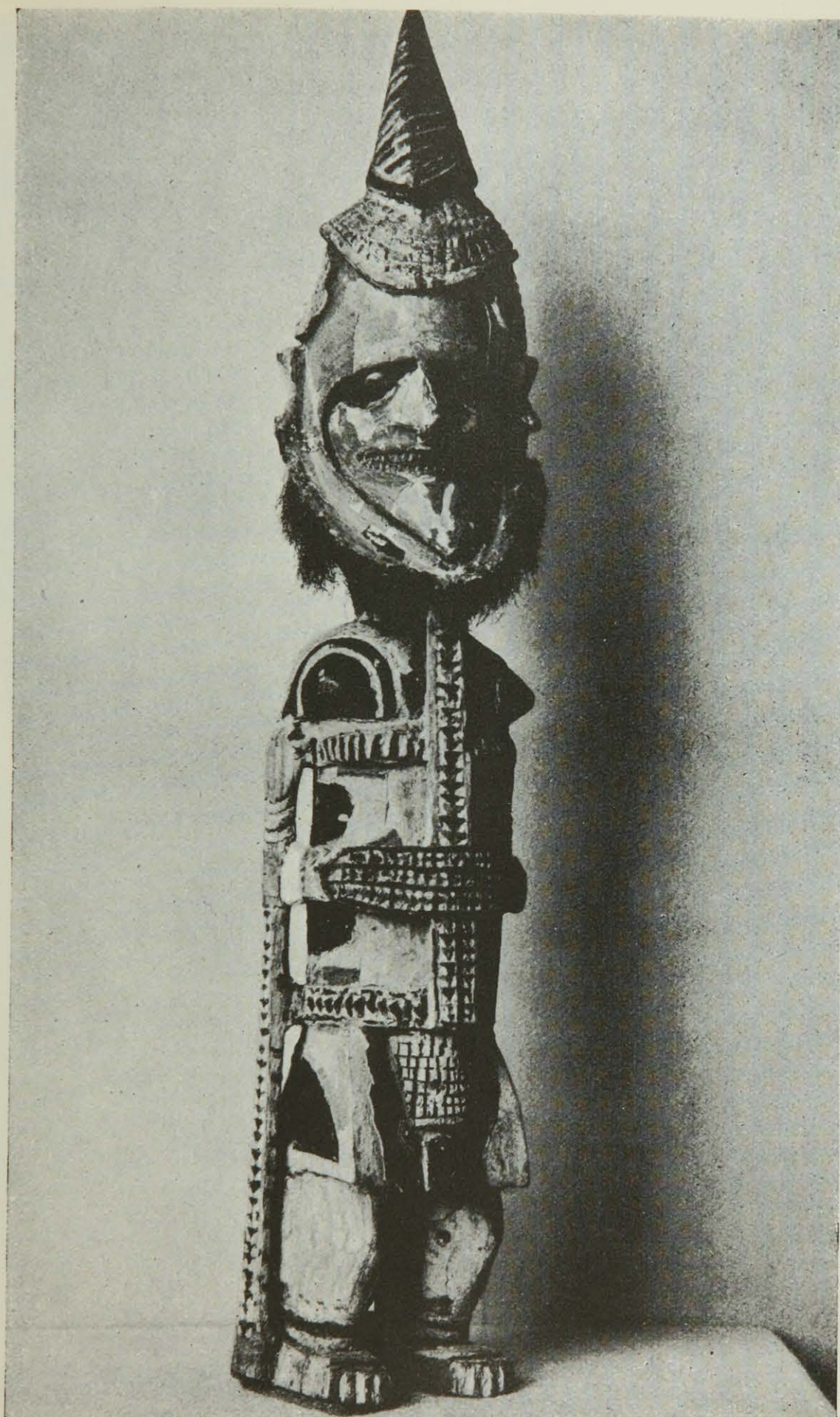
„Sie halten mich zum Narren,“ protestierte ich, „erklären Sie mir, auf welche Art Sie die Wunder vollbracht haben, die die ganze Welt in Atem halten?“

Er zögerte einen Augenblick, ehe er sich entschloß.

„Es ist die Wissenschaft, mit deren Hilfe ich die angeblichen Wunder vollbringe. Sie sind der einzige, gegen den ich offen sein kann, denn ich kenne Sie seit langem und weiß, daß Sie mich nicht verraten werden; auch brauche ich einen Vertrauten . . . Sie wissen meinen wahren Namen, Dormesan, und Sie kennen einige meiner kunstvollen Verbrechen, welche die Freude meines Lebens ausmachen. Meine wissenschaftliche Kultur ist ebenso umfangreich, wie meine literarische Kultur, und die ist nicht gering, da ich eine Anzahl Sprachen gründlich kenne und dadurch alle großen, alten und modernen Literaturen beherrsche. Das alles hat mir genützt. Ich kenne die Höhen und Tiefen, das ist wahr, aber jedes der Vermögen, das ich erworben und verschleudert habe, sei es im Spiel, sei es in irgendeiner anderen Verschwenderlaune, bildete selbst für Amerika noch eine beträchtliche Summe.

Wie dem auch sei; vor vier Jahren ist mir eine Erbschaft von ungefähr zweihunderttausend Francs sozusagen vom Himmel in den Schoß gefallen, und ich verwendete dieses Geld für wissenschaftliche Experimente und beschäftigte mich mit Versuchen auf dem Gebiet der Telegraphie, des drahtlosen Fernsprechers, der Bildübertragung, der Farben- und Reliefphotographie, des Kinos, des Phonographen usw. . . . Diese Arbeiten brachten mir eine Beunruhigung in einem Punkte, der von allen Gelehrten vernachlässigt worden ist, die sich sonst leidenschaftlich mit diesen Problemen beschäftigen: ich spreche von der Berührung in die Ferne. Und ich deckte schließlich die Grundlage dieser neuen Wissenschaft auf.

So wie die Stimme übertragbar ist von einem Punkt zu einem weit entfernten anderen, so kann auch die Erscheinung eines Körpers kraft der Eigenschaft der Härte, durch welche die Blinden die Vorstellung der Körper gewinnen, übertragen werden, ohne daß es nötig wäre, den All-



Ausstellung der Flechtheimschen Südseesulpturen-Sammlung im Zürcher
Kunsthau

Uli Figur aus Neu-Mecklenburg



Sammlung Flechtheim

Flügelmaske aus Neu-Mecklenburg und Tanzhandhabe (Totemtier) aus Deutsch-
Neu-Guinea

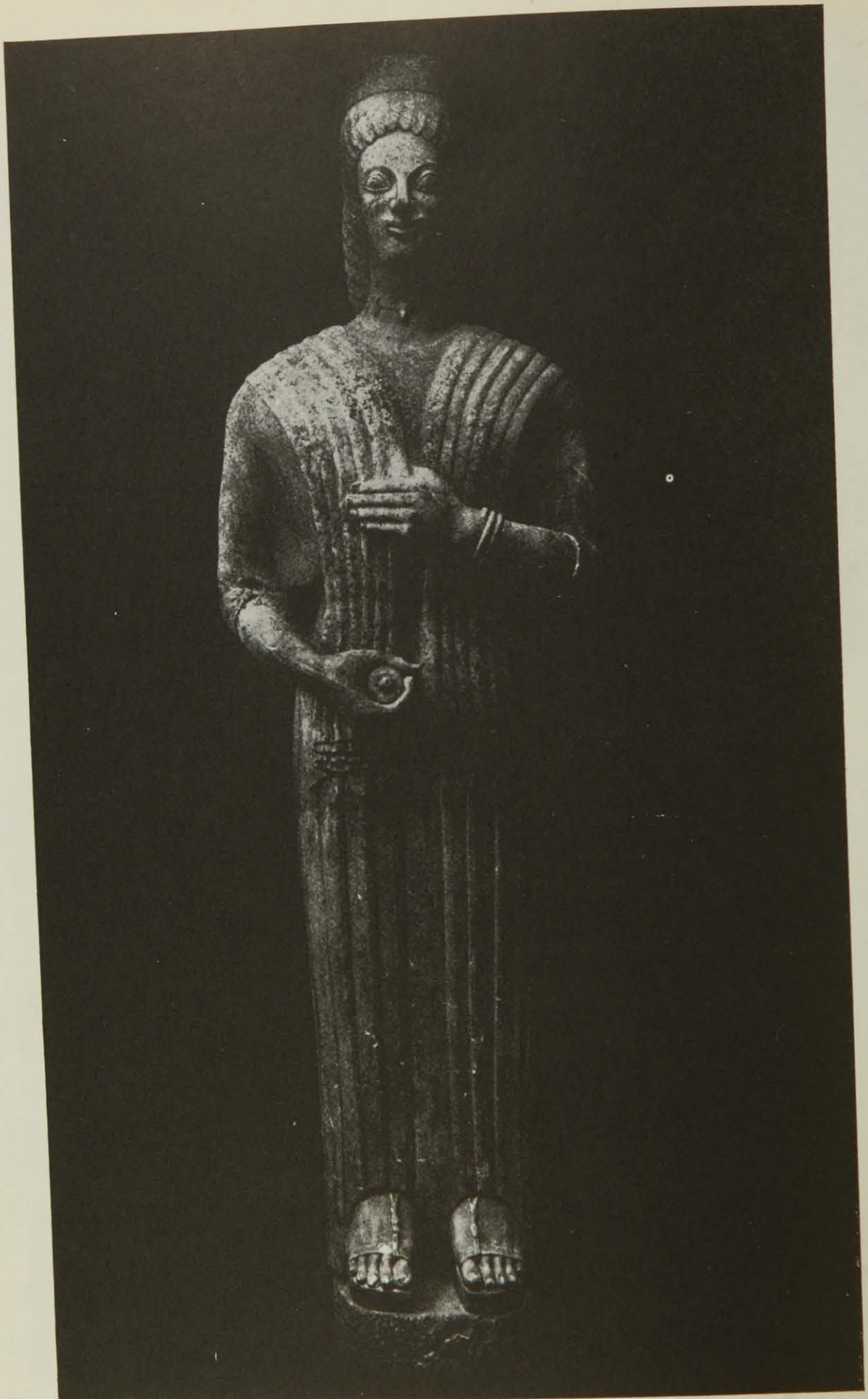


Arnold Brecker und seine Aurora auf der Gesolei in
Düsseldorf.



Emil Höhne (585 Pfund) und Anna Lipschitz (95 Pfund)
beim Tanz

Acme Photo



Berlin, Staatl. Museen

Archaische griechische Göttin (um 600 v. Chr.)

gegenwärtigen an den Körper zu binden, den er projiziert. Ich bemerke noch, daß der neue Körper im vollen Besitz aller menschlichen Fähigkeiten ist und auch mit den Grenzen des tatsächlichen Körpers behaftet ist, der ihn in Erscheinung bringt.

Die wunderbaren Erzählungen, die volkstümlichen Märchen, die gewissen Personen die Gabe der Allgegenwart zuschreiben, beweisen, daß andere Männer vor mir sich mit der Frage der Fernberührung beschäftigt haben; jedoch das waren nur bedeutungslose Träume. Mir blieb es vorbehalten, wissenschaftlich und praktisch das Problem zu lösen.



Pascin

Wohlverstanden, ich lasse die tatsächlichen oder angeblichen, gewöhnlichen Phänomene beiseite, die sich auf die Verdoppelung des Körpers beziehen; diese Erscheinungen, die nur ungenau bekannt sind, haben nach dem, was ich darüber weiß, nichts mit den Untersuchungen zu tun, die ich zu einem guten Abschluß gebracht habe.

Nach zahlreichen Experimenten kam ich soweit, daß ich zwei Apparate baute, deren einen ich behielt, während ich den andern an einen Baum seitlich von der Allee des Montsouris-Parkes anbrachte. Mein Experiment gelang vollständig, und während ich den Übertragungsapparat, auf den ich so viel Mühe verwandt hatte, und den ich stets

bei mir trug, handhabte, konnte ich, ohne den Ort zu verlassen, wo ich mich tatsächlich befand, zu gleicher Zeit im Montsouris-Park erscheinen und, wenn ich schon nicht gehen konnte, konnte ich doch sehen, sprechen, berühren und berührt werden, an beiden Orten zu gleicher Zeit. Später befestigte ich einen anderen meiner Empfangsapparate an einem Baum in den Champs-Élysées, und ich konnte mit Freuden feststellen, daß ich auch an drei Orten zu gleicher Zeit sein konnte. Von jetzt an gehörte mir die Welt. Ich hätte ungeheure Vorteile aus meiner Erfindung ziehen können, doch ich zog es vor, sie ausschließlich für meinen Gebrauch zu verwenden. Meine Empfangsapparate sind klein, sehen unscheinbar aus, man hat sie mir noch nie von den Stellen, wo ich sie anbrachte, gestohlen. Vor zwei Jahren habe ich einen bei Ihnen angemacht, den ich aber heute zum erstenmal benutze, und den Sie noch nicht bemerkt haben.“

„Das stimmt,“ sagte ich, „ich habe ihn noch niemals bemerkt.“

„Diese Apparate“, fuhr er fort, „sehen ganz einfach wie ein Nagel aus . . . Fast zwei Jahre lang reiste ich und versah die Fassaden der Synagogen mit meinen Empfängern. Ich hatte nämlich den Plan, König zu werden — vom einfachen Baron, zu dem ich mich gestempelt — und ich konnte kaum hoffen, anders Erfolg zu haben, als durch Begründung eines neuen Königreiches Juda, dessen Wiederaufrichtung die Judenheit seit so langem erhofft.“

Ich durcheilte nacheinander die fünf Erdteile und blieb — dank meiner Allgegenwart — in Verbindung mit meinem Haus in Paris, mit meiner Matresse, die ich liebe und die mich wiederliebt, und die mich trotzdem gestört hätte, wäre sie mit mir gereist.

Doch sehen Sie, das ist die praktische Seite meiner Erfindung! Meine Geliebte, eine bezaubernde, verheiratete Frau, war über meine Reisen niemals unterrichtet. Sie weiß es nicht einmal, wenn ich Paris verlasse, denn sie findet mich jede Woche am Mittwoch, wenn sie zärtlichkeitslüstern zu mir kommt, im Bett. Ich habe da einen meiner Apparate angebracht und so konnte ich meiner Geliebten in Paris, von Chicago, von Jerusalem und von Melbourne aus drei Kinder beschenken, die leider nicht meinen Namen tragen werden.“

„Mögen Sie Barmherzigkeit finden,“ sagte ich, „und der wahre Messias dem ehebrecherischen Weib vergeben.“

Er ging auf das, was ich sagte, gar nicht ein und fügte hinzu: „Die weiteren Ereignisse kennen Sie ja so gut wie ich selbst.“

„Ich kenne sie, und ich verurteile sie. Ich traue Ihnen nicht die Eigenschaften eines Reichsbegründers zu, noch weniger die eines gütigen Herrschers. Ihr verbrecherisches Leben richtet Sie, und Ihre Phantasie wird das Verderben ihres Volkes sein. Als Mann der Wissenschaft, künstlerisch begabt, verdienen Sie, trotz Ihrer Verbrechen, die Nachsicht, vielleicht sogar die Bewunderung der Leute von Bildung und Geschmack. Doch König zu sein haben Sie kein Recht, Sie sind nicht geeignet, gerechte Gesetze zu verkünden, und Ihre Untertanen werden

Ihnen nur der Spielball Ihrer Launen sein. Lassen Sie ab von diesem unsinnigen Wunsch nach einem Throne, dessen Sie unwürdig sind. Arme Menschen pilgern zu Fuß die Landstraße hin, weil sie in Ihnen die geheiligte Person zu sehen glauben, die den Tempel von Jerusalem wieder aufrichten wird. Viele von ihnen sind unterwegs gestorben für einen so elenden Betrüger, wie Sie es sind. Lassen Sie sich nicht länger als Messias ansprechen, der Sie nicht sind, oder ich werde Sie anzeigen!“

„Man wird Sie für einen Narren halten“, sagte mir der falsche Messias spöttisch. „Und halten Sie mich denn für so dumm, daß ich Ihnen wirklich tiefe Einblicke gewähren würde, die Ihnen erlauben, mich ins Unrecht zu setzen, indem Sie meinen Apparat zerstören? Sie werden sich täuschen! . . .“

*

Der Zorn übermannte mich, ich wußte nicht mehr recht, was ich tat. Ich ergriff einen Revolver, der immer auf dem Tische liegt und feuerte die sechs Kugeln auf den falschen Körper des sichtbaren und handfesten falschen Messias ab, der hinsank und aufschrie. Ich stürzte vor: der Körper lag da, — ich hatte soeben meinen Freund Dormesan getötet, — einen Verbrecher, und doch so angenehmen Gefährten. Ich wußte nicht, was ich tun sollte.

— — Er hat mich zum besten gehalten, sagte ich mir, das war eine Posse. Er ist unangemeldet zu mir gekommen, er ist eingetreten, ohne daß ich es hörte — die Tür war sicher offen. Er hat sich über mich lustig gemacht, indem er sich für Aldavid ausgab; das war phantastisch und reizvoll. Und ich bin darauf hereingefallen und habe ihn getötet . . . Ach, was soll aus mir werden?

Und ich grübelte eine Zeitlang vor dem blutüberströmten Körper meines Freundes . . .

Dann zwang mich ein ungewöhnliches Geräusch, aufzuspringen. Wieder ein Streich von Aldavid, dachte ich, zweifellos meldet er mir seine Krönung. O könnte ich doch ihn getötet haben, und trotzdem meinen Freund Dormesan bei mir sehen.

Ich öffnete das Fenster, um zu sehen, welches neue Zauberwerk der seltsame Wundertäter vollbracht hatte, und ich erblickte einen Schwarm von Zeitungsträgern mit den verschiedensten Zeitungen, die trotz des Verbots der Wachtposten die Nachricht zu verbreiten, alle so schnell liefen als sie konnten und dabei schrien:

„Der Tod des Messias, merkwürdige Einzelheiten über sein plötzliches Ende.“

Das Blut erstarrte in meinen Adern und ich fiel in Ohnmacht.

*

Gegen ein Uhr morgens wachte ich auf, und ich zitterte, als ich den Leichnam neben mir berührte. Sofort stand ich auf; dann hob ich, alle meine Kraft zusammenraffend, den Körper auf und warf ihn zum Fenster hinaus.

Den Rest der Nacht verbrachte ich damit, die Blutflecken, die auf meinem Parkett sichtbar wurden, wegzuwischen. Dann ging ich aus, um Zeitungen zu kaufen und las darin, was alle Welt weiß: von dem plötzlichen Tode Aldavids in achthundertvierzig Städten des ganzen Erdreichs.

Der, den man Messias nannte, schien seit mehr als einer Stunde zu beten, als er plötzlich aufschrie, während sechs Löcher, wie sie ähnlich von Revolverkugeln stammen, in der Herzgegend bemerkt wurden. Überall fiel er sogleich um, und trotz der Sorgfalt, mit der man ihn überall umgab, war er überall gestorben.

Diese Unzahl von Körpern, einem einzigen Menschen gehörend — es waren genau achthunderteinundvierzig — da man in Paris seltsamerweise zwei solcher Körper gefunden hatte — verblüffte das Publikum gar nicht übermäßig, da Aldavid sie an andere Überraschungen gewöhnt hatte.

Überall rüsteten ihm die Juden ein großartiges Begräbnis. An seinen Tod glaubten sie gar nicht und beteuerten, daß er wieder auferstehen würde. Doch vergebens warteten sie auf dieses Ereignis, und die Wiederaufrichtung des Königreiches Juda wurde auf bessere Zeiten verlegt.

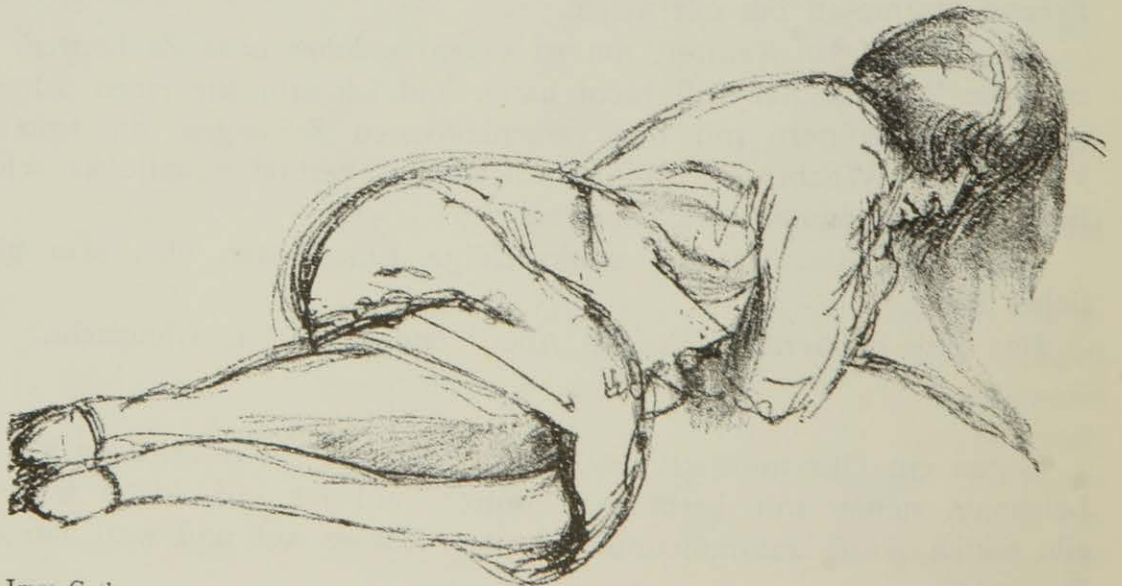
*

Ich betrachtete aufmerksam die Wand, an der Dormesan mir erschienen war. Zwar fand ich dort einen Nagel, doch war er allen Nägeln, mit denen ich ihn verglich, so ähnlich, daß ich ihn unmöglich für eines seiner Werkzeuge ansehen konnte.

Übrigens, hatte er mir denn nicht selber gesagt, daß er mir die wesentlichen Einzelheiten seiner Apparate verschwiegen hatte, die ihm dazu dienten, falsche Körper hervorzuzaubern, dank seiner Entdeckung der Gesetze der Fernberührung?

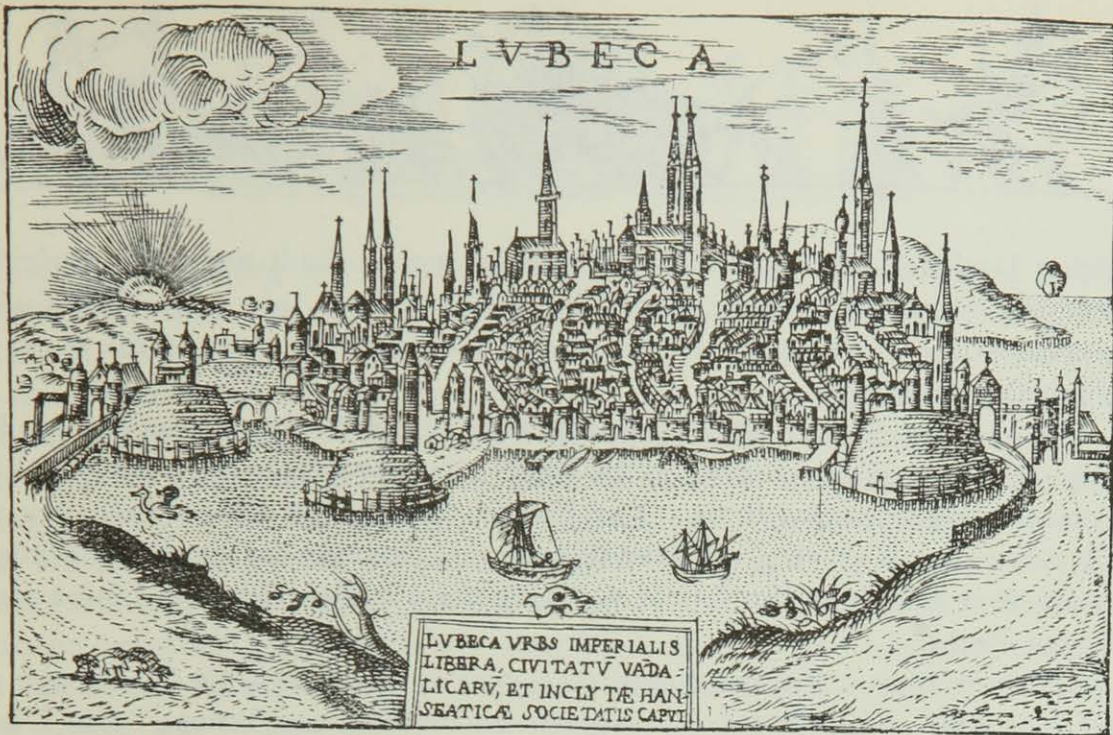
Ich bin auch außerstande, nur die geringste Auskunft über die wunderbare Erfindung dieses Barons von Ormesan zu geben, dessen Abenteuer möge man sie überraschend oder amüsanter finden, lange Zeit mein Entzücken waren.

Autorisierte Übertragung von Grete Fantl.



Imre Goth

Federzeichnung



L Ü B E C K ODER DER HANSISCHE GEIST

Betrachtungen eines Lübeckers zur 700-Jahrfeier der Reichsfreiheit der Stadt

von

E. B E N D A

I. DAS ALTE LÜBECK

Immmer hat man in Deutschland vom hansischen Geiste geredet, und nicht nur in den Hansestädten. Man ist es so gewohnt, auf die ruhmreichen Jahre und Begebenheiten hinzuweisen, in welchen die Hansa, Lübeck an ihrer Spitze, weitschauende Verträge schloß, fremden Völkern die Könige bestellte, fremde Hauptstädte in Pfandhaft nahm, die eigenen Bürger voll Wagemut und Tapferkeit zu Wasser und zu Lande glorreiche Siege erkämpfen ließ. Die Erinnerung an solche Taten, an solche ruhmvollen Ereignisse ist ein Stolz und eine schöne Erinnerung.

Graf Adolf II. von Holstein gründete das heutige Lübeck im Jahre 1143. Er wollte eine Handelsstadt gründen, wie Heinrich der Löwe eine solche in Bardewick bereits besaß. Es kam alsbald zu Fehden zwischen Bardewick und Lübeck. Der weite und gute Blick des Holsteiners ward also rasch erkannt. Heinrich der Löwe aber überragte ihn an Macht. Als Lübeck nach kaum 13 Jahren durch eine Feuersbrunst zerstört wurde, weigerten sich die angesiedelten Kaufleute, die Stadt wiederaufzubauen. Adolf wurde gezwungen zu verhandeln. Endlich mußte er sich entschließen, das neugegründete Lübeck Heinrich dem Löwen abzutreten. Dieser Mann ist es, dem Lübeck und der hansische Geist ein Denkmal schuldig sind, wenn nicht die Stadt selbst als



solches Denkmal gelten soll. Er brachte der neuen Stadt und ihren Aufgaben nicht nur seinen unternehmenden Eifer, sondern auch sein volles Verständnis entgegen, fühlte sich auch alsbald in die Besonderheit dieser nicht leicht zu nehmenden Bürger ein.

Die Lübecker hielten aber auch dem Herzog die Treue und wagten es, dem Kaiser Barbarossa den Einzug in die Stadt zu verweigern, als er die Acht über Heinrich ausgesprochen hatte. Der Kaiser duldete dies kühne Verhalten der Lübecker, und als er sich mit Einwilligung des Herzogs der Stadt bemächtigte, bestätigte er alsbald im Freibriefe von 1188 die von Heinrich dem Löwen stammenden Rechte.

Lübeck war so selbständig geworden, daß es sich durch die Wirrungen der nun folgenden Zeit ständig mit Nutzen hindurchwinden konnte. Die Dänen wiederholten die Einrichtungen und Urkunden Heinrichs des Löwen und Friedrich Barbarossas, und unter dieser fremden Herrschaft grade vollendete es den Bau seiner fünf hochragenden Pfarrkirchen. Die Lübecker konnten es abwarten, bis der Däne durch den Grafen von Schwerin im Jahre 1223 gefangen und seine Truppen bei Mölln geschlagen wurden. Sie benutzten auch diesen Augenblick, um sich ihre Selbständigkeit von Grund aus zu sichern, und erbaten und erlangten im Jahre 1226 von Kaiser Friedrich II. die ewige Reichsfreiheit.

Diese vor nunmehr 700 Jahren erlangte Reichsfreiheit ist die Grundlage dafür geworden, daß Lübeck mehr als eine bedeutende Handelsstadt, das eigentliche Haupt des Hansabundes werden konnte.

1329 erwarb Lübeck die Ortschaft Travemünde und nahm die Stadt Mölln auf Jahrhunderte hinaus in Pfand. Nunmehr war Lübeck Herr über die Trave und eigentlicher Hafenort geworden.

Dann folgte die Zeit der gewaltigen Kriege mit Dänemark, und Lübeck beherrschte mit der Hansa die nordischen Meere. Im April 1392 bestand die hansische Flotte aus 52 Schiffen mit 2140 bewaffneten Leuten. Die Lübecker motivierten ihre Kriege; so richteten sie 1368 ein Manifest an 29 geistliche und weltliche Fürsten, an den Papst und den Kaiser, worin sie ihre kriegerische Handlungsweise als Notwehr darstellten. Wahrhaft moderne Gesichtspunkte!

Im Oktober 1375 erschien Kaiser Karl IV. mit großem Gefolge zehn Tage lang in Lübeck. In diesen Tagen festlichen Trubels leuchtete die größte Zeit Lübecks und der Hansa. Lübeck war nun unbestritten die Großstadt, die Weltstadt. Die verbündeten Städte, der Hansabund, dachten nicht daran, ihm seine Stellung als Führerin streitig zu machen. Die deutschen Fürsten sahen in ihm eine gleichgeordnete Macht; der Kaiser ließ es gewähren; die fremden Reiche boten ihm Achtung und Stellung als Großmacht.

Während innerhalb der Mauern der Stadt der hinreißende Zug dieser inter-



nationalen Bedeutung sich bemerkbar machte, während die mächtigen Profanbauten aufstiegen und sich die herrlichsten Kunstschatze häuften, während der Glanz der Festlichkeiten die hohen Besuche von weit her nach Lübeck zog und in den Versammlungen, den Banketten der Hansetage, den Geselligkeiten der großen Kaufherren und Ratsmänner die Geheimnisse der großen Politik behandelt oder ausgeplaudert wurden, gefielen sich die herrschenden Klassen des Bürgertums und der Durchschnitt der besitzenden Klassen in dem Spiegelbilde der Macht, das ihnen im eigenen Selbstgefühl und in der dienerischen Unterwürfigkeit aller umher entgegengehalten ward. Das Patriziertum äffte die Gebräuche des Adels nach und setzte ohne Widerspruch den Kaufmann unter den Grundbesitzer. Es entwickelte sich eine Bürgeraristokratie, welche den Familien das zuwies, was bislang der tüchtige Kaufmann sich erringen mußte. In den niederen Ständen regte sich die Unzufriedenheit; ständische Eifersüchteleien innerhalb des Bürgertums ließen den einheitlichen Geist dieser tätigen und ringenden Stadt erkranken.

Der Knochenhaueraufbruch wurde rechtzeitig bemerkt und mit starrer Strenge unterdrückt. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts aber erzwang sich der Handwerker revoltierend Sitz und Stimme im Rat. Die Krankheit, die einmal zu einem so wilden Ausbruch gekommen war, griff nun auch auf den Hansabund selber über. Das Ansehen Lübecks in der Welt begann zu sinken.

Die Kriege, welche die Hansa im 15. Jahrhundert führte, brachten den Lübeckern und den Hanseaten große äußere Erfolge. Dennoch war der Charakter dieser Kriege nicht mehr der alte. Wiewohl noch manches Gebiet durch Eroberung und Pfändung unterworfen ward, wie Fehmarn und die Stadt Kiel, wiewohl die siegreiche hanseatische Flotte das einzig vorhandene Exemplar der dänischen Danebrogfahne heimbrachte und in der Marienkirche, wo sie sich noch heute befindet, aufhängte, wiewohl die Stadt ihre Befestigungswerke ausbaute und der Kaiser die Lübecker bat, im Kriege zwischen den Polen und dem deutschen Adel den Frieden zu stiften, erstarkte der Stolz der Nachbarn und zerfiel die Einheitlichkeit der Städte.

Wie der glänzende Schmuck der damaligen Stadt, wie er zum großen Teil heute noch in Lübeck verwahrt ist und die Fremden von weit her anzieht, so ist auch die Geschichte gerade dieser Zeit berühmt und bekannt geworden in ihrer Fülle großer politischer Unternehmungen, glänzender Siege, wagemutigen und kriegerischen Bürgergeistes. Aber es fehlte gerade ihr die große Schwungkraft der Anfänge und der zähe, selbstbewußt sich durchsetzende und sich und die Städte zur Weltmacht hinreißende Zug des 14. Jahrhunderts. Der königliche Kaufmann war glänzend, indessen überließ er die Beeinflussung des Rates zu sehr dem verknöcherten Patrizier und kümmerte sich zu wenig darum, die großen Strömungen der damaligen Zeit, die in der Reformation ihren Ausklang



fanden, bei den niederen Ständen, namentlich bei den Handwerkern zu beobachten und den lübeckischen und republikanischen Interessen und Richtlinien rechtzeitig einzugliedern. So wuchs ein unhansisch gebildetes Plebejertum neben einem in Beschränktheit verfallenden Patriziertum heran, die Augen der Freunde wandten sich langsam von Lübeck ab, und der Holländer gewann die Macht auf dem Westmeer. Am deutlichsten zeigte sich die Wirkung der inneren Seuche, die das lübeckische Bürgertum befallen hatte, darin, daß die Stadt ihre finanziellen Opfer nicht wettmachen konnte. Der Rat sah sich bald gezwungen, den Handwerkern und den niederen Ständen überhaupt zu bewilligen, was sie verlangten. 1530 hatte die Reformation gesiegt, waren die katholischen Bräuche abgeschafft. 96 Zentner goldenen und silbernen Gerätes aus Kirchen und Klöstern wurden an die Tresekammer der Marienkirche abgeladen.

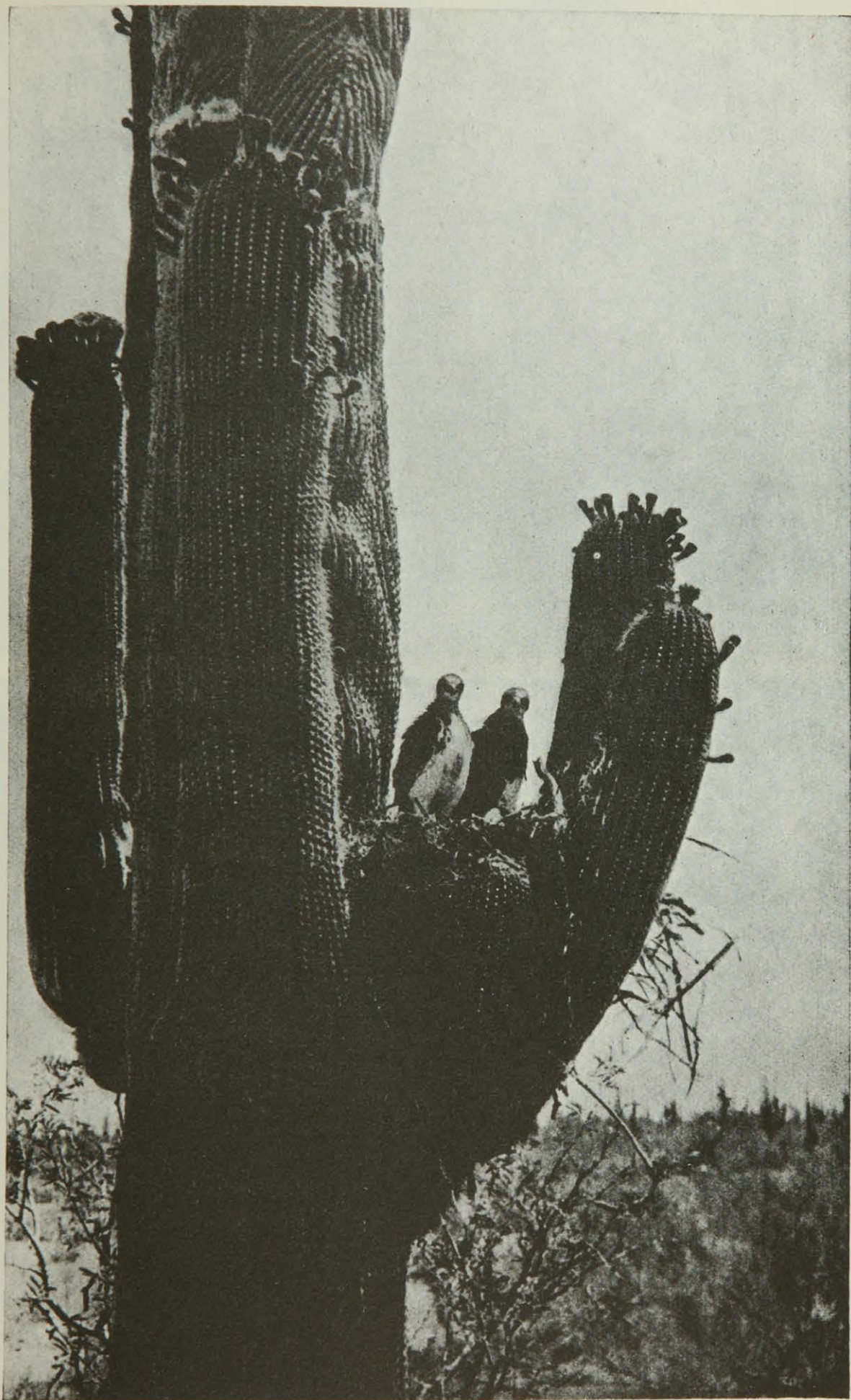
Die einsichtigen Patrizier mochten sich mit Grausen daran erinnern, in welcher schäbiger Weise der neue Rat im Anfang des 15. Jahrhunderts daran gegangen war, für schimpfliches Geld sich Rückenstärkung und Gunst beim Kaiser zu verschaffen. Inzwischen gärte es weiter in der Stadt, und der 64er Ausschuß nahm das Regiment in die Hand. Aus ihm war nun auch Wullenweber in den Rat gewählt und Bürgermeister geworden. Die hinreißende Gewalt seiner Beredsamkeit und Initiative riß alles mit sich.

Wie anders war das, was dieser schwärmerische Geist nun unternahm! Vom Glanze dieser ständischen Erfolge und dem stürmischen Siege des revolutionären Geistes hingerissen, wollte er auf einen Schlag in die Wirklichkeit umsetzen, was sein kühner lübeckischer Bürgertraum ihm vorspiegelte, und womit er seine Anhänger bezauberte. Gleich einem eigensinnigen Knaben mischte er sich in die Wirrnisse der Zeit, und ohne eine einheitliche Linie innezuhalten, brach er, nachdem sein erster Plan zunichte ward, auf Grund einer unsinnigen politischen Konstruktion den Krieg vom Zaun, wobei er die Schätze der Tresa in Waffen verwandelte. In starrer Verwunderung mag die damalige Welt beobachtet haben, wie das stolze Lübeck, tollkühn, diese Wege wandelte, es wagte wohl niemand, ihm dareinzureden, und Nachbarn und Feinde empfanden eine Gefahr, wenn diese glanzvolle Macht sich zum Kampfe erhob. Indessen langsam verkehrte sich dieses Staunen in Gleichgültigkeit, und endlich versank in dem Mißlingen dieser kindischen Taten — gleichsam plötzlich — Glanz und Macht Lübecks und der Hansa.

Durch eigene Unvorsichtigkeit wurde Wullenweber bald nach seinem Sturze durch den Erzbischof von Bremen gefangengenommen und 1537 in Wolfenbüttel hingerichtet auf Grund von unter der Folter abgenötigten Eingeständnissen. Die Lübecker sahen seiner Folterung und seinem Tode schweigend zu.

Mit Schwierigkeiten und unter vielen Nachteilen für Lübeck wurde ein Friede geschlossen, der das durch Wullenweber und seine utopistischen Pläne völlig isolierte Lübeck leidlich in seinen bisherigen Rechten beließ.

Die Hansa, worin der lübeckische Rat die Stellung als Direktionalrat innebehalten hatte, zerfiel, bis Lübeck, Hamburg und Bremen allein die Hanse-



Wide World Photo

Habichthorst in einem Riesenkaktus der nordamerikanischen Kordilleren



Segelsetzen auf einer Schonerjacht

Photo Riebicke

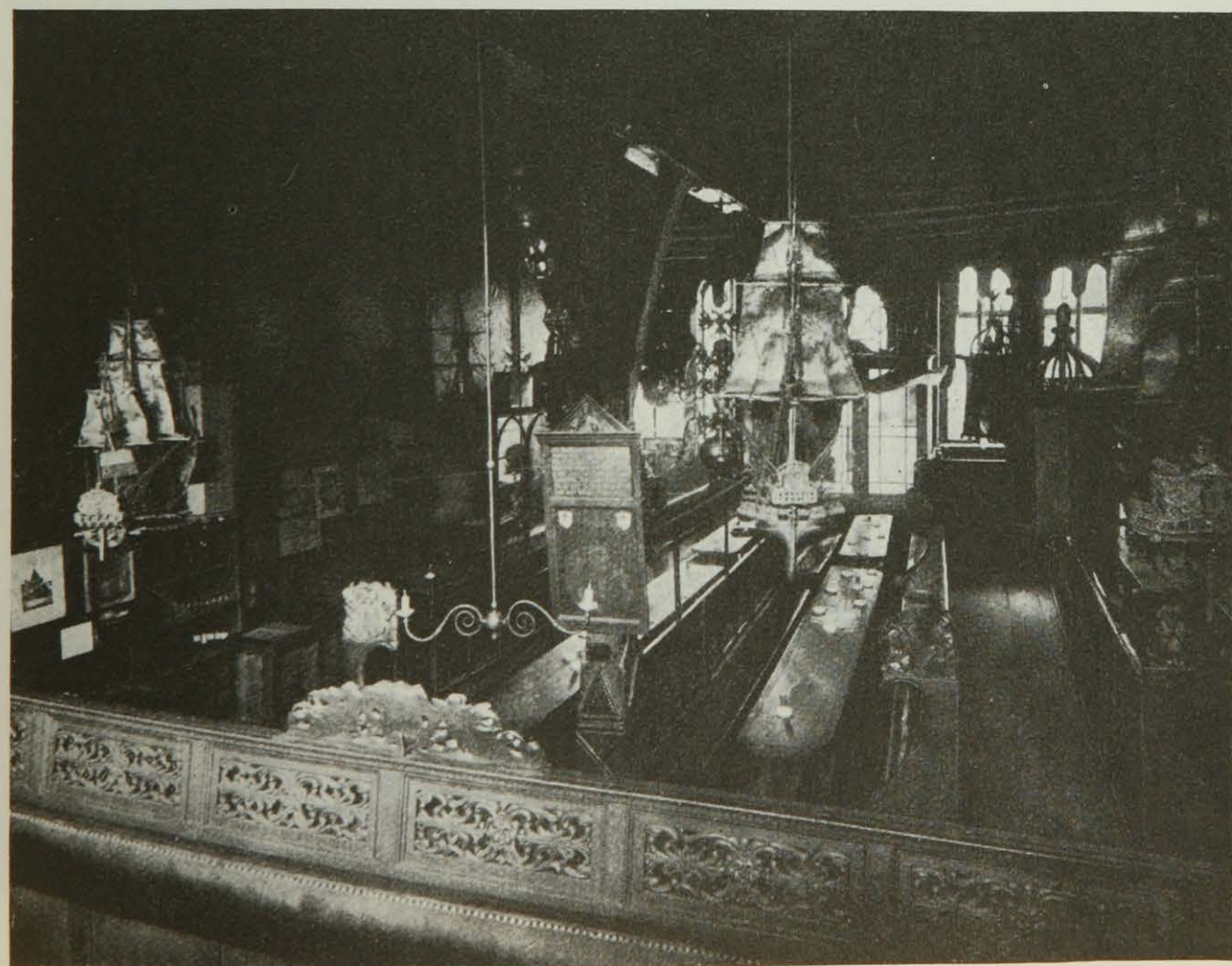


Englischer Hauer

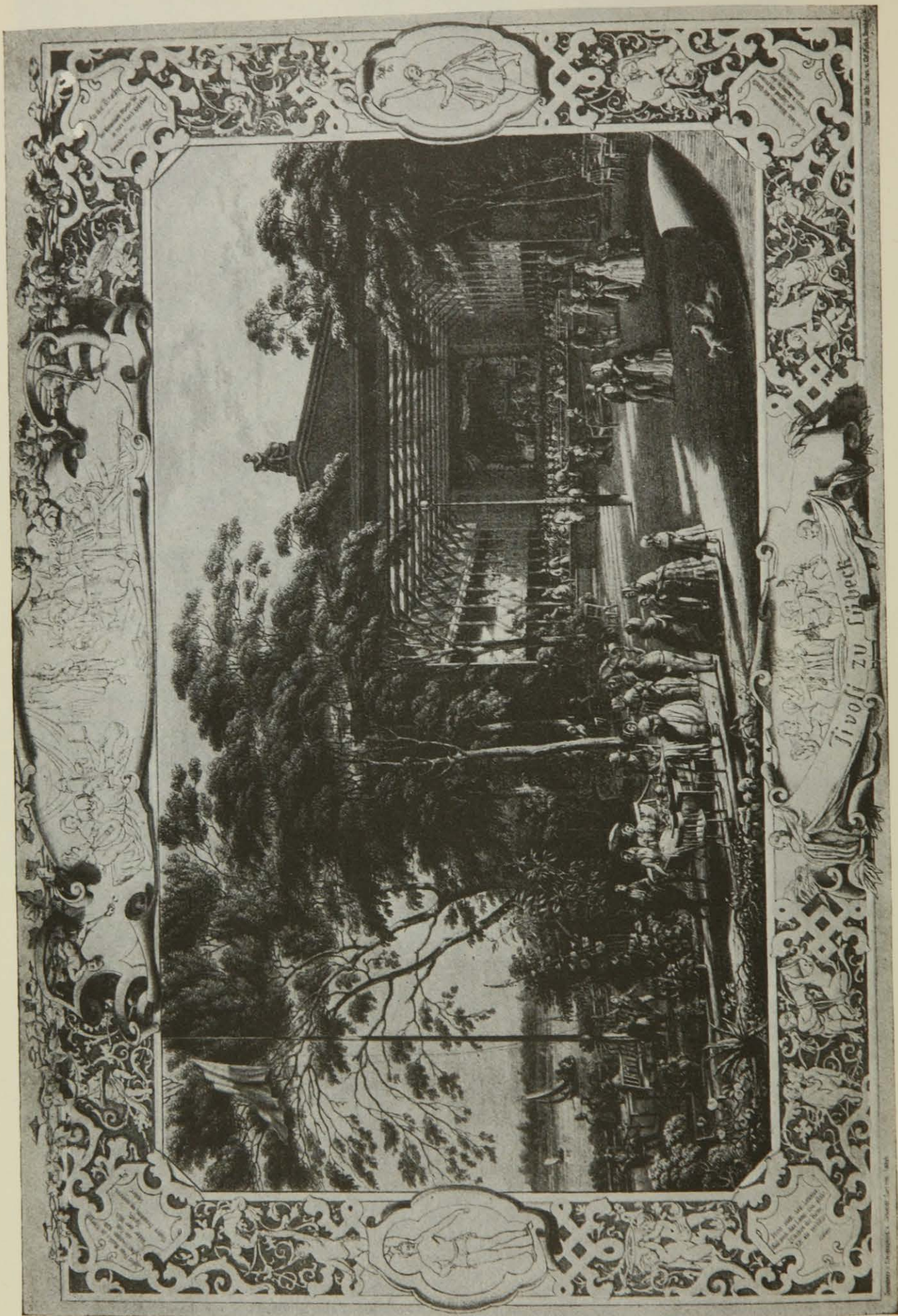
Topical Photo



Alt-Lübecker Diele



Saal im Lübecker Schifferhaus



Sommertheater im alten Lübeck

städte verkörperten, deren gemeinsame Aufgaben im wesentlichen in der Verwaltung und in der Liquidation des hanseatischen Grundbesitzes in Antwerpen, Brügge und London bestand.

Als Lübeck seine mit großen Opfern modern eingerichteten Befestigungen abzutragen beschlossen hatte, wurde es, das erstmal in seiner Geschichte, durch die Franzosen im Jahre 1806 gestürmt und geplündert. Unter der Franzosenherrschaft und unter der Kontinentalsperre verloren auch seine Bürger den Rest ihres Wohlstandes.

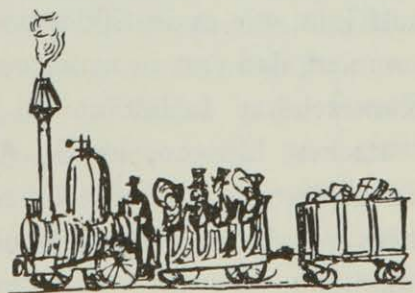
Erst allmählich konnte sich Lübeck in die moderne Weltlage tätig als Handelsstadt wieder einfügen; es baute nach Kräften seine Hafenanlagen und seine Handelseinrichtungen aus, und erst im zwanzigsten Jahrhundert begann es, sich großzügiger auch als Industriestaat zu entwickeln.

II. DAS NEUE LÜBECK

Es ist nicht die Kleinheit der Stadt, es ist nicht der Rückgang seines Handels und das Aufblühen der Nachbarstädte, wie etwa Stettin, was den heutigen Lübecker in der Beurteilung verkleinert; es ist gewiß in erster Linie der Mangel des großen Zuges im täglichen Leben der Stadt.

Der Fehler, den das Lübecker Bürgertum beging, als es etwa im letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts seine höchste Blüte erreicht hatte, nämlich die Hinneigung der regierenden Familien zu unrepublikanischen, adligen Gewohnheiten, sogar zur Mißachtung des Kaufmannsstandes, das damit zusammenhängende Anwachsen des unrepublikanischen Verhaltens der niederen Stände zu allgemeinen sozialen und religiösen Befreiungsideen, welche mit der Eigenart des Gemeinwesens und seiner Entwicklung kein inneres Verhältnis nahmen, haben sich bitter gerächt. Es hat zwar lange gedauert, bis die tatsächlich mit Energie und Besonnenheit erreichte Macht von Nachbarn und Fremden untergraben und zu Fall gebracht wurde; aber der endliche Fall ist in seinen Auswirkungen fürchterlich gewesen, so daß in der Tat nur der Traum des Vergangenen übrigblieb, aus dem heraus ein einzelner Schwärmer wie Wullenweber, ohne jede innere Veranlassung, ohne jede politische Not, den letzten Reichtum und die letzten gemeinsamen Kräfte wie durch einen Selbstmord zugrunde gehen ließ.

Was sich zunächst daraufhin auswirkte, war das Auseinanderfallen der gebundenen Verfassungskräfte; bei einer so gedrängten, weit ausgreifenden Entwicklungsgeschichte wie der Lübecks, auch bei der Kompliziertheit des Hansabundes selbst, stand das zu erwarten. Schwerfälligkeit in allen Verwaltungen, Unübersichtlichkeit und Verworrenheit im Finanzwesen, Zersplitterung in kleinen Interessen, zopfiger Zunftgeist machten sich breit und hemmten jeden Fortschritt und vor allem jeden Wiederaufbau. Diese Fehler, diese Starrsinnigkeit der einzelnen Behörden machen sich noch in heutiger Zeit in Lübeck geltend. Es sind in der Hauptsache immer die einzelnen gewesen, welche in neuerer Zeit die Lübecker und Lübeck vorwärts gebracht haben. — Wie sich





die Gesellschaft immer gern in Extremen ergeht, die tragikomisch wirken, so zeigte sich in der Geschichte der im Jahre 1430 gegründeten Zirkelgesellschaft die beginnende Verblödung des Patriziertums, als sie zunächst nur Grundbesitzer und keine Kaufleute mehr aufnahm, so daß sich aus den übrigen Patriziern im Jahre

1450 die Kaufleute-Kompagnie bildete, und daß sie dann im 16ten Jahrhundert bestimmte, nur Abkömmlinge der bereits aufgenommenen Familien zur Zirkelgesellschaft zuzulassen. Dabei umfaßte damals die Zirkelgesellschaft nur 7 alte Lübecker Familien, und diese Gesellschaft beanspruchte überdies, im Grunde ausschließlich, mindestens aber im wesentlichen die Ratsstellen zu besetzen.

Bedenklich ist, wie der Lübecker sich in den Kopf gesetzt hat, unbedingt eine Großstadt sein zu wollen. Mit Eifer übernimmt er die für eine Großstadt heute notwendigen Einrichtungen und freut sich an Vergleichen, welche mit den Worten „fast so wie“ anzufangen pflegen. Auch daß die Fragen der sogenannten großen Politik im lübeckischen Parlamente, der Bürgerschaft, den größten Raum einnehmen, wäre nicht gerade nötig. In dem jetzt in Lübeck eingemeindeten Dorfe Schlutup lebte ein Mann, der dieses Hinstreben nach „Größe“ für sein Dorf in den schönen Versen aussprach: „So sei's als letzter Wunsch gesprochen, daß Schlutup werde einst zur Stadt, die übers Reich ununterbrochen mit jeder Stadt Verbindung hat.“

Einer der wertvollsten Besitze, welche die Lübecker zu verteilen hatten, war eine Stadtpistole. Diese Pistole wurde nicht vom Rat vergeben, sondern der Dümme der Lübecker Gesellschaft war gehalten, sie sich selbst anzueignen. Er hatte aber auch ein großes Interesse daran, sie zu besitzen, weil der Besitzer gezwungen und berechtigt war, mit dieser Pistole, die in solchem Falle nie fehlte, den noch Dümmeren zu erschießen. Bis vor etwa 20 Jahren wußte jeder in Lübeck, wer der jeweilige Besitzer dieser Pistole war. In neuester Zeit weiß dies kein Mensch, und alle Vermutungen scheinen verfehlt. Daß aber diese Pistole in den letzten Jahren vom Rate oder der Bürgerschaft beschlagnahmt sei, ist nur ein falsches Gerücht.

Wie der Lübecker, als er vor 700 Jahren freier Reichsstädter geworden war, Wert darauf legte, bei jeder Hilfeleistung zu betonen, daß er sie „freiwillig und auf eigene Kosten“ übernahm, so hat der Lübecker, oft zu seinem Nachteil, in der Folge einen Standpunkt innegehalten, ähnlich, wie es heute der Amerikaner tut: er machte alles von sich aus. Keine romantische Strömung half ihm, wie es in Süddeutschland, z. B. in Nürnberg, geschah. So ist es gekommen, daß erst in neuester Zeit die in Böden und Kellern versteckt liegenden Kunstschatze fachmännisch ausgebreitet sind und in dem herrlichsten aller deutschen Museen, im St.-Annen-Museum, ihre Aufstellung gefunden haben. So kommt es, daß die lübeckische Gemäldegalerie aus einzelnen guten und mehreren fragwürdigen Stücken zusammengesetzt ist, welche private Liebhaber sammelten und stifteten. Erst in letzter Zeit ist es hier sehr anders geworden.

Dobushinski, den man böswillig den Vater Chagals nennt, ist wieder einmal ein Beweis, daß die Russen ihre Amüsantheit oft nicht aus der „russischen Seele“, sondern dadurch erreichen, daß sie europäische Kunstbewegungen biedermeierhaft ins Russische übersetzen. (Meistens bekommt durch diesen Umstand das europäisch Komplizierte eine kindliche Naivität.) Dobushinski ist ein Musterbeispiel für russische Malerei.

Klee (Galerie Goldschmidt und Wallerstein). Bei Klee kann man sich manches gefallen lassen, weil dieser Maler mit potenziertem Subjektivismus manchmal wirklich die Naivität vermittelt. Klee ist zwar von Rousseau beeinflusst, aber bei seinen Bildern sieht man, was auf deutschem Boden aus einem Rousseau geworden wäre.

Dix (Galerie Nierendorff). Dix ist ein lieber, sympathischer Mensch, der sich wirklich ehrlich bemüht, „Kunst und Politik“ miteinander in Einklang zu bringen. Er hat vielleicht sogar ein soziales Empfinden dazu, aber es ist wirklich eine Beleidigung gegen diesen sympathischen Menschen, wenn man ihn als den neuen Grünewald feiert (der hätte vielleicht Corinth werden können, wenn er seine eigene Tragik übersehen hätte) und den Savonarola der Malerei nennt. Man muß sich heute über jeden Idealisten freuen, wenn er auch ganz unidealistisch malt.

Utrillo (bei Alfred Gold aus Paris). Und die Rückkehr zur gebundenen Form kommt merkwürdigerweise niemals aus den Kreisen, die die Form gesprengt haben (Derain ist eine Ausnahme), sondern von Menschen, die die ganze Katastrophenzeit der Malerei gar nicht bemerkt haben. Trotzdem Utrillo nach Künstlerkneipen riecht und sich über seine Malerei gar nicht bewußt zu sein scheint, ist er doch in der Gestaltung mit Daumier verwandt. Auch Utrillo kam in einer zerrissenen Zeit, auch in seiner Zeit pendeln die Maler zwischen künstlerischen Krisen, auch er führt ein ganz zerrissenes Dasein, und doch sehnt sich seine Malerei nach Gebundenheit.

Berliner Sezession. Das Komische in diesen Ausstellungen ist, daß man instinktiv immer aufzählen muß, wieviel Werke ausgestellt sind. Diesmal haben 126 Künstler 475 Aquarelle, Zeichnungen und Plastiken ausgestellt. Die Sezession steht schon seit Jahren unter dem Wunsch des Formsuchens, aber sie gibt immer wieder nur ein Musterbeispiel davon, wie man es nicht machen soll.

Hofer (Galerie Flechtheim). Hofer versucht über Dix und Utrillo die Form zu binden, aber man muß fürchten, daß seine Malerei zum Symbolismus führen wird.

E. R. Weiß (Galerie Flechtheim). Sicher hatte Corinths Malerei nicht nur ein größeres Format und mehr Möglichkeiten als die von Thoma, aber für die deutsche Malerei war der Karlsruher Professor doch wichtiger, und die Bejahung dieser Wichtigkeit finden wir in Weiß' Malerei, der ohne große Theorien, ohne überschwengliches Format eine anständige Malerei schaffen will.

Barlach (bei Cassirer). Dieser Barlach muß sicher ein lieber, lieber Mensch sein. Abgesehen davon, daß Holzskulpturen heute nur noch in balkanhaften slawischen Ländern möglich sind (das soll kein Werturteil über diese künstlerische Ausdrucksform sein), haben die Holzbildwerke von Barlach eine dumpfe, gedrückte Stimmung, die nicht nur abschreckt, sondern den Betrachter

in eine Spukatmosphäre versetzt. Und noch etwas, Barlach ist manchmal mit Mesdrowitsch verwandt, das ist ein Fehler.

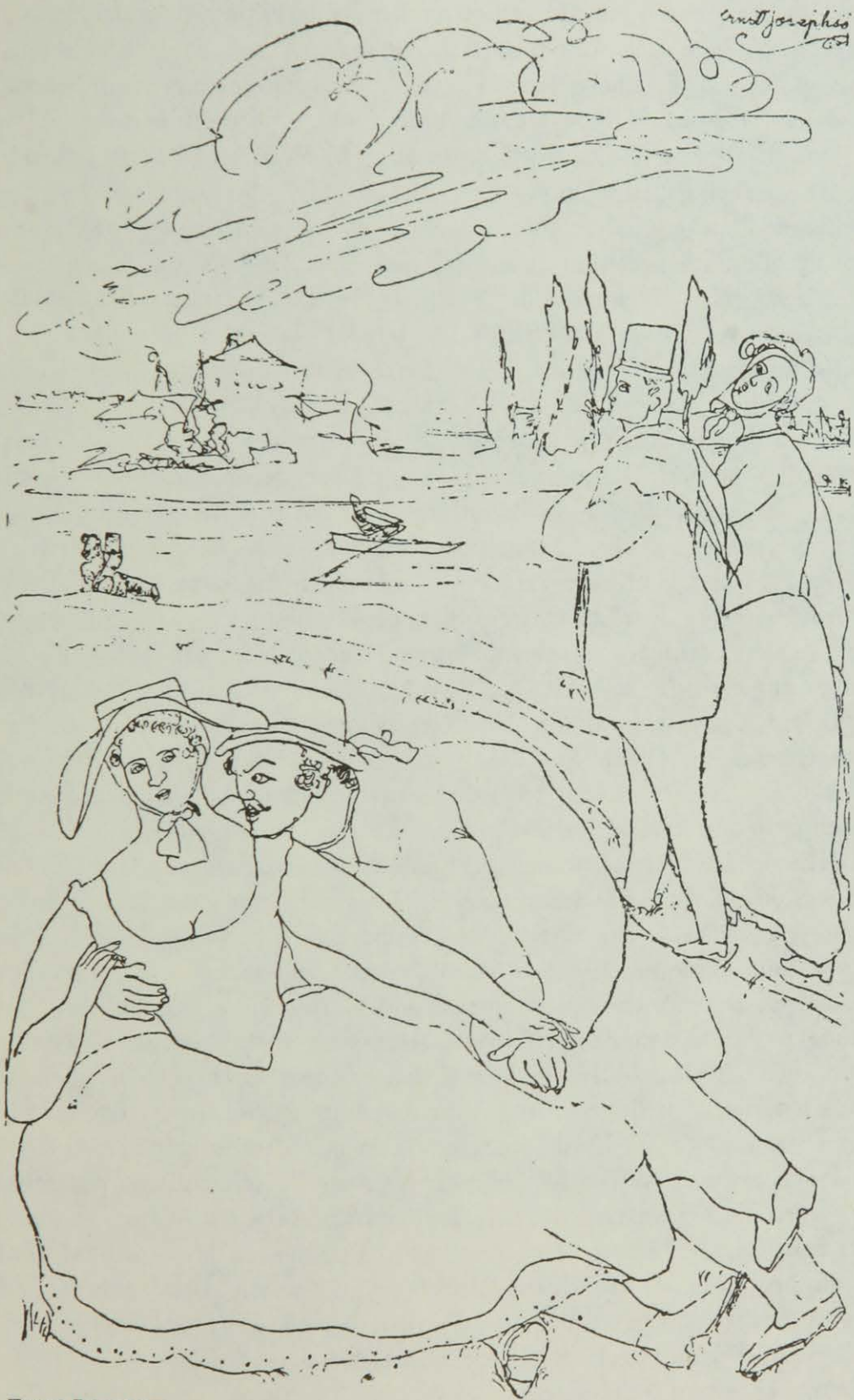
Foujita (Kunsthandlung Gurlitt). Ich muß ja zugeben, daß mir Japaner immer unsympathisch sind, und so schaute ich mir Foujitas Bilder mit einem gewissen Mißtrauen an. Die Japaner sind auf allen Gebieten Virtuosen, die die Angelegenheiten von Fremden geschickt verwerten können, und merkwürdig, Foujita ist nicht einmal ein Virtuose, sondern ein Mensch, der raffiniert französisch Aufgemachtes mit japanischer Unbeholfenheit übertüncht und deshalb mondän wirkt. (Dieser Maler scheint zu wissen, was heute das Publikum unter Kunst versteht.)

Schwedische Kunst der Gegenwart. (Im Kronprinzen-Palais und in der Galerie Matthiessen). Die Frauen sind noch das Interessanteste, was Schweden jemals hervorbrachte, weil sie sich durch Strindberg darauf aufmerksam machen ließen, daß man die Langeweile durch Bubiköpfe verscheuchen kann. Die Schwedinnen waren die ersten, die die Konsequenz aus dem Bubikopf zogen und unbedingt interessante Männer haben wollen. Das ist das Hauptmotiv der schwedischen Kunst und das ist auch die Ursache, daß die schwedischen Künstler soviel in der Welt herumreisen, um von ihren Reisen soviel schlechte Malerei mitzubringen. Die konsequenten Bubiköpfe haben aber vergessen, daß der schwedische Mann kleinbürgerlich bodenständig ist und zur Interessantheit gar keine Veranlagung hat. Die 580 Werke auf den beiden Ausstellungen sind die Zeugnisse von der Katastrophe des schwedischen Mannes. Man sieht auf dieser Ausstellung, wie sich der arme schwedische Mann abrackert, um für seine Bubikopffrau interessant zu sein. Arosenius gibt sich Mühe Lautrec zu verstehen. Bergh macht in impressionistischen Ekstasen. Börye will mit präraffaelitischer Mystik etwas zu tun haben. Dardel vermanscht Ensor mit Chagal. Engström hat Bilder von Vlamingg gesehen. Seine königliche Hoheit Prinz Eugen hat vierzehn Werke ausgestellt, über die man leider nichts sagen kann. Hallström hat sich in Rousseaus Bilder verliebt. Henning übertüncht mit Grau die farbige französische Landschaft. Kreuger hat schlechte pointelistische Bilder. Skjöld hat Sympathie für Utrillo und Chagal. Zorn ist der einzige wirkliche Maler auf dieser Ausstellung, wenn er auch nicht weit vom Mittelmaß entfernt ist. Ich habe noch nie so schlechte, so blutlos armselige Plastiken gesehen, wie auf dieser Ausstellung.

Der arme Strindberg hatte unrecht, für den schwedischen Mann einzutreten, weil es einem um die Schweden leid tun muß, wenn dies die schwedische Kunst ist.

Mop (Galerie Cassirer). Mop gehört zu den Malern, denen man, wenn man sogar gut über sie schreibt, immer unrecht tun wird. Er weiß es noch viel besser als Foujita, was das heutige Publikum unter Kunst versteht, und er hat sogar dabei die Virtuosität, die ein Foujita und keiner der jetzigen Maler hat. Dieser Mop hat aber einen großen Fehler, daß er sich immer schämt, ein Virtuose zu sein. Mop hat auch Wirklichkeitssinn, weiß auch, wie man diesen Wirklichkeits-sinn gestalten kann (tut es auch manchmal), aber möchte sich gerne zum Altmeister maskieren, aber dazu fehlen heute zu sehr die Bedingungen. Und dann ist dieser Maler auch gar nicht künstlerisch gezeichnet. Dieses Konglomerat von Möglichkeiten könnte eventuell ein Schicksalsbild von Mop abgeben, aber

merkwürdig, er hat nicht einmal den Mut, sich zu seinen Möglichkeiten zu bekennen. Mop ist der einzige jetzige Maler, der darauf besteht, daß man ihn als ein Genie betrachtet. Aber lieber Herr Mop, gehen Sie zum Spiegel, und sagen Sie mir aufrichtig: sehen so die Genies aus? Sie wissen selbstverständlich, daß ich Sie sehr gern habe, und mich immer freue, Bilder von Ihnen zu sehen.



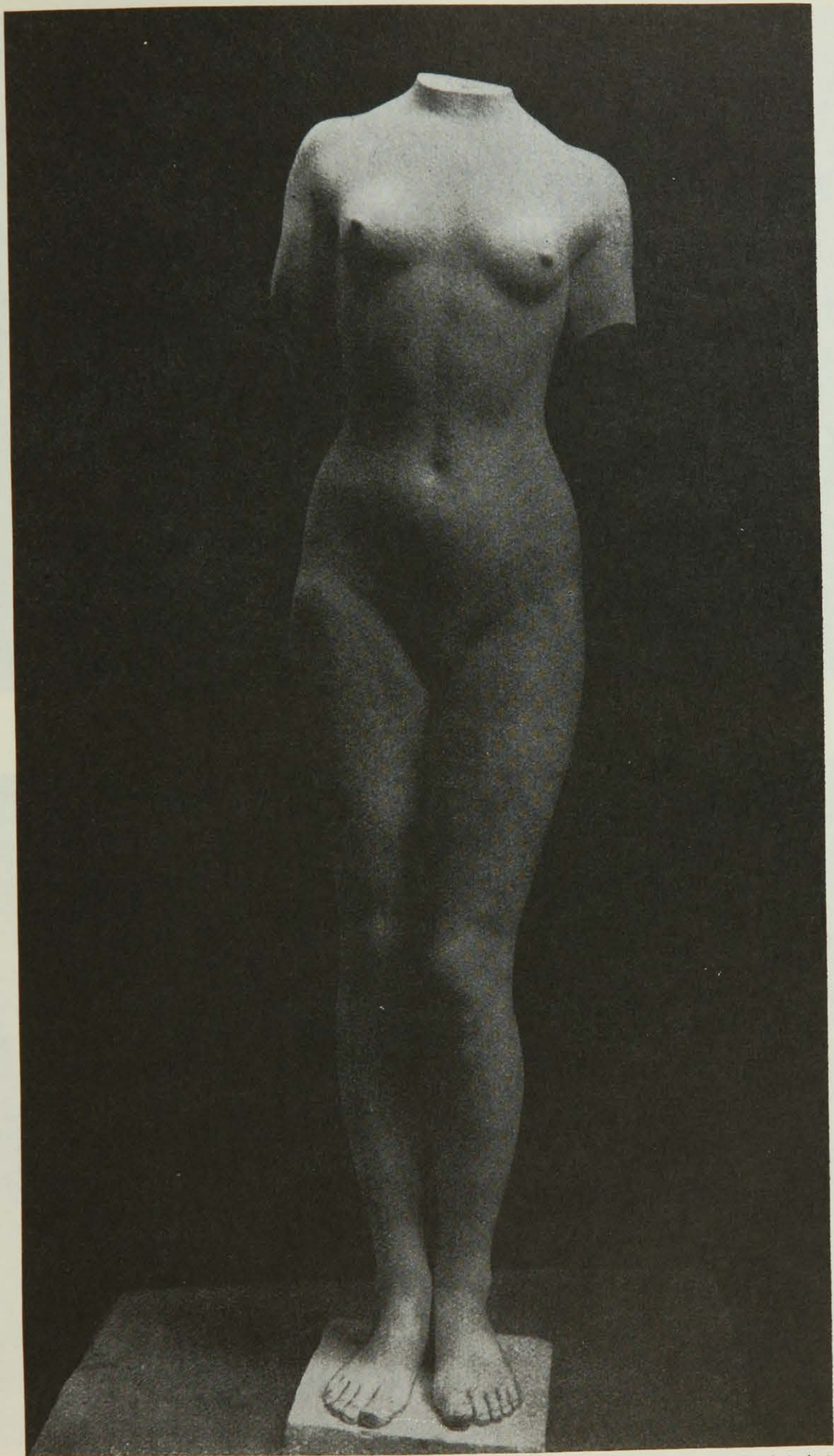
Ernst Josephson

DER UNBEKANNTE OSWALD ACHENBACH

Von
BERND LASCH

Oswald Achenbachs Schaffen wird ganz allgemein unter dem Begriff der repräsentativen Kompositionskunst zusammengefaßt, die als Kennzeichen der Düsseldorfer Schule gilt. In seinen großen Bildschöpfungen zeigt der Künstler, der als Stilist von den Landschaften Schirmers ausgeht, eine koloristische Begabung, die ihn über seine engere Schulumgebung weit hinaushebt, die zugleich verstehen läßt, welche künstlerischen Förderungen er der Generation seiner Schüler: Seibels, Bochmann, Hagen, Kowitz, Lutteroth geben konnte.

Es ist aber eine bemerkenswerte Tatsache, daß die bisherige Anerkennung des Schulgutes in der Düsseldorfer Malerei manche in der eigenen Zeit unterdrückte Aeüßerungen echten künstlerischen Empfindens bis heute zu wenig beachtet ließ. Uns stehen solche Beispiele des „unbekannten Düsseldorf“ wie die Studienkunst Oswald Achenbachs wieder lebendig vor Augen. Diese schlichte, unmittelbar wirkende Malerei des Künstlers weicht am deutlichsten in den fünfziger Jahren im Bildcharakter von seiner späteren routinierten Kompositionskunst ab. Achenbachs erste Italienreisen — 1845 Gardasee, 1850 Rom, Tivoli, Frascati, Sabinergebirge, 1857 Rom, Neapel, Capri — bestimmen den malerischen Stil dieser Frühzeit, der zeitlich mit der intimen Landschaft des älteren Andreas Achenbach zusammengeht, diese aber künstlerisch übertrifft. Gerade diese Anfänge verraten oft deutlich die künstlerische Beziehung zu Schirmer, dessen Einfluß Oswald Achenbach, ohne sein persönlicher Schüler zu sein, durch Vermittlung seines älteren Bruders Andreas aufnahm. Nichts stellt aber zugleich die selbständige Begabung Achenbachs in günstigeres Licht als der Vergleich verwandter Motive beider Künstler. Wir zeigen eine „Zypressenstudie“ Achenbachs, die, 1850 im Park der Villa d'Este in Tivoli gemalt, an eine ähnliche, wohl 1845 dort entstandene Arbeit Schirmers erinnert. Schirmer geht mit spitzem Pinsel den deutlichen Umrissen der Zypressen am klaren Himmel nach, er schichtet die Laubmassen voreinander und läßt schmale Streifen Sonnenlicht auf die mageren, festen Stämme fallen. Wie anders beobachtet Achenbach, der mit vollem Pinsel weiches, schwellendes Grün darstellt, von der Sonne beschienene Stämme breit und locker malt, eher bestrebt, den malerischen Eindruck des Olivgrün und Hellbraun von Laub und Stämmen zu schildern als die genaue Struktur. Diese Verschiedenheit der Auffassungen verraten auch Agavenstudien beider Künstler, deutlicher noch einige Gebirgslandschaften, die, allerdings zeitlich weit auseinander, Schirmer 1839 bei Civitella und Achenbach 1850 bei Tivoli malten. Von der älteren struktiv, zeichnerisch wirkenden Malweise weicht die jüngere rein malerische, pleinairistische Auffassung entwicklungsgeschichtlich bedeutsam ab. Dieses Aufblühen des malerischen Stils wird selbst von Schirmer bestätigt, der im Verlaufe der fünfziger Jahre zu breiterem, flüssigerem Vortrage in seinen Landschaften gelangt. Oswald Achenbach berührt sich in seinem lebhaften Farbenempfinden mit dem gleichaltrigen Böcklin, der in seinen künstlerischen Anfängen seit 1846 auch von Schirmer beeinflusst wird.



Mit Gen. der D. A. A. (Galerie Flechtheim)
Aristide Maillol, Torso. Marmor

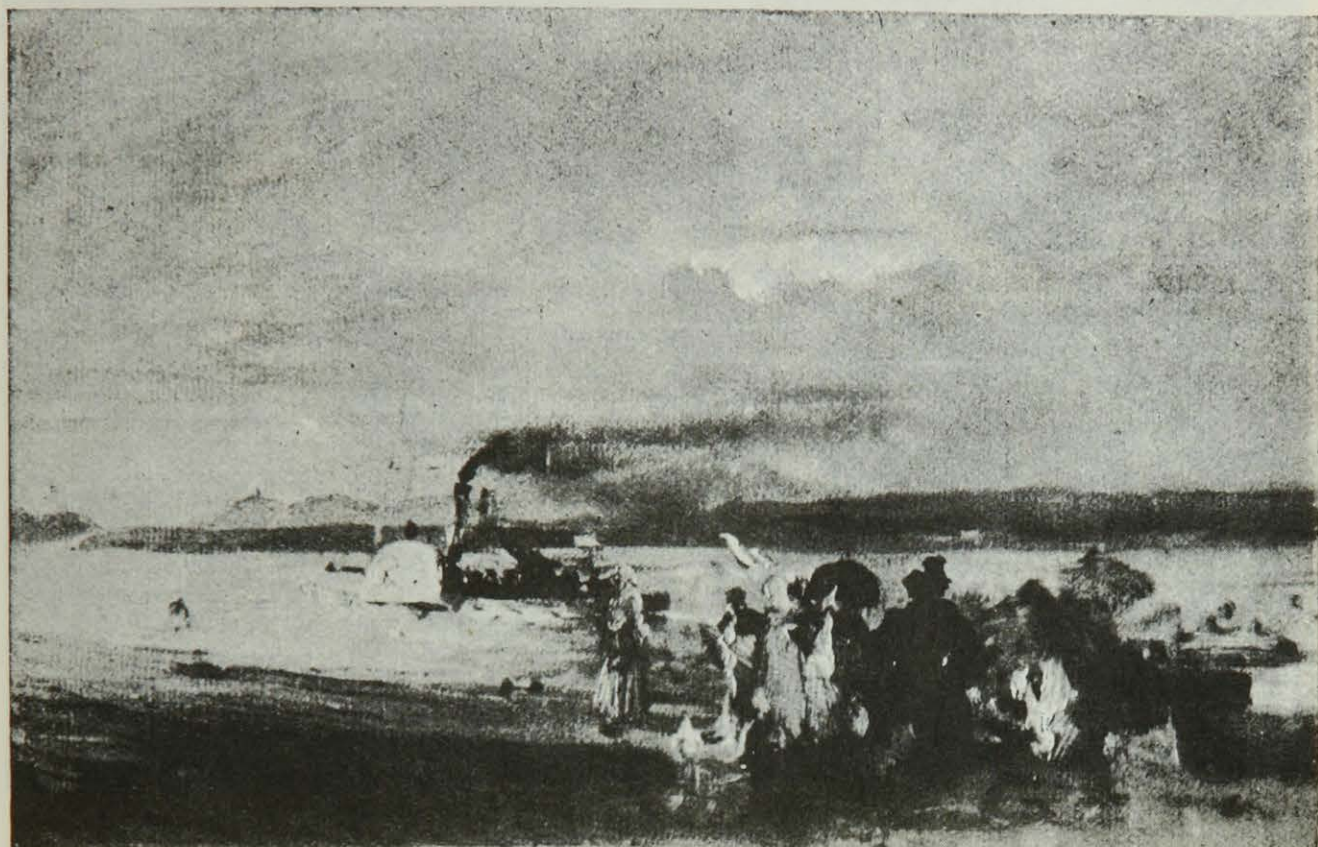


Sonntagnachmittag an der Mole

Fox Photo



Städt. Kunstmuseum, Düsseldorf
Oswald Achenbach, Italienerin. Oelgemälde

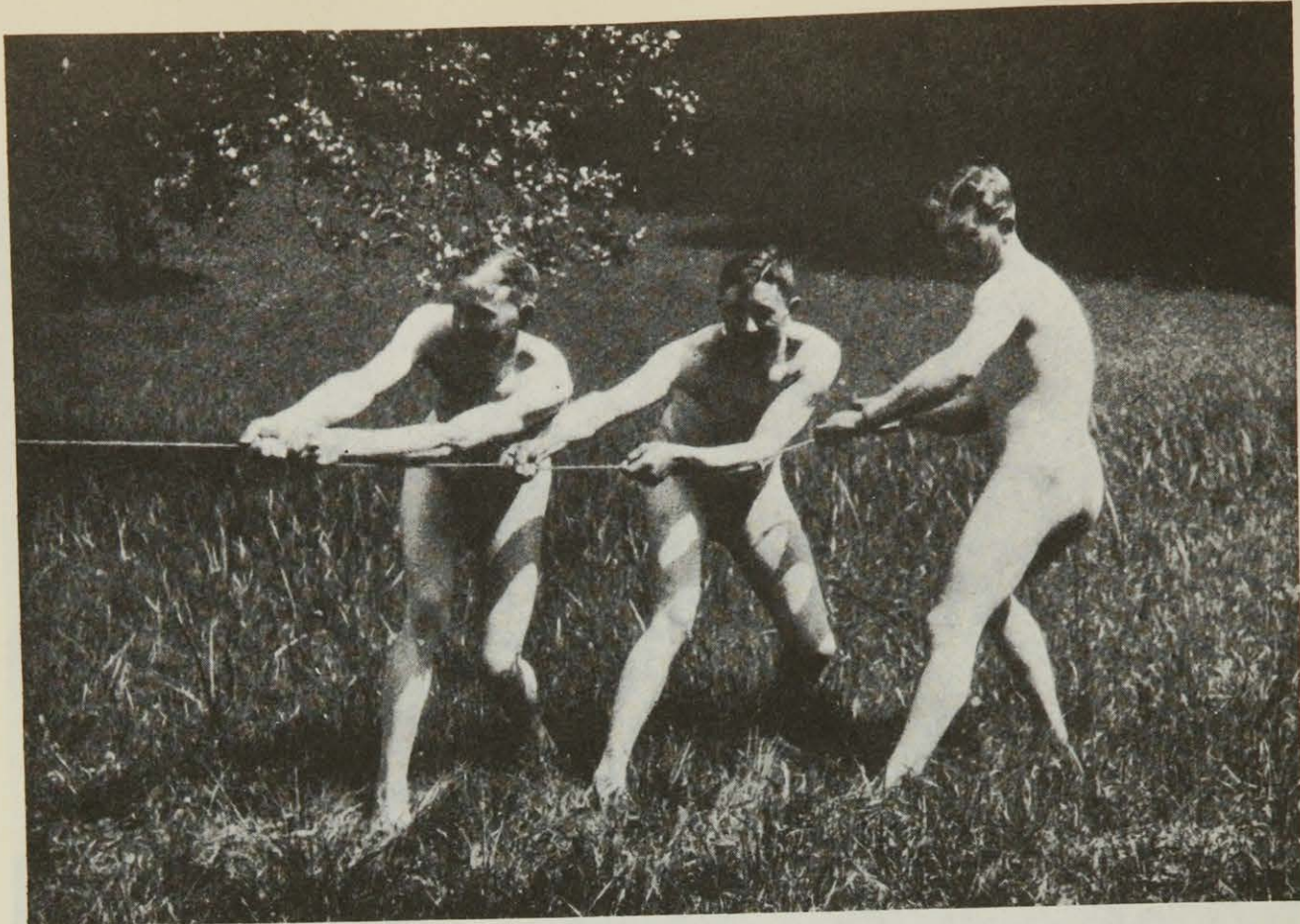


Oswald Achenbach, Rheindampfer

Slg. Benno v. Achenbach, Berlin



George Grosz in Boulogne sur Mer



Soldaten beim Tauziehen

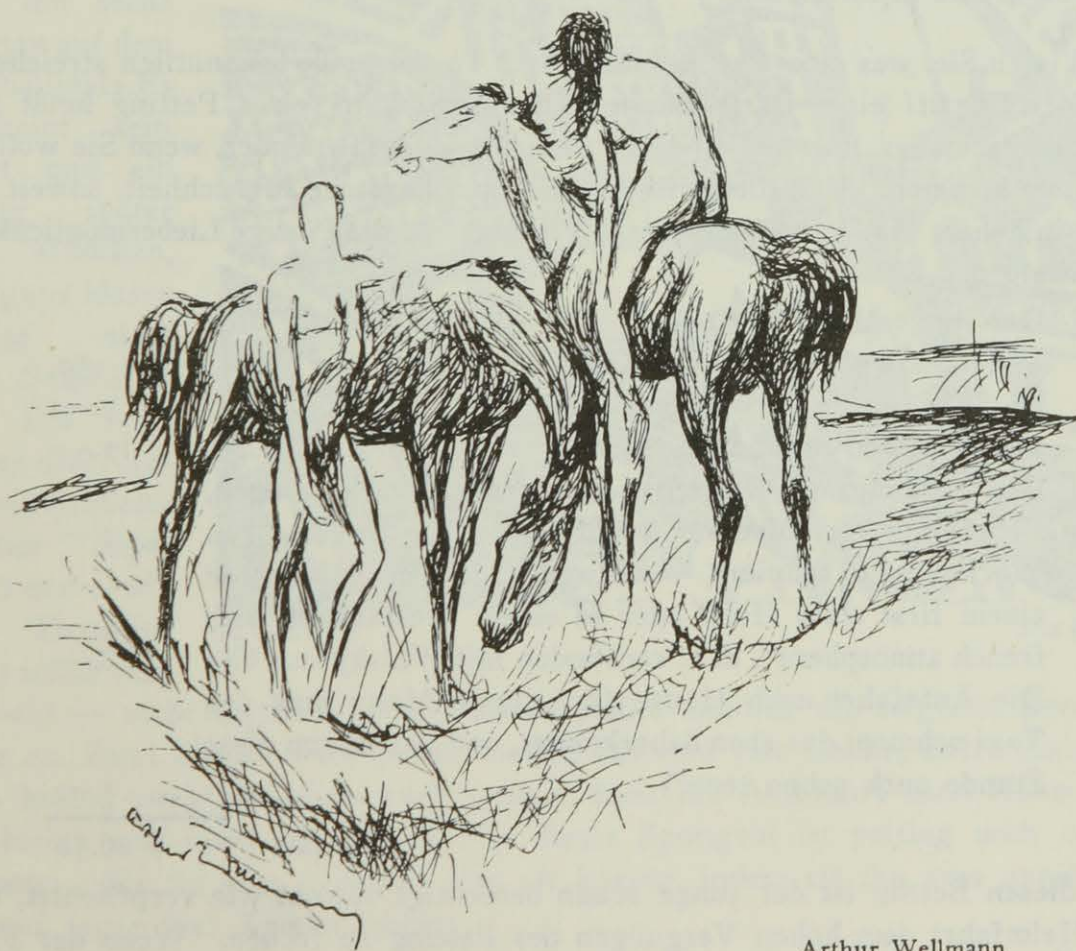


Lois Wild beim Spiel mit ihrem Affen (Luna Park New York)

Press Photo New Service

Die Bildmotive, die Achenbach sich von seinen ersten Italienreisen holte, bestimmen sein späteres Schaffen fast ausschließlich, frühere Eindrücke in der Schweiz und Tirol wirken nicht so nachhaltig. Man muß den intimen Charakter dieser als Bildvorrat verwendeten frühen Studien im Gegensatz zur frei umgestaltenden meisterlichen Kompositionskunst erkennen. Das starke künstlerische Bedürfnis nach koloristischen Effekten läßt die virtuose Meisterschaft erkennen, die in Achenbachs Kompositionskunst schon nach 1860 erreicht ist. Neben den Studien nehmen die „Untermalungen“ — so nannte Achenbach seine impressionistischen Gemäldeskizzen, die er nicht ausführte — eine Sonderstellung in des Künstlers Schaffen ein. Auch hier, wie in der „Italienerin mit Kind, auf einem Esel“, äußert sich die Freude an rein male- rischen Wirkungen, die nachher fast immer getrübt wurde durch die vom Künstler geforderte realistische Detailschilderung.

Studien und Untermalungen geben uns den deutlichsten Aufschluß über den eigentlichen Schwerpunkt dieser selbständigen Begabung. Trotz dieser vielen Beweise ist aber Achenbachs historische Stellung nicht zu trennen von der repräsentativen Kompositionskunst, die von der älteren Düsseldorfer Schule zu primärer Bedeutung entwickelt wurde. Erst der Generation seiner Schüler blieb es vorbehalten, um 1870 im Zusammenhang mit der französischen Malerei die intime Landschaft in Düsseldorf durchzusetzen.



Arthur Wellmann

DAS AUSLAND: AMERIKA

Streiflichter. Ich kenne U. S. A. noch nicht persönlich. Ich kenne U. S. A. bisher bloß aus den Erzählungen einiger Freunde. Ich kenne U. S. A. durch und durch.

*

Gespräch zwischen zwei Studienkollegen, die sich seit mehreren Jahren nicht gesehen haben.

„— And you are married? How do you like it?“
„Oh, it's great fun! Are you married too? How do you like it?“
„Oh, it's great fun! Have you children?“
„Yes, two boys.“
„How do you like it?“
„Oh, it's great fun! Have you children too?“
„Oh, sure — a girl and a boy.“
„How do you like it?“
„Oh, it's great fun!“
„How is your flat?“
„Very cosy.“
„How do you like it?“
„Oh, it's great fun! And how is yours? . . .“
Con grazia in infinitum.

*

Wissen Sie, was eine 'Petting party' ist? To pet heißt bekanntlich streicheln, und der Begriff einer Party dürfte Ihnen auch klar sein. Petting heißt auf amerikanisch alles, nur darf es dabei zu nichts Unrechtem oder, wenn Sie wollen, Rechtem kommen. Und dieses ist für die amerikanische Menschheit, soweit sie nicht in hohem Maß mit Glücksgütern gesegnet ist, die einzige Liebesmöglichkeit außerhalb der Ehe.

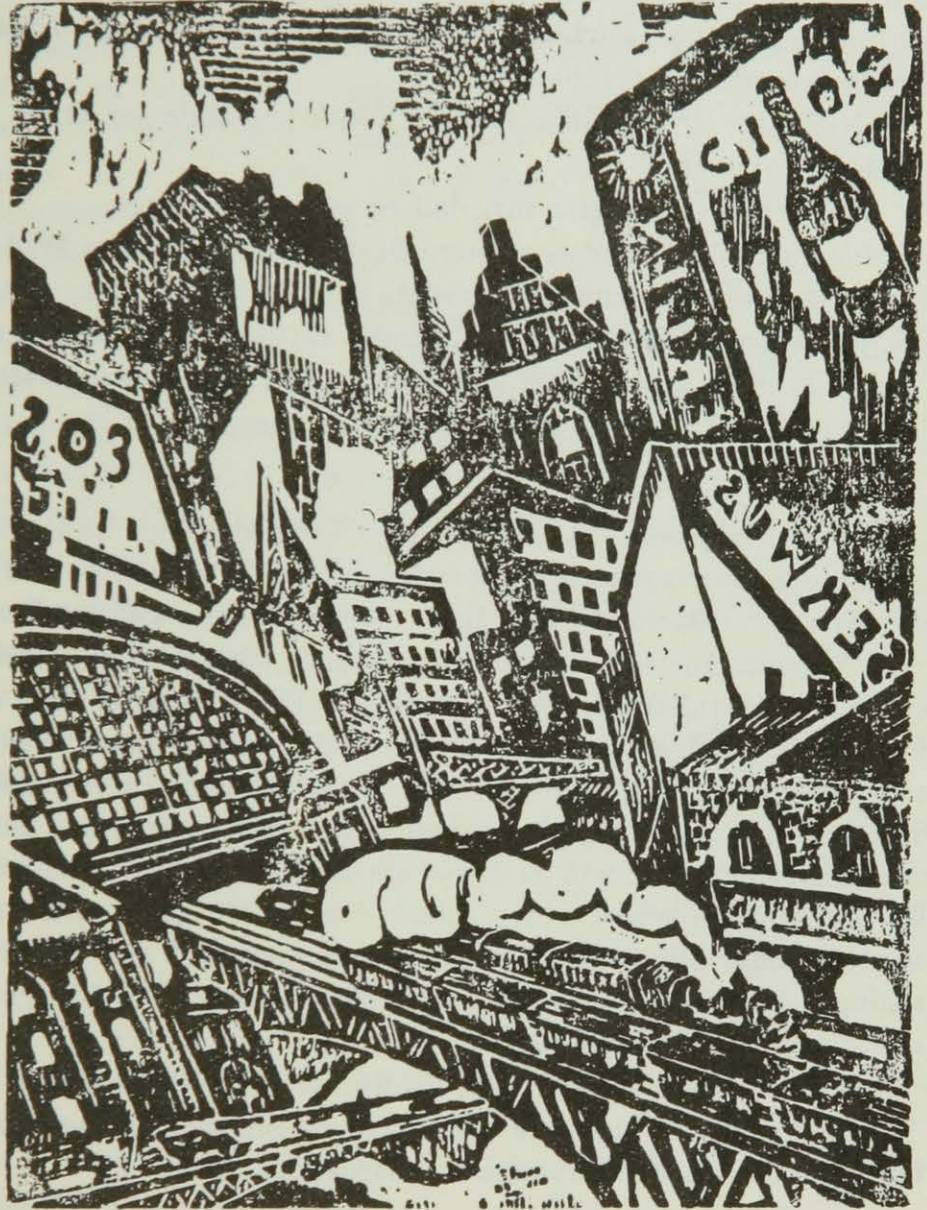
Der junge Mann holt seinen Flirt — in ernsteren Fällen Sweetheart genannt — per Taxi	\$ —.50
ab. Sie fahren zum Dinner	„ 5.—
und besuchen nachher eine Show	„ 11.—
(das sind nur die Karten); Garderobe, Erfrischungen, Programm und Diverses macht wieder	„ 1.—
Worauf man soupiert — entweder Souper dansant in einem first class Hotel oder in einem „restaurant with french atmosphere“, d. h. verbunden mit Whisky und Gin	„ 8.—
Die Autofahrt nach Hause (der junge Mann muß das Taxi nehmen, das eben daherkommt, und das ist um diese Stunde auch schon teuer)	„ 1.—
Summa	\$ 26.50

Für diesen Betrag ist der junge Mann berechtigt sowohl wie verpflichtet, auf der Heimfahrt dem hohen Vergnügen des Petting zu frönen. Wenn der Flirt sein Sweetheart ist, heiraten die beiden dann außerdem nach Verlauf von drei bis vier Jahren.

Die ausgeworfene Summe, die sich in Grenzen zwischen \$ 20.— und 30.— bewegt, ist nicht willkürlich angenommen, sondern sie stellt geradezu die feste Taxe dar, gegen deren Erlag jenes Vergnügen gestattet ist. Wie sehr ein rooprozentiges amerikanisches Mädchen darauf hält, daß diese Taxe nicht unterschritten wird, beweise das Folgende:

Ein Europäer wird von seinem Flirt angerufen. Sie möchte zu dem großen Fußballmatch Army Team contra Police gehen. Er möge Karten auch für ihre Schwester und deren Freund sowie für eine Freundin und deren Bräutigam besorgen.

Der Europäer steht zur angegebenen Zeit mit sechs Karten auf dem Fußballplatz. Es erscheint sein Flirt und ein wenig später ein Mädchen, das ganz klarer Weise nicht ihre Schwester ist. Die restlichen drei Karten werden beim Portier deponiert und — wie der Europäer jetzt schon vor-



A. Arnstam

Die Stadt

aussieht — nicht abgeholt. Unser Held stellte nämlich die folgende Berechnung an. Zwei Karten zum Fußballmatch, das sind vier Dollar, Erfrischungen usw. kosten auch höchstens zwei Dollar, dann die Autofahrt nach Hause — das bleibt weit unter der Taxe! Für dieses Spottgeld ist petting noch nicht gestattet. Sie tat also wirklich, was sie konnte, indem sie ihn zum unnützen Ankauf jener drei Karten zwang.

Zur Ehre unseres Europäers sei übrigens bemerkt, daß ihm nach dieser Kopfrechnung jede Lust, petting zu treiben, vergangen war. Er verlor die

beiden Mädchen im Gedränge aus den Augen und gab sich nicht die geringste Mühe, sie wiederzufinden.

*

Ebenderselbe Europäer erlebte es, daß eines Morgens seine Landlady bei ihm eintrat und ihm die Wohnung kündigte. Die Beziehungen zwischen ihm und seiner Sekretärin, einer gottlosen Europäerin, hatten sich zu intimeren gestaltet, und sie war über Nacht in seiner Wohnung geblieben. Der Europäer hatte ohnehin ein schlechtes Gewissen und fragte daher nur pro forma nach dem Kündigungsgrund. Er erfuhr ihn:

„Nie hätte ich geglaubt, daß ein Count imstande sei, etwas so Unanständiges („indecent“) zu tun.“

Der Count versicherte ihr, daß er es fertig bringe.

Sie fragte ihn, ob er wenigstens beabsichtige, das dem Mädchen widerfahrene Unglück durch schleunige Eheschließung gutzumachen. Der Count gab unklugerweise der Wahrheit die Ehre und antwortete ihr, daß er nicht daran denke.

Die Landlady hatte nur noch die fürchterliche Gewissensfrage an ihn:

„But, Count F., dont you realize that's sin!?!“

*

Der Schlußpassus aus der Weihnachtspredigt des Low-Church-Bishop's X., gehalten in einer smarten Kirche zu Chikago. Die gläubige Herde besteht in ihrer überwiegenden Mehrheit aus dick verdienenden Geschäftsmännern samt Familie.

„O meine Brüder, es ist ein Irrglaube, daß wir im Himmel nur Harfenspielen und Halleluja singen werden. Der Allgütige hat das Paradies zur Freude und Belohnung der gesamten Menschheit geschaffen, und es befinden sich sicherlich einige unter uns, die unmusikalisch sind. Jedem das Seine! sagt das Buch der Bücher. Die fromme Schar hier besteht aus aufrechten, nimmermüden Businessmen, und auch die werden ihre Seligkeit finden. Jedem von Ihnen ist es hienieden schon widerfahren, daß ein Geschäft nicht nur nichts eintrug, sondern sogar mit einem Verlust endete, oder daß eine Börsenspekulation fehlschlug. Im Schoße unseres himmlischen Vaters wird das ganz anders sein — und glaubet mir, liebe Brüder,

that EVERY business for EVERYONE will be a BIG SUCCESS!“

Diese schöne Rede hatte den wohlverdienten Erfolg und wurde an die sämtliche amerikanische Christenheit gebroadcasted.

*

Coney Island ist der Lunapark oder Prater New Yorks. Aus den verschiedenen Vergnügungsetablissemments ragt eines hervor, das den größten Zulauf des Publikums findet. Männer und Frauen werden, wie es sich ja gehört, reinlich getrennt. Die Mädchen gelangen über Wackeltreppen, Rutschbahnen und sonstige Hindernisse eine nach der andern auf eine offene Bühne. Dort steht ein als Henker verkleideter Neger mit dem Richtschwert in der Hand. Sein Opfer versinkt bis zu den Knöcheln in einer Art Falle, er greift nach ihrem Hut, sie macht die abwehrende Reflexbewegung, indem sie die Arme hebt; in diesem Augenblick treibt ihr ein Sturmwind von unten her die Röcke in die

Höhe. Während der glutheißen Sommermonate ist die Frage der Dessous für die New-Yorkerin eine sehr einfache: sie trägt nämlich keine.

Vor der Bühne sitzen stundenlang Reihe an Reihe jüngere und ältere Männer, die sich nach Bezahlung eines hohen Eintrittsgeldes hier die Augen aus dem Kopf sehen dürfen. Tiefes Schweigen. Niemand lacht. Es ist eine todernste Sache. Manche von den Mädchen machen diesen Weg ein zweites und drittes Mal.

*

Ein dänischer Wissenschaftler, der in einem New-Yorker Hotel wohnt, wird von seiner verheirateten Schwester besucht. Ihr Zimmer befindet sich im neunten, das seine im zwölften Stock. Eines Abends betritt sie zur Erledigung einiger gemeinsamer Korrespondenzen sein Zimmer. Fünf Minuten später klopft es. Draußen steht der Hausdetektiv.

„Das Frauenzimmer muß heraus!“

„Herr, was erlauben Sie sich; das ist meine Schwester!“

„Das interessiert mich nicht. Ich befolge meine Vorschriften. Sie muß heraus.“

Sie mußte wirklich heraus. Um in ihr Zimmer zu gelangen, benützte sie den Elevator. Denselben Elevator, der jeden Morgen von Batterien leerer Whiskyflaschen verbarrikadiert ist. Denn kein guter Amerikaner wird so schamlos sein, Whiskyflaschen in oder auch nur vor seinem Zimmer zu dulden. Da deponiert man sie eben beim Elevator. G. W.

Jazz — unamerikanisch. Unsere Söhne suchen, sofern sie wirkliche Künstler sind, unbewußt etwas Tieferes, um das amerikanische Leben auszudrücken, als Jazz und das Negervolkslied. Es ist gut, sich daran zu erinnern, daß das Interesse für die Negermusik von einem fremden Besucher erregt wurde — von Dvorák. Vorher hatte sie niemals die Aufmerksamkeit irgendeines ernsthaften Komponisten gefunden. Selbst wenn einige amerikanische Komponisten schon früher Negermelodien für ihre Musik benutzt hätten, so bestände nicht weniger die Tatsache, daß Dvorák der spezifischen rhythmischen Eigenart zuerst einen Ausdruck gegeben hat, den sie sonst nie gehabt hätte, und seit dieser Zeit wurde die spezifische Eigenart für gut befunden von Amerikanern — und von Ausländern, die eifrig „amerikanische“ Musik machen.

Wir müssen Zeit haben zu wachsen und uns zu klären, bis wir eine Distanz zu unseren Anfängen gefunden haben, bis wir unsere Vergangenheit und unsere Gegenwart als eine Einheit empfinden, bis wir uns selbst als hinreichend schilderungsmöglich ansehen. (The musical Courier.)

Walter Damrosch's New-York Symphony Orchestra spielte George Gershwin's Jazz-Klavier-Konzert. Harry Yerkes' 65 Syncopating Symphonists brachten zum ersten Male Albert Chiaffarelli's Symphonie „Jazz America“. Die Ereignisse warfen ein Licht auf die Zukunft der amerikanischen Musik. Mr. Gershwin springt von Thema zu Thema und zum Thema zurück ohne irgendeine Entwicklung. Mr. Chiaffarelli verarbeitet voll und ganz W. C. Hardys merkwürdige und entzückende Blues, St. Louis und Beale Street, und Philip Brahm's berühmte Limehouse Blues.

Wenn man sagt, daß sich ein guter Ragtime oder Jazz zur Musik verhält wie Witz zur Literatur, wo bleibt die Tatsache, daß Kürze des Witzes Würze

ist? Was würde entstehen, wenn man den Vorschlag machte, daß der große amerikanische Roman zusammengesetzt werden sollte aus den hundert besten Witzen?
(*The New Republic.*)

Rev. Dr. Burris A. Jenkins, Pastor der Linwood Boulevard Christian Church of Kansas City: Wenn Christus heute lebte, würde er entweder der Chef einer großen Zeitung sein, oder er würde eine unserer großen Filmgesellschaften kontrollieren oder auch an der Spitze der größten Radiosendestation des Landes stehen.

Charlotte Observer, North Carolina: Rev. Mr. Taylor und Rev. Mr. Dick führten eine öffentliche Debatte zu Edenton über die Frage: „Wird der Neger seine Hautfarbe im Himmel behalten?“ Mr. Taylor führte aus, daß seine Farbe sich verlieren wird.
(*Aus „Americana“, American Mercury.*)

Die Woge der Verbrechen. Daß die jüngste, enorme Ausbreitung der Verbrechen in den Vereinigten Staaten zurückgeführt werden kann auf irgendeinen der immer angegebenen Gründe, bezweifle ich ernsthaft. Die Verantwortung wurde auf alles geschoben, was sich denken läßt, vom Weltkrieg bis zum modernen Roman, vom Bolschewismus bis zum übermäßigen Trinken und vom ungenügenden polizeilichen Schutz bis zum Automobil mit seinen Möglichkeiten, leicht zu entweichen. Daß diesen Dingen die hauptsächliche Entstehung der Woge des Verbrechens zuzuschreiben ist, überzeugt mich nicht. Die Verantwortlichkeit liegt vielmehr ganz woanders, es ist die riesenhaft angewachsene Zahl der obskuren, aber gerissenen und sachverständigen Winkeladvokaten, die wie Pilze in ganz Amerika aufgeschossen sind. Diese Burschen, die auf Bekanntwerden und Geld aus sind und den Willen haben, alles zu tun, um dazu zu kommen, haben Büros in fast jedem Häuserblock jeder amerikanischen Stadt aller Größen aufgemacht. Ihr Geschäft besteht größtenteils darin, als Klienten Gentlemen zu nehmen, die durch irgendeinen ungesetzlichen Trick Geld an sich gebracht haben, und von diesem Geld soviel wie möglich für sich herauszuwirtschaften. Sie haben nichts zu verlieren und alles zu gewinnen. Wenn sie die Unschuld ihrer Klienten nachweisen können oder zum mindesten, daß sie ihre Diebesbeute nicht mehr in Besitz haben (was den Klienten sehr wohl durch die enormen Vorschüsse an sie passieren kann), so haben sie kein besonderes Glück, wenn nicht mindestens die Hälfte des Gaunerprofits den Weg in ihre Taschen findet. Wenn, auf der anderen Seite, ihre Klienten ins Kittchen fliegen, haben sie nur ein bißchen Schwatz und Zeit vergeblich aufgewendet.

Zwanzig Jahre früher hatte ein Verbrecher Schwierigkeiten, um einen Anwalt zu finden. Heute warten ein Dutzend auf ihn, wenn der grüne Wagen vor der Polizei vorfährt. Diese heimlichen und unheimlichen Gesellen sind, wie ich schon sagte, keineswegs Scharlatane; viele von ihnen wissen verdammt genau Bescheid, sind scharfe und enorm fähige Köpfe. Sie kennen das Strafgesetzbuch in- und auswendig, besonders inwendig, und können die Paragraphen reiten, wie es am besten für den Klienten ist.

In jeder Stadt, wo es ebenso viele Anwälte wie Polizisten gibt, blüht das Verbrechen. Die Städte, die wenige Anwälte haben, sind ohne Unterschied glückliche, friedvolle, die Gesetze achtende Gemeinden.

(*George Jean Nathan, American Mercury*)

CARL EINSTEINS

„KUNST DES 20. JAHRHUNDERTS“*)

Von

H. V. WEDDERKOP

Nur wer das Kunstdurcheinander der Zeit nach dem Absterben der großen Impressionisten, das gigantische Chaos der Kunst, besser gesagt, des Kunstbetriebs, miterlebt hat, kann den Grad des Heroismus ermessen, der dazu gehört, in diese Weglosigkeit der letzten fünfzehn Jahre einzudringen, in die Richtungslosigkeit der Richtungen, die Unsicherheiten, die an sich schon jede Entwicklung in sich birgt, die noch nicht abgeschlossen ist.

Das gebildete, an Kunst interessierte Deutschland der letzten fünfzehn Jahre schied sich deutlich in zwei Teile: den einen — Elite-Auguren —, der um die Dinge der neuen Kunst wußte und sie verkündete, den anderen, der mehr oder weniger ahnungsvoll vor einem Rätsel stand und unbedingt zur Lösung kommen wollte. Es war die große Zeit der Kunsttraktate, die in ununterbrochener Folge auf die Aufschluß Begehrenden niederhagelten, die große Zeit der Kunstkritiker, wohlgemerkt nicht der Kunsthistoriker, die mit ihrem Giorgione, Michel Angelo, Rembrandt, selbst Greco und anderem Plunder sehen konnten, wo sie blieben; der Kunstkritiker, die unter anderem den schönen Begriff des Kunstvollens schufen, wodurch sie ausdrücklich dokumentierten, daß es sich nicht um Können, sondern um bestgewollte Anstrengung, Zielstrebigkeit usw. handelte. Kaum war ein Rätsel gelöst, kaum war es einem besonders findigen Kopf gelungen, einen Stollen in ein kubistisches Bergwerk vorzutragen, so taten sich von allen Seiten wieder neue Probleme auf, die das bißchen Klärung wieder verdunkelten und neuen Erklärern wieder Stoff und Existenzmöglichkeit boten. Tatsächlich war die Kunst längst auf ein Nebengleis abgeschoben, und die Kritik fuhr statt dessen auf den Hauptgleisen hin und her, natürlich — wie es sich versteht — ohne jemals zu einem Ziel zu kommen, das man auch nur als eine erste Etappe ansprechen konnte. Die verschiedenen Stationen, die immer wieder durchfahren wurden, waren Kosmos, Dämonie, das Irrationale, Abstraktion usw., während alles, was nach „Einfühlung“ aussah, als tödlich vermieden wurde. Auf Grund dieses Zustandes hätte man mit Fug und Recht eine Geschichte der Kunstkritik der letzten fünfzehn Jahre schreiben können, um somit den gesamten Unsinn zu kodifizieren und ihn damit zugleich zu krönen.

Carl Einstein schrieb eine Geschichte der modernen Kunst. Man kann dies auf zwei Weisen tun, erstens, von einem ästhetischen Standpunkt, von einem gewissen bequemen, genießerischen, doch deshalb nicht weniger richtigen Standpunkt, zweitens, von einem wissenschaftlichen aus, unter der Fiktion, daß Kunstgeschichte tatsächlich eine Wissenschaft und kein Widerspruch in sich ist. Einstein hat sich zu der letzten Methode entschlossen, die, wenngleich in ihren Ergebnissen nicht ungefährlich, dennoch die einzig anwendbare erscheint, weil sie nicht allein über Kunst, nicht allein über ästhetische Fragen Aufschluß gibt, sondern über den ganzen äußerst intrikatsten und in seinen tausend Verästelungen höchst subtilen Komplex der ganzen Kultur dieser Zeit, soweit sie optisch orientiert ist.

Sicher war nur der Abschluß des Impressionismus durch das Werk des alten, eifernden Greises, des Papa Cézanne, der durch seine Behauptung, in allen Dingen sei

*) Im Propyläen-Verlag, Berlin

entweder der Kubus, der Kegel oder der Zylinder enthalten, die nachfolgende Generation, ob sie es so sah oder nicht, in einen völlig rabiaten Zustand versetzte. Müßig, wenn auch vielleicht psychologisch interessant, zu untersuchen, ob diese Aeußerung, die als eine Art Testament zu werten war, die Entwicklung der Dinge sozusagen unerlaubt beeinflusste, oder ob nur reinste Gesetzmäßigkeit in dieser Entwicklung obwaltete. Ebenso nutzlos wie die Feststellung, wie weit die Sendung eines solchen Erfindergenies wie Picasso die Dinge in einem Maße vergewaltigte, das mehr aus diesem Prinzip herausholte, als die Dinge geben konnten. Tatsache und Beweis der Richtigkeit des Geschehenden war, daß der Kubismus, mochte das Pendel noch so weit ausschlagen, die Art der Anschauung wurde, in der das Sehnen Ruhe fand.

Die Leidenschaftlichkeit, mit der Einstein die These des Kubismus verfiicht, ist völlig berechtigt. Ob die Produkte dieser Zeit im einzelnen Kunstwerke sind oder nicht, ist gleichgültig: entscheidend ist — und mag dies noch so sehr den Standpunkt des Aestheten verletzen — das Prinzip des neuen Sehens, das der Zeit immanent ist, wenn es sich auch erst in der adäquaten Begabung zu Kunst verdichtet. Die Kunst, in der Fläche zu bleiben, wie es die Leinwand als primäre Bedingung vorschreibt, den Gegenstand, das oft bis zum Widerwillen genannte „Ding“, zu gestalten, ohne durch Perspektive, Modulation oder gar Anekdote und Illustration ins Unwesentliche abzuschweifen, d. h. es in Wirklichkeit zu erfassen, ohne also etwas anderes an seine Stelle zu setzen: Dies ist das Neue des Kubismus, sein „Geheimnis“, das Einstein mit unendlicher Mühe, mit dem größten Aufwand von Scharfsinn, Instinkt und einem ewigen Wechsel des Standpunktes zu enthüllen versucht. Bis auf den Rest, der ein für allemal bleibt, und dessen Erkenntnis den wenigen reserviert ist, die über primäres Kunstgefühl verfügen und es durch tägliches, verantwortungsvolles Sehen ausgebildet haben.

Der Kubismus ist nicht überwunden, nur über seine dogmatische Periode sind wir hinaus. Er liegt wie ein Gebirgsmassiv zwischen heute und der impressionistischen Zeit. Man hat mit ihm zu rechnen, seine Formel scheint durch, und sei es auch in einem naturalistischen Gewand. Die Formel erfand Frankreich, Picasso und Braque sind die Vertreter, von denen sich alle weitere Entwicklung ableitet. Damit haben sie der Malerei um sich die feste Entwicklung und Richtung gegeben, die wir bewundern. Damit ersparen sie ihrem Lande, das Frankreich und nur Frankreich heißt, das grauenhafte Chaos, das über andere Länder, insbesondere Deutschland, hereinbrach und in Gestalt der Gottesgeißel, genannt Expressionismus, die schlechtesten, man kann nur sagen mindesten Eigenschaften ans Licht brachte, die Hereinbeziehung von Gemüt und Seele unternahm, die als amorphe Schmiere auf Tausenden von Leinwänden erstand, nur weil es als ärmlich galt, mit dem Gegenstand allein auszukommen. Es gereicht gerade einem Fanatiker wie Einstein zur kunstwissenschaftlichen Ehre, daß er selbst dieser Art Produktion dieselbe Objektivität ange-deihen läßt wie den wahren Exponenten des neuen Sehens.

Am Anfang dieser Kunstgeschichte steht Matisse, damals das große Ereignis, als hervorragender Diskussionsgegenstand, den Père Cézanne ablöst, längst obsolet geworden, nur „dekorativ“. Man erinnert sich an diesen Vorkubisten, ist entzückt über die „Goldfische“ und nähme jederzeit gern das Zimmer mit den Gardinen unter Aussicht, ertappt sich auf einem unzulässigen Genießerstandpunkt, normiert die Regung als Privatplaisir, polarisch fern den gestaltenden Kräften, die notwendig sind, die Kunst von heute zu begründen.

Der eigentlichen Abhandlung sind als Anhang eine Reihe der typischsten Bilder und Skulpturen der neusten Zeit beigegeben, ein Anschauungsmaterial, wie es in dieser Fülle und Geschlossenheit niemals geboten ist.



Paul Strecker, Biarritz. Oelgemälde

Akademie-Ausstellung, Berlin



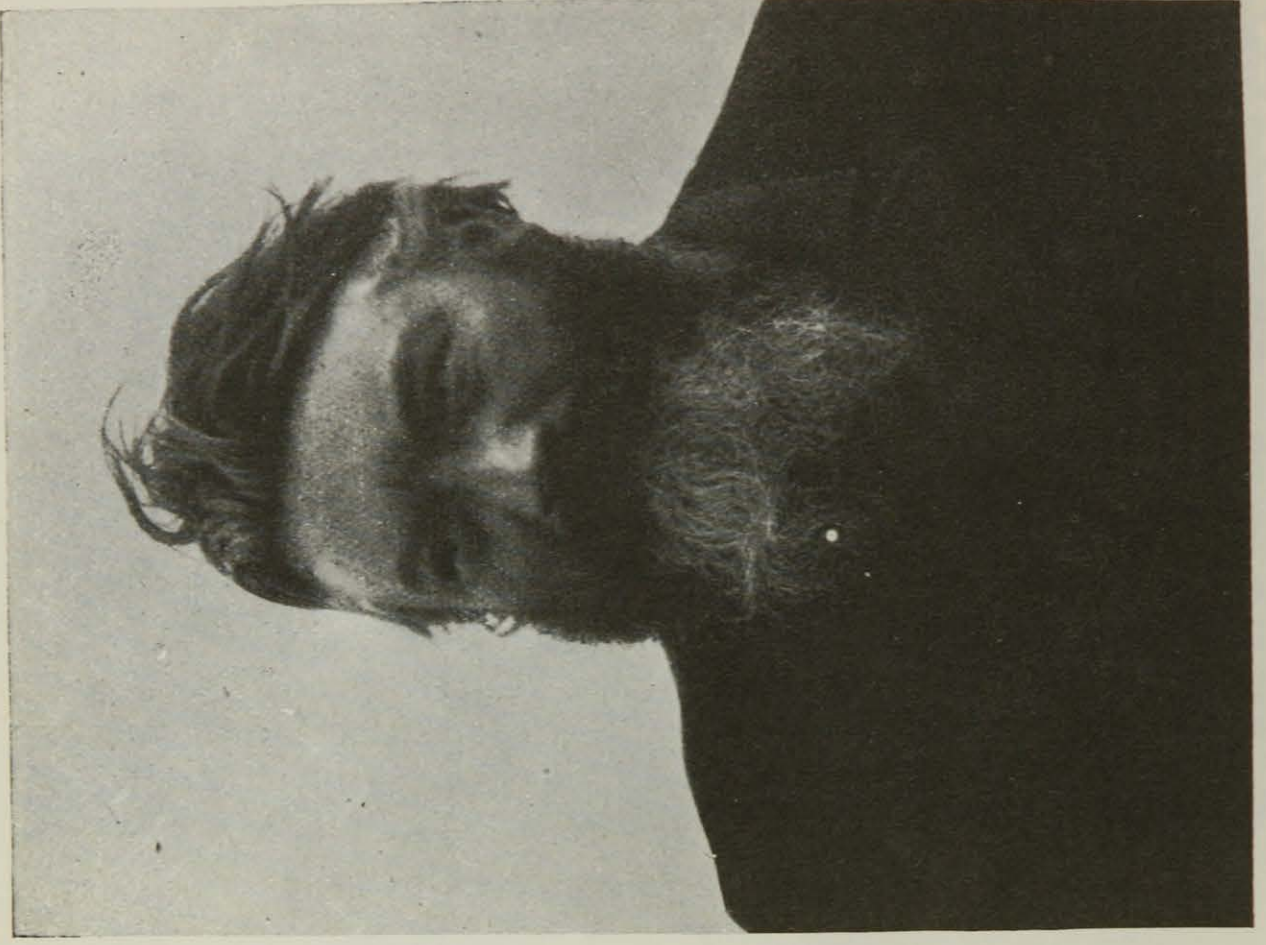
Kaffernfrauen in Originaltracht

Die Tante und der Onkel Europas



Ellen Key

Photo Becker & Maab

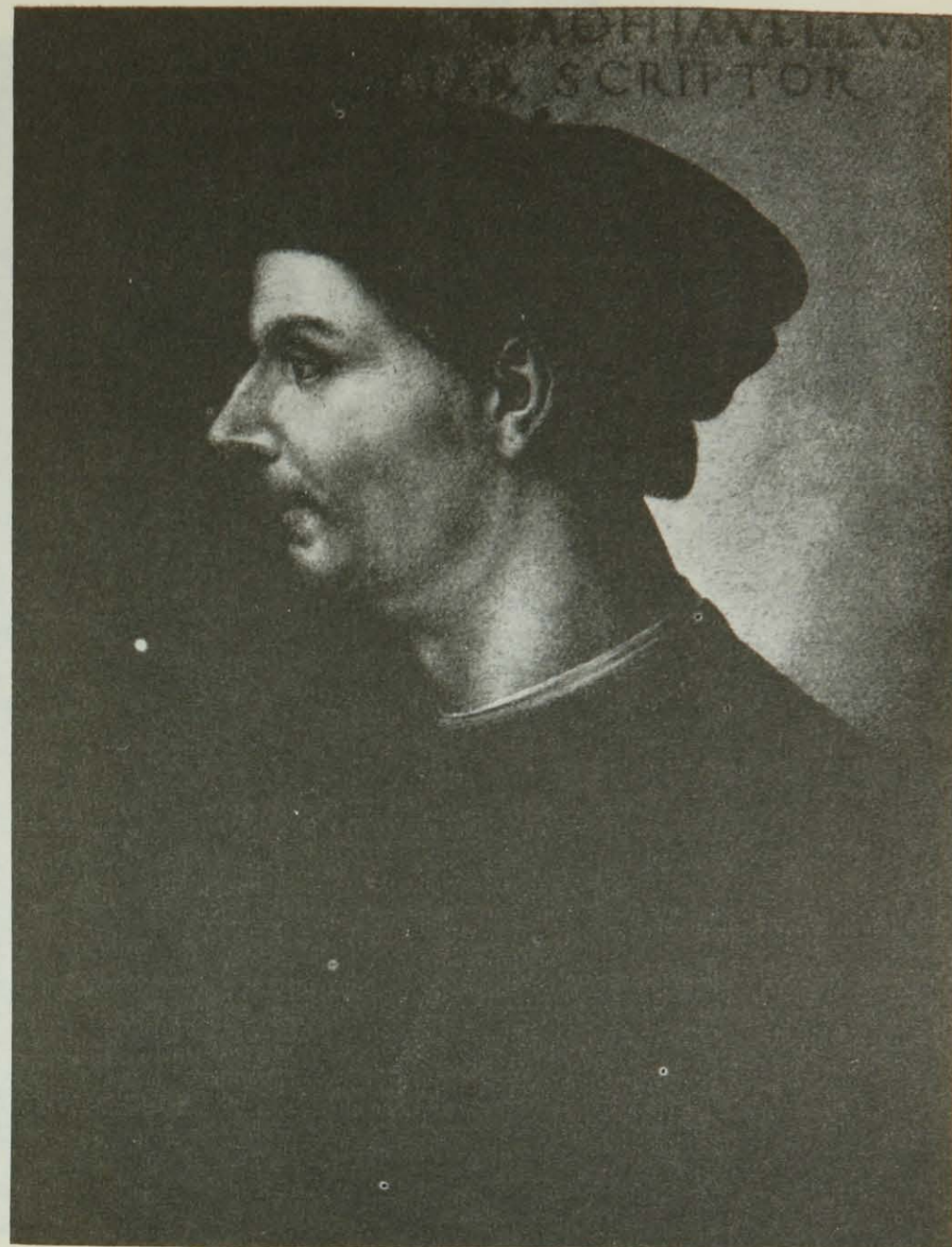


Theodor Däubler



Phot. John Graudenz, Berlin

Aristide Briand



Aus Gobineau, Renaissance (Propyl.-Vlg.)

Niccolò Macchiavelli. Gemälde v. Bronzino

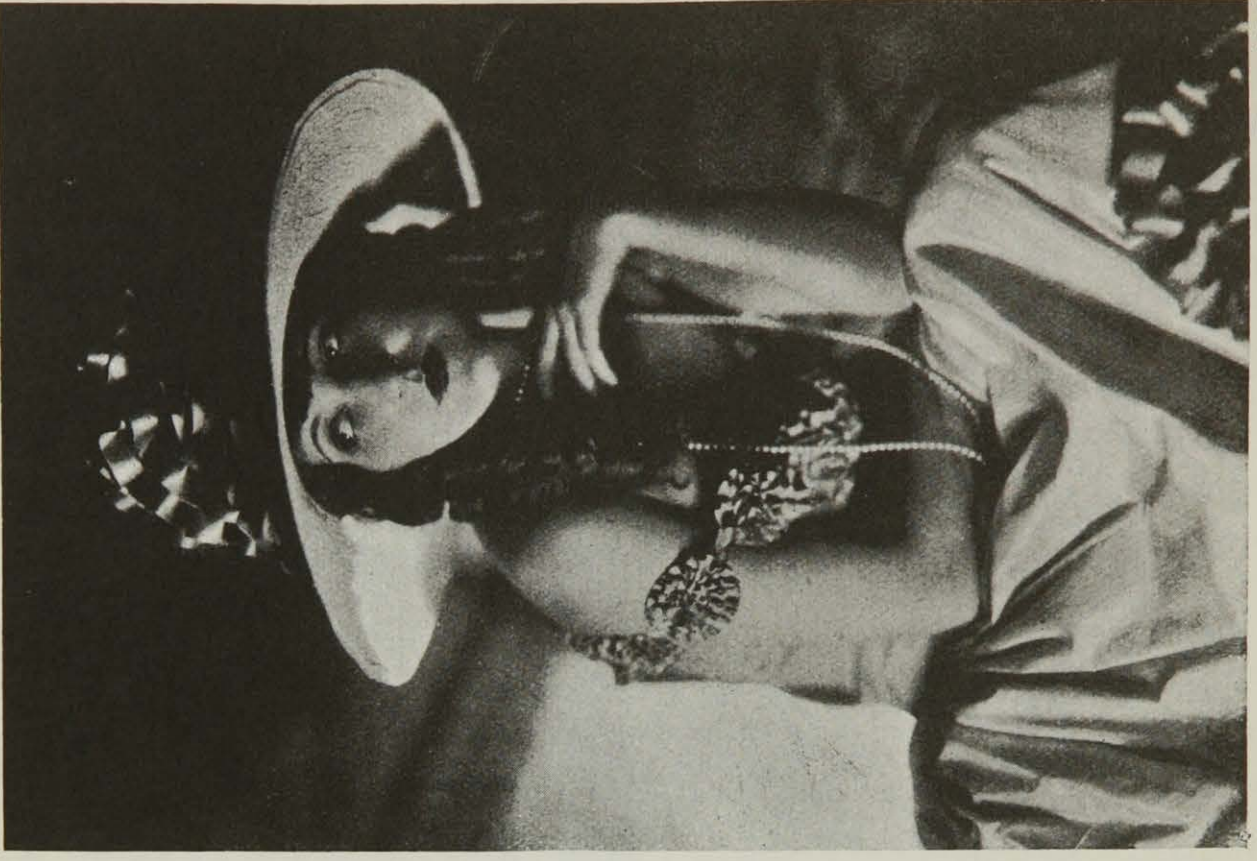
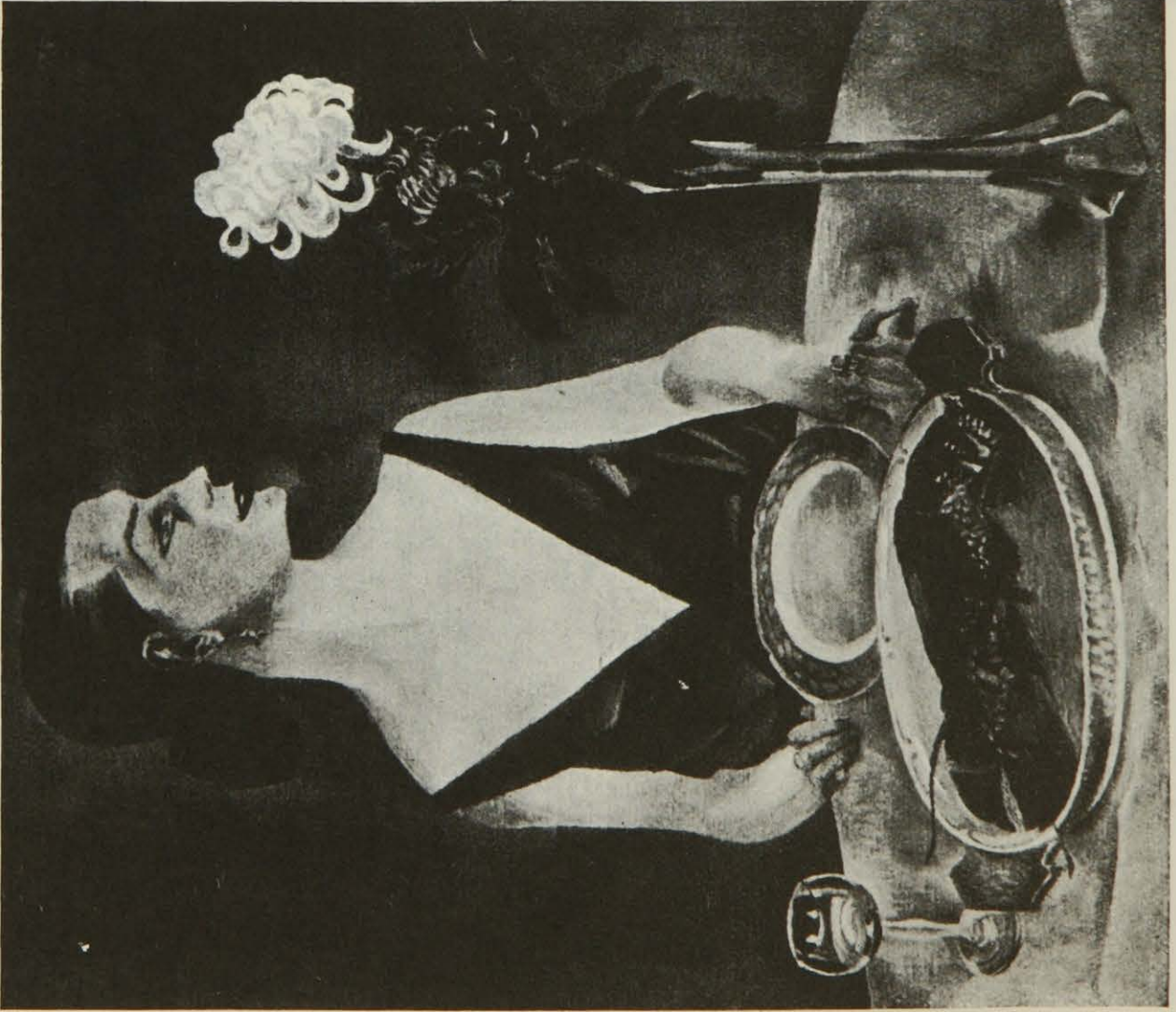


Photo Abbé

Dora Duby



Conrad Felixmüller, Hors d'œuvres, Oelgemälde

BÜCHER - QUERSCHNITT

EDUARD STEMLINGER, *Antike und moderne Volksmedizin. „Das Erbe der Alten“*, 2. Reihe, Heft 10. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung m. b. H., Leipzig. 1925.

Das anziehend und konzis geschriebene Buch enthält auf knapp 120 Seiten das Wissenswerteste und Typische volksmedizinischer Anschauungen und Praktiken. Der Sonderwert der Schrift liegt in der methodischen Konstruktion der Beziehungen zu der Volksmedizin der Antike, die in gut ausgewählten Belegen vorgeführt und synoptisch mit dem jeweils Entsprechenden aus der heutigen Volksmedizin behandelt wird. Ein herrliches Material tollster Dämonologie und amüsantesten Aberglaubens. Material für Beobachtungen an Menschen.

ALBERT HASSELWANDER, *Ein anatomischer Totentanz*. J. F. Bergmann, München. 1926.

Der kurze Textteil bespricht die wichtigsten malerischen Darstellungen des menschlichen Skeletts in den Totentänzen; hervorgehoben wird dabei deren häufige anatomische Anfechtbarkeit. Der illustrative Teil bringt eine Anzahl ausgezeichnet reproduzierter männlicher und weiblicher Akte, und zwar rechts am lebenden Modell, und links in genau derselben Pose am Bänderskelett. (Dabei bewirken die erhaltenen Gelenkkapseln und Bänder eine bei einem völlig mazerierten Skelett nie erreichbare Geschmeidigkeit und „Lebenswahrheit“ der Stellungen.) Moral: macabristmata? — gewiß — aber bitte streng anatomisch!

PROF. HUGO SCHULZ (Greifswald), *Similia similibus curantur. Meine Stellung zur Homöopathie*. Verlag der Aertzlichen Rundschau Otto Gmelin, München, 1925.

Beide Broschüren geben Darlegungen des homöopathiefreundlichen Standpunktes des Greifswalder Pharmakologen und gipfeln in der Aufforderung an die Akademien und Aertzewelt, die bisherige Gepflogenheit des Ignorierens der Homöopathie zugunsten einer experimentellen Ueberprüfung ihrer Thesen aufzugeben.

Dr. med. K. Döhmman.

FANNY REVENTLOW, *Gesammelte Werke in einem Bande*. Verlag Albert Langen, München.

Nur wer die Verhältnisse kennt, aus denen Fanny hervorging, das Land, die Familie, die Anschauung, die damals im Lande Schleswig-Holstein galten, wird diese Erscheinung ganz übersehen. Schwobing, als Periode eine grausige, falsch künstlerisch-bourgeoise Mischung, ist ein viel zu simples und banales Phänomen, als daß es nicht Tausende und Abertausende kennen. Der ganze bequeme Stumpfsinn der Münchener Bohème mit ihrer Künstler-Mufflerie, ihrer ebenso verkniffenen wie prärentiösen Erotik, ihrem ewigen Mummenschanz und ihrer Panoptikumsverstaubtheit hat diese entzückende, zarte und zu tausendmal Besserem geborene Persönlichkeit, die auf diese einzige Lichtquelle, die ihr erreichbar schien, zuflog, erstickt. Daß sie trotzdem noch diese leichten und gerade als Dokumente von Weiblichkeit sehr wertvollen Bücher schrieb, ist nur ihrer ursprünglichen Anlage zu verdanken, die, richtig geleitet und vor allem bewahrt vor dem Schwobinger Stumpfsinn, vermutlich zu den seltensten und kultiviertesten Ergebnissen geführt hätte. Ein wirklicher Jammer um dies ausgezeichnete Material. H. v. W.

ROBERT R. SCHMIDT, *Der fremde Magier*. Merlin-Verlag, Heidelberg. Gar nicht schüchterner, aber naiver Dilettantismus des Nichtschreibenskönnens, grob, überdeutlich und ohne Nuancen. Alexander Beßmertny.

LEO MATHIAS, *Ausflug nach Mexico*. Verlag Die Schmiede, Berlin.

Der Markt ist überschwemmt von reiselustigen Abschilderern ferner Länder und Kulturen. Entweder sind es Künstler, die zu weich und impressionabel, demnach zu subjektiv sind, oder Wissenschaftler, die an Objektivität leiden, oder Journalisten, die den Hauptreiz im Aktuellen finden. Dies Mexico-Buch ist eine neue Mischung: es leidet nicht an Einseitigkeit, sondern es steht dahinter eine große ethnologische Bildung, ein Künstlertum, das auf Eindrücke von Kunst und Landschaft stark reagiert, und der Sinn für eine strenge Kontrolle jeglicher Art von Eindrücken, so daß man nicht ein photographisches, sondern ein wesentliches Abbild des Landes erhält. Der haute finance sei besonders ans Herz gelegt, daß die dortigen Indios bis zu 200 Kilometer den Tag zu Fuß zurücklegen und dabei als Nahrung Mais und Wasser zu sich nehmen.

H. v. W.

CARL STERNHEIM, *Lutetia, Berichte über europäische Politik, Kunst und Volksleben*. Paul Zsolnay Verlag, Berlin.

Sternheim hat die Welt mit diesem neuen Buch beschenkt, aus dem die alte Unverschämtheit mit grandioser Hemmungslosigkeit hervorbricht. Er ist leicht enttäuscht von Moskau und wendet sich nach Paris, um dort nur denselben Marasmus zu finden wie in den anderen europäischen Hauptstädten. Er ist der erste, der Paris angreift, der erste, der offiziell nachweist, daß diese Stadt nachgibt, überflutet von wesensfremden Elementen, die ein vorübergehendes Inflationsinteresse an den längst Schema gewordenen Gewohnheiten nehmen, an denen diese Stadt zugrunde zu gehen droht. Schweiz, Italien, Deutschland wird gestreift, das letztere mit extra-inniger Liebe. Alles, was Namen hat von europäischem Klang, läßt der Autor hell erklingen: Querschnitt, Peschke, André Germain, Blücher, Caspari, Dante, Rühle, Vergil, Ilg, Bädeker, Verlaine und Wassermann, mit dieser vorzüglichen Mischung den tatsächlichen Verhältnissen gerecht werdend, und man kann wieder feststellen: er ist der einzige politische Schriftsteller von großem Wurf und zugleich der einzige, der Humor hat.

H. v. W.

FERDINAND GREGOROVIVUS, *Wanderjahre in Italien*. Mit 60 Bildtafeln nach zeitgenössischen Stichen. Wolfgang Jess, Dresden.

Das klassische Buch des Italienreisenden, sagt der Verleger. Vielleicht besser das Buch des klassischen Italienreisenden, falls es den noch geben sollte. Gregorovius ist der Mann für gründliche und begeisterte Leute, die nicht nur von Savoy nach Bristol und Eden reisen. Orte, von denen der moderne Tourist nie etwas gehört hat: Terni, Narni, Spoleto, Manfredonia usw. werden eingehend geschildert und vor allem historisch gründlich beleuchtet. Erstaunliche, oft etwas veraltete Kenntnisse! Der Stil — 50er bis 70er Jahre — ist einigermaßen altfränkisch-blumig und leicht feierlich. Im Ganzen ist das Buch etwas für Leute, die das alte, längstvergessene Italien ihrer Großväter wieder durchwandern möchten.

M. v. W.

PAUL HAMBRUCH, *Faraulip*. Liebeslegenden aus der Südsee. Mit 32 farbigen Original-Lithographien von Georg Alexander Mathéy. Johannes Asmus Verlag, Hamburg.

Der Sammler dieser entzückend natürlichen, phantasiebeschwingten Liebesgeschichten — selbst ein hervorragender Erforscher der Südsee — hat sie während einer Reise dort niedergeschrieben. Er hat vielleicht im letzten Moment vor Einbruch der europäischen Zivilisation noch festhalten können, was an zerstörbarem, mythischem Kulturgut aufzutreiben war. Das Werk ist als Blockbuch gedruckt und reizvoll unsere Südseevorstellung unterstützend illustriert.

ALBERT EHRENSTEIN, Lukian. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.

Das ist die lustigste Lukian-Uebersetzung, die es gibt, und darum die einzig brauchbare und richtige. Ehrenstein hat den Wiener Dialekt für die vulgärlateinischen Provinzialismen gesetzt. Es scheint, als stünde kein anderer Slang dem Kokottengeschwätz aller Zeit gleich gut. Das Buch ist schön gedruckt und gut geeignet, es im Bett vorzulesen. An der Scheide von Möglich und Unmöglich, Handgreiflichem und Gegriffenem, das Urbild unverwüstlicher Erotik.

JOACHIM V. WINTERFELDT, Zum sechzigsten Geburtstag. 1925. Pontos-Verlag, Berlin.

Dies Buch — eine Liebesgabe seiner Freunde — gibt von der ungewöhnlichen Persönlichkeit Zeugnis, der es gewidmet ist. Däubler, Hauptmann, Hofmannsthal, Rilke, Schaeffer, Schröder und einige Jüngere gehören dem Kreise dieses ungewöhnlichen Mannes an.

WILHELM und DYVEKE PETERSEN, Lappensommer. Wanderbilder mit farbigen und schwarzen Bildern. Carl Schünemann Verlag, Bremen. Der Lappe Johann Turi hat vor zehn Jahren ein herrliches Buch über sein Volk geschrieben. Dies neue Buch zweier Europäer verdient Beachtung. Der Text ist zwar etwas reichlich nachlässig geschrieben, aber inhaltlich interessant; die menschlichen Figuren des Bilderteils sind weniger gelungen als die ausgezeichneten Tier- und Landschaftsbilder.

WILHELM PETERSEN, Küstenland. Bilder aus dem westlichen Schleswig-Holstein. Carl Schünemann Verlag, Bremen.

Vulgäre Schreibart ist nur im Dialekt erträglich. Sie wird dann vom Literaturdeutsch hinreichend distanziert. So auch hier; wo niederdeutsche Küstenstimung herrscht, unterstützt von schön reproduzierten Bildern, von denen die See- und Marschenzeichnungen die besten sind.

SAMMEL-QUERSCHNITT

Von *Alexander Beßmertny*

Die letzten deutschen Versteigerungen waren durch einige gute Kataloge angekündigt worden, deren Vorworte, Aufnahmen und Illustrationen von kunstgeschichtlich erheblicher Bedeutung sind, besonders deshalb, weil sie (wie z. B. der Cassirer-Helbingsche Katalog der Fideikommiß-Galerie des Gesamthauses Braunschweig-Lüneburg) die Provenienz der Kunstwerke klar betonen. Es entsteht durch solche Kataloge eine sich immer mehr zu einer Gesamtgeschichte des Kunstsammelns schließende Reihe von Darstellungen einzelner Sammlungen. Die wichtigsten neuen Kataloge sind außer dem eben genannten der von Otto von Falke herausgegebene der Kunstgegenstände aus der Sammlung Schoeller (Paul Cassirer und Hugo Helbing für den 28. April), der von William Cohn eingeleitete der Ostasien-Sammlung Franz Lissa für den 28. April (Paul Cassirer und Hugo Helbing); von den Katalogen der Frankfurter Firma Rudolf Bangel der von Fritz Traugott Schulz eingeleitete der Privatgalerie Heinrich Noll, Heidelberg, für den 9. März und der schöne Katalog von Uhde-Bernays für die Auktion vom 11. Mai von ausgewählten Werken der Malerei, der auch die Sammlung des Pforzheimer Senators Max Feßler enthält. — Die Kataloge 239 und 240 von Lempertz in Köln zeichnen sich durch besonders gute Lichtdrucktafeln aus. — Hugo Helbing hat den schönen Katalog der Kunstsammlung Bürkel von Adolf Feilner, einen anderen Katalog für die Auktion vom 11. Mai

von Adolf Alt einleiten lassen. Auch die Kataloge des Berliner Hauses Lepke sind vorzüglich illustriert. Lepkes schönster Katalog der letzten Zeit ist der der Sammlung Bandli-Hamburg, die Mitte April versteigert wurde. — Von den Graphikkatalogen ist der von Hollstein & Puppel in Berlin für den 26. und 27. April zu nennen. Der prachtvolle Katalog von Boerner in Leipzig der am 5. und 6. Mai versteigerten Sammlung Carlos Gaa ist von Max Lehrs eingeleitet. Lehrs setzt dem Sammler Gaa ein Denkmal, indem er Gaa als ein Muster des Sammlers von hohem Qualitätsgefühl bezeichnet, der keine Lücken mit mittelmäßigen Blättern füllt, sondern lieber verzichtet und abwartet. Die Tatsache, daß Gaa Blätter von guter Sammlungs-Herkunft bevorzugte, gab seiner eigenen Sammlung den hohen Rang. — Bei dieser Gelegenheit mag noch der von Sievers vorzüglich eingeführte Lagerkatalog schöner und seltener Graphik alter Meister von Amsler & Ruthardt erwähnt werden.

Selten ist ein Ausstellungskatalog so sehr auch gleich Kunsthandbuch wie der der Galerie Matthiessen, Berlin, mit dem Vorwort von Emil Waldmann für ihre Daumierausstellung. Schade nur, daß gerade in deutschem Besitz befindliche Hauptwerke Daumiers aus kleinlichen Bedenken nicht hergeliehen wurden, während ausländische Staatsgalerien viel generöser verfahren.

Von Bücherkatalogen seien nur die wichtigsten genannt: Der umfangreiche „Basler Bücherfreund“ des Antiquariats Geering mit seinem Aufsatz über den Basler Schriftgießer Becker; drei Verzeichnisse Karl W. Hiersemanns über „Geographie“, „Orientalische Kunst“ und „Inkunabeln“, in diesem letzten ein Mainzer Cicero von 1462 für 28 000 M. — Auch Jacques Rosenthal führt im Katalog 81 „Illustrierte Bücher“ Inkunabeln nebst Werken der nächsten Jahrhunderte auf.

Am interessantesten sind die Auktionskataloge von Giraud-Badin in Paris, und zwar der Bibliothek Comte F . . . für den 25. Mai und Hector de Bacher vom 3.—6. Mai.

Da eigentlich nur Bücher solche Sammelgegenstände sind, die wiederholt in vollkommener gleicher Art vorkommen, ist es auch nur bei Büchern möglich, verschiedene Auktionsergebnisse gegenüberzustellen. Abweichende Preise erklären sich nicht nur aus der Konjunktur, dem Zustand der Stücke, sondern auch aus der Provenienz der Sammlung, der Stimmung im Auktionssaal, der Beliebtheit und nicht zuletzt der Geschicklichkeit des Auktionators.

Es ist interessant, die Ergebnisse zweier Berliner Auktionen zu vergleichen, die die gleichen Bücher aufwiesen. 71 Werke, die auf der Auktion Knoblauch bei Breslauer vertreten waren, wurden auch auf der Auktion Baron Schey bei Graupe im Oktober 1925 versteigert. Eine Vergleichung der Preise zeigt, daß 19 Nummern der Sammlung Knoblauch höhere Preise erzielten als die gleichen Werke aus dem Besitz des Barons Schey; daß aber 52 Nummern dieser Sammlung höher bezahlt wurden als die gleichen Werke bei Breslauer. Insgesamt brachten die 71 gleichen Nummern in der Auktion Knoblauch 9848 M., in der Auktion Schey aber 14 770 M., also fast die Hälfte mehr. Zu berücksichtigen bei dieser Spanne ist noch, daß trotzdem die Exemplare der Sammlung Knoblauch zum größten Teil erheblich schöner waren und auch wertvollere Einbände aufwiesen als die der Bibliothek Schey.

Auktionskalender.

- | | |
|--|--|
| 1. Juni: Frankfurt a. M., Rud. Bangel, Gemälde alter Meister. | 7.—9. Juni: Luzern, Eilhofer & Rauschburg, Kupferstiche, Radierungen, Lithographien. |
| 1. Juni: Berlin, Lepke, Gemälde alter Meister. | 8. Juni: München, Helbing, Kunstgewerbe (Nachlaß Weßner-St. Gallen). |
| 1. u. 2. Juni: Köln, Lempertz, Münzensammlung Vleuten-Bonn. II. Teil. Mittelalter und Neuzeit. | 8.—9. Juni: Köln, Lempertz, Handzeichnungen, Kupferstiche. |



Picasso

Litho

MARGINALIEN

Poiret

Von *Jeanne Bailhache*

Poiret ist in Berlin. Poiret . . . Erwecker, Beschwörer der Schönheit.

Poiret, der große Schöpfer: sein ungeheures Talent, seine ständig sich erneuernde Phantasie, sein organisatorisches Genie: unerschöpfliches Thema, Märchen aus Tausendundeiner Nacht. In seinen Salons drängte sich das „Tout Paris“ der Jahre von 1910 bis 1914, um seine Modelle zu sehen, die von den ersten und schönsten Mannequins vorgeführt wurden, und um an jenen glänzenden Festen teilzunehmen, die er in seiner prächtigen Wohnung veranstaltete: einem entzückenden Bau aus dem achtzehnten Jahrhundert, der zugleich Zentrum des modernen Geschmacks war. Noch heute spricht man von dem Glanz dieser Empfänge, von dem ausschweifenden Luxus, Atmosphäre von Eleganz, Raffinement und Kühnheit (denn Poiret wagt alles). Letzte Zuckungen einer heute verschwundenen Gesellschaft . . .

Schon damals lanciert Poiret die Mode des Goldes und des Silbers: die Frauen sind in goldene und silberne Stoffe gehüllt, die Wände damit bespannt. Es ist ein einziges Rieseln und Blitzen.

Neuschöpfung. Pracht. Phantasie.

Poiret wirkt Richtung gebend, führend. Er macht alles. Er ist überall zu gleicher Zeit: alles ist ein einziger, großer Wirbel. Er schafft das Korsett ab, die Jupons; er verhüllt die Büste, entblößt den Rücken, in einem Wort, er schafft eine Umformung der Linie: die von ihm angezogene Frau ist niemals ein Kleiderständer, sondern bleibt eine Frau.

Er läßt Gewebe aus Gold und Silber herstellen, er schafft Zusammenstellungen von Farben, die bisher als unvereinbar galten, er bestickt und be-

druckt Stoffe mit unwahrscheinlichen Mustern. Und immer entsteht daraus eine vollkommene Harmonie.

Er begnügt sich nicht damit, die Frau zu kleiden: er träumt davon, sie in einen Rahmen zu stellen, der mit ihrer Schönheit harmoniert.

Und das ist nicht sein kleinstes Verdienst: nachdem er die moderne Frau geschaffen hat, gibt er ihr einen modernen Rahmen.

Warum gibt es immer noch so viele elegante Frauen, die es zufrieden sind, in einem Milieu von veraltetem Trödelkram zu leben: unverständlicher Anachronismus, unverzeihlicher Irrtum, ungeheuerste Sünde wider ihre Schönheit . . .

Poiret komponiert Interieurs: aus Gold, aus Silber, aus schwarzem Sammet. Niedrige Möbel aus kostbaren Hölzern oder in lebhaften Farben lackiert, tiefe Divans, weiche, mannigfaltige Kissen . . . und alles in UeberEinstimmung mit der Aesthetik der Frau des zwanzigsten Jahrhunderts.

Auch im Theater herrscht Poiret: er macht Dekorationen.

Und um sein Werk zu vollenden, *erfindet* er neue Parfüms: nach dem Rausch des Auges gibt er uns in höchster Ueberfeinerung den Rausch der Geruchsnerve . . .

Um seine Kinder zu taufen — die Toiletten wie die Parfüms —, erfindet er noch nie dagewesene Namen: immer wieder neue Ideen . . .

Seine Reisen: ganz Europa durchquert er im Automobil, alle großen Hauptstädte besucht er. Sein Aufenthalt in Rußland wird zur Apotheose. Der ganze Hof liegt ihm zu Füßen; die Großfürsten entführen ihm seine Mannequins.

Er geht nach den Vereinigten Staaten. Triumphe überall; er ist der große Meister; die schönsten, die berühmtesten, die reichsten Frauen streiten sich um die Ehre, sein Talent zu inspirieren.

Heute hat Poiret sich am Rond Point des Champs Elysées, „dem Nabel der Welt“, niedergelassen. Er hat seine Reisen durch die Welt wieder aufgenommen. Jetzt ist er in Berlin . . .

Poiret ist großzügig, seltene Eigenschaft für einen Franzosen, Zeichen des Genies . . .

Romantizismus und Modernismus bekämpfen sich in ihm, suchen sich, verschlingen sich in ihren Wünschen, und gerade das ist es, was seinen Zauber ausmacht: er ist der Schöpfer der modernen Frau, man kann ihm also nicht den Vorwurf der Rückständigkeit machen; aber dennoch lebt in ihm gerade genügend Romantik und Sensibilität, um zu wollen, daß die Frau „Frau“ bleibe. Modern, ja — aber Frau.

Poiret ist ein Mensch von Kultur und Tradition. Er besitzt im höchsten Grade den Sinn für die Linie, das Genie der Farbe, von der er mit einer vor nichts zurückschreckenden Kühnheit und zugleich mit dem Takt des überfeinerten Menschen Gebrauch macht. Sein Talent zeigt ein mannigfaltiges Gesicht; er ist ein großer Künstler, und er wird uns noch vieles zu sagen haben: er ist der Diktator der Frau und ihr Diener, ihr Gott und ihr Sklave.

(Deutsch von B. Beßmertny)

Lieber Herr Bach:

Hilft mir Ihnen einen Brief in Berlin
betreffend Ihr Lieb und Ihr in Wien zu
wünschen. Ich bin ein großer Verehrer
Ihrer Werke und würde mich freuen, wenn
Sie mir einen Brief schreiben könnten, in dem
Sie mir mitteilen, ob Sie sich für mich
interessieren. Ich würde mich sehr freuen,
wenn Sie mir einen Brief schreiben könnten,
in dem Sie mir mitteilen, ob Sie sich für mich
interessieren.

Richard Strauss.

Mit sehr freundlichen Grüßen
Ihrer
Regler

13 27 Zinken neuer Fackel

AUS DEM ARCHIV
RUD. IBACH SOHN
BARMEN

HANDSCHRIFTEN BEDEUTENDER MUSIKER

Also, lieber Herr Bach,
und die Verehrung meiner
großen Verehrer durch
die Verehrer Ihrer
ausgezeichneten Werke!
Mit freundlichen Grüßen
Ihrer

27 April 1880. ^{angenehm}
Viele Grüße
Richard Strauss
Postfach Neapel

Sehr geehrter Herr,
Einen der vorzüglichsten
Fackel Flügel in meiner
Wohnung in Baden
Vorjüfunden. War mir
eine sehr angenehme
Überraschung.
Besten Dank dafür,
und auch für das
Fackel Piano, welches
sich in der Weimarer
Hofgärtnerei glänzend
bewährt

31. Juni, 88. ^{Freundlichkeit}
Weimar. F. Liszt

Alt-Lübeck

1) Ordre

Demnach E. Hochw. Raht der Kayserl. Freyen Reichs-Stadt Lübeck wahrgenommen / daß bey diesen gefährlichen Läuften / da die Contagion sich immer mehr und mehr ausbreitet / auff die Reisende / auch sonst in dieser Stadt ab- und zugehende Personen / mehr als jemahls Achtung zu geben nöthig / und derowegen resolviret / nunmehr die Pässe und Bäume an denen Landwehren vor allen Thören mit Milice und Wachten zu besetzen / auch auff alle und jede Personen / wie in dem am 8. Sept. vorigen 1712ten Jahrs publicirtem und überall affigirtem Edicto mit mehrerm delineiret / gantz genaue Achtung geben zu lassen. Als ist denen zu solchen Postirungen Verordneten hiemit folgende Ordre beygeleget:

Soll ein jeder Unter-Officirer und Gefreyter seinen ihm anvertrauten Post allen Fleisses in Acht nehmen / zu dem Ende selbst sich aller Nüchternheit befleißigen / und dahin sehen / daß die unter seinem *Commando* stehende Gemeine / auch die an etlichen Orten an den Paß geordnete Bürger und Land-*Milice* den Trunck meiden / und sich alles Streits so wol unter sich selbst / als mit andern enthalten; solte jemand dagegen thun / und sich seinem *Commando*, auch seiner Ermahnung widersetzen / hat er Macht denselben so fort in *Arrest* zu nehmen / und es an den Ober-Officirer im nechsten Thor zu berichten / welcher davon weiter *referiren* / und die nöthige *Ordre* einholen wird.

Die Schild-Wache soll er von denen ihm zugegebenen Soldaten / an den Pässen / wo keine Bürger und Land-*Milice* ist / und wo diese sich findet / von derselben allemahl an den Baum stehen haben / damit er so fort *allart* seyn könne; Wie er dann auch so Tags als Nachts / insonderheit Morgens und Abends / durch die Soldaten *patrouilliren* lassen muß / um Achtung zu geben / damit sich niemand ohne Paß / vielweniger ein Bettler / Landstreicher / Jude / Zigeuner / u. dergl. in die Landwehr einschleiche. Sollte sich dergleichen auffgeben / hat er wie in dem gedruckten *Edict delineiret* zu verfahren.

Die Pässe soll er mit allem Fleiß *examinieren* / und die Reisende nach der denen Thorschreibern vorgeschriebenen gedruckten Verordnung genau / jedoch mit aller Höflichkeit / *examiniren* / auch darauff den Paß solcher Gestalt unterschreiben:

Pass, biß ans Thor
den

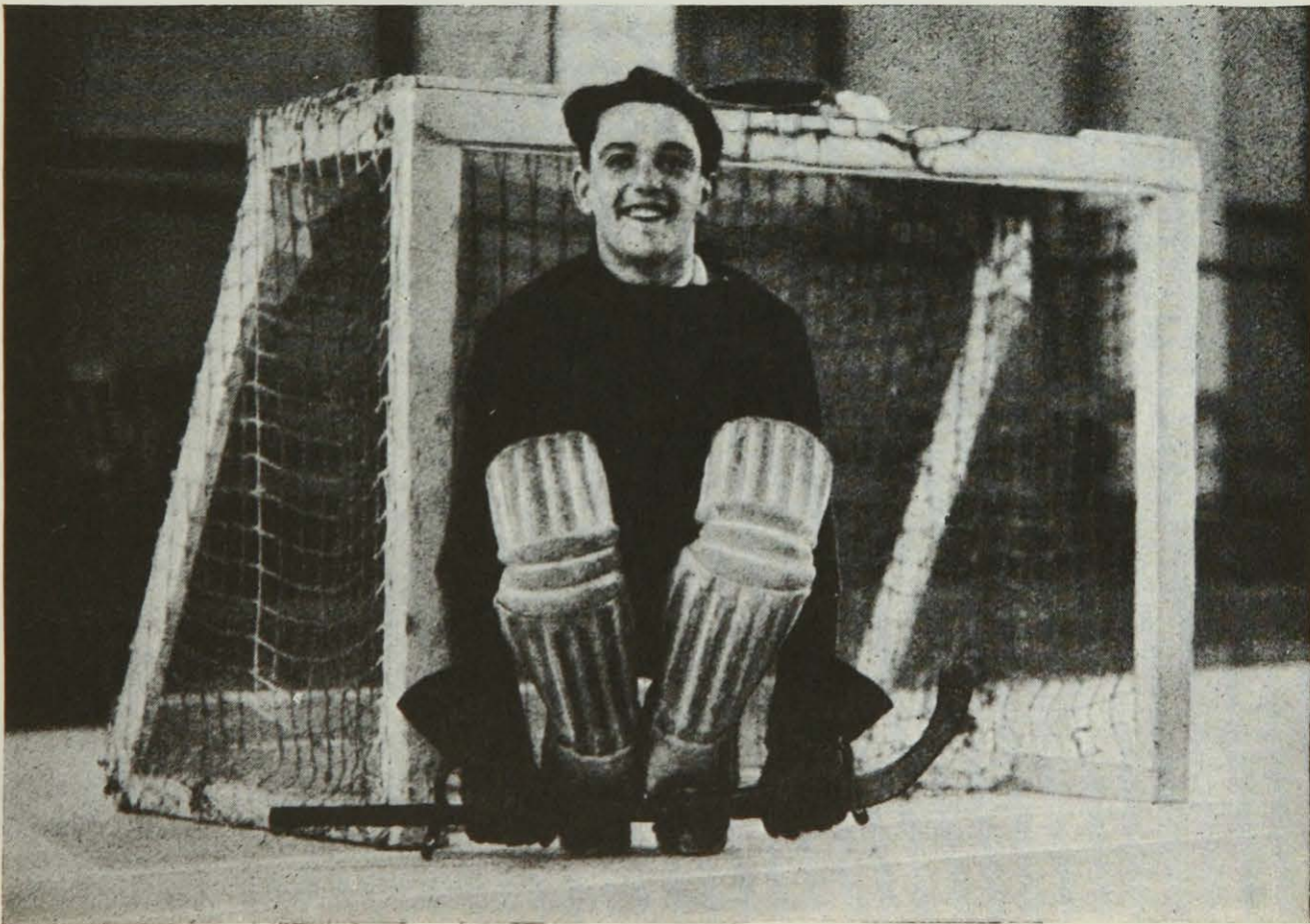
Anno

Uebrigens hat der Unter-Officirer und Gefreyter / wie auch die Wachten sich nach dem gedrucktem und überall affigirtem *Edict* zu achten / auch die Reisende allenfalls darnach anzuweisen / und sich überall so auffzuführen / wie es von sorgfältigen Unter-Officirern und Wachthaltenden Personen erfordert wird. Urkundlich ist diese *Ordre* unter dieser Stadt-*Signet publiciret*. Lübeck / den 24. *Novembr. Anno 1710.* * *renovat.* den 15. *Sept. Anno 1713.*



Englische Matrosen: Reserve hat Ruhe

Fox Photo



Der deutsche Torwächter Modes bei den internationalen Hockey-Wettspielen
in London

Graphic Photo Union



Reitkamele, weiß und leicht gebaut, die am Tag über 150 km zurücklegen



Wide World Photo
Der „Habicht“, eines der schnellsten Flugzeuge der amerikanischen Luftflotte



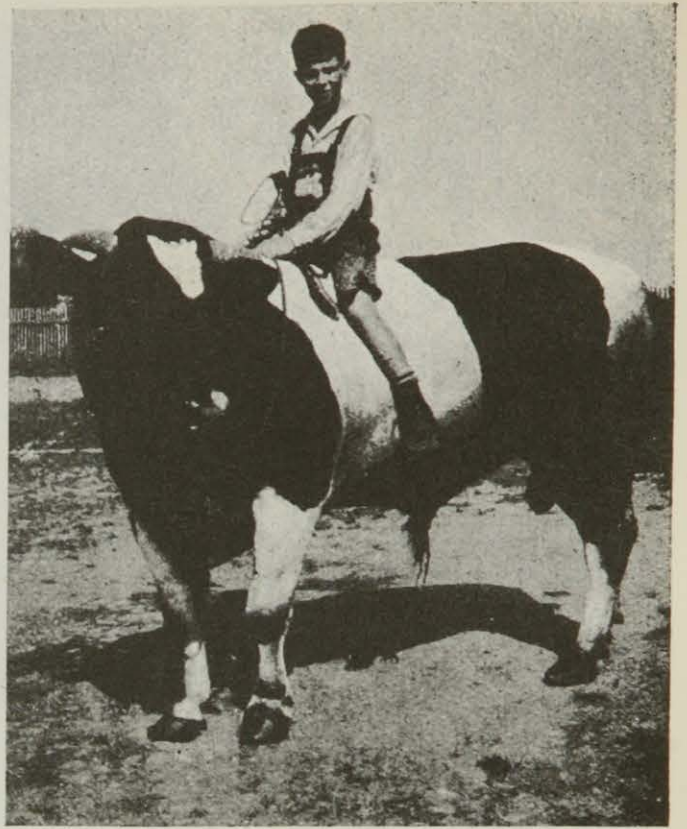
Erna Pinner



Die ungarische Tänzerin Edith Mezey



Zweijährige holländische Kuh von der Zucht
des Barons Sillevs-Hilden



Dodo auf dem dreijährigen ostfriesischen
Bullen von Watzlow



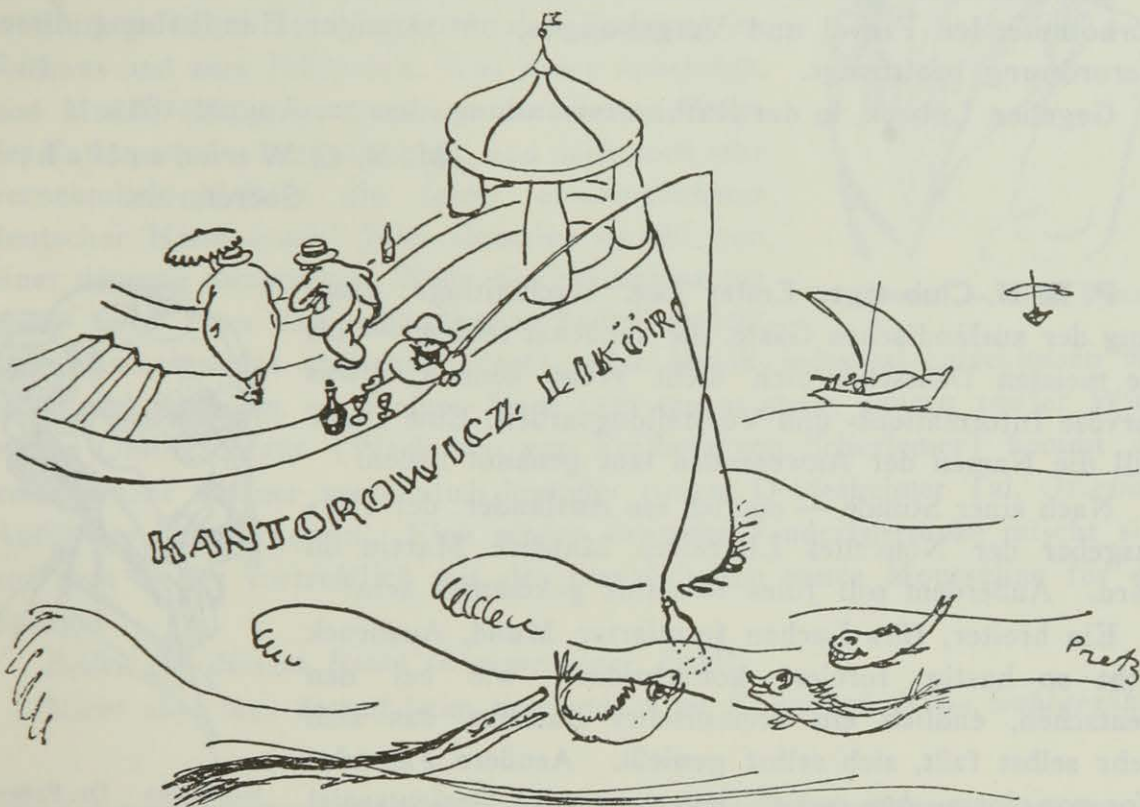
Miss Aileen Riggen, Weltmeisterin im Kunstspringen, beim Kälberfüttern auf einer
amerikanischen Versuchsfarm

Wide World Photo

2) Verordnung,
die Bestrafung ruhestörender Gassenfrevel betreffend.

In Folge der in letzter Zeit wiederholt vorgekommenen Störungen der öffentlichen Ruhe durch frevelhaften Unfug auf den Gassen, findet Ein Hochedler Rath Sich veranlaßt, über die Bestrafung solcher Frevel Folgendes zu verordnen und bekannt zu machen:

1) Ruhestörungen auf den Gassen durch Zusammenrottirungen, durch Zertrümmern von Laternen, durch Einwerfen von Fensterscheiben oder sonstige Beschädigungen der Häuser, thätliche Widersetzlichkeiten gegen die mit Aufrechthaltung der Ordnung beauftragte Polizei- und Militairgewalt,



oder andere die öffentliche Sicherheit gefährdende Unternehmungen, sind an den Frevlern durch strenge Gefängnißstrafen, allenfalls geschärft mit körperlicher Züchtigung, auch den Umständen nach durch Zucht- oder Spinnhausstrafe zu ahnden.

2) Anstifter und Anführer solcher Frevel sind mit wenigstens einjähriger Zucht- oder Spinnhausstrafe zu belegen.

3) Auch jegliche Begünstigung solcher Ruhestörungen, wohin namentlich Ungehorsam gegen die Weisungen der Polizei- und Militairgewalt, so wie Verhöhnung derselben, selbst auch müßiges Zuschauen zu rechnen sind, ist mit verhältnißmäßigem Gefängniß oder mit körperlicher Züchtigung zu bestrafen.

4) Mit gleichen Strafen sind zu belegen Lehrlinge, Handlungs- und Gewerbs-Gehülfen, Knaben und Dienstboten, welche das obrigkeitliche Verbot,

Abends nach einer bestimmten Stunde auf den Gassen und öffentlichen Plätzen sich antreffen zu lassen, übertreten, ohne sich deshalb genügend rechtfertigen zu können. Bis auf weitere Bekanntmachung der Polizei-Direction wird solche Zeit auf acht Uhr Abends festgesetzt.

5) Jeglicher Schaden, welcher durch frevelhaften Gassenunfug der bezeichneten Art verursacht wird, ist durch die Urheber vollständig zu ersetzen und haftet jeder Theilnehmer für den Ersatz des gesammten Schadens; nicht minder sind Aeltern, Lehr- oder Dienstherrn und sonstige Vorgesetzte, welche durch mangelhafte Aufsicht über ihre Kinder und Untergebene oder auf sonstige Weise die Begehung des Unfugs mit verschuldet haben, für die Leistung des Schadensersatzes aus eigenen Mitteln verantwortlich.

Die Gerichte und die Polizei-Direction sind, nach Beschaffenheit der vorkommenden Frevel und Vergehungen, mit strenger Handhabung dieser Verordnung beauftragt.

Gegeben Lübeck, in der Rathsversammlung, den 12. August 1843.

M. N. C. Wunderlich,
Secretarius.

P. E. N.-Club tagt. Erster Tag. Nachmittags: Empfang der ausländischen Gäste, die zunächst fehlen. — Da die meisten Deutschen sich nicht recht kennen, etwas nervöse Informations- und Vorstellungsarbeit. Eine Dame will die Namen der Anwesenden laut genannt haben.

Nach einer Stunde — endlich *ein* Ausländer: der Herausgeber der *Nouvelles Littéraires* Maurice Martin du Gard. Außerdem soll Jules Romains gekommen sein!

Ein breiter, fürs Lachen formierter Mund, Ausdruck nicht so hastig forciert konventionell wie bei den Deutschen, endlich ein romanisches Lächeln, das sich mehr selbst faßt, sich selbst genießt. Aeußere Fassade: Was von einem „*bon copin*“ (bon camarade), Gesichtsspiel lebhaft wechselnd, zwischen melancholischem Picasso-Harlekin und einem lachenden Callot. Er scheint am eigenen Mienenspiel zu wachsen, sein Kopf wird sichtlich größer! Um ihn herum deutsche Bärte, deutsche markante Posen.

Nach kurzer Labung (Tee, Zigaretten, Likör) schwirren die Geister ordentlich gegeneinander. Man knäult sich stehend in der Saalmitte zusammen.

Jetzt sind Vertreter des Auslands da: England, Vereinigte Staaten, Oesterreich, Holland, Dänemark, Norwegen, Schweden usw. Stimmung sehr angeregt, der Mann mit der Glocke, der dies konstatiert, stellt, da der Abend noch verfügbar, den Empfangssaal zum Abendessen frei. *Reden werden keine gehalten.*

Tags darauf: 1. Konstitution des Obersten Internationalen Ausschusses und seiner Tätigkeit. Galsworthy einstimmig gewählt. Setzt sich an den Präsidententisch, seine Haltung englisch, sportliche Ruhe läßt den zweiten Vorsitzenden neben ihm noch kribbeliger erscheinen.



Großmann Dr. Federn

Zweiter Punkt. Dieser beginnt sofort der Hauptpunkt zu werden.

Herantreten an einen Stiftungsfond zur finanziellen Besserung der Basis des Clubs. Debatte wird äußerst lebhaft. Das Fell des Bären wird vor Erlegung schon *gründlich* verteilt. Auch den kleinen Grüppchen *könnte* Reise dadurch ermöglicht werden. Jules Romains, der das Reisebillettt etwas teuer findet, ist sehr dafür.

Dann kommt eine neue erschwerende Aufnahmebedingung. Wem Aneignung oder Nachdruck fremden geistigen Eigentums nachgewiesen wird, ist nicht aufzunehmen. Aber auch gerechterweise (nach Antrag einer Dame) ist jeder der jetzigen Mitglieder, der einem anderen „abschrieb“, auszuweisen.

Mittags ladet der Magistrat zum Empfang im Rathaus und zum Frühstück. Was Essen anbelangt, und Musik, (die ganz oben von der vierten Etage des Rathaussaales herunterspielt, und doch noch sehr vernehmlich bleibt): ein fester eindringlichster deutscher Händedruck! Jules Romains spricht von einer *dépeuse somptueuse*. Wenn die Fühlungnahme enger wird (von den ausländischen Reden spricht Jules Romains das erlösende Wort), setzt Musik jedesmal entschlossen und nachdrücklichst ein. — Weine: Nach dem ersten etwas sauren 1923er Winterer Ohlingsberger (Wachstum von Freiherr von Schorlemer) kommt ein zweiter sehr schöner versöhnlich lösender 1921er Deidesheimer Tal, Original-Abfüllung Winzerverein. Eine schöne deutsche Rinderfilettunke mischt sich auf dem Teller vortrefflich mit der französischen sauce Mousseline für die Spargel.



Großmann Jules Romains

Reden bei diesem Essen in gemessener Zahl!

Nicht aber tags darauf beim Festbankett im Kaiserhof. *Neun wohlgezählte*



JACK LONDON

Die ganze Welt liest ihn in atemloser Spannung!
Auch Sie kommen nicht mehr um ihn herum!

Soeben erschien: *Leinen M 7.—*

DER SEEWOLF

Ein Abenteuerroman voll unerhörten Geschehens,
geschildert mit hinreißendem Schwung.

Jack London kommt nicht vom Schreibtisch, sondern tritt als Schriftsteller mitten aus einem des Grauens nicht ermangelnden Existenzkampf heraus. Daher seine beängstigende Wirkung, daher

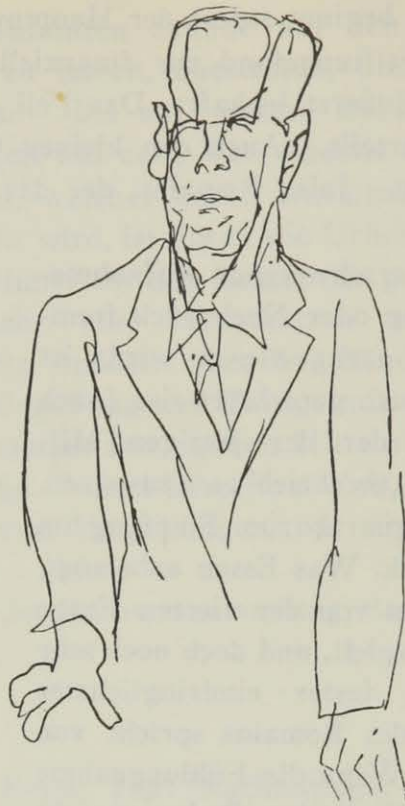
der Welterfolg, der ihm beschieden war! (Neues Wiener Tagblatt). Wer Jack London gelesen hat, hat Blut geleckt und verlangt nach mehr! (Frankfurter Zeitung).

Fragen Sie Ihren Buchhändler nach den früher erschienenen Bänden!

Universitas Deutsche Verlagsaktiengesellschaft · Berlin W 50

Redner sind angekündigt (darunter eine Dame, Karin Michaelis). Auf der Speisekarte steht zwar begütigend: Tischreden seien im voraus „vergeben“, trotzdem: Stockung in der Speisefolge, Filet etwas hart.

Man spricht viel, sehr viel vom „Geist“ und vom Uebersinnlichen, die Brücken schlagen und verbinden, einige Damen ziehen fröstelnd ihren Mantelumwurf über die nackten Schultern. Einige ausländische



Großmann

Galsworthy

Redner bringen dem „deutschen Geist der Schwere“ eine etwas leichtere graziösere Note, dem geboten wird.

A. Kerr, den man plötzlich in vorgerückter Stunde zwischen den Tischen des Hauptsaaes still und ohne Musik mit einer etwas kleinen Dame dahin walzen sieht, und Jules Romains, dessen abwechslungsreiches pfiffiges Mienspiel den letzten Höhepunkt erreicht.

Marie Zabler.

Der Aufsatz „Reine Körperformen“ von Klara Heydt erscheint in erweiterter Form demnächst als Broschüre.

Berichtigung. Das Clubhaus des Golf- und Landclubs Berlin-Wannsee (D. 362) ist nicht, wie irrtümlich angegeben, von Ludwig, sondern in bezug auf Architektur und Inneneinrichtung von Karl Hoffmann, Dipl.-Ing., Reg.-Baumeister, hergestellt.

Wien — Berlin

Von Hans Reimann.

Vortrag verboten!

Wien-Berlin, Donau-Spree. Hier heißt's „Naa!“, hier heißt's „Nee!“.
 „Magnifique!“ sagt der Franzmann, London sagt „Beautifully!“;
 In Berlin ist man knorke, und in Wien ist man dulli.

„Ganz Gehauter!“ sagt der Wiener — in Berlin sagt man „doof“;
 Die in Wien sagen „drahn“ — der Berliner sagt „Schwoof“;
 „Franz von Bayros“ sagt der Wiener — der Berliner sagt „Zille“;
 Die in Wien san b'suffa — in Berlin ist man knille.

„Beißl“ sagt der Wiener — der Berliner sagt „Budike“;
 „Gut g'stöllt“ sagt der Wiener — der Berliner sagt „schnieke“;
 „Staad bist!“ sagt der Wiener — der Berliner sagt „Stieke!“;
 „Fritzi“ hoßt's in Wean — in Berlin heeßt se „Rieke“.

Bindfaden nennt der Preuße den Wiener Spagat;
Aß ist das Nämliche wie in Wien der Pagad;
Der Berliner sagt „Braute“ — und der Wiener sagt „Gschpusi“;
„Musike“ sagt der Preiß — und der Wiener sagt „Muhsi“.

In Berlin heißt's „Knecht Ruprecht“ — und in Wien ist's der „Krampus“;
Der Berliner pichelt Weiße — und in Wien gibt's an Schampus;
In Berlin macht man Zicken — und in Wien „Spompanadln“;
In Berlin haste „Meechens“ — und in Wien hat es Madeln.

In Berlin ist Kempinski — die in Wien ham „Meißl & Schadn!“;
In Berlin heißt's „Faula Kopp!“ — und in Wien heißt's „Eier Gnad'n!“;
Die Tapetenflunder des Berliners ist in Wien a kloans Wanzl;
Und dem Fridericus entspricht unsa guata Kaisa Franzl.

Der Berliner sagt „Einschreim!“ zum rekommadierten Brieferl;
Der Berliner sagt „Schornalist“ — und in Wien heißt es „Schlieferl“;
„Menschenskind!“ in Berlin wird beim Wiener zum „Bruada“;
Generaldirektor in Berlin ist in Wien a bleeds Luada.

Dulli liegt an der Donau — und Knorke liegt an der Panke;
„Ja natierli!“ sagt der Wiener — der Berliner sagt „Keen Jedanke!“;
„Mordshetz“ sagt der Wiener — der Berliner sagt Radau;
„Pumperlg'sund ist der Wiener — der Berliner ist k. v.

„Liabs Herzerl!“ sagt der Wiener — der Berliner sagt „Aas!;
Der Berliner sagt „Klamotten“ — und der Wiener sagt „Gschnas“;
„Mezzanin“ sagt der Wiener — der Berliner sagt „Beletage“;
„Alexanderplatz“ in Berlin heißt in Wien „Miamahsch!“

Die Wiener heißen Wokurka, Pollatschek, Gerstl, Przybilla;
In Berlin heißt man Meyer II oder Kulicke oder Mülla;
„Du Fallot!“ sagt der Wiener — in Berlin wird man Schurke;
Alle Wiener sind dulli — der Berliner ist knurke.

„Narrisch ist der Wiener — und plemplemm der Berliner;
Orje aus Neukölln ist ein Schurl für den Wiener;
In Berlin heißt's „Pilsator“ — und in Wien „Schale Nuß“;
Voller Höflichkeit ist der Wiener — der Berliner sagt „Stuß!“

„Lüngerl“ sagt der Wiener — der Berliner sagt „Plautze“;
„Goscherl“ sagt der Wiener — der Berliner sagt „Schnauze“;
Dritte Sorte raucht der Wiener — der Berliner qualmt Manulli;
Der Berliner ist knorke — und der Wiener ist dulli.

Wien ist ein Apfelstrudel — Berliner Eichen haben Borke.
Wien ist ein Stück Paris — und Berlin ist New-Yorke.
Mag der Wiener dulli sein — der Berliner bleibt knorke!

Mein Lübeck

Von *Emanuel Geibel*.

Nun kehrt zurück die Schwalbe
Der langen Irrfahrt satt;
Sei mir gegrüßt, mein Lübeck,
Geliebte Vaterstadt!

Wie liegst du vor mir prächtig
Im Frühlingssonnenschein
Mit deinen Türmen und Toren
Und schlanken Giebelreih'n;

Mit deinen blühenden Wällen
Voll Nachtigallengesang,
Mit deinen Masten und Wimpeln
Den blauen Fluß entlang!

Und über die Giebel und Wälle
Und über den Fluß dahin
Wogt festlich das Geläute
Der Glocken von Sankt Marie'n.

So klang's mit Himmelsmahnung
Um meine Wiege schon;
Erinn'ungstrunken lausch' ich
Dem tiefen Feierton.

Da schmilzt in Friedensschauern
Was stürmisch mich bewegt,
Wie einst, wenn mir die Mutter
Die Hand auf's Haupt gelegt.

Und schöner nur durch Tränen
Erblick' ich Fluß und Tal —
O Heimat, süße Heimat,
Gegrüßt sei tausendmal!

Akademie der Künste (Sektion Dichtkunst). Unsereins blickt neiderfüllt schon seit Jahren in das Lager der Politik, wo der Stoff für klobige Kämpfe, wo den Regisseuren, den Spielern und Schreibern die Gelegenheit zu prächtigen Tiraden nicht ausgeht. Man erblaßte vollends, als in den ersten Augenblick treibender Ruhe strudelnd die Flaggenfrage fuhr. Sich da herauszustrampeln, Einigkeit predigend und den Charakter, von seinem Standpunkt keinen Zoll abzulassen, war Anlaß, öffentliches Leben zum Schlager zu machen.

Kultusminister Becker, dem wir schon einmal im Fall der Staatsoper dafür zu danken hatten, einen frischen, ungezwungenen Ton in der Hergebrachtheit des Kunstlebens angestimmt zu haben, hat nunmehr eine Situation enthüllt, die aufzudecken ein dunkel-neuerungssüchtiges Gemüt nicht länger ertragen konnte und uns mit einem Schlage den beneideten, ruhmbedeckten Politikern ebenbürtig an die Seite treten läßt.

In Zeiten sachlicher Wertung war neben den Abteilungen für Musik und Malerei die Schaffung der Sektion Dichtkunst an der Akademie der Künste nicht mehr aufzuhalten.

Ein Rauschen geht durch den deutschen Dichterwald. Die knorrigen und die morschen, die jungen saftigen und die im Blütenalter angeknacksten Stämme recken, strecken, biegen sich und knarren.

K L A S S I K E R
D E R
Erotischen Literatur

Herausgegeben von WALTHER PETRY

In dieser Sammlung sind die hervorragendsten Erotika aller Zeiten, die im Buchhandel völlig vergriffen oder nur noch in teuren Liebhaber-Ausgaben zu erhalten sind, enthalten. Entscheidend bei der Auswahl war einzig und allein, ob das betreffende Werk einen so hervorragenden Wert besitzt und von solch innerer Lebendigkeit ist, daß die Lektüre noch heute für ein breites Publikum von größtem Interesse ist.



BAND I

DENIS DIDEROT
DIE NONNE

BAND II

PETRONIUS
BEGEBENHEITEN DES ENKOLP

BAND III

PIETRO ARETINO
ITALIÄNISCHER HURENSPIEGEL
FERRANTE PALLAVICINO
DER GEPLÜNDERTE POSTREUTER

BAND IV

ALTITALIENISCHE LIEBESNOVELLEN

BAND V

CRÉBILLON DER JÜNGERE
TANZAI UND NEADARNE
ODER
DER SCHAUMLÖFFEL

Jeder Band in Pappe Mark 6.—, in Halbleder Mark 9.—

VERLAG DIE SCHMIEDE / BERLIN W

Beckerseits wurden ernannt und nahmen an: Gerhart Hauptmann (der inzwischen wieder abgelehnt hat), Thomas Mann, Arno Holz, Ludwig Fulda, Hermann Stehr. Ihnen liegt ob, sieben weitere Mitglieder zu wählen, die die deutsche Dichtkunst restlos repräsentieren. Stimmenmehrheit entscheidet. Nachdem der einzige bisher, der sie auf sich vereinigen konnte, Stefan George, durch Mittelsmann ablehnte, teilen wir die Sorgen der Fünf.

Nicht in Frage kommen: Halbe, um ihn in den Vorbereitungen zu seinem 65. Geburtstag nicht zu stören, Sudermann glatt wegen Presse.

Der Tscheche Rilke, der Schweizer Sternheim (ein plausibler Grund), die Oesterreicher Hofmannsthal, Wassermann, Schnitzler, Werfel, der Italiener Däubler.

Weil Journalismus getrieben: Schmidtbonn, Eulenberg, Hirschfeld.

Weil Kaufmann geworden: Vollmöller.

Weil kein Kaufmann: Georg Kaiser.

Wegen zu hoher Auflagen: Bonsels, Kellermann, H. H. Ewers.

Wegen zu niedriger Auflagen: Gottfried Benn, Else Lasker-Schüler.

Wegen Garderobe: Brecht (Lederjoppe), Klabund (Mütze).

Wegen schlechten Benehmens trotz guter Garderobe: Bronnen, Döblin.

Weil Stehr nicht zu unterbieten: Josef Ponten, Wilhelm Schäfer.

Rehfisch, Zuckmayer, Barlach und Hasenclever kämen in Frage, wenn aus ihnen eine Person zu formen wäre. Zudem sind sie rassenmäßig halb und halb, so, daß eine klare Konzession nicht gemacht werden kann. Da ein Präsidentenposten nicht vergeben wird, schaltet F. v. Unruh aus.

Es bleiben Gabriele Reuter, Ricarda Huch.

Die Hoffnung auch, daß aus Arno Holzens Dichterschule, die er mit Unterstützung des Staates errichten wird, ein neues Geschlecht aufwächst, das zum Eintritt in die Akademie von selbst prädestiniert ist. Die Reihenfolge entscheidet der Klassensitz.

Wilhelm Bernhard.

Madonna di Taormina

Madonna di Taormina, du süßestes Weib,
Du stehst nicht allein mit geschundenem Leib
Und gebrochenem Herzen und so wehem Mund,
Und warst so fröhlich und warst so gesund!

Wir Frauen sind alle wie du gewesen,
Wir wollten alle durch Liebe genesen,
Wir wollten alle erfassen die Stunden,
Die später uns grausam zusammengebunden,
Und die uns dann lehrten, daß nichts der Fülle wert war,
Durch die uns schließlich das Kind gebar;
Das Kind, das aus unserm heißen Schoße
Sich ziehen wird die heitern und dunkeln Lose,
Das jetzt noch erstaunt die Welt anschaut,
Doch bald sich selber sein Leben baut.

Wir Frauen, eine Kette von wunden Gliedern wir sind.
Das Wunder der Menschwerdung nur der in uns find',
Der liebend sich nahet, mit zarter Hand,
Um keusch zu berühren der Seele Gewand;
Einem Heiland gleich muß der Edelmann sein,
Der in den Himmel uns führet ein,
Wo nur der Seelen Lieben gebunden,
Wo göttliche Ruhe heilet die Wunden,
Die dir, Maria, und uns geschlagen
Der Jugend Hoffnung, der Jugend Wagen.
Sei du uns Frauen, Madonna, du Feine,
Die Trösterin mild, bis komme der eine. *Katharina v. Oheimb.*

Einst am Anfang

Von *Hermann Stehr*, Mitglied der neuen Dichter-Akademie

Da warf ich um die hölzerne Bank,
auf der ich gehockt so jahrelang.
Ich wurde ein töricht verlorener Mann
und hörte auf niemand und lief hindann.

Wie ich die Beine so hob und hieb,
rief ich im Rennen: „Wer hat mich lieb?
Wer wagt mit mir den steilen Lauf?
Dort draußen steht ja der Himmel auf!“

Gar viele hörten, doch keiner sprang
mir nach in frei berauschem Gang.
„Bleibt alle nur, wo ihr seid, zurück.
Es soll mich begleiten allein mein Glück.“

„Was ich erringe, sei ganz auch mein,
und was mich drückt, nur m e i n e Pein.
Ich habe gar wenig und habe gar viel:
Meinen Mut, meinen Glauben, mein Saitenspiel.“

ORBIS TERRARUM / Die Länder der Erde im Bilde

Dies Werk, das im Verlag Ernst Wasmuth, Berlin, erscheint, sollten Sie abonnieren. Es birgt eine unschätzbare Fülle der Anregung und Belehrung. Jeder Band erschließt ein anderes Land der Erde. zeigt es in der ganzen Fülle seiner Schönheit und seines Reichtums: das Leben, die Landschaft und die Baukunst. Wollen Sie die Welt kennen, füllen Sie noch heute untenstehenden Bestellschein aus.

Vier Reisen im Jahr nur M 8.— monatlich für 4 Bände, die einzeln je M 26.— kosten

Dieses Jahr führt Sie der ORBIS TERRARUM nach *Canada*, einem Lande der Zukunft. *Jugoslawien* mit *Mazedonien* und der *Dalmatinischen Küste*, nach *England*, *Schottland*, *Irland* sowie nach *Frankreich*.

An die Buchhandlung von **GEORG KOSSACK, BERLIN, MARKGRAFENSTRASSE 31**
Ich abonniere den ORBIS TERRARUM für 1926 gegen monatliche Zahlung von Mark 8.—

Name:

Adresse:

Ausschneiden und unfrankiert als Drucksache senden

Südsee-Schnitzereien (bei Flechtheim). Diese Plastik ist ein Rätsel und das Dokument einer alten Wahrheit. Sie enthält die seltsamsten Gebilde aus dem ganzen Bereiche der naturvölkischen Kunst. Die verwickeltesten Figurationen sind ihr lieb, die jemals das Gehirn eines Schnitzers erfunden, erträumt hat: Mensch und Fisch und Vogel verzahnt sich, verschraubt sich, durchdringt sich wechselweise mit der frappantesten Verwandtschaftlichkeit ihres Wesens. Das Vielerlei der Naturerscheinungen verflucht sich vor unseren Augen zu einem Wesen, dem das Stabile des Menschen, das Schlüpfrig-Glatte des Fisches, das Beschwingte des Vogels mit fast gleicher Stärke innewohnt — freilich mit einer Abgewogenheit, die nur auf den ersten Blick gültig ist, denn immer wieder kehrt das Auge, betroffen und fasziniert, zu den dunklen, übermächtigen Gesichtern zurück, die auf der Höhe des Aufbaus thronen oder wie ein Atlas ihn tragen.

Andere, weniger rebushafte Formgebilde stellen die mächtigen Figuren idealisierter Ahnen hin: gewaltig in der Fülle ihres Leibes, drohend mit der Schärfe ihres Blicks — aber auch sie nicht minder von der Rätselhaftigkeit ihrer eigentlichen Bedeutung durchtränkt, wie sie äußerlich von einem Stabwerkgerüst umfassen sind, dessen Sinn und Ursprung dunkel bleibt.

Die ungelöste Problematik der geschichtlichen Abkunft und Meinung verschwindet jedoch vor der ergeifenderen Paradoxie des gleichwohl grundsätzlich klaren Sachverhalts: daß solche Symbiose von Lebewesen, solche urtümliche Kraft des Daseins einzig dazu bestimmt ist, den *Festen des Todes* zu dienen — die dramatischste Schnittführung, die geschärftesten Blicke, die gespanntesten Muskeln verschwistern sich mit der erregungsvollsten Farbensprache des Schwarz-Gelb-Weiß-Rot, um mit all diesem Aufwand farbiger und plastischer Kraftanspannung ein sieghaftes Dasein auch nach seinem Tode dem Toten, dem Ahnen zu bereiten und zu gewährleisten! Als Gebieter im Bereiche des sofortigen und des nachträglichen Gehorsams blickt *der Ahnherr* von der Rückenlehne des Ratsstuhls, vom Giebel des Dachs, von der gerundeten Wandung des Schildes ...

Diese paradoxe Verknüpfung von sprühendem Lebensüberschwang mit unablässiger Erinnerung an den Niedersturz des Todes ist auch sonst eines der Kennzeichen der naturvölkischen Kulturen und Kunstwerke, aber nirgends springt sie so klar und schneidend hervor wie hier in der Schnitzerei der Südsee-Insulaner, in der sich Tragik und Heroismus vereinen.

Diese Einheit von Leben und Tod ist uns nicht mehr vertraut. Entweder erschlaffender Melancholie verfallen oder vom Lebensenthusiasmus unkritisch hingenommen und betäubt, ist unser künstlerisches Bildnertum mit wenig Ausnahmen zu jener Dürre des Erlebens und Schaffens gekommen, die wir allorten rund um uns her wahrnehmen.

Die Künstler der Südsee reihen sich aber mit ihrer unmodernen Artung ein in die stärkste Kette der Ueberlieferung und des Ruhmes. Denn alle Kunstwerke mächtiger Geltung kennen und verwerteten die gleiche anscheinend widerspruchsvolle, in Wahrheit sich gegenseitig bestätigende Paarung: Leben und Tod.

Eckart v. Sydow.

Smart girl: Fräulein Ursula v. Zedlitz, unsere junge und schöne Mitarbeiterin, feierte am 20. Mai ihren 21. Geburtstag. Zur Feier ihrer Mündigkeit gab sie bei Hiller ein Frühstück, zu dem sie nur Leute geladen hatte, die infolge der Vielseitigkeit ihrer inneren und äußeren Gaben auf einem ebenso selbständigen Standpunkt der Welt gegenüber stehen wie die Gastgeberin. Stefan Großmann dichtete während des Essens:

Wir sind bei dir —
 Die Ausrede ist windig —
 Mit solchem Mund
 Ist man schon lange mündig. —

Das Menü:

Schildkrötensuppe
 Seezunge Hiller
 Kalbsrücken, Frühlingsart
 Salat Romain
 Erdbeeren à l'orange
 Feines Gebäck, Mokka

Martini Cocktail
 1922er Brauneberger Mötschert
 Orig.-Abf. Schorlemer
 1920er Chât. La Mission
 Haut Brion, Schloßabzug
 Clicquot american

Danach begab sich die bei Eysler & Co. angestellte junge Dame auf das Postamt, wo sie ihre Briefe expedierte. Auf dem Umschlag, in dem sie enthalten waren, stand: Expedient Zedlitz. Fräulein v. Zedlitz hat nicht nur ihre bisherige Jugend wie üblich mit Grazie und Esprit verlebt, sondern — seltener Fall — auch an Ihren Arabesken konnten wir uns bereits erfreuen.

Briefblocks. Nr. 1. Der Herr ist mein Hirte. Nr. 2. Mir wird nichts mangeln. Nr. 3. Er weidet mich auf grüner Aue. Je 50 Blatt feines Briefpapier mit Bibelsprüchen und Zeichnungen von C. Schmauk und B. Handke, je 0,90 M. Wir haben einen König. 50 Blatt feines Briefpapier mit Aussprüchen von D. von Bezzel. 0,80 M.

Arthur Hauth, der bekannte rheinische Sammler und Weinbauer, feierte am 4. Mai seinen 50. Geburtstag. Er hat mit soviel Grazie und Esprit seine Jugend verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner viellesse verte freuen.

Soeben erschien:



Parlamentarismus

Betrachtungen, Lehren und Erinnerungen aus deutschen Parlamenten

Von Dr. Ernst Müller-Meiningen

Oktav. 216 Seiten. Geheftet M. 7.—, in Leinen geb. M. 8.50

Das vorliegende Buch ist für alle im politischen Leben Stehenden ein hochaktuelles, interessantes Werk, dessen Studium vor allem dem Parlamentarier und dem, der es werden soll, unentbehrlich ist

Walter de Gruyter & Co., Berlin W10

Ausführl. Prosp.
 stehen durch jede
 Buchhandlg. od.
 direkt vom Ver-
 lage kostenlos
 zur Verfügung.

Zwei Kunsthistoriker.
Von *Rudolf Großmann.*

Zur Zeit der Hochflut und des unbekümmerten Auftriebes des deutschen Kunstgeschehens hieß es mal allgemein: die deutsche Kunst sei dazu bestimmt, den Stillstand der französischen abzulösen, und die Panne, die die Kunst Frankreichs hätte, zu überwinden. Bei geschlossenen Grenzen während des Krieges wurde für den deutschen Kunstliebhaber ein deutsches Kunstroß aufgezäumt, wie man es noch nie gesehen hatte. Sattelgerecht saßen neben dem schaffenden Künstler mit auf: Kritiker, Museumsdirektor, Kunsthändler und Kunsthistoriker. Der etwas dumme Maler von früher, der „Natur abmalte“ und der von dem Zauberwort nichts wußte, das jene Intellektuellen wie Priester eines kabbalistischen Geheimnisses hüteten, wurde als verstaubte komische Attrappe in irgendeinem Atelierwinkel liegen gelassen. Es gab Kritiker, die ihnen mit salbungsvollem, etwas dunklem Ueberzeugungston als Exegeten zelebrierend zur Seite standen.



Großmann

Karl Einstein

Das Tier, als ob es eine angenehme Last trüge, setzte sich alsbald in fröhlichen Trapp. — Es fraß bisher noch impressionistische Nahrung. Mit einem Schenkeldruck brachte man es dazu, von dieser Atzung abzulassen, und kubistische Picassos zu fressen. Die Kunsthändler hatten alle Eile, um sich vor dem zu allem bereiten Käufer nicht zu blamieren, sich vor den frisch feuchten Bildern noch die Lösung zuzuflüstern. Denn es waren noch keine gegenständlichen Teile angeklebt zum Weitertasten in die Raumendlichkeit. Um zu beweisen, daß es auf Richtung nicht mehr ankäme, hängten sie die Bilder bald richtig, bald verkehrt auf.

Jetzt geschah aber etwas Unerwartetes. Bei dieser Hast wurde der schaffende Künstler von seinen Herolden und Verkündern, die er sich zuerst freudig gefallen ließ, ganz unbemerkt und sachte aus dem Sattel gehoben und abgesetzt. Man hörte etwas von Vernichtung des Staffeleibildes, vom Aufhören der bildenden Kunst überhaupt. (Der Reflex vom Untergang des Abendlandes hatte das Roß gespenstisch gestreift.) Da man nun wisse und das Publikum genügend erfahren habe, worauf es bei dem Kunstritt ankäme, bliebe allein fortbestehend: das zum produktiven Kunstwerk in unzähligen Schriften und Zeitdokumenten „sublimierte“ Wissen um die Kunst.

Das Publikum, das nach solchen Produkten, die das Roß umwirbelten, eifrig gegriffen hatte, sah sich nun vor einem komischen Schauspiel: Die abgehetzte Kunstmähre stand plötzlich still und war keinen Schritt mehr weiterzubringen. Die Mähre rohrte und zappelte und knickte langsam vorne ein. Es blieb nichts übrig als abzusteigen.

So war die Situation, die uns zwei neue Kunstgeschichten geschenkt hat.

Diese Monumentalkompendien, die „Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst“ von H. Meier-Graefe und Karl Einsteins „Die Kunst des 20. Jahrhunderts“, beide etwa zu gleicher Zeit Gleiches behandelnd, wollen in diese Verwirrung Klärung bringen. Wie weit das den beiden Autoren gelungen ist, zeigen einige der folgenden Gegenüberstellungen.

J. Meier-Graefe

Max Beckmann (S. 680). Die Tatsache Beckmanns wird von eiserner Disziplin gefestigt. Solche Beckmanns soll man nicht hassen, denn sie verrichten nützliche Arbeit Sie sind das Gegenteil von Totengräbern, graben mit derben Fäusten das Leben Solche festen Leute zu hassen, wäre unpraktisch. Man muß sich gut mit ihnen stellen. Möglicherweise tragen sie uns eines Tages aufs Trockene.

Um nach dem Zusammenbruch Zukunft zu finden, muß man das Problem lösen, aktiv faulen zu können. Wenn irgendwo, wachsen in Berlin die dafür brauchbaren Toxine. Beckmann züchtet sie mit Umsicht. Die Sternheim und Kaiser und auch die jüngsten Sängler der Auflösung infizieren sich zu leicht. Beckmann ist immun, ein Züchter mit Sporen und Peitsche, er zeichnet sich gern als Zirkusdirektor. Die Mikroben nehmen Haltung an, rücken in Reih und Glied, marschieren Parade-marsch. Ein preußischer Kubismus von militärischem Gefüge diszipliniert sie.

Karl Einstein

Max Beckmann (S. 156). Diese Michelangeloträume lassen bei aller Achtung vor heroischer Mühe Schwächen beklagen. Bei keinem der Heutigen liegt es so tragisch wie bei Beckmann, der zwischen Sentimentalität und ironisierender Größe umhergeschleudert, seine Mittel kontrolliert Doch am großen Unternehmen enthüllt sich tragisch die leidende Unzulänglichkeit eines Menschen.

Man schwankt zwischen gemilderter Moderne der Raumauffassung und oft peinlicher Akademie von Figur und Details; ein Hinwurf eckt überschnittene Optik, in der brav akademische Kontur, welcher der Raumkonzeption kaum entspricht, bieder schwingt und kennzeichnet. Da spürt man Eklektizismus des Verspäteten.

Bad Wildungen

für Niere und Blase

Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden · Harnsäure · Eiweiß · Zucker ·
Badeschriften sowie Angabe billigsfer Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung
1925 = 16 000 Badegäste.

Picasso (S. 633). Da man bei Manet und Monet den Raum vermifste, stellte man kubische Formen dar, komponierte kaleidoskopartige Würfelgebilde und schrieb einen Titel darunter . . . es entstand ein Raum an sich, ein dialektischer Raum.

Es kamen reine Rhythmen, frei von jeder sinnfälligen Bedeutung, zum Vorschein, Bilderrätsel.

Picassos verderbliche Rolle ist nichts als der winzige Zufall, der einen längst beschlossenen Selbstmord zur Ausführung bringt.

Picasso ist der aus Romanen Balzacs bekannte Typ des tatkräftigen Provinzlers, der sich eine bestimmte Domäne von Paris, so umfangreich e möglich, am liebsten ganz Paris, als Jagdgrund ausersieht . . . Picasso wußte, was Paris brauchte. (S. 627).

Die Welt ist in ein paar Dezennien schnell gealtert, und Alter macht tolerant. Man geht nicht mehr ins Irrenhaus, sondern gründet den Kubismus.

Klossowski. (S. 54, eigenes Kapitel). „Der Kreis um Bonnard hat sich in den dreißig Jahren nur um einen Künstler vergrößert: unseren Landsmann Erich Klossowski . . .“

Karl Hofer. (S. 44). Man wird die ungewöhnliche Anstrengung dieses fruchtbarsten lebenden Deutschen erst später überblicken und ihn dann vielleicht als unseren typischsten Repräsentanten erkennen . . .

Ich weiß heute außer Beckmann keinen, der sich auf gleich hohem Niveau mit dem Geist des gegenwärtigen Deutschtums indentifizieren ließe.

George Grosz. (S. 670 u. 685). George Grosz, der sein Gewebe immer nur in Deutschland der Außenseiter

Picasso (S. 72). Eine visuelle Leidenschaft wird gegen bequeme Uebereinkunft, die man dreist Natur nennt, gestellt. Ein denkendes Schauen isoliert sich gegen überkommene Bildauffassung . . . ich glaube, diese Bilder „Frau mit Laute“ (Abb. 269), „Der Dichter“ (Abb. 273), „Kahnweiler Porträt“, „Der Kopf“ (bei Flemming), „Buffalo Bill“, „Mann mit Mandoline“ sind die erheblichsten und charakteristischsten Figurenbilder unserer Zeit.

Picasso ist menschlich reich; er weiß sich zu überraschen. Verkalkte rufen hier Kniff und Mache.

Ein tektonisches Pathos, das alle fortriß, die Cézanne in sich aufgenommen hatten. (S. 71).

Schleuniger Abschied von der Sentimentalität des nachgebildeten Motivs.

Klossowski. vacat.

Karl Hofer. (S. 125). Mildern-der, edler Eklektiker des verspäteten Neuen, des elegisch überblaßten sich Erinnerns; Ballungen einer Epoche ist anders. Durch Hofers Augen sind allzu viele Bilder Größerer durchgegangen, die er kaum vergessen wird. Auch nicht in mühevollen Krampf.

George Grosz. (S. 149—154). Der große Schrei, die Groschendämonie, färbten endlich Effekt.

spinnen konnte, „in der Nähe anderer nonchalanter Kritzler wie Klee und Rudolf Großmann“ (Kleine Abbildung von Grosz' Blättern).

Rudolf Großmann vacat, weil (nach persönlicher Information) dieser ein halbes Jahr im Hotel Esplanade in Berlin gewohnt hat.

Degas der Bildhauer (anlässlich der Ausstellung bei Flechtheim). Er war ein Frauenfeind, erzählt man. Deshalb malte, zeichnete, modellierte er sein ganzes Leben lang Frauen. Seine Feindschaft äußerte sich darin, daß er die

Frauen unerotisch zu bilden bestrebt war, als ob es Tiere oder Bäume wären. Aber aus diesem Prinzip der Vorurteilslosigkeit wurde eine verliebte Perversität. Dort, wo er die Frauen am schonungslosesten behandelte, gänzlich unabhängig vom Publikum, nur für sich selbst, in seiner Plastik, dort zeigte er sich als einen der größten Erotiker der Kunstgeschichte, zeigte, daß nur die große Leidenschaft und nicht die Theorie ganz große Kunst werden kann. Was ist diese Plastik? Ist das Statik? Ist das Form? (Wo ist das „Blockgefühl“?) Ist das Ordnung? Ist das Klarheit? Ist das Schönheit? Nein. Nichts von alledem. Wildester, schonungslosester Naturalismus! Ein Wühlen im Unausgesprochenen. Die Leidenschaft der Indiskretion! Die Manomanie der Schnüffelei! Ist es möglich, daß daraus Kunst werden kann? Man hätte es nicht für möglich gehalten. Man hält es noch heute nicht für möglich. Und doch ist es so. Degas hat sich bis an die Wurzel der Dinge durchgeschnüffelt. Da sitzt er nun, klein und unansehnlich, aber hart wie Diamant. Er ist radioaktiv, dieser Bildhauer. Neben ihm wirkt Rodin ein bißchen theatralisch, Maillol ein bißchen kühl — und das sind beide bei Gott große Bildhauer. Es ist nicht zu beweisen, daß er einer der größten Bildhauer aller Zeiten ist, da man ja in der Kunst nichts beweisen kann. Aber man wird es wissen. Ein Bildhauer für Künstler. Ich gönne ihn dem Bürger nicht.

Ernesto de Fiori.



Großmann

Meier-Graefe

KAFFEE HAG

auch vor dem Schlafengehen
gesund und bekömmlich

EINGEGANGENE BÜCHER*)

BLOESCH, HANS: *Hellas*. Reiseeindrücke von den Kunststädten Griechenlands. Mit 74 Bildern. Erlenbach-Zürich, Verlag Eugen Rentsch.

BORRMANN, MARTIN: *Sunda*. Eine Reise durch Sumatra mit 25 Zeichnungen und Aquarellen von Sigfried Sebba. Frankfurt a. M., Frankfurter Societätsdruckerei G. m. b. H.

BOURGET, PAUL: *Das Mädchen von heute*. Roman. Berlin-Wien-Leipzig, Interterritorialer Verlag Renaissance.

V. BRANDT, LUISE: *Geheimnisvolle Mächte*. Roman. Berlin W 57, Pyramiden-Verlag.

CENDRARS, BLAISE: *Gold*. Deutsche Ausgabe von Iwan Goll. Basel, Rhein-Verlag.

DAUDISTEL, ALBERT: *Das Opfer*. Roman. Berlin, Verlag Die Schmiede.

DIDRING, ERNST: *Die Weltspinne*. Roman. Braunschweig, Verlag Georg Westermann.

EHRENSTEIN, ALBERT: *Lukian*. Berlin, Ernst Rowohlt Verlag.

ESSÉN, RÜTGER: *Zwischen der Ostsee und dem Stillen Ozean*. Frankfurt am Main, Frankfurter Societätsdruckerei G. m. b. H.

ELVESTAD, SVEN: *Das Orchester der Madame Fournier*. München, Georg Müller Verlag.

EWERT, ERNST: *Kammerspiele*. 2 Bde. Druck: Aktiengesellschaft für Druck und Verlag, vorm. Gebr. Gottschelt, Kassel.

FEUERBACH, ANSELM: *Aus Skizzenbüchern der Jugend*. Herausgegeben von Kurt Gerstenberg. München, R. Piper & Co.

FEUER, F.: *Wie wohnt der Berliner im Eigenhaus billiger als in der Mietwohnung?* Wiesbaden, Heimkultur-Verlag G. m. b. H.

GALLWITZ, S. D.: *Briefe und Tagebuchblätter von Paula Modersohn-Becker*. München, Kurt Wolff Verlag.

GEMÜND, W.: *Leben und Anpassung*. Bonn, Verl. Friedrich Cohen.

GILBRETH, DR. LILLIAN MOLLER: *F. B. Gilbreth. Das Leben eines amerikanischen Organisators*. Übersetzt und eingeleitet von J. M. Witte. Stuttgart, Verlag C. E. Poeschel.

ALEXANDER VON GLEICHENRUSSWURM. *Ein Rückblick an seinem 60. Geburtstag*. Den Freunden gewidmet. Stuttgart, Verlag Julius Hoffmann.

LE GOFF, MARCEL: *Gespräche mit Anatole France, 1914—1924*. Übersetzt von Ernst Klarwill. München, Musarion-Verlag.

GOLL, IWAN: *Germaine Berton, Die rote Jungfrau*. Berlin, Verlag Die Schmiede.

HAMSUN, KNUT: *Gesammelte Werke*. Band X: Novellen. München, Verlag Albert Langen.

HASSENCAMP, HERBERT: *Die Kußgeschichten des Philander*. Freiburg i. Br., J. Bielefelds Verlag.

HELLER, FRANK: *Die Tausend- undzweite Nacht*. München, Georg Müller Verlag.

HELLER, FRANK: *Der sibirische Exprefß*. Roman. München, Georg Müller Verlag.

HILDEBRAND, ADOLPH VON: *Zeichnungen*. Herausgeg. von Alfred Bäumlner. München, R. Piper & Co.

HÖLDERLIN: *Dokumente seines Lebens*. Gesammelt und herausgegeben von Hermann Hesse und Karl Isenberg. Berlin, S. Fischer Verlag.

HUNT PETERS, LULU: *Hallo! Dein Gewicht*. Übers. von Grete S. Mankiewitz. Berlin, Verlag Ernst Rowohlt.

*) Für die Auswahl der hier verzeichneten Bücher ist nicht immer deren Neuheit, sondern auch die Qualität maßgebend, wenn es sich um vergessene oder nicht genügend anerkannte Bücher handelt.



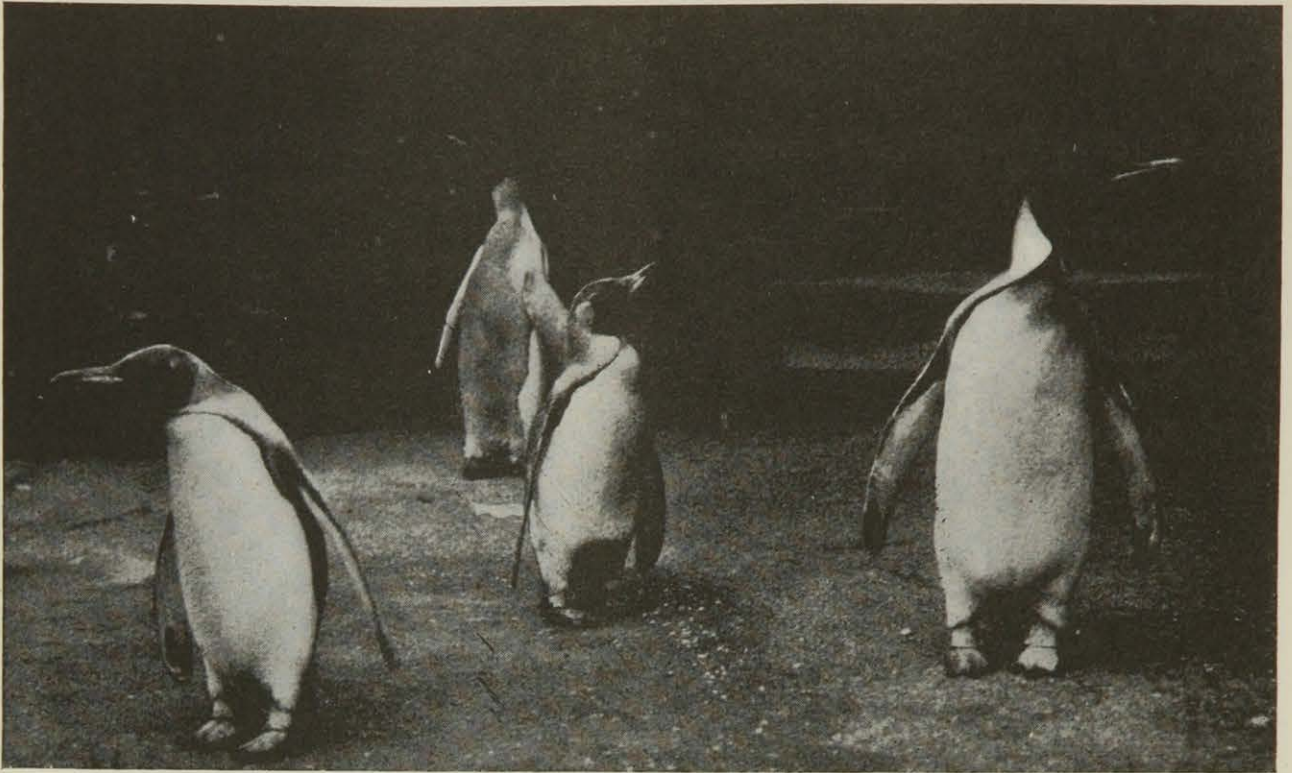
Ochsen in Ravenna



Photo Herbert Simon
Schottisches Kalb

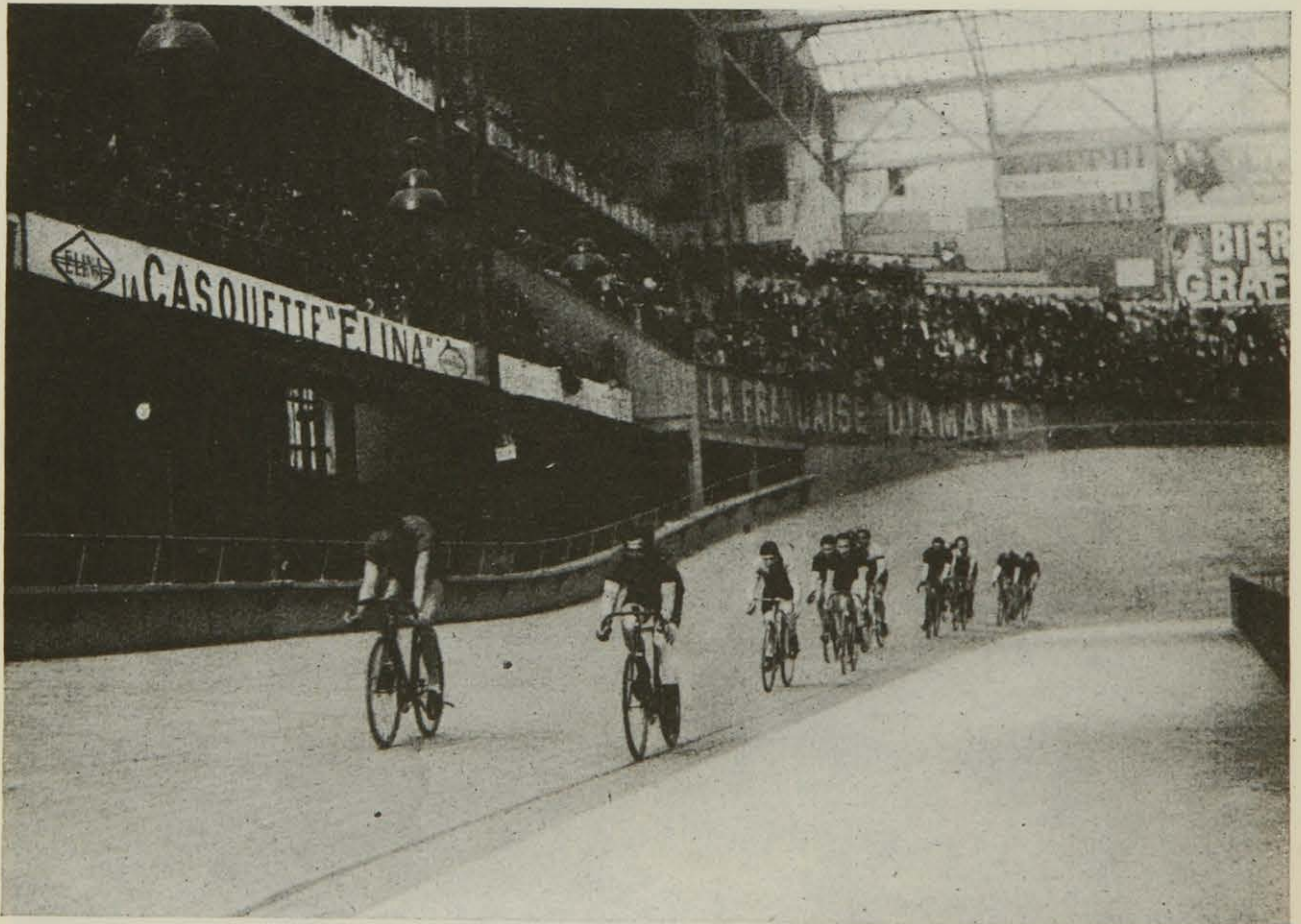


Ausstellung Thannhauser, München
Hans Bremlinger, Bodenseevieh. Oelgemälde



Pinguine beim Spaziergang in einem Garten bei Liverpool

Photo Graudenz



Das Feld des Pariser Sechstagerrenns

Photo Meurisse

Aufklärung über Stuhlverstopfung

Von Dr. med. Ernst Sanders

Magen und Darm sind die eigentlichen Grundpfeiler unseres körperlichen Lebens, mit denen wir stehen oder fallen. Sind Magen und Darm gesund, so ist der ganze Mensch gesund. Sind wir aber krank, so sind Magen und Darm, direkt oder indirekt, fast stets in Mitleidenschaft gezogen. Ja, es wird ärztlich behauptet, daß 75 Prozent aller Menschen mehr oder minder darmkrank sind. Das leuchtet uns ein, wenn wir bedenken, wie das ganze Leben des Einzelnen oft eine Kette von Verdauungsstörungen, Magenverstimmungen, Übelkeit, Durchfall, Verstopfung, Magen- und Darmkatarrhen, Magenläsionen, Darmabszessen, Hämorrhoiden, Blinddarmentzündungen und schlimmeren Leiden bis zum Darmgeschwür und Darmkrebs ist.

Langsam und allmählich dringt nun aber die Erkenntnis durch, daß Darmpflege das erste Gebot der ganzen Körper- und Gesundheitspflege ist.

Fast alle Magen- und Darmerkrankungen sind angeeignet und müssen wieder abgegessen werden. Man kann sie nur diätetisch-erzieherisch behandeln, wenn man ganze Arbeit machen will. Es kommt darauf an, Magen und Darm durch eine Schon- und Erziehungsdiät wieder flott, wieder funktionsfähig zu machen. Die Darmmuskulatur muß gestählt, die verwundete, entzündete Darmschleimhaut muß wieder geheilt, die Darmpéristaltik muß wieder hergestellt werden. An Stelle umständlicher Diätvorschriften (die doch nicht eingehalten werden) schenkte deutscher Erfindergeist uns ein Universal-diätetikum — „Brotella“ genannt —, das nach Professor Dr. Gewecke ein naturgesetzlich arbeitendes Darmdiätetikum und Darmregulativ ist, eine schleimende, fettende, quellende, kolloidale Schon- und Erziehungsdiät bei allen Magen- und Darmzuständen und bei Stuhlverstopfung.

Die äußerst günstige Aufnahme dieser Magen- und Darmdiät beweist, daß Brotella einem dringenden Bedürfnis unserer heutigen Zeit tatsächlich entspricht. Es macht uns frei von dem Gebrauch schädlicher Abführmittel, es macht uns frei von der Allerweltskrankheit: habituelle Stuhlverstopfung.

Brotella-Darm-Diät statt Abführmittel!

Für den Allgemeingebrauch:

1. **Brotella-mild**, bei Magen-Darmleiden, leichter Verstopfung und für Kinder M 1.40
2. **Brotella-stark**, bei chronischer Stuhlverstopfung „ 2.—

Für den Spezialgebrauch:

3. **Brotella für Korpulente**, bei Stuhlverstopfung und Fettsucht . . „ 3.—
4. **Brotella für Diabetiker**, bei Stuhlverstopfung, Zuckerkrankheit „ 3.—
5. **Brotella für Nervöse**, bei Stuhlverstopfung und Nervenleiden . „ 3.—

In Apotheken, Drogerien, Reformhäusern

Wilhelm Hiller / Chemische Fabrik / Hannover

KUNSTHAUS

Dahlheim

GEMÄLDE

HÖCHSTEN RANGES
UND SOLCHE ZUKUNFTS-
REICHER KÜNSTLER

STETS
GELEGENHEITSKÄUFE
IN KUNSTSACHEN

MÄSSIGE PREISE

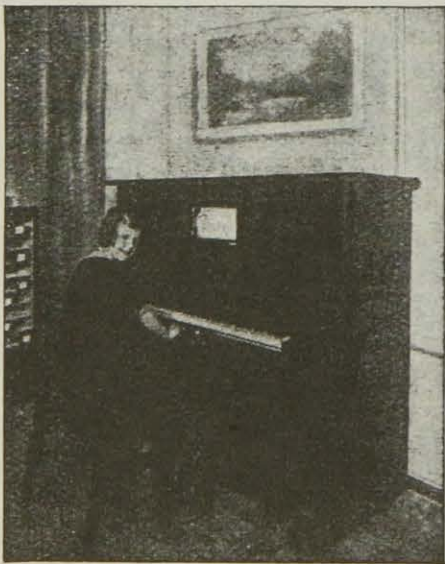
BERLIN W

POTSDAMER STRASSE 118 B



JAHRES-SCHAU
DEUTSCHER ARBEIT
DRESDEN
JUNI-OKT

1926
INTERNATIONALE
KUNST-
AUSSTELLUNG



Kunstspielpianos

Qualitätsware. Höchste Vollendung. Unser Kunstspielpiano macht **jedermann**, ohne jegliche Vorkenntnisse, zum vollendeten Klavierspieler. Vorführung bereitwilligst. Belichtung lohnend / Fabrikniederlage:

GEBR. ZIMMERMANN
27 Potsdamer Str. 27



HALLOH!
HOW DO YOU DO?

MERCI, MONSIEUR,
TRÈS BIEN

Lernen Sie Sprachen! Mit „1000 Worten in der Kasette“ ist's ein Vergnügen! „1000 Worte“ — die neue lustige Methode, nach der moderne Menschen Sprachen lernen! Englisch, Französisch, Spanisch — je 5 M.

In allen Buchhandlungen vorrätig!

VERLAG ULLSTEIN

